This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

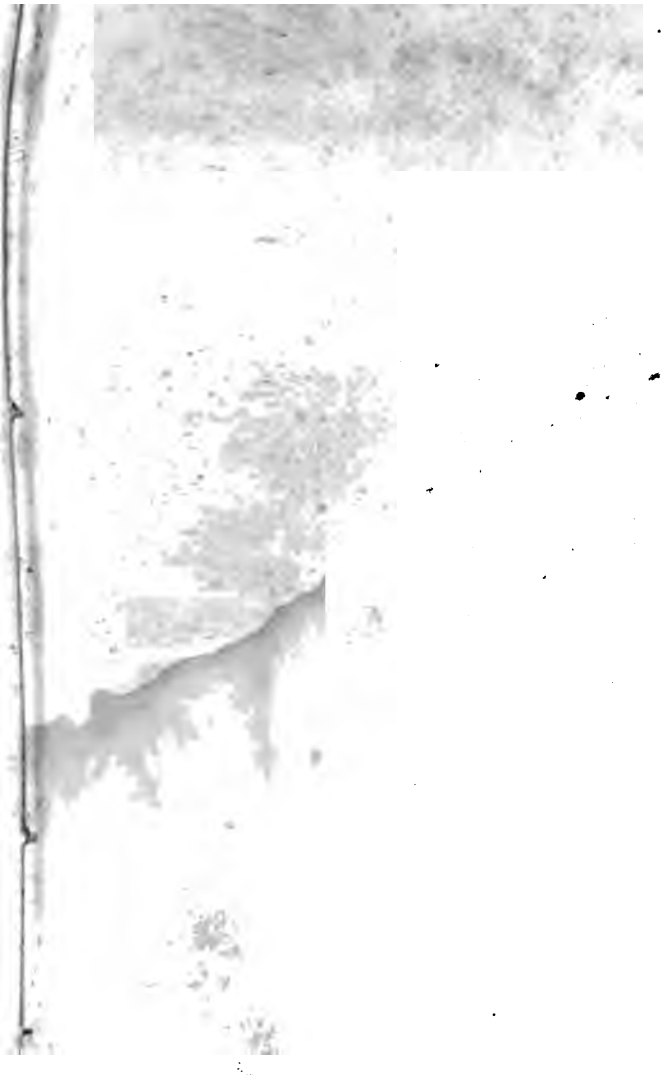
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 916,

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Giacomo Meyerbeer.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt

von

Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Flörke,

und jetzt von

Johann Wilhelm David Korth,

Doktor der Philosophie.

Hundert und neun und siebzigster Theil,

welcher die Art. **T. T.** bis **Tanz und Tanzkunst** enthält.

Mit vier Kupfertafeln, einer Tabelle und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1842.

In der Paulischen Buchhandlung.

(L. W. Krause.)

(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

AE27
K8
v.179
~~Loaded~~
stade

T. t.

T, t, ein stummer Buchstab und der neunzehnte des Alphabets nach der Ordnung desselben, und wenn man das lange j oder Jod mitrechnet, der zwanzigste; unter den Mitlautern aber der sechzehnte, welcher mit an die Zähne gelegter Zunge und schnell und stark ausgestoßenem Athem ausgesprochen wird, wodurch er sich von dem d unterscheidet, welches mit einem langsameren und gelinderen Drucke der Lunge begleitet wird. Wegen dieses starken Drucks bei der Aussprache, wird dieser Buchstab auch als ein Zeichen der Intension gebraucht, besonders in solchen Fällen, wo der ursprüngliche Laut durch ein d oder s ausgedruckt wird; daher ist das tz, wo es vorkommt, gemeiniglich ein im hohen Grade verstärktes s, ob es auch gleich in manchen Fällen ein durch den härtesten Zischlaut verstärktes d und t ist. Da sich die Ober- und Niederdeutschen Mundarten besonders durch das Harte und Weiche in der Aussprache unterscheiden, so wird dieser Unterschied in den Fällen vorzüglich sichtbar, wo ein und eben derselbe ursprüngliche Laut nach verschiedenen Graden der Härte und Gelindigkeit gesprochen und geschrieben werden kann;

daher hat die weichere und ſanftere Niederdeutſche M
art in den meiſten Fällen ein d, wo in der härtern H
deutſchen das t herrſcht. Die Niederſächſiſchen T
Danz, Dapper, daven, Deeg, Dook, del
dütſch ꝛc., lauten im Hoch- und Oberdeutſchen: T
Tanz, tapfer, toben, Teig, Tuch, til
teutſch. Die Hochdeutſche Mundart, welche in
Fällen das Mittel zwiſchen beiden hält, folgt zwa
größtentheils der Oberdeutſchen, behält aber do
manchen Fällen das Niederdeutſche d, z. B. D
oder Dacht, Düte, Deich, ein Damm, dichte
welche im Oberdeutſchen Tocht, Teute, Teich,
ten lauten. — In den Lateiniſchen Abkürzung
Römiſchen Inſchriften bedeutet das T. Titius, T
Tribunus, turma; Ti. Tiberius; T. C. testa
causa; T. F. testamentum fecit, auch Titulum
T. P. Titulum posuit; T. R. E. S. P. R.,
regesta ex sua pecunia restituerunt; T. R.
DESS., Tribuni plebis designati; TR. PL. Tri
plebis, TT, Testamentum, TER. Terentius
Tertium, TR. MIL. Tribunus militum, TR. P
Tribunitia potestate, TEMP. Temporum, TRI
Triumphator, TREB. Trebonianus. In den M
rollen wurden die Namen der Soldaten, die in
gelieferten Schlacht geblieben waren, mit dem Bu
ben o, die aber am Leben gebliebenen, mit T b
net. Die Mönche des heiligen Antonius von Vienn
gen ein himmelblaues T auf ihrem Kleide, damit
zeigen, daß ſie unter dem Schutze des Kreuzes
ſtehen. In England wird den Dieben ein T in die
Hand gebrannt, als der erſte Buchſtab des W
Thief, ein Dieb. Auf den Franzöſiſchen alten
zen iſt T das Zeichen, daß ſie zu Nantes gepräg
Das T der Miniter, ſ. Te. TR. in der Ch
heißt Tinctura, Tinktur. T. Titulus, Titel,
Correſpondenz.

Taakel, und alle mit einem doppelten a, alſo aa geſchriebenen Wörter, ſ. unter dem einfachen oder bloßen a, wie Takel, Takelmeiſter, Takelraa, Taker ꝛc.

Tabagie, aus dem Franzöſiſchen, Tabaksſtube, Tabakshaus, Tabaksgeſellſchaft; auch Tabakspfeifenkäſtchen. Die Bedeutung, die man mit dieſem Worte früher verband, indem man darunter bloß eine Tabaksſtube verſtand oder damit bezeichnete, wie Weinſtube, Kaffeeſtube, die man nachher in Weinhaus, Kaffeehaus ꝛc. verwandelte, weil mehrere Zimmer dazu nöthig wurden, iſt jetzt nicht mehr die geltende, ſondern man verſteht darunter im weitläuftigſten Sinne einen Beluſtigungsort, wo man nicht bloß Bier trinkt und Tabak raucht, wie es früher der Fall war, ſondern wo man auch Karten, Billard, Kegel ꝛc. ꝛc. ſpielt, tanzt, auch in einigen der Venus opfert, indem dazu beſondere Stuben oder Gemächer vorhanden ſind. Die Letzteren nannte man früher Bordelle oder Hurenhäuſer, mit einem feineren Namen in neuerer Zeit Jungfernhäuſer, die jetzt auch den Namen Tabagien oder Wirthſchaften angenommen haben. Die erſten Tabagien, als das Rauchen des Tabaks gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts auch in Europa Mode wurde, waren bloß dem Publikum geöffnete Zimmer von Privatperſonen, die ein Gewerbe daraus machten, Bier zu ſchenken und Tabak zum Rauchen, ſo auch Pfeifen dazu, zu halten. Sie nannten ihr Etabliſſement oder ihre Anſtalt Tabagie, entweder von dem Namen Tabago, der Inſel, wo man dieſes Kraut zuerſt in Menge fand, oder von einer Art zweizackiger Pfeifen, Tabacos auf der Inſel St. Domingo genannt, von welchen Pfeifen die Spanier dem Kraute den Namen Tabak gegeben haben. Die erſten Tabagien waren daher bloß Zimmer oder Stuben, in welchen man rauchte, Bier trank, und politiſche oder Stadtneuigkeiten auftiſchte. Bald reichte dieſe Unterhaltung nicht mehr aus,

und man fügte die Spiele hinzu, und fing mit dem K
tenſpiele an, dieſem folgte das Damenbrett-, das Bill
und das Kegelſpiel; man beſchränkte ſich nicht mehr
das Bier, ſondern fügte den Kaffee hinzu, doch l
das Rauchen und Biertrinken Hauptſache. Man
nun, daß immer noch eine Leere blieb; denn die Fre
waren von dieſen Vergnügungen gänzlich ausgeſchlo
und ſo richtete man auch ein großes Zimmer ein,
dieſe Bier und Kaffee trinken konnten. Bald erwe
bei den Töchtern die Liebe zum Tanze, und da
auch die erwachſenen Söhne die Tabagien mit den
tern beſuchten, ſo wurde eine Art Picknick oder Kr
chen unter den Stammgäſten angeordnet, die dann
wann im Winter Statt fanden, und hiermit ward
Tanztabagie die Pforte geöffnet. Man hatte nun
mehr Tabagien zum Tabaksrauchen, Trinken und S
len, ſondern auch zum Tanzen, wozu ſich ſpäterhin
noch andere Vergnügungen geſellten. Die eigentli
Tabaksſtuben hörten mithin ganz auf, indem
damit andere Zerſtreuungen und Vergnügungen verb
ſo auch Reſtaurationen, Wurſtpicknicke ꝛc. Der T
war alſo bloß noch Nebenſache, und lieh der Anſtalt
Namen, die Reſtauration des Körpers, Spielen, T
vergnügungen ꝛc. waren Hauptſache, ſo iſt das W
der jetzigen Tabagien. Es haben ſich zwar noch e
nach altem Brauche erhalten, man beſucht ſie aber
bloß des Tabaksrauchens wegen, ſondern wegen des B
um daſelbſt ein gutes Glas Bier zu trinken, und zu
litiſiren. Dieſe jetzt nur einfachen Tabagien werden
von älteren Leuten, ſogenannten Stammgäſten, beſ
die junge Welt ſpricht ſelten da ein, weil die übi
Genußmittel fehlen, die man gern damit verbindet,
ſie anſchließt. In neueſter Zeit iſt Tabagie ein Ver
gungsort der untern Volksklaſſen, dagegen beſuche
höheren Volksklaſſen oder Gebildeten Kaffeehäuſer, W
häuſer, Reſtaurationen ꝛc. Die Tabagien, in dem S

wie man sie jetzt nehmen muß, sind daher Vergnügungsörter, wo man Bier, Branntwein ꝛc. trinkt, Billard, Kegel und Karten spielt, raucht, tanzt, des Abends ißt, das heißt, Portionenweise ꝛc. ꝛc., dabei giebt es Konzerte, Picknicks ꝛc. Jeder kann darin nach den Umständen seines Geldbeutels leben, wie es ihm beliebt, wenn er nur wenigstens ein Glas Bier trinkt, um sich den Aufenthalt zu sichern, da jeder Einsprechende Gast wird, und etwas verzehren muß.

Tabak, Tobak, bei den Amerikanern Petum, bei den Virginiern Uppowack, bei den Engländern im nördlichen Amerika Yoli, bei den Europäern Nicotiana; dann nannte man ihn auch Königinnenkraut, heiliges Kraut, Kraut des heiligen Kreuzes, Gesandtenkraut, göttliches Kraut, Kraut des Priors, Wunderkraut, heiliges Wundkraut, Heilkraut, Panaceenkraut, Indisches Beinwell, bis der Name Tabak der herrschende blieb. Der Lateinische Name der eigentlichen Gattung ist Nicotiana Tabacum, ein narkotisches, ursprünglich Amerikanisches Kraut, oder eine herbe, beitzende, ja sogar Giftstoff enthaltende Pflanze, welches sich durch die Wirkungen zeigt, die der Tabak, beim Angewöhnen des Rauchens, von dessen zubereiteten Blättern giebt, indem er Uebelkeiten so lange verursacht, bis man sich daran gewöhnt hat, sich aber trotz diesen Eigenschaften und dem Widersetzen seiner Einführung fast über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Wenn daher noch im siebzehnten Jahrhunderte Väter ihre Söhne enterbten, die Obrigkeiten das Todesurtheil über die Mitbringer des Tabaks aussprachen, oder sie körperlich züchtigen ließen, sie an den Pranger stellten; die Geistlichen, besonders die Pietisten, gewaltig wider dessen Gebrauch predigten und seufzten, so ward doch im achtzehnten Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit der Tabaksgebrauch so allgemein und so wenig anstößig, daß ihn nicht nur das

ſchöne Geſchlecht in deſſen Gegenwart, oder in ſe
Geſellſchaft zu gebrauchen erlaubte, ſondern er ward
gar in manchen Gegenden den Frauen auf dem La
Bedürfniß, wie dieſes im Braunſchweigiſchen, Har
verſchen, in Holland ꝛc. der Fall iſt. So ſehr ha
ſich die Anſichten über dieſe Pflanze geändert, und ha
ſächlich daher, weil ſie ein ſehr einträgliches Finanz
tel abgab, den Staaten bedeutende Einkünfte ſiche
ſie ward, mit einem Worte, ein höchſt wichtiges Ma
faktur- und Handelsprodukt, welches faſt in jedem St
viele tauſend Menſchen beſchäftiget und ernährt, und
Staatseinkünfte bereichert. — Die Geſchichte
Tabaks reicht ſo weit hinauf, als die Entdeckung
Amerika; denn dieſes Produkt iſt ein Amerikaniſc
Der Spaniſche Mönch Romano Pane, den C
lumbus bei ſeiner zweiten Rückreiſe aus Amerik
St. Domingo ließ, gab im Jahre 1496 Nachricht
der ſonderbaren Gewohnheit der Inſulaner, den Ta
welchen ſie Cohoba, Cohobba und Yoli nann
aus einer Art von Tabakspfeife zu rauchen, deren
hauptſächlich die daſigen Gaukler bei ihren Zauberei
bedienten. Man zog nämlich den Rauch durch ein R
in Geſtalt eines Y in die Naſe, indem man ſeine bei
Aeſte in die Naſenlöcher ſteckte, in welcher Abſicht
Haufen feuchter Tabaksblätter angezündet wurde,
man auf halb glühenden Kohlen ausbreitete. Son
die damals noch rohen Einwohner daſelbſt, als auch
Mexiko nannten dieſe Pfeifen oder Röhren Tabac
und dieſe Benennung gab Veranlaſſung, daß man
das Kraut Tabak nannte, oder daß vielmehr die E
nier es mit dieſem Namen belegten. Andere wollen,
Tabaco das Rauchen bei den Mexikanern gebei
habe. Ob nun dieſes, oder jenes richtig iſt, thut
nichts zur Sache, genug, es hat Beziehung auf
Kraut, und daher iſt auch der Name dafür ganz rid
gewählt. Auch auf dem feſten Lande von Ame

herrſchte ſchon ſehr lange bei den Einwohnern derſelbe Gebrauch; das Kraut wurde daſelbſt Petum genannt. Die Provinz Tabasko in Mexiko, ſo auch die Inſel Tabago ſollen ihren Namen von dem Tabake erhalten haben, als dieſer ſchon den ſeinigen empfangen hatte, und dieſes weil man auf der Inſel viel Tabak fand. Nach der Historia del nuevo mundo, von Dr. Juan Baptiſta Munoz (Madrid, 1793, 4. Vol. I.), ſollen die Spanier gleich bei ihrer erſten Ankunft auf der Insel Cuba bei den Einwohnern das Tabaksrauchen bemerkt, und das Kraut ſchon damals Tabaco geheißen haben. Im Jahre 1535 hatten ſich ſchon die Neger an den Tabak gewöhnt, und bauten ihn in den Pflanzungen ihrer Herren. Der Zweite, nach dem Exemiten Pane, der auf den Tabak um das Jahr 1535 aufmerkſam machte, war gleichfalls ein Spanier, Namens Hernandez de Oviedo, der in St. Domingo als Beamter fungirte; und in den zehn Jahren, von 1550 bis 1560, kamen vier neue Beobachter hinzu, nämlich: Hieronymus Benzono, ein Mailänder, der lange in Mexiko war, und den Gebrauch des Tabaks auf den Antillen, in Guatimala und Nicaragua anführt. Er fand, daß hier die Wilden den Tabak in zuſammengerollten Blättern rauchten, die unten angeſteckt wurden, wie man noch jetzt die Cigarren im Spaniſchen Amerika raucht. Andreas Thevet, ein Franzöſiſcher Mönch, der 1555 und 1556 in Braſilien war, und auch hier den Tabak unter dem Namen Petum fand, den man wie die Cigarren rauchte. Dieſer Mönch brachte den reifen Samen der Pflanze nach Frankreich. Nicht lange nach ihm kam ſein Landsmann Lerry nach Braſilien, der gleichfalls in ſeinen Nachrichten des Krautes Petum, der Wunderkräfte deſſelben, und des Rauchens erwähnt. Der Spanier Franz Hernandez, der ſich um das Jahr 1560 in Mexiko aufhielt, und eine Naturgeſchichte des Landes verfaßte, erzählt: das Kraut

werde dort Yetl oder Pycietl genannt, und man be
ſich zum Rauchen eines hohlen Rohrs. Auch Eur
ſollen um dieſe Zeit ſchon Tabak geraucht haben,
wahrſcheinlich in Amerika. Im Jahre 1539 ſchickt
Franzöſiſche Botſchafter von dem Könige Franz
Zweiten, Jean Nicot (von dem die Pflanze
botaniſchen Namen erhalten hat) am Portugieſi
Hofe zuerſt Samen von dieſem Kraute aus Por
nach Paris an die Königin Katharina von
dicis. Dieſer Geſandte erhielt nämlich von einem
tugieſiſchen Edelmanne einige junge Tabakspflanze
ſchenkt, dem ſolche aus Florida geſchickt worden w
Er pflanzte ſie in ſeinem Garten in gute Erde,
nachdem er die Blätter eingeſammelt und getro
hatte, verſuchte er die Kräfte derſelben bei Wunden
andern äußerlichen Gebrechen, wo die gerühmte
kraft ſich auch beſtätigte; denn ein Verwandter
ſeiner Pagen heilte ſich damit den Krebs, der ihm
den Knorpel an der Naſe weggefreſſen hatte; auch
Haushofmeiſter kurirte den Koch, der ſich faſt die g
Pulsader der Hand abgeſchnitten hatte, mit den
ſchlägen von dem Kraute. Dieſes verbreitete ſich i
ganzen Stadt; man lief hinzu, um ſich Blätter zu h
und das Volk nannte das Kraut Geſandtenkr
Dieſes veranlaßte ihn nun, einen Theil ſeiner E
nach Frankreich, wie oben erwähnt worden, zu ſchi
wo er von dem Könige, der Königin, und einigen
ſtern an dieſem Hofe unterſucht, und dann, nach g
hener Prüfung, deſſen Anpflanzung befohlen wurde.
Ehre der Königin Katharina von Medicis, Fr
des Zweiten Mutter, ward der Tabak: Herb
la Reine mère, herba Catharinaria, herba Medi
dann herbe Nicotiane, herbe d'Ambassade gen
Wie nun der Gebrauch des Tabaks in Frankreich
fing, wurde derſelbe auch herbe du Grand-Pr
genannt, nach dem damaligen Großprior (Gr

Prieur) aus dem Hauſe Lorraine, der ihn nach Einigen ſtark brauchte; nach Andern ſoll er dieſe Pflanze von ſeinen Reiſen über Liſſabon nach Frankreich mitgebracht haben, und deshalb ſoll ihm die Ehre widerfahren ſeyn, ſie nach ſeiner Würde zu benennen. Man hieß auch den Tabak eine Zeit lang Herbe de Sainte Croix, nach dem Kardinal Proſper de Sant. Croce, der ihn nach ſeiner Rückkehr aus Portugal, wo er Päbſtlicher Nuntius geweſen war, in Italien bekannt machte, woſelbſt er auch den Namen Tornabona von dem Biſchof Nikolaus Tornabona erhielt. Der Tabaksbau machte ſchnelle Fortſchritte in Frankreich, und da der Handel damit bedeutend war, ſo wurde im Jahre 1629 die erſte Abgabe in dieſem Staate vom Tabake erlegt, und im Jahre 1674 zog der König Ludwig der Vierzehnte den Alleinhandel mit Tabak an ſich, und verpachtete denſelben. Im Jahre 1719 verbot der Rath von Straßburg den Anbau des Tabaks, aus Beſorgniß, er möchte dem Getreidebaue ſchaden, da faſt ein Jahrhundert vorher, 1620 der Kaufmann Robert Königsmann aus England die erſten Tabakspflanzen nach Straßburg gebracht hatte. Indeſſen reichten dergleichen Verbote nicht weit hinaus; denn man gewann bald die Ueberzeugung, daß man ſich geirrt habe, und dem Handel ſchade, wenn man es dabei laſſen wolle. Auch bewies die Einnahme vom Tabake unter dem Könige Ludwig dem Sechzehnten, im Jahre 1780 von 29 Millionen Livres, ungefähr 7,250,000 Thlr., wie anſehnlich der Tabaksbau in Frankreich zu einer Zeit war, wo die feinere Welt ſich noch des Tabaksrauchens enthielt, es unanſtändig war, in irgend einer Geſellſchaft, wo ſich das weibliche Geſchlecht befand, zu rauchen, ja von den Gebildeten des erſten Geſchlechts waren nur ſehr Wenige, die Tabak rauchten, dagegen wurde von den ältern Perſonen der Schnupftabak mehr in Anſpruch genommen.

Die neuere Zeit, beſonders während der Republik des Kaiſerreichs, hat dem Rauchtabake in Frankreich gemeinen Eingang verſchafft; denn bei den fortwäl den Kriegen gewöhnte ſich der Soldat ohne Unterſc das heißt, von allen Graden, im Felde an das Tab rauchen, und brachte dieſe Sitte aus ſeinem Vat mit nach Frankreich, und weil der Soldat Alles ſo rauchte man auch in den anſtändigſten Zirkeln in den feinſten Geſellſchaften wurde doch wenigſten einem Nebenzimmer eine Cigarre geraucht, und ſo v das Tabaksrauchen allgemein, wozu auch noch die garren viel beitrugen, die nicht einen ſolchen Tab qualm verbreiteten, als das Rauchen aus Pfeifen In Italien ward der Tabak, wie oben bemerkt den, durch den Biſchof von Tornabona eingefü aber auch hier fand er ſeine Widerſacher; denn nur der Pabſt Urban der Achte ließ eine B bulle gegen die Schnupftabaks-Verbraucher in Kirchen ergehen, ſondern auch der Pabſt Innoc tius der Zwölfte im Jahre 1690 gegen alle E nigen, welche den Tabak in der St. Peterskirche men würden; dagegen hob der Pabſt Benedikt Dreizehnte die Excommunikation des Innocen wieder auf, weil er ſich ſelbſt an den Tabak gew hatte. Venedig trieb mit dem Tabake einen anſe chen Handel; denn im Jahre 1657 wurde die Tab pacht in dieſem Freiſtaate eingeführt; ſie betrug in erſten fünf Jahren 46,000 Dukaten. — In Spa findet man erſt um das Jahr 1570 Spuren vom baue der Pflanze. Der Arzt Monardes berichtet lich um dieſe Zeit, daß man das Kraut in den Gä mehr ſeiner ſchönen Blüte, als ſeiner Wunderkräfte gen ziehe. Nach ihm ſey das Kraut beſonders in M ſehr häufig, und die Eingebornen dieſes Landes be ten ſich nicht nur der Röhre zum Rauchen, ſonder machten auch aus Tabak und geſtoßenen Muſcheln

len, womit ſie drei bis vier Tage lang gegen Hunger und Durſt aushielten; auch führt er ſchon Tabaksklyſtiere an. — Daß der Tabak auch Deutſchland nicht fremd bleiben konnte, war wohl ſehr natürlich, obgleich dieſes Land vor dem dreißigjährigen Kriege dem Weſten Europas eine Terra incognita war, ja Frankreich ſo weit ging, es noch in dem achtzehnten Jahrhunderte ein barbariſches zu nennen, in dem man von feinen Sitten, welche die Kultur gebiete, keine Ahnung habe; indeſſen gelangte der Tabak, ungeachtet der Unkultur Deutſchlands, worein es ſeine Nachbaren verſenkten, doch in den 1560ger Jahren nach Deutſchland, wenigſtens lernte ihn Conrad Gesner im Jahre 1565 kennen; um dieſelbe Zeit zog ihn ein Geiſtlicher in Bern, Namens Aret, in ſeinem Garten; auch nach Augsburg ſoll eine Pflanze an den Arzt Occo gelangt ſeyn; auch zogen ihn ſchon damals mehrere Botaniker in ihren Gärten, jedoch bloß der medizinischen Kräfte wegen, nicht wegen des Rauchgenuſſes, denn dieſen fing er ſpäter an. Erſt gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſcheinen die Europäer das Tabaksrauchen angefangen zu haben; nach Deutſchland, und hier nach Sachſen, gelangte es erſt im Jahre 1620, wo eine Kompagnie Engländer die Gewohnheit Tabak zu rauchen nach Zittau brachte; etwas ſpäter verbreiteten die Schweden dieſe Gewohnheit in Deutſchland noch mehr; denn damals rauchten nur meiſtens die Soldaten im Felde, in den Lagern, Tabak; ja man erzählt von einem Schwediſchen Hauptmanne im ſiebenjährigen Kriege, der in Ermangelung des Tabaks Stroh in die Pfeife geſtopft und dabei verſichert habe: dies ſey Alles einerley, wenn er nur Rauch unter der Naſe ſähe, ſo wäre er zufrieden. Von den Soldaten lernten es auch andere Perſonen. Der Holländiſche Arzt Bontekoe ſoll es im nördlichen Deutſchland als Bewahrungsmittel der Geſundheit empfohlen haben. Man hielt es damals für eine Ausſchwei-

ſung, der nur rohe und gewöhnliche Menſchen nach
gen, indem man zugleich der Meinung war, daß der
ſundheit dadurch geſchadet würde, und man es auch
beklagte, daß Aecker oder Felder durch den Anbau
Tabak gemißbraucht würden. Es kamen daher ſ
zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts theils
harte Verordnungen und Verbote gegen das Tab
rauchen zum Vorſchein, theils legte man große Ste
auf den Verkauf des Tabaks. Viele enterbten ihre S
wegen des Tabaksrauchens, Prediger eiferten und
heten von der Kanzel wegen dieſer Gewohnheit; ja
züchtigte die Tabaksraucher oft körperlich, ſtellte ſie a
Pranger, wie ſchon oben angeführt worden. Dieſe
ten Maaßregeln dauerten in einigen Ländern nu
Viertel, in andern ein halbes Jahrhundert, noch in
dern etwas länger fort; ſie wurden aber nach und
immer mehr gemildert, zuletzt auch ganz aufgeh
vornehmlich als die Regierungen einſahen, daß ſie
die Tabaksſteuern an Einkünften ſehr gewinnen k
ten. Der Lüneburgiſchen Landſchaft geſchah am
September im Jahre 1691 bei den Miniſterial-
ſchlägen mit der Antrag, daß wer außerhalb den
ben und Küchen Tabak rauchen würde, einen Re
thaler Strafe erlegen oder vierundzwanzig Stunde
fangen ſitzen ſollte. Weniger gerecht und dem Verg
angemeſſen war es aber ſchon, wenn jene Anträg
darauf abzielten, den, der an Orten, wo Stroh
Tabak rauchen würde, ausſtreichen, mithin ehrlos
chen zu laſſen. Noch weit mehr überſchritt das M
einer vernünftigen Strafgerechtigkeit bis zur unme
lichen Härte der Vorſchlag, daß wer durch Tabak
chen etwas anſtecken würde, am Leben geſtraft w
ſollte. Für keine andere, durch Unvorſichtigkeit ver
dete Feuersbrunſt enthielten jemals die Geſetze eine
liche Strafe, und daher muß man den Grund de
geführten, grauſamen Vorſchlages, wohl in dem

ſuchen, der damals gegen den Gebrauch des Rauchtabaks gehegt wurde. Dieſer äußerte ſich auch ferner in den Landesherrlichen Reverſalien, vom 20. May 1698, von den Lüneburgiſchen Ständen wegen des damals eingeführten Tabaksimpoſtes ertheilt, dadurch, daß man hier den Gebrauch des Rauchtabaks ein liederliches Werk nannte. Es kann wohl möglich ſeyn, daß deſſen Herabwürdigung mit an Mißbräuchen lag, welche die Neuheit der Sache damals erzeugte; wenigſtens erwähnt gedachtes Dokument, daß der gemeine Mann, des Tabakrauchens wegen, die Arbeit hintenan ſetze, und ſich zum Faullenzen gewöhne. Man hielt den Tabak damals für einen Genuß, welcher die Menſchen verderbe, ſie ſtaatsgefährlich mache; denn ſonſt würde man nicht das köſtlichſte Gut, das Leben, ohne Rückſicht auf einen mindern oder größern Grad von Fahrläſſigkeit, und ohne allen Unterſchied des verurſachten Schadens, als Strafe eingeſetzt haben. Bald nach dem Weſtphäliſchen Friedensſchluſſe erſchien den 15. Februar 1651 in Würtemberg eine Verordnung, in welcher das Tabaksrauchen und Kornbranntweintrinken und Brennen verboten, den Obrigkeiten aber anbefohlen wurde, beides bei Jung und Alt abzuſchaffen, und bis zu Anfange des jetzigen, neunzehnten, Jahrhunderts, wird in Würtemberg noch immer weniger Tabak, als in andern Gegenden geraucht. Die letzte wider das Tabaksrauchen bekannte Verordnung iſt die, welche das Fürſtlich Braunſchweigiſche Conſiſtorium zu Wolfenbüttel im Jahre 1723 an die Herren Superintendenten erließ, vermöge welcher ſie, die unter ihrer Inſpektion ſtehenden Paſtoren warnen, und ſie ſowohl von allem überflüſſigen, als auch einem Prediger höchſt unanſtändigen Tabaksrauchen in öffentlichen Gelagen und Frequentirung der Kaffee- und Krughäuſer abmahnen ſollen. Der Verordnungen nicht zu gedenken, die auch jetzt noch von Zeit zu Zeit erneuert werden, nach welchen auf dem Lande bei den

dieſe vorladen und beſtrafen, auch den Gaſtwirthe
fehlen, diejenigen anzugeben, die bei ihnen Tabak
chen würden; und im Jahre 1661 wurde zu Bern
Polizeyordnung gemacht, die nach den zehn Ge
abgetheilt iſt. In dieſer ſteht das Verbot Taba
rauchen, unter der Rubrik: du ſollſt nicht ehebr
Dieſes Verbot ward 1675 erneuert, bei Thurm-, G
ger- und Geldſtrafe, und das deshalb beſonders n
geſetzte Tabaksgericht, Chambre du Tabac, ha
bis in die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts
ten. In Glarus wurde im Jahre 1670 und in de
genden Jahren das Tabaksrauchen mit einer
Geld beſtraft. Dagegen fing man den Tabaksb
Kanton Baſel erſt 1686 an, und 1687 verbot m
Lüzern das Tabaksrauchen alles Ernſtes, wie es in
deshalb erlaſſenen Polizeyedikt ſteht. — Die Eng
der brachten die Tabakspflanze im Jahre 1585
Virginien nach ihrem Vaterlande Großbritannien
nannten ſie Tabaks- oder Nikotianiſche Pflanze;
brauchten ſie nach dem Unterrichte der Indianer
die Krüditäten. Ihr Gebrauch wurde in England
allgemein, und ſie erhielt einen ſehr großen Wert
dem Viele ihren ſtark riechenden Rauch, Einig
Wolluſt, Andere aus Sorge für die Geſundheit,
eine irdene Röhre mit unerſättlicher Begierde ein
und durch die Naſenlöcher wieder von ſich blieſe
kam endlich ſo weit, daß man förmliche Tabaksh
hin und wieder in den Städten dieſer Inſel erri
gleich den Bier- und Weinſchenken. Dieſe Duldu
gen den Tabak dauerte aber nicht lange, beſonde
ter dem Könige Jakob dem Erſten; denn der
valier Raghlieff wurde nicht nur dafür, daß e
bak aus Amerika nach England gebracht hatte,
Parlamente zum Tode verurtheilt, ſondern König
kob der Erſte ſchrieb ſelbſt im Jahre 1619 ein
unter dem Titel: Misocapnos (Feind des Tabak

chens) gegen den Tabak, welches verschiedene Male neu aufgelegt und in seinen Werken in Folio mit inbegriffen ist. Er redet darin, S. 207, seine Bürger also an: „Wenn noch ein Scham in Euch ist, so gebt jenen heillosen Gebrauch auf, Tabak zu rauchen, wodurch der Zorn Gottes gereizt, die Gesundheit des Körpers zernichtet, und das Hauswesen zerrüttet wird ꝛc.“ Diese Ermahnungen blieben aber fruchtlos; denn das Tabaksrauchen wurde nicht unterlassen, selbst die von ihm eingesetzte hohe Auflage auf das von ihm genannte schädliche Unkraut wurde nicht beachtet, sondern Jeder, der es konnte, das heißt, dem es sein Geldbeutel zuließ, schaffte sich den Tabak an. Der Monarch faßte nun den Entschluß, Niemand mehr an seinen Hof zu nehmen, der dem Tabaksrauchen nachhinge. In wie weit nun dieses gefruchtet hat, ist nicht bekannt geworden, so viel aber, wie die Geschichte berichtet, daß Jakob späterhin selbst seine Gesinnungen änderte; denn so ungern er es anfangs sah, daß seine Unterthanen ein so nachtheiliges Gewächs pflanzten, so gab er doch selbst in der Folge die Erlaubniß, den Tabak in England, den Spanischen jedoch ausgenommen, einzuführen. Den Tabak soll man in Virginien im Jahre 1616 zu bauen angefangen haben, wozu man den Samen vermuthlich aus Tabago erhielt. Auch hier befahl König Jakob der Erste, daß kein Pflanzer in Virginien mehr als 100 Pfund baueu sollte. So wie der Tabak in England seine Freunde fand, so fand er auch seine Gegner. Ein Engländer ging zu der Zeit, da der Ritter Raghlieff des mitgebrachten Tabaks wegen vom Parlamente zum Tode verurtheilt worden, von ungefähr auf den Boden seines Hauses, um etwas daselbst zu suchen; erstaunt trifft er dort seinen Sohn mit einer brennenden Pfeife Tabak an, welches den Vater so aufbrachte, daß er ihm seine väterliche Liebe entzog, sogleich ein Testament machte, und ihn darin enterbte. Man hat sogar

eine Bibelausgabe, in welcher ein Kupferstich ist, u
die Hölle vorstellt. Ein Mann bei einem großen
stoße, der in hellen Flammen auflodert, sitzt ruhi
dem Boden, zieht ganz pflegmatisch aus einer
Köllnischen Pfeife den Tabak aus, und sieht den
steigen des Rauches vergnügt zu. Die thönernen
fen zum Rauchen des Tabaks sollen die Engländ
Jahre 1585 zuerst bei den Wilden in Virginien
damals von Richard Greenville entdeckt wur
sehen haben; auch vermuthet man, daß die Eng
bald darauf die ersten thönernen Pfeifen in Euro
fertiget haben. — Simon Pauli, ein Königli
nischer Leibarzt, der 1680 gestorben ist, schreibt
nem Commentario de abusu Tabaci et herbae
dem Tabake alle die Grausamkeiten zu, welche die
talischen Kaiser, die Tabak geraucht, begangen
und Christian Scriver eifert in seinem Sc
schatze, S. 1504, folgendermaßen wider das T
rauchen: „Man sehe und höre es doch an, wie
Sonn- und andern Feiertagen in den Schenk
Krügen dahergeht: da füllet und überfüllet man s
diesem und jenem Getränke, und damit man imme
saufen könne, macht man den Hals zur Feuermau
zündet dem Teufel ein Rauchwerk von Taba
Dieses kommt wohl hauptsächlich daher, daß m
mals noch keine Pfeifenkapseln hatte, und der a
dete Tabak aus der Pfeife herausglühete. In F
wurde der Tabak im sechzehnten Jahrhunderte
führt, und 1570 rauchte man daselbst noch au
förmigen von Palmenblättern zusammengeflo
Röhren. Studierende Engländer in Leyden sol
Rauchen zuerst aufgebracht haben. Im Jahr
soll man zu Amersfoort den Tabaksbau aug
haben. Späterhin, als nach der Aufhebung de
tes von Nantes eine Menge Französischer Prot
ihr Vaterland verließen, wendeten sich Viele d

nach Gaasterland, einem Diſtrikte in der Provinz Oſt-Friesland, wo ſie ſich durch Tabaksbau zu nähren ſuchten, indem ſie durch die von der Regierung ihnen bewilligten Vorrechte angelockt wurden; der Anbau gewann Fortgang, obgleich ſpäterhin in jener Gegend wenig Tabak mehr gewonnen ward, dagegen geſchah der Anbau weit thätiger in den Provinzen Geldern und Utrecht, beſonders in dem ſchon oben erwähnten Amersfoort und Rheene, von wo aus er ſich nach Oberyſſel verbreitete. In den erſten Zeiten wurde hier der Tabak auf kleinen Rabatten gepflanzt, die man durch Matten und Reiſig gegen den Wind ſchützte. Wenn die Pflanzen geſetzt waren, wurden ſie begoſſen, und Nachts mit Gras oder Heu bedeckt. Die abgepflückten Blätter werden in Kellern gebrühet und erhitzt, und dann auf Böden in Hinterhäuſern getrocknet, und darauf, wenn man ſie bis zur Zeit der zweiten Erhitzung verwahrt hatte, an Großhändler und Kaufleute aus Holland und aus andern Gegenden zu hohen Preiſen verkauft. Die Stände der Provinz Utrecht legten in der Folge auf jedes Pfund Tabak, das in dieſer Gegend erbauet wurde, eine Auflage von drei Stüvern; da aber im Jahre 1636 die Tabakspflanzer baten, den in der Provinz erbaueten und verbrauchten Tabak von dieſer Auflage zu befreien, wurde ihr Geſuch gewährt. Unter andern Gründen, worauf ſie ihr Geſuch ſtützten, führten ſie an, daß ſie, wenn es mit dem Tabake gut ginge, gemeiniglich nicht mehr als zwölf bis dreizehn Stüver von dem Pfunde, und von einigen Arten nur vier und einen halben Stüver machen könnten. In ſpäteren Zeiten galt das Pfund der beſten Arten des Amersfoorter Tabaks nicht mehr als zwei Stüver. Der gute Erfolg des Anbaues reizte indeß bald die Bewohner mehrerer Gegenden in den Niederlanden es den Amersfoortern nachzuthun, und die Ländereyen ſtiegen durch den Tabaksbau ſo ſehr im Preiſe und Pachtzins, daß dieſelben über drei Viertel im Werthe

dieſe vorladen und beſtrafen, auch den Gaſtwirthen befehlen, diejenigen anzugeben, die bei ihnen Tabak rauchen würden; und im Jahre 1661 wurde zu Bern eine Polizeyordnung gemacht, die nach den zehn Geboten abgetheilt iſt. In dieſer ſteht das Verbot Tabak zu rauchen, unter der Rubrik: du ſollſt nicht ehebrechen. Dieſes Verbot ward 1675 erneuert, bei Thurm-, Pranger- und Geldſtrafe, und das deshalb beſonders niedergeſetzte Tabaksgericht, Chambre du Tabac, hat ſich bis in die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts erhalten. In Glarus wurde im Jahre 1670 und in den folgenden Jahren das Tabaksrauchen mit einer Krone Geld beſtraft. Dagegen fing man den Tabaksbau im Kanton Baſel erſt 1686 an, und 1687 verbot man in Lüzern das Tabaksrauchen alles Ernſtes, wie es in dem deshalb erlaſſenen Polizeyedikt ſteht. — Die Engländer brachten die Tabakspflanze im Jahre 1585 aus Virginien nach ihrem Vaterlande Großbritannien, und nannten ſie Tabaks- oder Nikotianiſche Pflanze; man brauchten ſie nach dem Unterrichte der Indianer gegen die Krüditäten. Ihr Gebrauch wurde in England bald allgemein, und ſie erhielt einen ſehr großen Werth, indem Viele ihren ſtark riechenden Rauch, Einige aus Wolluſt, Andere aus Sorge für die Geſundheit, durch eine irdene Röhre mit unerſättlicher Begierde einzogen und durch die Naſenlöcher wieder von ſich blieſen; es kam endlich ſo weit, daß man förmliche Tabakshäuſer hin und wieder in den Städten dieſer Inſel errichtete, gleich den Bier- und Weinſchenken. Dieſe Duldung gegen den Tabak dauerte aber nicht lange, beſonders unter dem Könige Jakob dem Erſten; denn der Chevalier Raghlieff wurde nicht nur dafür, daß er Tabak aus Amerika nach England gebracht hatte, vom Parlamente zum Tode verurtheilt, ſondern König Jakob der Erſte ſchrieb ſelbſt im Jahre 1619 ein Werk unter dem Titel: Misocapnos (Feind des Tabaksrau-

ersieht man erst die Vortheile, die der Tabak den Staaten brachte, in denen er in Europa eingeführt worden. So verpachtete im Jahre 1753 der König von Portugal den Tabakshandel ungefähr für 2,500,000 Rthlr. Die Einnahme des Königs von Spanien war vom Tabak 7,330,933 Rthlr. So trug das Tabaksregal in Dänemark im Jahre 1769, 40,000 Rthlr. ein; und im Jahre 1770 nahm die verwittwete Römische Kaiserin an Tabaksgefällen 806,000 Rthlr. ein. In beiden Sicilien betrug das Tabaksregal 446,000 Rthlr. Was der König von Frankreich dadurch einnahm, ist schon oben angeführt worden. Daß der Tabak nur in Amerika allein gefunden worden, und hier zuerst im Mexikanischen Gebiete in Yukatan und in Westindien in Cuba, St. Domingo ꝛc. ꝛc., wollen Einige bezweifeln; denn vor der Entdeckung dieses Welttheils soll man schon in Asien Tabak geraucht haben. Auch Pallas ist der Meinung und führt an: daß der Gebrauch des Rauchtabaks in China wohl älter, als die neue Welt sey. Unter den Chinesen und Mongolen oder Mongolischen Völkern, welche mit Ersteren den meisten Verkehr gehabt haben, soll dieser Gebrauch so allgemein, so häufig und unentbehrlich geworden seyn, daß sie den Tabaksbeutel stets am Gürtel trugen, als ein nothwendiges Stück des Anzuges. Die Gestalt der Pfeifen, nach welchen die Holländer ihr Modell genommen zu haben scheinen, ist originell; so auch die Ausbreitung der gelben Blätter, welche bloß zerrieben in die Pfeife gesteckt werden; auch ist die Gattung des Krauts so eigenthümlich, daß man unmöglich glauben kann, daß solches über Europa aus Amerika nach Asien gekommen ist, besonders da zwischen Persien und China das vom häufigen Tabaksrauchen nichts wissende Indien in der Mitte liegt. Aus des Ulloa Nachrichten von Amerika 1, S. 139, findet man schon eine Art von Bestätigung des Gesagten. Es heißt *nämlich hier:* „Man kann nicht annehmen,

daß die Europäer den Gebrauch des Rauchtabak Amerika erhalten haben; denn da er in den Morg den ſehr alt iſt, mußte er auch ſehr natürlich von bekannt werden, ſeitdem mit dieſen Gegenden von telländiſchen Meere aus Handel getrieben wurde. gend, auch nicht in den Gegenden von Amerika, w Tabak wild wächſt, iſt der Gebrauch deſſelben, und nur zum Rauchen, weder allgemein, noch ſehr hä — Nach des Loureiros Verſicherung ſoll Nic fruticosa in China und Cochinchina überall g werden, und da er inländiſche Namen hier führt, k man es auch für unwahrſcheinlich halten, daß e Amerika dahin gekommen ſey. So will man au Java wiſſen, daß die älteſten Bewohner dieſer In mediciniſchen Gebrauch ihres inländiſchen Tabaks vor 1496, alſo vor Ankunft der Portugieſen, nic das Rauchen gekannt hätten. Andere melden, di neſen hätten vor der Entdeckung des Tabaks wen ſchon zum Schnupfen eine feine rothe Erde geb es kann aber auch möglich ſeyn, daß die Reiſende ren Tabak für eine Erde angeſehen haben. Z ſcheint doch Mohamed den Tabak nicht geka haben, ſonſt würde er im Koran vorkommen Paulus Venetus erwähnt ſeiner nicht. Im Oſtindien iſt kein anderer Name, als Tabaco oder baco bekannt, ſo wie auch die Neger in Afrika andern kennen. Die älteſten Völker erwähnen ſch Rauch verſchiedener Pflanzen, um ſich zu betäub zu berauſchen. So meldet z. B. dieſes Herod den Babyloniern; Maxim. Tyrius, von der then, Mela, Solinus und Plutarch, oder w der Verfaſſer des Buches de fluminibus iſt, v Thraciern; indeſſen will man doch nicht, daß der die Thraciſche Pflanze geweſen ſey; denn dieſe w einem Strome und war eine Waſſerpflanze. — S

die Geſchichte des Tabaks.

Von dem Tabake in botaniſcher, ökonomiſcher und merkantiliſcher Hinſicht. In botaniſcher Hinſicht gehört der Tabak in die erſte Ordnung der fünften Klaſſe (Pentandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems und hat folgende Gattungskennzeichen: die trichterförmige fünfſpaltige Blumenkrone, welche den Fruchtknoten umſchließt, hat eine gefaltete Mündung, und einen kreiſelförmigen fünfſpaltig bleibenden Kelch; die fünf Staubfäden ſind aufwärts gebogen. In der zweifächrigen, zweiſchaligen, in der Mitte aufſpringenden Samenkapſel befindet ſich ein flacher erhabener Fruchtknoten, der viel Samen enthält. Von den verſchiedenen Arten von Tabak ſind folgende die vorzüglichſten:

1) Der gemeine Tabak, großblättrige Tabak, Virginiſche Tabak, Braſilianiſche Tabak, das Königinnenkraut, Peruvianiſche Wundkraut, die Indiſche Beinwelle, Nicotiana, Nicotiana Tabacum, foliis lanceolato-ovatis sessilibus decurrentibus, floribus acutis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 258. Nicotiana major latifolia. Bauh. pin. 169. Hyoscyamus Peruvianus Dod. Pempt. 452. Sana sancta Indorum Lob. 584. Petum; Tornabona; Herba Reginae; Herba Legati; Herba Prioris; Herba sancta sive sacra; Herba divina; Herba Medicaea; Herba Panacea; Vulneraria Indica. Fr. Nicotiane à large feuille; le grand ou vrai Tabac mâle; l'Herbe à la Reine mère; l'Herbe de l'Ambassadeur; l'Herbe du Grand-Prieur; l'Herbe de Saint Croix; la Tarnabonne; l'Herbe sainte ou sacrée; le Petun; Engl. The gread broad leav'd Tobacco. Die Wurzel dieſes in Amerika, ſeit 1560 auch bei uns in Europa, wachſenden Tabaks iſt weiß, faſerig, und von ſehr ſcharfem Geſchmacke; ſie treibt einen ſechs bis acht Fuß langen, daumensdicken, jedoch runden, rauchen, und mit ei-

nem weißen Marke angefüllten Stengel, mit la
ſchmalen Blättern, welche, ohne mit einem eigenen E
verſehen zu ſeyn, mit dem untern dünnen Ende an
Stengel, wechſelsweiſe geſtellt, ſitzen; ſie ſind oben
ſpitzt, in der Mitte aber breit, alſo ey-lanzettförmig,
einem glänzenden Anſehen, dabei dick und gut gen
Die Farbe geht aus dem Grünen ins Gelbliche
In guter Erde wachſen ſie bis zu einer Länge von
Fuß, ſtehen aber nicht ſo dicht zuſammen, wie einig
dere Arten. An dem Gipfel des Stengels, der ſ
verſchiedene Zweige theilt, ſtehen die Blumen in lo
Endſträußen. Der Kelch iſt fünfſpaltig, wie die
Pflanze, blaßgrün, und die Blume hat von unte
eine dünne, lange, weißliche Röhre, welche mit
runden Kopfe verſehen iſt. Auf dieſem ſitzt eine blaß
trichterförmige Krone mit fünf Sternausſchnitte
ſcharfen oder rundlichen Spitzen, wodurch die Mü
der geöffneten Blume einen rachenförmigen Einga
kommt. Die ganze Blume iſt zwei Zoll lang und
liegend. Die Staubfäden ſind graugelb, der Gri
fadenförmig, und unten an der Wurzel mit einem
den Fruchtknoten, oben aber mit einem krauſen N
kopfe verſehen. Die Blütezeit fällt im Auguſt und
tember, und der Same hat viel Aehnliches vo
des Bilſenkrautes (Hyosciamus niger). Die P
iſt ein Sommergewächs, doch ſoll ſie auch zuwei
den Gärten den Winter hindurch dauern, wenn er
iſt. In Braſilien ſoll die Wurzel mehrere Jahre d
die Samen ſollen ſich ſechs Jahr in ihrer Fruchtl
erhalten können, und die Blätter bis fünf Jahre
rer Stärke. Die Pflanze hat einen ſtarken E
Dieſer Tabak, der, wie ſchon bemerkt, vom Aug
September blühet, variirt mit ſchmälern unge
Blättern, mit ſpitzigen Kelcheinſchnitten und
Blumenkrone mit ſchmaler Röhre.

2) Der Aſiatiſche Tabak, Türkiſche T

gemeine Engliſche Tabak, Bauerntabak, Baſtardtabak, wilde Tabak, Nicotiana rustica, foliis petiolatis ovatis integerrimis, floribus obtusis. Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 258. Nicotiana minor. Bauh. pin. 170. Pachyphylla Reneal. Spec. 40. Priapeia, quibusdam Nicotiana minor. J. B. 3, p. 630. Raii Hist. p. 715. Hyoscyamus luteus, Dod. Gesn. Hort. Hyoscyamus Peruvianus, Taber. Tabacco Anglicum. Park. Petum quartum. Clus. ad Monard. Tornabonae congener, Caesalp. Priapaea, Peti-tertium genus, Petum minus folio rotundiore. Nonnull. Fr. Nicotiane à feuille ronde; petite Nicotiane; Tabac du Mexique. Engl. Common Tobacco. Die Wurzel dieſer Pflanze iſt bald einfach und von der Dicke eines kleinen Fingers, bald in viele zarte und weiße Zaſern getheilt, die ſich ſehr ausbreiten; ſie treibt einen 1½, 2 bis 4 Fuß hohen, runden, haarigen, feſten, in einem guten Boden oft 1 Zoll dicken, zweigigen und ſchleimig anzufühlenden Stengel, der vierzig bis funfzig Blätter in guter Erde trägt, welche unten und oben nicht ſo ſtark zugeſpitzt, ſondern rundlich ſind, auch kleiner als der Virginiſche. Ein jedes Blatt iſt mit einem Stiele verſehen, der eine eyrunde Figur hat. Die Blume bildet eine gelbgrüne, ſtumpfe, zurückgeſchlagene, zehnrändige Krone, deren Hals größtentheils von dem fünfſpitzigen grünen Kelche ganz verhüllt wird. Die ſchmutzig gelbe Blüte hat, ſowohl in Anſehung ihrer Farbe, als auch ihrer Geſtalt, viel Aehnliches mit der Schlüſſelblume (Primula veris L.). Die Blumen erſcheinen bei uns im Auguſt. Nach dem Verblühen derſelben folgen ihnen rundliche Kapſeln in der Form eines Nabels, die, wenn ſie reif ſind, von einander ſpringen, und mit unzähligen kleinen gelblichen und von Geſchmack ſcharfen Samen angefüllt ſind. Das Vaterland dieſer *einjährigen* Pflanze iſt Amerika, ſie

wird aber auch in Europa ſeit langer Zeit gezogen, nach Schousboe ſoll dieſe Art allenthalben in Me gebauet werden, beſonders bei Mequinez und Fez.

3) Der Jungferntabak, herzblättrige Ju ferntabak, Riſpentabak. Nicotiana pani lata, foliis petiolatis cordatis integerrimis, fl bus paniculatis obtusis clavatis. Linn. Spec. pl Tom. I. p. 259. Nicotiana foliis cordatis, ribus paniculatis; tubis clavatis. Sp. pl. I. p. 1 Nicotiana minor, folio cordiformi, tubo floris p longo Feuill. peruv. I. p. 717. t. 10. E Paniclod Tobacco. Dieſer aus Peru ſtamm Tabak treibt einen 2 bis 3 Fuß hohen grünen Ste der ſich in viele Aeſte ausbreitet. Die wechſelsweiſe langen Stielen ſitzenden behaarten Blätter ſind b jedoch mehr herz- als eyformig, und am Rande vi ganz. Das Samengehäuſe iſt ſpitz, und es bilde lange eingeſchnürte, zylindriſche, blaßgrüne Röhre Blume einen jungfräulichen, glatten, keulenförm Körper, mit einem kurzen, ſtumpfen Saume an der M dung, welches ihm wahrſcheinlich den Namen Ju ferntabak gegeben haben mag. Dieſer Tabak milder und gelinder ſeyn, als alle andere Arten.

4) Der Soldatentabak, herzblättrige S bak mit unregelmäßigen Blumen, klebr Tabak, Nicotiana glutinosa s. militaris, f petiolatis cordatis integerrimis, floribus race sis secundis ringentibus. Linn. Spec. plant. Tom p. 259. Nicotiana foliis cordatis, corollis ra mosis subringentibus, calycibus inaequalibus. pl. I. p. 181. Nicotiana militaris. Act. h 1753 p. 41. t. 2., Fr. Tabac militair, E Clammy Tobacco. Dieſer einjährige Tabak ha ſeinem urſprünglichen Vaterlande Peru. Die Ste und Blätter dieſer Pflanze ſind mit zarten Haaren *ſehen, die* eine ſchleimige Feuchtigkeit ausſondern, we

wenn man ſie angreift, an die Finger kleben bleibt. Der Kelch iſt zwar auch in fünf Theile getheilt, allein die obere Abtheilung iſt noch einmal ſo groß, als die andern, wodurch ſich dieſer Tabak leicht von den übrigen unterſcheiden läßt. Die geſtielten herzförmigen, klebrigen Blätter ſind mit einem glatten Rande verſehen. Die rachenförmigen dunkelrothen Blumen ſind traubenförmig zuſammengeſetzt und nach einer Seite hingerichtet.

5) Der kleine Tabak, Nicotiana pusilla, foliis oblongo-ovalibus radicalibus, floribus racemosis acutis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 258. Nicotiana humilis, caule herbaceo dichotomo, foliis sessilibus radicalibus oblongo-ovalibus, calycibus brevissimis, corollae tubo subcylindrico calyce triplo longiore, limbi laciniis acutis. Lehmann et Siem. Monogr. n. 10. Dieſe Pflanze hat einen krautartigen, zweitheiligen Stengel, ſitzende Blätter, länglich-ovale Wurzelblätter, und traubenſtäudige Blumen, deren Kelche ſehr kurz ſind. Die Kronröhre iſt faſt walzenrund, dreimal länger, als der Kelch, und der Rand hat geſpitzte Einſchnitte. Man behandelt dieſe Art, die in Vera Cruz zu Hauſe gehört, wie den Jungferntabak. Die Blütezeit iſt im Auguſt; ſie kommt in den meiſten botaniſchen Gärten vor, und wird im Treibhauſe erzogen.

6) Der ſtrauchartige Tabak, Nicotiana fruticosa, foliis lanceolatis subpetiolatis amplexicaulibus, floribus acutis, caule fruticoso. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 258. Nicotiana fruticosa, caule suffruticoso subsimplici, foliis petiolatis lanceolatis oblique acuminatis, corollae fauce in flato ventricosa, limbi laciniis acuminatis. Lehm. et Siem. monogr. n. 5. Engl. Shrubby Tobacco. Der Stengel dieſer Pflanze iſt aufrecht, 3 bis 4 Fuß und darüber hoch, einfach oder mit einigen Zweigen verſehen; er trägt *lanzettförmige, langgeſpitzte*, ein wenig ge-

ſtielte, umfaſſende Blätter, die mit weichen Härche
kleidet ſind, und rothe, in lockere Endſträußer geor
Blumen mit flachem Rande und zugeſpitzten Kro
pen. Dieſer Tabak hat mit dem gemeinen Ta
(Nicotiana Tabacum) viel Aehnlichkeit, unterſch
ſich aber meiſtentheils durch ſeinen ausdauernden
ſtrauchartigen Stengel. Er wächſt auf dem Vorge
der guten Hoffnung und in China wild, und ver
Durchwinterung im Glashauſe. Die Blumen entwi
ſich vom July bis Auguſt und September, mand
auch im Oktober, wenn nämlich die Pflanze eine
Behandlung erhält. Das Begießen im Winter muß
Vorſicht geſchehen, und auch der obere Pflanzen
ſo lange er im Winterbehälter ſteht, vor Näſſe ben
werden, ſonſt faulen und trocknen die jungen Trieb
oben her. In den meiſten Deutſchen Gärten ſteht
Pflanze in Treibhäuſern, an welchem Standort
auch im Winter mehr begoſſen werden kann, als
man ſie im Glashauſe überwintert.

7) Der großblättrige Tabak, Nicotiana
crophylla, caule herbaceo, foliis amplexicaul
ovatis acutis, basi auriculatis, corollae fauce
flato-ventricoso, limbi laciniis brevibus acum
tis. Lehm. et Siem. monogr. n. 3. Der S
gel dieſes Tabaks iſt krautartig, 4, 6 bis 8 Fuß l
Die Blätter umfaſſen den Stengel, ſind groß, e
mig, geſpitzt, an der Baſis mit kleinen rundlichen
pen verſehen. Die Blumen ſind roth und in Riſpe
ſammelt. Die Krone hat einen aufgeblaſenen, bauc
Schlund, und kurze, aber lang geſpitzte Einſch
Man hat dieſen Tabak mit dem ſtrauchartigen
bak (Nicotiana fruticosa) verwechſelt, oder ihn fü
Abart deſſelben gehalten, da man ihn in Thüringe
ter dem Namen Baumknaſter kultivirte; allei
weicht merklich von demſelben ab, da der Stengel
ſelben nicht holzig, ſondern krautartig iſt, alſo nicht

dauernd, wie beim ſtrauchartigen Tabak; dann unterſcheidet er ſich auch noch durch einen höhern, nach oben äſtigen Stengel, durch viele größere Blätter und durch andere Merkmale. Das Vaterland iſt Amerika, und die Zeit des Blühens der July bis September.

8) Der wachsblumartige Tabak, der Blumentabak, Nicotiana cerinthoides, caule et basi ramosissimo viscoso, foliis omnibus cordatis integerrimis, floribus paniculatis obtusis clavatis pubescentibus. Hornemann Hort. hafn. I. p. 214. Der Stengel dieſes in Südamerika wildwachſenden Tabaks iſt krautartig, an der Baſis ſehr äſtig. Die Blätter ſind geſtielt, alle herzförmig, ganzrandig. Die Blumen ſtehen riſpenartig. Die Kronenröhre iſt keulenförmig, filzig, viel länger als der Kelch; die Einſchnitte des Randes ſind ſehr kurz und geſpitzt. Dieſe Art iſt mit dem riſpenblütigen Tabake (Nicotiana paniculata) zunächſt verwandt, und wurde daher mit demſelben verwechſelt oder als eine Varietät betrachtet; allein ſie unterſcheidet ſich von jenem am meiſten durch einen, an der Baſis äſtigen Stengel, durch lauter herzförmige Blätter, und durch eine filzige Kronenröhre; bei jenem iſt der Stiel faſt einfach und die Kronenröhre glatt.

9) Der kleinblümige Tabak, Nicotiana parviflora, caulibus herbaceis prostratis, foliis sessilibus oblongis obtusis crassiusculis, corollis parvis vix calyce longioribus, limbi laciniis obtusis. Lehm. monogr. n. 21. Die Stengel dieſer in Südamerika am Silberſtrome wildwachſenden Pflanze ſind krautartig, dünn, auf der Erde hingeſtreckt. Die Blätter ungeſtielt, länglich, ſtumpf, faſt umgekehrt eyförmig, ganzrandig, ein wenig ſtark oder dick. Die Blumen ſind klein, die Krone trichterförmig, kaum länger, als die Kelche, die Einſchnitte des Randes ſtumpf. Juſſieu hat dieſen Tabak und Nicotiana nyctaginiflora zu einer neuen Gattung erhoben, die er Petunia nennt;

allein andere Botaniker, wie der Dr. Lehmann i
Isis, Heft 1., S. 36, Lamark ꝛc., wollen
nicht zugeben, weil ſie ſich nicht hinreichend von N
tiana unterſcheiden, oder wenigſtens die Unterſcheid
zeichen nur zu geringe ſind, um eine neue Gattung
zuſtellen.

10) Der bleywurzblättrige Tabak, N
tiana plumbaginifolia, caule herbaceo, foliis
silibus inferioribus obovato-spathulatis obtu
culis, superioribus semiamplexicaulibus undu
corollae tubo longissimo subclavato, limbi la
ovatis acutis. Lehm. et Siem. Monogr. nr
Nicotiana crispa, Desfont. Catal. pl. hort.
Jacq. Fragm. bot. nr. 187. Pers. Syn. I. p.
Schult. obs. p. 43. Der Stengel dieſer Pflan
krautartig, aufrecht, rund, äſtig, grün, mit kurzen,
fen-Borſtenhaaren beſetzt, 2 Fuß hoch und höher.
Blätter ſind ungeſtielt; die untern umgekehrt, ey
ſpatelförmig, etwas ſtumpf, 6 Zoll und darüber
an der Baſis verdünnt, ein wenig am Stengel l
laufend; die obern kleiner, als die untern, länglic
zettförmig, halb umfaſſend, am Rande wellenfö
faſt ausgeſchweift, mit ſehr kurzen ſcharfen Borſt
ſetzt, beſonders auf den Rippen der Rückſeite.
Blumen ſtehen einzeln auf runden Stielen am
des Stengels und an den Zweigen hinauf, das G
eine Riſpe bildend. Der Kelch iſt grün, behaart,
ſpaltig, mit lanzettförmigen, an beiden Seiten ein
gebogenen Einſchnitten. Die Kronenröhre iſt dün
keulenförmig, ſchmutzig grün, drei- bis viermal l
als der Kelch, die Mündung trichterförmig, gefalte
der fünfſpaltige Rand auswendig ſchmutzig braun
inwendig gräulich weiß; die Einſchnitte des Rande
eyförmig und geſpitzt; die Staubfäden ſo lang, a
Mündung der Krone, mit rundlichen braunen An
gekrönt. Der Griffel iſt ſo lang, als die Staub

und trägt eine grüne, kopfförmige Narbe, die mit einem Einſchnitte verſehen iſt. Das Vaterland dieſes Tabaks iſt Südamerika, und die Blütezeit der Julius und Auguſt. Sie wird als einjährig und zweijährig dauernd angeführt, je nach der Behandlung und dem Boden. Im Winter dauert ſie im freien Lande nicht aus. Nach Dietrich ſoll man ſie in einigen Gärten in Töpfe pflanzen und ins Treibhaus ſtellen.

11) Der wohlriechende Tabak, Nicotiana suaveolens, caule herbaceo subsimplici, foliis subpetiolatis ovato-lanceolatis undalatis, corollae tubo cylindraceo calyce multoties longiore, limbi laciniis subinaequalibus rotundatis obtusis. Lehm. et Siem. monogr. n. 18. Nicotiana undalata. Willd. Enum. pl. p. 230. Ventenat. Hort. Malmais. p. et t. 10. Curt. mag. 673. Nicotiana mirabiliflora. Dieſe in Neuholland wildwachſende Pflanze hat einen krautartigen Stengel, der rund, grün, und in der Jugend mit grauen Haaren beſetzt, und im Alter glatt iſt. Die untern Blätter ſind geſtielt, eyrund-ſpatelförmig, 5 bis 7 Zoll lang und 4 bis 5 Zoll breit. Die obern ſind faſt geſtielt, kleiner, als die untern, lanzettförmig, langgeſpitzt, ganzrandig, mehr oder weniger wellenförmig, mit einzelnen kurzen Haaren beſetzt, beſonders am Rande und auf der Rückſeite, die mit einer ſtarken Mittelrippe verſehen iſt. Die Blumen ſtehen einzeln am Ende des Stengels und der Zweige hinauf. Die Blumenſtiele ſind rund, nackt, und mit feinen Härchen bekleidet. Der Kelch iſt fünfſpaltig, faſt ungleich, mit geſpitzten, grünen Einſchnitten verſehen. Die Krone iſt ungefähr 1½ Zoll lang, trichterförmig, die Röhre walzenrund, ziemlich weiß, mit ſehr feinen Härchen beſetzt, und drei- bis viermal länger, als der Kelch; der Rand iſt ungefähr drei Viertelzoll im Durchmeſſer breit, gefaltet, ſchneeweiß, fünfſpaltig, mit runden, ſtumpfen Einſchnitten, die auswendig kielförmig erhaben ſind.

verſehen; jeder Einſchnitt iſt auswendig mit einem
nen Streifen gezeichnet. Die Staubfäden mit der
röhre verwachſen, ſo lang als die Röhre, und mit
lichen weißen Antheren gekrönt. Der Griffel iſt
förmig, kaum etwas länger, als die Staubfäden
Narbe faſt kugelrund, grün. Die Kapſel länglich,
faſt halbeinklappig, vielſamig, und ſo lang, als der
bende Kelch, der ſie umſchließt. Mit dieſem Taba
Dietrich Verſuche in dem unter ſeiner Direktio
henden botaniſchen Garten in Jena gemacht. Er ſ
den Samen ins Miſtbeet, pflanzte die jungen P
zen, ſobald ſie zum Verſetzen ſtark genug waren
Töpfe, und ſtellte ſie in die zweite Abtheilung
Treibhauſes, wo ſie den größten Theil des Som
ihre lieblichen weißen Blumen entwickelten, die einen
nur ſchwachen, aber angenehmen Geruch verbre
Dieſe Art ſoll ſich auch durch Samenausfall fort
zen, und dann werden die jungen Pflänzchen a
Orte ihrer Beſtimmung eingepflanzt. Wenn die P
in einem Topfe ſteht, iſt der Stengel faſt einfach
nur oben mit einigen Zweigen verſehen, die in d
gend behaart, im Alter aber glatt, und an den
Theilen nackt, faſt binſenartig ſind. Eine Pflan
in einem im Treibhauſe angelegten Erdbeete ſtand
der Wurzel Raum, ſich ungehindert auszubreiten
dieſe Freiheit zeigte ſich durch einen äſtigen, ausſe
gen Stengel, und größere Blätter, als diejenig
Topfpflanze waren, welches den Beweis liefert, d
Wuchs und die Dauer bei dieſer Art von dem E
orte und dem Boden abhängt. Sie dauert übe
Jahre.

Außer dieſen hier angeführten und ausführli
ſchriebenen Arten, kommen in botaniſcher Hinſich
vor: 12) der brennende Tabak, Nicotiana
13) der Chineſiſche Tabak, Nicotiana chin
14) der ſchmalblättrige Tabak, Nicotian

gustifoliæ; 15) der lanzenblättrige Tabak, Nicotiana lancifolia; 16) der Canarische Tabak, Nicotiana Canariensis; 17) der klebrige Tabak, Nicotiana viscosa; 18) der wellenförmige Tabak, Nicotiana undulata; 19) der gekrönte Tabak, Nicotiana repanda; 20) der vierflüglichte oder vierlappige Tabak, Nicotiana quadrivalvis; 21) der nachtsblühende Tabak, Nicotiana nyctaginiflora; 22) der gestielte rothe Tabak, Nicotiana petiolata; 23) der gelbe niedrige Tabak, Nicotiana humilis; 24) der rothe Tabak, Nicotiana Marylandica; 25) der kleine gelbblühende Tabak, Nicotiana pumilla; 26) der langblättrige rothe Tabak, Nicotiana decurrens; 27) der Langsdorfische grünblühende Brasilianische Tabak, Nicotiana Langsdorfii. Von diesen hier angeführten Tabaksarten werden viele in Deutschland gebauet; ja selbst mit allen sind Versuche angestellt worden, wenn nicht von Tabaksbauern, doch in botanischen Gärten, und die Resultate haben sich günstig gezeigt, so daß man hoffen darf, daß die meisten der angeführten Tabake, die in unserm Klima sehr gut fortkommen, auch in der Folge gebauet werden, wenn fernere Anpflanzungen im Freien günstig ausfallen. Bis jetzt werden in verschiedenen Gegenden Deutschlands am stärksten gebauet: der gemeine Tabak, Nicotiana Tabacum; der Bauerntabak, Nicotiana rustica; der großblättrige Tabak, Nicotiana macrophylla, der auch besonders in Holland gebauet wird; der Jungferntabak, Nicotiana paniculata, den man aber wegen seiner Zartheit zum Anbaue nicht sehr empfehlenswerth hält, obgleich ihn andere Tabakspflanzer wieder empfehlen, die ihn gut, des Anbauens werth, gefunden haben; der Soldatentabak, Nicotiana glutinosa s. militaris; der bleywurzelblättrige Tabak, Nicotiana plumbaginifolia; der strauchartige Ta-

bak, Nicotiana fructicosa ꝛc. ꝛc. — Nach dem
ſieuſchen Syſteme gehört der Tabak in die achte
nung der achten Klaſſe, Solaneae, und Batſch
ihn zur Familie der Tollkräuter, Luridae.
neueſter Zeit iſt der Tabak von den Herren Leh
und Siemers bearbeitet, und der botaniſche
deſſelben in Okens Iſis I. 1818. S. 33—37 ge
worden. Es ſind von ihnen ein und zwanzig wir
Arten aufgeſtellt worden. Das vollſtändige We
bei Perthes in Hamburg unter dem Titel: His
generis Nicotianorum etc. erſchienen.

Nutzen und vorläufige Ueberſicht des Tab
baues. Daß ein Staat einen außerordentlichen
von dem Anbaue des Tabaks ziehen kann, habe
Engländer und Spanier zuerſt bewieſen, in deren
rikaniſchen Beſitzungen der Tabak in großer Men
bauet und aus denſelben in ganz Europa verführt
und zum Theil noch wird, obgleich ſich, beſonder
Spanien betrifft, ſowohl in politiſcher Beziehun
auch in commerzieller, beſonders auf die Conjun
bezogen, Vieles geändert hat. Die Engländer b
men ihren beſten Tabak, der auch in ganz Europ
allen andern den Vorzug hat, aus Virginien. Die
fuhr dieſes Tabaks erforderte in der Glanzperiode,
zu Ende des vorigen Jahrhunderts, 400 Schiff
4000 Matroſen; denn man verſchiffte wenigſtens 6
Barils, jedes von 800 Pfd. Auch haben ſie in
land große Tabaksplantagen, deren Tabak geſucht
und ſonſt auch Oronoko heißt. Er iſt zwar ni
gut, wie der Virginiſche, wird aber doch ſeh
rühmt; ſeine Ausfuhr belief ſich zu eben dem
punkte auf 400,000 Centner und erforderte 200 S
Die Hälfte von dem aus Virginien und Mar
kommenden Tabake behielt England ſelbſt. Vor
Ausbruche des Nord-Amerikaniſchen Krieges ver
England ganz Frankreich mit Amerikaniſchem Ta

es soll den Französischen Tabakspächtern gegen 50,000 Fässer Tabak geliefert und dafür 3 Millionen Livres empfangen haben. In Schweden führten die Engländer seit 1770 jährlich für 8750 Pfund Sterling Tabak ein; und vorher war dieser Handel noch weit stärker; denn um das Jahr 1724 war der Tabak der vornehmste Artikel der Englischen Einfuhr in Schweden, welcher mehr als alle die übrigen ausmachte; er verminderte sich aber mit der Zeit stufenweise, so wie der in Schweden selbst angefangene, und besonders seit 1739 aufgemunterte Tabaksbau sich vermehrte. Der Holländische Tabak, womit die Holländer vieles Geld gewannen, kam fast sämmtlich aus dem Englischen Amerika, und ward nur von ihnen bereitet und gesponnen, da die Holländischen Besitzungen in Amerika, Surinam und Berbice, welches Letztere jetzt an England gekommen, nicht den zwanzigsten Theil so vielen Tabak hervorbringen, als die Engländischen. Bis zum Jahre 1774 führten die Engländer von den 150,000 Fässern Tabak, die jährlich aus ihren Pflanzörtern kamen, ein Drittel oder 50,000 Fässer nach Holland. Was die Holländer nicht selbst verbrauchten, ging nach Deutschland, Norwegen ꝛc. In den ehemaligen Spanischen Besitzungen in Amerika ward viel Tabak gebauet. Der Tabak von Varinas, welches auf der Küste von Terra firma liegt, wird am meisten geschätzt. Von dem Tabake, der auf der Insel Cuba bei dem Städtchen Trinidad und dem Flecken Santo Spirito wächst, ward in Spanien der so berühmte Tabak von Sevilla gemacht, der dem Könige 2,427,803 Escudos de Vellon, oder 1,685,976 Rthlr. 9 Gr. und 7 Pf. einbrachte. Ferner baut man Tabak in Nord-Carolina, Louisiana, auf den großen und kleinen Antillen: in Havanna, auf Cuba, in St. Domingo, Portorico, Curassao, St. Vinzent; in Brasilien, auf Borneo in Ostindien, in Persien, in der Levante, der sogenannte Türkische Tabak, auf den Griechi-

ſchen Küſten, auf den Inſeln des Archipels, er wird
wenig ausgeführt. Dann baut man in Ungarn u
der Ukraine vielen Tabak. In Spanien, Italien, F
reich und England wird Tabak gebauet; dann in De
land, und hier vorzüglich in den Preußiſchen St
in der Provinz Brandenburg, beſonders in der U
mark, in Schleſien, im Magdeburgiſchen ꝛc., wo
Tabaksbau ſehr ins Große getrieben wird, ſo daß
nur im Lande, ſondern auch auswärts, und name
nach Holland anſehnlicher Abſatz davon gemacht
Dann blühet der Tabaksbau im Oeſterreichiſchen, B
ſchen, in Heſſen, im Braunſchweigiſchen, Hann
ſchen, Anhaltiſchen, Mecklenburgiſchen ꝛc. ꝛc. In
land hat hauptſächlich die Kaiſerin Katharina
Zweite zur Aufnahme des Tabaksbaues beigetr
denn 1762 wurde nicht nur das ehemalige Tabaksm
pol aufgehoben, ſondern es wurden auch durch ein
13ten Februar 1763 ergangene Ukas, Prämien au
Anbau und auf die Lieferung des in Klein-Rußlan
zogenen und präparirten Tabaks geſetzt. Zu R
wurde unter der Direktion des Etatsraths und C
tors Gregorej Teplow ein Komptoir errichte
nicht nur in den beiden erſten Jahren unentgeldli
nem Jeden Amerikaniſchen Tabaksſamen liefern
einen gedruckten oder mündlichen Unterricht von d
der ganzen Behandlung geben, ſondern auch de
willig zum Verkaufe gebrachten Tabak nach Be
der erforderlichen und vorgeſchriebenen Güte, vo
jedesmal behandelten Preis entgegen nehmen, u
ukasmäßige Prämie auszahlen mußte. Dann bau
auch in dem mit Rußland vereinigten Königreich
len vielen Tabak; ferner in Schweden, Dänemark,
wegen ꝛc; auch in Afrika wird Tabak gebauet, und ſo
man ſagen, daß faſt in der ganzen Welt Tabak g
wird, woraus hervorgeht, daß dieſer Anbau jedem S
ſehr vortheilhaft iſt, um ſo mehr, da das Ra

und Schnupfen jetzt überall verbreitet ist. Es ist schon ein sehr wichtiger Vortheil einem Staate, wenn in demselben auch nur Tabak für die unteren Volksklassen gebauet wird, und solches hinreichend, da es gerade die Menschen aus diesen Klassen sind, welche den meisten Tabak consumiren. Große Summen Geldes, welche sonst dafür aus dem Lande gehen würden, werden durch den Anbau dieser Pflanze im Lande erhalten, und wenn man alle mögliche Sorgfalt und Fleiß auf diesen Anbau verwendet, und einen solchen Tabak erzeugt, der auch auswärts Absatz findet, so eröffnet man zugleich einen neuen Weg, wodurch fremdes Geld ins Land geht. Vor der Revolution in Frankreich wirkten die Generalpächter das Verbot aus, daß im ganzen Königreiche Niemand bei Galeerenstrafe Tabak anbauen durfte; sie kauften von den Engländern den größten Theil des Tabaks, den sie in fremde Länder sandten, und doch hielten sie um dieses Verbot unter dem Vorwande an, dadurch die Plantagen in den Französischen Kolonien zu begünstigen. Die Engländer gewannen dabei ansehnlich; denn sie verkauften den Generalpächtern das Pfund zu 4 Sous, und ihnen kostete es nur 1 Sous. So wie der Tabak in Frankreich abgeliefert ward, das heißt, mit allen Unkosten, kostete er den Generalpächtern 6 Sous das Pfund; 1 Sous aufs Pfund mußte man für Fabrik- und Administrationskosten rechnen, und sie verkauften ihn, eins ins andere gerechnet, zu 40 Sous das Pfund. Rechnet man nun, daß Frankreich zu der Zeit (vor der Revolution) jährlich über 24 Millionen Pfd. Tabak consumirte, so war dieses ein großer Ausfall in den Finanzen; denn ehe durch die 1720 eingeführte Verpachtung der Tabaksbau in Frankreich auf diese Art zu Grunde ging, erndtete man daselbst 60 bis 80,000 Centner. Man gewahrt aus dem hier Gesagten, wie groß der Nutzen des Anbaues vom Tabake ist. Aber nicht allein die Staaten in ihrem ganzen Umfange, son-

dern auch die einzelnen Einwohner derſelben, di
auf den Tabaksbau legen, haben einen großen N
oder Vortheil davon, in ſo fern ſie nur denſelben
guten Grundſätzen und mit gehörigem Fleiße betr
Auch ſtellt man durchgehends die Behauptung auf
der Landmann ſich von keinem andern Produk
leicht einen anſehnlichen Gewinnſt verſprechen kann
vom Tabake, indem auf einem Stücke Acker von
Schleſiſchen Scheffel Rockenausſaat 7 Centner Ta
blätter gewiß erzeugt werden können; ja im Ol
ſchen, Wohlauiſchen und im Liegnitzſchen gewinnt
8 bis 9 Centner darauf; in der Uckermark br
es dagegen die Anbauer auf einen kleinen Be
Scheffel Ausſaat bis auf 10 Centner. Von den
winnſte aus dem Tabacksbaue in der Pfalz, dem
gen Neckarkreiſe des Großherzogthums Baden, w
die Einwohner von Schwetzingen, Ladenburg, S
heim, Plankſtadt, Oftersheim und in jener ganzen
gend gezogen, macht man Berechnungen, die in E
nen ſetzen, und die man kaum für glaublich halten
wenn man ſie nicht aus zuverläſſigen Schriften, l
ders aus derjenigen: dem Tabaksbaue des Landma
der Pfalz gewidmet, erführe, wo der Verfaſſer anführ
einige von den erwähnten Ortſchaften im letzten T
des verwichenen Jahrhunderts in guten Jahren 30
Einige 50,000, auch 70 und 80,000 Gulden a
rem Tabake gelöſet hätten, und auch noch jetzt i
Tabaksbau ſehr anſehnlich in jener Gegend, beſo
um Ladenburg. So wird in jener Schrift ange
daß zu Seckenheim 1000 Morgen mit Tabak
pflanzt worden ſeyen, und der Morgen von 160
dratruthen, hätte 6, auch 8 bis 11, Centner Tab
bracht; nähme man nun für den Morgen 8 C
an, ſo machte dieſes 8000 Centner. Der geringſte
des Tabaks wäre damals 12 Gulden für den C
geweſen, er wäre auch für 14, 15, und endlich au

20 Gulden verkauft worden; man rechne aber nur 12 Gulden für den Centner, so hätte Seckenheim 96,000, und also noch mehr wie vorher angegeben worden, gelöset; ja Schwetzinger Tagelöhner, Leute, die keinen Schuh breit Eigenthum besaßen, hätten 200, auch 300 Gulden aus dem Tabake gelöset, den sie auf Feldern ihrer Nachbaren um die Hälfte gebauet hätten. — Die Erfahrung bestätiget auch, daß beim Anbaue des Tabaks nie ein besonderer und so großer Mißwachs, wie bei andern Gewächsen, zu befürchten ist; es müßten denn anhaltende Ueberschwemmungen, Hagelschaden und andere Unglücksfälle ihn treffen; dann sind aber auch andere Gewächse einem gleichen Schicksale unterworfen. Nur eine zu große und während des Anbaues beständig dauernde nasse Witterung oder anhaltende trockne stürmische Winde können dem Tabake nachtheilig werden; denn bei jener vergelben die Blätter, sie werden zwar groß, aber nur dünn, leicht und von schlechter Güte, und diese zerreißen die Stauden und Blätter; heiße Witterung schadet dagegen dem Tabake nicht so sehr, wenn die Pflanzen nur erst angewurzelt sind, wie andern Früchten, sondern sie ist demselben vielmehr zuträglich, befördert seine innere Güte, und macht die Blätter vollkommener, reifer und öliger. — Durch das öftere Behacken des Ackers beim Tabaksbaue, wird derselbe sehr locker gemacht, auch beständig die Zeit über so erhalten, und dadurch zugleich von allem Unkraute so gereinigt und verbessert, daß in den folgenden Jahren das beste und reinste Getreide darauf wächst. Es soll daher ein ganz falsches Vorurtheil seyn, wenn man glaubt, daß der Tabak zu viel Kräfte aus dem Acker ziehe, da die Erfahrung das Gegentheil lehrt, indem die mit einzuackernden Tabaksstengel oder Strünke wegen ihrer öligen Fettigkeit und ihres inneren Markes einen guten Dünger geben. Man erhält hierbei noch den Vortheil, daß die Tabaksfelder zur folgenden Weizen- und Rockenaus-

saat nur einmal bearbeitet werden dürfen, da s
sonst, wenn kein Tabak darauf gepflanzt gewes
dreimal geschehen muß, ehe darauf gesäet werden
denn man erspart hierdurch Zeit und Kosten, und b
Menschen und Vieh, können zu andern nöthigen
richtungen gebraucht werden. Es läßt sich nich
thun, daß man überall, und besonders an den L
wo die Felder alle Jahre besäet werden müssen, in
gedüngtes Land Getreide säet, weil das Unkrau
der jungen Saat stark hervorwächst; will man dah
zu große Geilheit dämpfen und die Unreinigkeit a
ten, besonders die Quecken, welche das Land s
aussaugen, so ist hierzu nichts dienlicher, als au
gleichen frisch gedüngten Feldern Tabak anzupfl
Mancher Landwirth würde mit seinem Zugviehe
Aussaat nicht bestreiten können, wenn derselbe
Felder nur zum Weizen, Rocken und andern Ge
bestellen wollte. Die Zeit würde nicht hinlänglich
seine Felder oder Aecker nach beendigter Erndt
zur Wintersaat zum Weizen- und Rockenbau
gehörigem Dünger zu versehen, noch weniger,
solche beständig unterhalten werden sollten. Beba
aber alle Jahre einen Theil seiner frisch gedüngten
mit Tabak, so kann solches leichter zur Wirklichk
bracht werden. Die Aussaat und Erndte,
sonst nur zweimal, nämlich im Frühjahre und im
ter, bewerkstelliget wird, kann mit der Bearbeitun
Tabaks in dreimaliger Bestellung sehr gut eing
werden; denn die Bearbeitung des Tabaks wird
der Zeit, wo die Frühsaat von anderm Getreide b
geschehen, und wo der Landmann keine sehr nothw
Verrichtung zu besorgen hat, unternommen, un
Erndte dieses Krautes erfolgt erst dann, wenn die
ter- und Sommererndte der Getreidearten schon v
det und eingesammelt worden, und der Landmann
ger beschäftiget ist. Die Ohlauischen bürgerlichen

die auf dieſe Art jährlich zum Getreide und Tabake benutzt werden, können von den jetzt angezeigten Vortheilen des Tabaksanbaues ein entſcheidendes Zeugniß geben. Ehe auf denſelben Tabak angebauet wurde, konnte niemals wegen des häufigen Unkrautes Weizen gewonnen werden, jetzt wird aber auf den Tabaksäckern in dem folgenden Jahre der beſte Weizen ſowohl als Rocken, und im zweiten Jahre Gerſte und Haſer gezogen. Ja einige Eigenthümer derſelben bringen es ſogar ſo weit, daß ſie auf ihren gut gedüngten Aeckern nach dem Einerndten der frühen Gerſte und des Flachſes die Stoppeln ſogleich umpflügen, noch einmal Tabak darauf ſtecken, und alſo die vierte Frucht davon gewinnen. Die Pächter herrſchaftlicher Güter und Höfe können bei der Vermiethung der Aecker zum Tabaksbaue an die Planteurs durch die Gewinnung des im folgenden Jahre darauf zu erzeugenden Weizens und Rockens einen vorzüglichen Vortheil finden. Wenn es in einer Gegend nicht an Hütung oder an anderer Fütterung für das Vieh fehlt, und es nicht nöthig iſt, daß man da, wo die Brache noch gewöhnlich iſt, alle Brachäcker dazu aufbehält, ſo können dergleichen Aecker mit um ſo größerem Nutzen zum Tabaksbaue gebraucht werden, je gewiſſer es iſt, daß ſolche auf dieſe Weiſe nicht nur nicht müßig liegen bleiben, ſondern auch alle Jahre ihre abwechſelnden, und wegen der Reinigung beſſern Früchte tragen. Der Tabaksbau iſt zwar etwas mühſam, und erfordert einen beſtändigen Fleiß, wenn er gut gerathen ſoll; allein die mehrſte Bearbeitung deſſelben dauert auch nur einige Monate. In dem folgenden dritten und vierten Monate, wo er bis zum Verkaufe zum Trocknen aufgehängt bleibt oder verwahrt wird, iſt ſchon weniger Arbeit nöthig. Man ſorgt dann bloß dafür, daß er auseinander gebracht werde, damit er nicht zuſammen klebe und faule. Und da überhaupt die damit verbundenen Arbeiten *größtentheils* von alten Leuten und

Kindern gethan werden können, so ist nicht zu leugnen
der Tabaksbau weniger schwer, als der Bau andere
treidearten ist. Auch die Armuth kann dadurch sehr u
stützt werden, wenn der Tabak, wie an verschiedenen
geschieht, auf die Hälfte des Gewinnstes angebauet
Die Eigenthümer geben dazu die Felder oder A
die Fuhren und die Hängen her, und besorgen die
gung, Bestellung, und was sonst dazu erforderlic
die Mitarbeiter verrichten dagegen das Säen, Pfla
und alle übrigen dabei vorkommenden Verrichtu
und da sie an dem Gewinnste gleichen Antheil h
so lassen sie es sich um so mehr angelegen seyn, de
bak besser zu bearbeiten, als die Tagelöhner. A
Orten in Schlesien, wo der Tabaksbau vorzügli
trieben wird, wie z. B. in Ohlau, Wansen, Neu
und Auras, merkt man es sehr deutlich, daß sie v
cher und nahrhafter sind, als andere dergleichen
Städte, die keinen Tabak anbauen; denn auch de
ringste findet bei dem Tabaksbaue einen größern
winnst, als bei einem andern Gewerbe. Da der T
wie oben angeführt worden, nicht allein in der
Art, oder in frisch gedüngtem Acker und in der B
sondern auch in frisch aufgerissenem Felde oder
land gebauet werden kann, so hat man nicht zu befür
daß man um so weniger Korn bauen könne, wenn
viel Tabak pflanzt. Auch in Weinländern hinde
Tabaksbau den Weinbau nicht, sondern ist vie
dem Weinbaue sehr vortheilhaft. Man weiß, da
Wein nicht alle Jahre geräth, und dem Mißwach
andern Gefahren ausgesetzt ist; denn ein einziger
starker Frost kann den ganzen Weinstock verderbe
alle Hoffnungen einer guten Weinlese vereiteln.
wird in dem Neckarkreise des Großherzogthums
schon ein gutes Jahr erfordert, wenn man aus
Morgen Weinberge einen Nutzen von 120 G
ziehen will. Wenn nun der Weinwuchs nicht g

ſo iſt der Landmann ſehr übel daran; denn er hat den Ertrag von ſeinem Weinberge von dem Weinhändler in der Regel ſchon voraus bezahlt erhalten, kann er nun keinen Wein liefern, ſo geräth er um ſo mehr in Schulden und Noth, weil das erhaltene Geld ſchon lange vorher verzehrt worden, und weil er keinen Rokken oder anderes Getreide, wenigſtens nicht hinlänglich, geſäet hat; denn in Weinbergen kann keine andere Frucht gepflanzt werden; er muß alſo Hunger leiden. Man findet daher in den Weinbergen weniger vermögende Landleute. Bei ſolchen Unglücksfällen können ſich nun die Weinbauer am beſten durch den Tabaksbau aus der Noth helfen, da ſich derſelbe mit dem Weinbaue ſehr gut vereinigen läßt. Die meiſte Arbeit, die der Weinſtock fordert, nämlich das Schneiden, Biegen, Graben, muß vor der Blütezeit, das iſt vor dem Johannistage, verrichtet werden, und die Hauptarbeit mit dem Tabake fängt erſt gegen den Johannistag an. Es hindert alſo eine Arbeit die andere nicht, und beides kann zugleich beſtehen; das Einzige, welches zuſammentreffen könnte, wäre das Einerndten des Weins und des Tabaks. Um nun hier alle Hinderniſſe hinweg zu räumen, bedarf es nur einer klugen Einrichtung des Baues. Man hat zwar bei dem Tabaksbaue auch auf Manches, wie bei der Kultur anderer Gewächſe, zu ſehen; allein doch nicht mit ſolcher Strenge, wie bei vielen andern nützlichen Pflanzen. So z. B. muß man bei ihm auch auf das Klima und den Boden ſehen; denn wenn er gleich ſein Geſchlecht, ſeine Blätter, Blüten und andere äußerliche Beſchaffenheiten beibehält, ſo kann er doch an der Güte viel geringer werden, wenn er aus einer wärmern in eine kältere Gegend verſetzt wird. Selbſt in Amerika iſt nicht aller Tabak von gleicher Güte. Auch auf die Wahl des Tabaksſamens kommt ſehr viel an, und es werden Verſuche erfordert, ehe man diejenige fremde Tabaksart *auffindet, die ſich* zu der Gegend, wo man

den Tabak anbauen will, ſchickt. Auch gewöhn der Tabak leicht an das Klima, wenn er von einer mern Gegend in eine kältere verſetzt wird, wenn er in den erſten Jahren ausartet, und keine ſo gute E giebt, ſo ſchlägt er doch wieder ein, wenn man den ſuch aus dem eingeerndteten Samen fortſetzt. ausländiſchem darf man ihn freilich nicht fortſetzen, da würden die Verſuche immer mißlingen. In E ſien hat man ſechs Jahre lang mit ſehr verſchieden baksarten Verſuche angeſtellt; z. B. mit Uckern ſchen, Preußiſchen, Pfälziſchen, Amersfoorter aus land, Polniſchen, Ungariſchen, und auch mit Am niſchen Arten, als aus Virginien, aus dem Golfo de duras, und von der Inſel St. Chriſtoph, die abe hin ausgefallen ſind, daß zu dem Schleſiſchen An keine beſſer und zuträglicher ſind, als die Uckermärki Arten, und unter dieſen diejenigen, welche glatte, Stengel etwas abſtehende Stiele oder Rippen h nicht bärtig ſind, weil dieſe nicht ſo leicht auf der F faulen, und ſehr gute, dicke, ins Gewicht fallende Blätter geben. Korge in ſeinem Unterrichte zum baue des Tabaks (Breslau), wo der Schleſiſche baksbau beſchrieben wird, führt zwei Hauptarten Tabak an. Die eine trägt längliche, vorn zugeſp und die andere runde herzförmige Blätter. Beide ten weichen aber unter ſich wieder von einander ab. giebt unter der Erſteren verſchiedene Sorten, die t große, lange und breite, theils mittellängliche, breite dicht am Stengel angewachſene, und daher nicht ſo abhängende, ſondern in die Höhe ſtehende, theils ſchi längliche und mehr zugeſpitzte Blätter haben, welche tere auf längeren, platten Stielen etwas vom St ab ſitzen. Alle dieſe Sorten der erſteren Art haben ſes unter ſich gemein, daß ihre Blätter länglich, vol ſern, von Farbe bleichgrün, klebrig, und wie mit beſchmiert ſind, ihre Stengel mannshoch wachſen,

rothe Blumen und längliche Samenköpfe tragen. Unter den andern Hauptarten trifft man zweierley Sorten an, wovon die eine große, breite, starke und krause, die andere hingegen kleine, glatte, dicke und wenige Blätter trägt. Beide kommen aber darin überein, daß ihre Blätter rund, dick und zähe wie Leder, von dunkler, braungrüner Farbe sind, auf langen, dicken, höchstens 2 Fuß hohen Stielen wachsen, citronengelbe Blumen, und in kurzen runden Köpfen Samen tragen. Die Ungarischen und Virginischen großen langen Arten bringen zwar auch außerordentlich große, aber dünne, gelbe und grünliche Blätter hervor, die, wenn sie auch trocken sind, doch immer einen grasigen und wilden Geruch und Geschmack behalten, woraus man annehmen könnte, daß dergleichen Arten, die aus einer heißen Gegend zu uns kommen, in einer kälteren nicht zu der vollkommenen Reife gelangen, bis sie sich erst nach und nach in den folgenden Jahren eingeartet haben. Da aber die Verschiedenheit des Erdreiches auch Vieles dazu beiträgt, so soll es eine vergebliche Bemühung seyn, in unsern Deutschen Gegenden dergleichen Tabak, wie in Amerika, zu erzeugen, der nämlich am Geruche und Geschmacke diesem gleich kommt. Es soll immer nur, wenn es hoch kommt, ein guter Deutscher Landtabak bleiben. Die herzförmigen Virginischen Arten sollen nicht den Anbau verdienen, weil sie nur wenige und kleine Blätter bringen, und diese auch von solcher Stärke und beißender Schärfe sind, daß sie Niemand so leicht vertragen kann. Indessen hat man doch Versuche mit dem Virginischen Tabake im Darmstädtischen gemacht, und diese sind sehr günstig ausgefallen, so daß man die gewonnenen Blätter allen andern Tabakarten vorgezogen hat; er soll sich für unser Klima am best.n eignen, nur soll man alle Jahre frischen Virginischen Samen säen, weil derjenige, welcher im Lande erzeugt wird, im zweiten Jahre schon schlechter ist, und im dritten ganz aus-

artet. Es haben aber neuere Verſuche bewieſen, da gewonnene Same im Lande ſich ſehr gut zum Au ſchickt, um wieder einen ähnlichen Tabak zu gewi wenn man ihn nur gehörig reifen läßt, und auch mit Recht, da ſich die Pflanze um ſo mehr an das K gewöhnt, als wenn man jedesmal neuen Virgini Samen nimmt, das heißt, den man aus Amerika men läßt. Es iſt daher nothwendig, daß derjenige, cher den Tabaksbau einführen und einen guten Ta bak erbauen will, zur Regel annehmen muß: da Tabak eine um ſo ſorgfältigere Wartung verdie rauher das Klima iſt. Wer daher in einem Lan welchem der Tabaksbau nie eingeführt worden, T bauen will, muß dahin ſehen, daß er zum Anbau i ben eine ſolche Perſon erhält, die eine vollkom Kenntniß und Erfahrung beſitzt, um dem Unte mer den nöthigen Unterricht und eine praktiſche weiſung zu geben; denn wenn dieſes nicht geſc ſo wird auch aus dem Tabaksbaue, wenn mar ohne erlangte Erfahrung unternimmt, niemale werden. Dann iſt es nöthig, daß derjenige, welche bak bauen will, die erſten Verſuche möglichſt im nen anfange; da man Alles viel genauer und einrichten, beachten, pflegen und betreiben kann; es iſt weit zuträglicher, einen halben oder ganzen gen, gehörig gedüngt und zubereitet, mit dieſer P zu beſetzen, als wenn man drei- bis viermal ſo vi pflanzt, und es an Dünger und der nöthigen Wa fehlen läßt, oder gar Hafer- und Buchweitzenland nimmt. Von allen in der großen Feld- und G Wirthſchaft eingeführten Pflanzen giebt es wohl die wegen des kältern nördlichen Klimas in Nordde land einer genauern Aufſicht, Ordnung, Pflege und cherley Handgriffe außerdem bedarf. Mißglückt der ſuch im Kleinen, ſo iſt der Schaden nicht ſo groß man kann denſelben mit dieſer Pflanze ohne merk

Verluſt mehrere Jahre wiederholen, anſtatt daß ein großer Verluſt gleich am Anfange zu ſehr abſchreckt. Durch wiederholte Verſuche im Kleinen auf verſchiedenen Stellen kann man auch anfangs die beſonderen Erdlagen am beſten kennen lernen, worin der Anbau dieſer Pflanze am ſicherſten glückt, da dieſelbe den möglichſt gelockerten und warmen Boden erfordert. Der Tabak, der auf kalkgründigen Feldern gezogen wird, ſoll nicht ſehr gut ſeyn, weil er nicht in Brand zu bringen iſt, ſo brennbar dieſe Pflanze, im Ganzen betrachtet, auch ſonſt ſeyn mag. — Einzelne Tabaksbauer der anſehnlichſten Plantagen in Virginien hatten 800, 1000, bis 1200 Neger zu dieſer Arbeit angeſtellt, und bedienten ſich zum Theil des Düngers nach dem Europäiſchen Feldbaue; allein es ſoll ihnen jetzt ſchwer fallen, ſich ſoviel Dünger anzuſchaffen, als ſie gebrauchen. Andere nicht ſo beträchtliche Plantagen in den Revieren, werden jährlich daſelbſt durch fette Ueberſtrömung gedüngt, und aus Südamerika, woher wir die feinſten Sorten von Blättern zum Rauch- und Schnupftabak erhalten, werden die Tabaksplantagen mit Aſche oder auch fette Ueberſtrömung gedüngt, und daher ſollen auch jene Blätter den vorzüglich feinen Geruch und Geſchmack vor denjenigen erhalten, die man in Deutſchland unregelmäßig auf den mit friſchem langem Stallmiſte gedüngten Aeckern erzieht. — Daher wurde auch der Nürnberger Tabak, der nämlich um oder in der Gegend dieſer Stadt gebauet wird, und wegen des reinen Geruchs und Geſchmacks in Deutſchland dem Maryländiſchen aus Nordamerika am nächſten kommt, in großen Quantitäten nach Hamburg geſchafft, um ihn von dort aus zur See zu verſenden, weil die Spargel- und übrigen dazu eingerichteten Felder daſelbſt im Herbſte mit kurzem Miſte gedüngt werden, um dadurch den Tabaksbau zu begünſtigen; auch gelangen die Blätter im Auguſtmonate zur gehörigen Reife, worauf das Mehrſte in An-

sehung der Güte des Tabaks amkommt. — Wenn
Tabakspflanzer im Frühjahre eine neue Plantage
gen will, es sey in einem dazu eingerichteten Ga
oder auf einem offenen Felde, so muß derselbe so
Acker wählen, der wenigstens 1 Fuß tief weiches un
mischtes Land hat, gegen Süden der Sonnenw
offen liegt, gegen Norden, Osten und Westen ab
viel als möglich gegen Kälte und Wind geschütz
Man muß nie Tabaksplantagen an der Nordseite
Berges anlegen, oder auf hohen Bergen, oder in
fen gegen Süden verdeckten Gründen. Der lang
Tage in den Gründen dauernde Nebel ist den
baksplantagen, besonders im kalten Nachsommer
September, sehr schädlich, und derselbe trifft soga
von allen Seiten offenen, aber am Wasser liege
Gründe mit; jedoch sucht man das Wasser zum
gießen der Pflanzen so viel als möglich in der Näh
Plantage zu haben. Der starke Anbau des Ta
in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhund
rührte von den Unruhen in Amerika und dem Ame
nischen Kriege her; denn so lange dieses Produkt
den Amerikanischen Pflanzern in großer Menge
um einen ziemlich wohlfeilen Preis nach Deutsch
geliefert wurde, haben wenig Deutsche Länder es
vortheilhaft gehalten, solches selbst zu bauen; allei
den Kriegen der Amerikaner und da der ausländ
Tabak sehr theuer wurde, kamen viele Landwi
besonders Gutsbesitzer, auf den Gedanken, den A
des Tabaks selbst zu versuchen, um den den Fremde
fließenden Gewinn selbst zu ziehen, der doch sehr an
lich ist, wenn man annimmt, daß der gewöhnliche V
ihn leidenschaftlich gebraucht, und er auch von den
bildeten nicht zurück gesetzt wird; denn wenn ma
gleich schon früher hin und wieder in Deutschland ba
so geschah es doch nicht mit der Ausdehnung, als
terhin, wo sich viele Landwirthe vorzugsweise d

legten, und er fast in allen Ländern Deutschlands angebauet wurde. In Holland legte man sich schon früher auf den Tabaksbau, vorzüglich auf den Amersfoorter, Neukerker und Gelderschen. Man bauet daselbst großblättrigen Tabak, düngt ihn mit aller Sorgfalt, und behandelt ihn nach der Erndte auch besser, als solches mit dem Tabake in Deutschland geschieht, und da der Tabak fett ist, so wird er vorzüglich zu Schnupftabak verarbeitet.

Was die Kultur des Tabaks im Allgemeinen betrifft, so liebt derselbe eine gute schwarze, mit Sand vermengte Erde, und wenn man ihm diese nicht geben kann, so braucht man deshalb nicht ängstlich zu seyn, sondern darf nur einen Boden von mittlerer Güte wählen, welcher weder zu schwer, noch zu leicht ist. Kann man bei der Wahl des Ackers zugleich auf seine Lage Rücksicht nehmen, und einen ganz flachen Boden wählen, so ist dieses um so besser; denn wollte man einen Acker, welcher eine schiefe und abhängige Lage hätte, zum Tabaksbaue wählen, so würde das bei Regengüssen herabströmende Wasser die fruchtbare lockere Dammerde wegspülen, die Wurzeln der Pflanzen entblößen, und dieses das Absterben derselben bewirken. In den mehrsten Ländern, wo Tabak gebauet wird, bestimmt man ein Feld dazu, das so eben Sommerfrüchte getragen hat, und das folgende Jahr in die Brache kommt. Sobald nun das Getreide von dem Acker herunter ist, so fährt man auf eine Fläche von 160 Quadratruthen wenigstens acht bis zehn, und ist der Boden sehr mager, zwölf bis vierzehn vierspännige Fuder rechten guten, fetten und kurzen Mist, und diesen zerstreut man sogleich darauf und pflügt ihn unter. Im Frühjahre, sobald Unkraut zum Vorscheiu kommt, pflügt man ihn zum zweiten Male. Kurz zuvor, ehe man den Acker bepflanzt, nimmt man das letzte Pflügen vor. Um nun auch den Acker mit Pflanzen besetzen zu können, so ist es nöthig, sich

ſolche ſelbſt anzuziehen; denn wollte man ſie ſich
den Ankauf verſchaffen, ſo könnte man ſehr leicht
gen werden. Man zieht ſie in ſogenannten Taba
ten, welche mit den bekannten Miſtbeeten viel Aehn
haben. Man zieht auch die Pflanzen in ſogena
Tabakskutſchen, oder in ſolchen Beeten,
über der Erde erhaben ſind, und die nach der Ei
vieler Tabaksbauer in mancher Hinſicht den V
vor allen andern haben ſollen. Dieſe Tabaksku
werden auf folgende Weiſe gemacht. Man ſchlägt
zugeſpitzte, oben aber mit Gabeln verſehene Pfähl
geſtalt in die Erde, daß ſie ungefähr anderthalb, höc
zwei Fuß herausſtehen, und allenfalls ein Quadr
den. In die Gabeln der eingeſchlagenen Pfähle
ſtarke Stangen gelegt, und quer über dieſelben ebe
dergleichen. Auf dieſes Gerüſte kommt nun Rei
liegen, hierauf langer, und auf dieſen kurzer Miſt
zuletzt bedeckt man dieſen mit feiner guter Erde.
man nun den Samen ausſäet, welches gewöhnl
der Hälfte des Märzes geſchieht, ſo muß er vorhe
gekeimt werden. Zu dieſem Zwecke nimmt man ei
lenes Säckchen, oder in Ermangelung deſſelben
auch ein alter wollener Strumpf dieſelben Dienſ
ſten, thut darein den Tabaksſamen, taucht ihn
Male ins Waſſer, und hängt ihn in eine geheizte S
So oft nun der Same trocken geworden iſt, ſo fe
man ihn wieder auf die vorherbeſchriebene Art an
nun durch das Befeuchten und durch den Zutri
Wärme das Quellen oder Aufſpringen des Same
wirkt worden, ſo nimmt man das Ausſäen vor.
vermiſcht nun den Samen entweder mit Aſche, od
Sand, oder auch ohne Beimiſchung eines fremde
pers, wie viele andere Gartenſämereyen, und ſä
ganz rein aus. Nach dieſem beſtreuet man ihn ung
½ Zoll dick mit ganz feiner Erde. Da es nun, w
kannt iſt, im Frühjahre oft kalte Tage, zuweilen

noch mehrere kalte Nächte giebt, und dieſe die zarten Pflänzchen leicht zu Grunde richten können, ſo iſt es nöthig, das Tabaksbeet zu bedecken, und ſie bloß bei ſchönem Wetter theils ganz zu öffnen, theils etwas zu lüften. Hierzu bedient man ſich entweder der bekannten Strohdecken oder Matten, oder auch der in Oel getränkten Papierfenſter. Wird die Erde in dem Tabaksbeete trocken, ſo muß man ſie begießen, welches man faſt allemal über den andern Tag vornehmen kann. Findet man Unkraut unter den jungen Pflanzen, ſo muß ſolches gehörig ausgejätet werden. Haben die Pflanzen das ſechſte Blatt erreicht, ſo ſchreitet man zum Verpflanzen, wobei man ſich nach der Witterung zu richten hat. Am liebſten nimmt man es nach einem ſanften Regen vor, wenn die Erde etwas erweicht iſt. Kann man aber dieſen Zeitpunkt nicht abwarten, und wird man etwa in die Nothwendigkeit verſetzt, bei anhaltender Dürre zu verpflanzen, ſo darf man das Begießen nicht unterlaſſen. Dieſes nimmt man am liebſten vor dem Pflanzen vor; denn die Pflänzchen laſſen ſich hiernach hübſch andrücken. Begießt man ſie dagegen gleich nach dem Verpflanzen, ſo ſpült man dadurch die feine Erde von den Wurzeln der Pflanzen ab. Uebrigens muß man aber das Pflanzen nicht unmittelbar nach dem Begießen, ſondern eine halbe, oder auch wohl erſt eine ganze Stunde darauf vornehmen. In Hinſicht der Weite, in welcher die Pflänzchen von einander ſtehen müſſen, hat man vorzüglich hierbei auf die Beſchaffenheit des Bodens Rückſicht zu nehmen. In einem guten Mittelboden kann man ſie einen Fuß weit von einander ſetzen; hat man aber einen guten, und dabei noch ſtark gedüngten Boden dazu gewählt, ſo müſſen die Pflanzen wenigſtens 1½ Fuß von einander zu ſtehen kommen. — Wenn nun das Verpflanzen vorgenommen werden ſoll, ſo macht man ſich mit dem ſogenannten Zeilenzieher in den vorher durch die Egge gehörig geebneten Boden erſt

Linien oder Reifen, Riefen, in welche die Pflän
geſetzt werden ſollen, damit man eine gleiche Wei
hält. Dieſes Werkzeug zieht man in gerader Rich
über den Acker, und läßt durch die Zinken die L
ziehen, in welche die Pflänzchen geſetzt werden ſ
Die Reihen dürfen aber nicht alle gleich weit von e
der, ſondern ſie müſſen ſo gezogen werden, daß
zwei Fuß, die nachfolgenden zwei einen oder ander
Fuß, die darauf folgenden zwei wieder zwei Fuß,
die folgenden wieder einen oder anderthalb Fuß ꝛc
einander kommen. Die zwiſchen den Reihen entſteh
Zwiſchenräume werden Bänke oder Gänge gen
und den zwei Fuß breiten Zwiſchenraum nennt m
Rutſchbank. Hat man nun alle dieſe Vorber
gen getroffen, ſo nimmt man endlich das Verpfl
ſelbſt vor, welches auf verſchiedene Art geſchehen
Man legt die Pflanzen in eine Mulde oder W
nimmt ſolche vor ſich, macht mit einer leichten
Löcher, ſteckt die Pflänzchen hinein und drückt ſi
Man kann ſich auch ſtatt der Hacke des ſogena
Steckels bedienen, mit welchem man ein Loch
Erde ſticht, die Pflanze hineinſetzt und Erde daran d
Es iſt ſehr nöthig, daß man beim Setzen der Pfl
die Erde recht genau an die Wurzeln derſelben d
Nach Verlauf von ungefähr acht bis vierzehn T
beſucht man die Tabaksplantage, nimmt aber zu
eine hinlängliche Menge junger Pflanzen, die ma
dem Tabaksbeete zurückgelaſſen hat, mit, und
ſucht alle Bänke oder Gänge. Findet man nun
eine oder die andere abgeſtorben iſt, ſo zieht m
heraus und erſetzt ſie durch eine andere. Das Ausb
und Nachſehen muß wenigſtens einige Male wied
werden. Findet man Unkraut zwiſchen den Pflanz
muß man ſolches fleißig ausjäten. Nach ungefähr
zehn Tagen oder drei Wochen nimmt man das Hä
der Pflanzen vor, welches auf zweierlei Art geſc

kann. Man zieht nämlich die Erde um jede Pflanze besonders auf, und bildet auf diese Weise ordentliche Häufchen, aus deren Mittelpunkte die Pflanze heraus sieht. Man kann aber auch die Erde der Bänke oder Gänge auf beiden Seiten nach den Pflanzen ziehen, und dadurch ihren Standpunkt erhöhen.

Einzelne Anbauungsarten des Tabaks. Man kennt in Amerika nur vier Arten von Tabak, die man an den Blättern unterscheidet, und Petum, Zungentabak, Amazonentabak und Varinastabak nennt. Die erste Art, der Petum, hat durchgängig Blätter von 24 bis 26 Zoll Länge, und 12 bis 14 Zoll Breite, die wollig, dick, fleischig und von schönem Grün sind, die aber, da sie sehr saftreich sind, beim Trocknen sehr einschrumpfen, und daher nicht so häufig gebauet werden, als die andern Sorten. — Der Zungentabak, welcher wegen der Aehnlichkeit seiner Blätter mit einer Kalbszunge seinen Namen führt, hat beinahe so lange Blätter, als die vorige Art, die aber nicht über 7 bis 8 Zoll breit sind; sie sind dick, zähe, grob und beim Anfühlen weich; sie schrumpfen weniger ein, weil sie nicht so viel Feuchtigkeit haben, als der Petum. Diese Sorte wird meistens in Martinique, Guadeloupe, Marie Galante und St. Christoph gebauet. — Der Amazonentabak hat seinen Namen von dem Amazonenflusse, der Cayenne von Brasilien scheidet, weil der erste Same von daher kam. Das Blatt ist so lang, wie bei jenen Sorten, aber breit und rund am Ende. Das Blatt unterscheidet sich noch besonders dadurch, daß die kleinen Rippen desselben gerade aus der Mitte der großen Rippe nach dem Rande zulaufen, wogegen sie bei den andern Arten dem Umfange des Blattes folgen und krumme Linien bilden. Die Blätter sind fleischig und saftig, aber doch dem Einschrumpfen nicht sehr unterworfen. Frisch riecht dieser Tabak sehr unangenehm, wenn er aber zwölf bis fünf-

zehn Monate gelegen hat, erhält er einen ungemein
genehmen Geruch. Man kann aber auch in kürzerer
seinen unangenehmen Geruch mildern, wenn man
sieben bis acht Tage schwitzen, und ihn dann wieder
paar Tage in der Luft trocknen läßt. — Der Varin
tabak ist der kleinste von allen. Die Blätter sind
ten über 10 Zoll lang, schmal, rauh, runzelig und sp
auch wie bei dem Petum, fleischig und saftreich.
schrumpfen ebenfalls sehr ein, und bringen daher n
Vortheil. Er ist indeß von allem gesponnenen Ta
der beste. Den Namen hat dieser Tabak von e
Dorfe an der Küste der Terra firma in Süd-A
rika, am Meerbusen von Venezuela. — Erz
hung des Virginischen und Mary
dischen Tabaks. Erste Art. Man nehm
Monat März, oder sobald man in die Erde kon
kann, gute frische Gartenerde, die mit einem St
herausgestochen wird, und schütte sie auf einen Ha
damit sie austrockne. Es muß aber solche Erde ge
werden, die noch niemals im großen Dünger od
Mistbeeten gewesen ist. Nach dem Herausstechen
Erde wird sie gesiebt, um sie von den Klößen, St
und anderm Unrathe zu befreien oder zu reinigen,
dann an dem Orte aufbewahrt, wo die Mist
angelegt werden sollen. Zu einem Mistbeete wählt
einen solchen Ort oder Platz im Garten aus, d
Morgen- und völlige Mittagssonne frei hat, und
die Nordwinde durch Hecken, Scheerwände oder B
digungen von alten Brettern oder Buschwerk, oder
eine Mauer geschützt ist. Zu Ende März lasse ma
diesem Platze die Erde in Form eines länglichen
ecks und so groß, als man die Mistbeete machen
ausgraben, ungefähr 2 Fuß tief, und bringe die
auf einen andern Ort. In dieser Grube, die unten
auf allen Seiten mit alten Brettern und Bohlen a
füttert worden, wird eine Lage, ¼ Elle hoch, von

Pferdemiſte oder gutem Schafdünger gelegt, und ſolcher Fuß vor Fuß feſtgetreten. Mit einer zweiten Lage, auch von ¼ Elle hoch und von eben demſelben Dünger, wird auf eine gleiche Weiſe verfahren. Man nimmt auch Gerberlohe unter den Pferdemiſt. Wenn dieſe Lagen gehörig feſtgeſtampft ſind, wird die Grube, die mit Miſt noch nicht völlig angefüllt iſt, auf allen vier Seiten mit Brettern, etwa 2½ Fuß hoch, eingefaßt, und zwar ſo, daß das Brett gegen die Sonne zu niedriger und abſchüſſig iſt. Damit nun die Bretter, die ungefähr 1½ Fuß am oberſten Ende hervorſtehen, nicht ausweichen, werden kleine Pfähle dahin geſchlagen, welche es verhüten. Man legt nun auf die vorigen beiden Lagen Dünger noch die dritte, ¼ Elle oder ½ bis ¾ Fuß hoch von gutem Kuhmiſte, der ebenfalls feſtgetreten wird. Auf dieſe Lage wird die geſiebte Gartenerde ungefähr ½ Fuß gleich hoch geſchüttet, und mit einem Rechen gerade gemacht. Nach Verlauf von einigen Tagen wird der Tabakſame in laulichem Waſſer vier und zwanzig Stunden lang eingeweicht, dann herausgenommen, in einen kleinen Sack oder Tuch und an einen warmen Ort gelegt, und beſtändig etwas feucht erhalten. So oft der Same, auch der Sand, trocken wird, taucht man ihn wieder ins Waſſer. Bei dem Ofen darf der Sack nicht zu warm werden, ſonſt ſchadet es dem Samen. Wenn der Same durchgängig zu keimen anfängt, wird er mit ſehr trockner Erde, Aſche oder Kreidemehl vermengt, damit er nicht während des Ausſäens zu dicht bei einander zu liegen komme, welches auf das zubereitete Miſtbeet höchſtens zwei kleine Finger tief geſchieht, und auf denſelben überall ein wenig Sand geſiebt. Das ganze Miſtbeet wird mit einer verkehrten Schaufel angeklopft, damit es glatt und eben wird, und der Same ſich um ſo inniger mit der Erde verbindet. Einige miſchen aus Vorſicht unter den aufgeſprungenen Samen auch noch etwas friſchen Samen, damit, wenn die erſten Pflanzen vom

Ungeziefer abgefreſſen oder ſonſt zu Grunde ger
worden ſind, dieſer Abgang von dem friſchen Sa
der unterdeſſen Zeit zum Keimen gehabt hat,
werde. Erhalten ſie aber die erſten Pflanzen, ſo ſc
der andere Same doch nichts; denn in dieſem Falle
men die zweiten Pflänzchen nicht auf, ſondern ſie
den von den erſten erſtickt; man kann auch den S
lieber etwas zu dicht, als zu dünn ſäen. Dieſe Miſ
werden nun mit Stroh oder Schilfmatten zuge
Wählt man Stroh, ſo wird es damit dünn beſt
Die Stroh- oder Schilfdecken werden mit Bind
oder ſtarkem groben Garne zuſammen gebunden, u
über das Beet gebreitet. Hat ein Tabaksbauer alte
nutzte Stuben- oder Kammerfenſter liegen, oder er
ſonſt ohne große Koſten dazu gelangen, ſo kann er
der Matten die Fenſter wählen, weil dieſe vor jene
mer den Vorzug haben, und man dadurch frühe
ſicherer die erforderlichen Tabakspflanzen erhält.
ſchlagen Einige vor Fenſterrahmen zu nehmen, di
ſtarkem mit Leinöl getränktem Papiere verſehen we
allein man will ſie doch von der andern Seite nich
pfehlen, weil ſie zu vergänglich ſind; auch muß man ſ
wenn man Hagel oder ſtarke Schloſſen befürchtet,
mit Stroh oder Stroh- oder Schilfmatten bed
damit ſie darin nicht beſchädiget werden; auch muß
in jeder Nacht geſchehen, da man doch nicht wiſſen
ob die Nacht eben ſo gut bleiben wird, als es am
geweſen iſt, oder ob ſchlechtes Wetter eintreten
Dieſe Decken müſſen nun einige Tage unaufgeded
gen bleiben, und nur bei warmer Witterung und
nenſchein am Tage abgenommen, des Nachts hing
oder wenn bei Tage Kälte einfällt, wieder darauf
werden. Man muß aber oft nachſehen und die
unterſuchen, ob ſolche auch nicht zu warm, oder zu
ken geworden, welches dem Tabaksſamen ſchädli
Findet ſich das Erſtere, ſo müſſen die Fenſter oder

ten gelüftet, und an der einen Seite einige Finger breit aufgestützt oder nach Befinden wohl gar abgenommen werden; ist aber die Erde auf dem Mistbeete zu trocken geworden, so besprengt man sie, in Ermangelung einer feinen Brause, vorsichtig mit einem in warmes Wasser getauchten Besen. Wenn man vermuthet, daß der Same schon aufgelaufen und herangewachsen ist, so muß man ihn etwas stärker besprengen, jedoch nicht zu viel. Gehen die Pflanzen auf und reichen sie bis an das darauf gestreuete Stroh, so wird dieses rein abgelesen, und die Pflanzen bei warmer Witterung so oft, als sie es bedürfen, jedoch nur immer so, wie von einem Thauregen, befeuchtet; bei ihrem zunehmenden Wachsthume aber stärker begossen. So lange man noch kalte Nächte zu befürchten hat, wird das Beet des Tages nur einmal, und zwar des Morgens gegen neun Uhr begossen; geht es aber gegen das Frühjahr, und werden die Pflanzen etwas größer, so muß man täglich zweimal, nämlich des Morgens und des Abends, sie begießen. Zum Begießen der Pflanzen ist das Regenwasser das allerbeste, und nach demselben weiches Bach- und Flußwasser. Brunnenwasser ist das schlechteste und darf nicht genommen werden. Zur Beförderung des Wachsthums der Pflanzen kann man auch das Mistbeet mit einer Brühe anfeuchten, die aus einer Vermischung von fettem Schaf-, Tauben- und Hühnermist, Ochsenblut und etwas Salpeter in Mistwasser eingeweicht, zubereitet wird. Die auf diese Art erzeugten Pflanzen sollen diejenigen übertreffen, welche auf andern Mistbeeten gewonnen werden, sowohl in der Geschwindigkeit des Wachsthums, als in der Stärke und Güte der Blüten. Man darf auch nur die Mistbeete mit Hühner- und Taubenmist überstreuen, welches gleichfalls den Trieb der Pflanzen sehr befördert. — Das unter den Pflanzen mit aufgehende Unkraut muß sogleich ausgegätet, und die Pflänzchen davon beständig rein gehalten werden, damit sie mehr

Nahrung haben, und nicht darunter erſticken oder Wachsthume gehindert werden. Dieſes Reinigen Unkraute muß wenigſtens alle acht Tage geſche Gemeiniglich wird aber durch Herausreißung des krauts auch die Wurzel der Tabakspflanze zum T losgeriſſen, zum Theil vom Grande oder Sande blößt, welches der Pflanze nachtheilig iſt. Man daher, ſo oft man das Beet gätet, nach dem Ende d Arbeit wieder feinen Sand über die Pflanzen hinſtre der dann die entblößten Wurzeln wieder bedeckt. D ſelbe muß man auch thun, wenn man die Pflanzen dem Miſtbeete aushebt, und in das Feld verſetzt. E giebt es eine Art kleiner Schnecken, die der Tab pflanzen ſehr gefährlich iſt. Um ſolche zu vertreiben, man des Abends verſchiedene grüne Zweige Hohlun der eben zu der Zeit anfängt grün zu werden, auf Beet. Die Schnecken lieben das junge Hohlunder mehr als die Tabakspflanzen; die Nacht hindurch f ſie ſich auf dieſes Laub. Man hebt des Morgens Hohlunderreiſer langſam auf, und zugleich die Schn mit. Auch die Maulwürfe ſind den Pflanzen ſehr fährlich, deshalb ſind auch die mit Seiten- und Bo brettern verſehenen Miſtbeete ſehr zu empfehlen. In gen Ländern hat man ſtatt der Miſtbeete, da ſie viel Umſtände, Miſt und Koſten verurſachen, ſogena Tabakskutſchen erfunden und eingeführt, wie ſ oben, Seite 50 angeführt worden ſind. Zu dem empfohlenen Miſte kann man noch drei Finger, einer Hand breit hoch fetten, mit Holzerde u mengten Miſt legen oder ihn damit bedecken, und in ſelben den Tabaksſamen ſäen. — Nach einer zwe Art kann man ſich die benöthigten Tabakspflanzen leichter Mühe und ohne erhebliche Koſten verſcha wenn an jedem Orte eine Geſellſchaft Tabaksbaue ſammentritt, und die Mißbeete, worauf ſie die nöth Pflanzen erziehen wollte, auf gemeinſchaftliche K

anlegte. Wenn solche dann auch mit alten oder neuen Fenstern versehen würden, so blieben doch die Kosten auf eines jeden Antheil sehr geringe. Diejenigen dagegen, die den Tabaksbau nur im Kleinen treiben, damit erst Versuche anstellen, und sich nur auf Anpflanzung 20, 30, 40, 50 bis 100 Schock Pflanzen beschränken wollen, oder deren Absicht dahin geht, jährlich nicht mehr Tabak zu bauen, wie sie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig haben, können mit noch geringerer Mühe und wenigern Kosten, wie in der nachfolgenden dritten Art angezeigt ist, zu ihrem Zwecke gelangen. Was nun die dritte Art betrifft, so schlage man von alten Brettern einen länglichen Kasten zusammen, oder nehme durchgesägte Tonnen, fülle solche bloß mit guter gedüngter Erde an, säe den Tabakssamen auf die vorhin beschriebene Art hinein, setze den Kasten oder die Tonne des Tages bei Sonnenschein und gutem Wetter an die Luft, bringe ihn des Nachts wieder ins Haus an einen warmen Ort, und verfahre mit der Wartung und Behandlung des ausgesäeten Tabakssamen in Allem so, wie vorhin gemeldet worden ist, so wird man sich die benöthigten Pflanzen gleichfalls frühzeitig genug verschaffen können. Auch hier ist es anzurathen, daß die Tabaksbauer ihre ersten Versuche im Kleinen anfangen, weil man dann Alles weit genauer und besser einrichten, pflegen und betreiben kann. Es ist daher weit vortheilhafter, wenn man einen halben oder ganzen Morgen gehörig düngt, zubereitet und mit den Tabakspflanzen besetzt, als wenn man drei, vier oder fünf Morgen damit bepflanzt, und es an dem gehörigen Dünger und der nöthigen Wartung fehlen läßt; denn wenn der Versuch im Kleinen mißglückt, so ist der Schade nicht so groß, und man kann durch wiederholte Versuche im Kleinen am besten die Erdarten kennen lernen, worin der Anbau dieser Pflanze am sichersten und besten glückt, weil die Tabakspflanze den weichsten, möglichst gelocker-

ten und daher auch tiefgehenden, abgewässerten
warmen Boden liebt. — Wenn nun die Tabakspfl
zen zum Verpflanzen hinlänglich groß und tauglich si
welches bei einer guten Wartung und Behandlung sch
zu Anfange oder höchstens in der Mitte des Mays
schieht, und die Witterung ist dabei so beschaffen,
man keine Nachtfröste mehr zu befürchten hat, so m
den sie verpflanzt, weil man bei einer frühzeitigen V
pflanzung immer gewinnt; besonders ist dies in ge
gigen Gegenden der Fall, wo der Winter, mithin a
die Kälte, mehr anhaltend ist. Deshalb säet man a
in den Rheingegenden zu Ende des Februars oder
Anfange des März den Tabakssamen aus. Die erf
Pflanzen, die aus dem besten und kräftigsten San
hervorkommen können, sind die stärksten, und haben
her auch den besten Trieb zum Wachsthume; sie gel
gen zu einer solchen Stärke, daß ihnen die im Mo
Junius sich häufig in der Erde erzeugenden schädlic
Würmer keinen besonderen Schaden zufügen und
Wurzeln mit den Herzblättern nicht abfressen könn
weil ihnen die zu starken Tabaksstauden vermuthl
schon zu scharf und zu bitter sind; dagegen richten
an den später gepflanzten in dieser Zeit solche Verw
stungen an, daß die eingehenden Pflanzen immer na
gesetzt und ergänzt werden müssen. Die Blätter
frühen Pflanzen kommen auch eher zur vollkommen
Reife, als die spätern, und weil sie frühzeitiger abgebl
tet werden können, so machen sie den Blättern des zu
ten Nachwuchses schon zu der Zeit, wenn die gr
Hitze noch nicht nachgelassen hat, Platz, und diese k
nen daher noch ihre völlige Reife erreichen, und f
nicht der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt, dieses f
die größten Vortheile von der frühern Erzielung
Pflanzen, wozu man die nöthigen Anstalten vorkeh
muß, so bald man in die Erde kommen kann, und w
bei man den Zweck am besten erreicht, wenn man

Mistbeete auf die oben beschriebene Art zurichtet. Man muß sich daher von den im Frühjahre einfallenden Nachtfrösten nicht abschrecken lassen; denn so lange die Pflanzen noch in den Mistbeeten sind, so kann der dadurch zu verursachende Schaden durch die Zudeckung verhindert werden, und sind sie schon auf den Acker versetzt, so hat man durch die Erfahrung die Bestätigung erlangt, daß zwar die Blätter der Pflanzen, die ohnedies von keinem Nutzen sind, und gemeiniglich verwelken, vergelben und erfrieren, daß aber auch die rechten Herzblätter, besonders wenn die Pflanzen schon Wurzel geschlagen haben, bald wieder ausschlagen, und die spät gepflanzten an Wachsthum sehr übertreffen.

Beschreibung des Tabaksbaues in Holland und in mehreren Rheingegenden. Zuerst wird das Land, welches mit Taback bepflanzt werden soll, mit altem kurzen Stall- oder Schafmiste gedüngt. Wenn daher ein Tabaksanbauer oder Tabakspflanzer eine neue Plantage, entweder im Garten oder im offenen Felde, anlegen will, so wählt er dazu ein solches Land oder einen solchen Acker, der wenigstens einige Fuß tief reiches und gemischtes Bodenland haben, und gegen Süden der Sonnenwärme ausgesetzt, gegen Norden, Osten und Westen aber, so viel als möglich, gegen Kälte und Winde geschützt seyn muß. Dieses Land wird im vorhergehenden Herbste entweder tief gegraben, oder gepflanzt und geegget, oder auch geharkt. Man macht nun darin erhabene Beete, welche 5 bis 6 Fuß breit seyn können, und jedesmal von Mitternacht gegen Mittag dergestalt in die Länge laufen, daß die Plantage gegen Mittag offen, gegen Norden, Osten und Westen aber, so viel es angeht, befriediget ist. Wenn nun diese Beete zum ersten Male gedüngt und bearbeitet werden sollen, so werden im Herbste 24 bis 30 Fuder guten, so viel als möglich kurzen und verfaulten Stalldünger oder Schafmist auf einen

Morgen von 120 Quadratruthen genommen. ſer Dünger wird 1 Fuß breit und ¾ Fuß hoch der Mitte jedes Beets, der Länge nach, hinausg Die andern Arbeiter folgen, und graben von den h niedrigen Seiten des Beetes einen Spaten tief die aus, und bedecken damit den Miſt. Der Froſt im Winter dieſe erhabenen Beete an, löſet die Er allen Theilen auf, wozu der untergelegte, in Gäh übergegangene Dünger das Seinige beiträgt. Ma bei dieſer Behandlung ſchweren Lehm- und Thonb in einem Winter ſehr mürbe und der Gartenerde gleich gem cht. Dergleichen ſtark gedüngte Aecker Felder, wenn die Tabaksſtauden oder Stämm Herbſte geharkt, oder auch nur ganz untergegr oder gepflügt werden, einige Jahre den beſten T tragen, ohne ferner gedüngt zu werden. Dieſe er nen Beete, worauf im erſten Frühjahre, wegen de Herbſte untergebrachten Düngers, viel Unkraut zu n ſen pflegt, werden flach um- und das aufgegangene kraut untergehackt, damit es den Dünger verm Man harkt überhaupt die Beete im Frühjähre e flacher, als ſie im Herbſte gemacht ſind. In den T zwiſchen jedem Beete werden im freien Felde zu des Märzmonats Kartoffeln, in eingeſchloſſenen tenländereien im Oktober Winterkohl, etwa 2 bi Fuß auseinander, gepflanzt. — Die Kartoffeln, w auf den Tabaksfeldern die dritte Reihe in dem nied Zwiſchenraume einnehmen, werden in klein gegra Löcher gelegt, und im Anfange nur mit wenig Erd deckt. Von den erhöheten Beeten fällt bei der Bea tung im Frühjahre ſo viel fette Erde weg, daß die toffeln mehr bedeckt werden und gute Nahrung erha ſolche werden hernach von der in der Tiefe liege Erde behäuft; wenn ſie nun ausgeblühet haben, als ches geſchiebt, ehe der auf dem erhabenen Beet pflanzte Tabak in die Höhe ſteigt, ſo wird das Ka

felkraut niedergetreten, damit man zur Bearbeitung des Tabaks diese Zwischenräume durchgehen, und den Tabak beharken und geizen kann. Das Niedertreten des Kartoffelkrautes hindert dem gedeihlichen Wachsthume nicht. Man hat auf einem Morgen im ersten Jahre von der dritten Reihe an, an 24 Scheffel sehr große Kartoffeln geerndtet, und man kann diesen Ertrag in der Folge wohl noch höher bringen. Im Anfange des Märzmonats werden die erhöheten Beete, nachdem sie vorher etwas flach geharkt worden, mit zwei Reihen Tabak solchergestalt bepflanzt, daß drei Pflanzen in beiden Reihen einen Triangel bilden, wie folgende Zeichnung ergiebt:

0 0 0 0 0
0 0 0 0 0 0

sie müssen aber zwei Fuß auseinander gesetzt werden. Die Pflanzen nimmt man aus dem schon oben angeführten Mistbeete, wo sie aus Samen gezogen worden.

Nach der ersten Arbeit oder Bearbeitung des Tabaks beginnt das Auspflanzen der Tabakspflanzen und ihre weitere Bearbeitung. Nach der alten Gewohnheit des Tabaksbaues wurden die Pflänzchen ziemlich dicht zusammengesetzt, also dicht ausgepflanzt, und auf einen Morgen von 120 Quadratruthen wohl einige 20,000 Stück Tabakspflanzen bei einander, in der Hoffnung, dadurch eine reiche Tabakserndte zu erhalten; allein die Ansichten von diesem Baue sind nicht richtig, und daher sind sie auch immer in ihren Hoffnungen getäuscht worden; denn die Erfahrung hat bewiesen, daß dazu nur 6 bis 7000 Stück Tabakspflanzen nöthig waren, um eine weit reichere Erndte bei guter Behandlung und Wartung davon zu ziehen, als bei jener sehr engen und dichten Tabakspflanzung. Zur Verpflanzung der Tabakspflanzen wählt man gern eine Zeit, wo der Himmel Regen verspricht, wenn dieser aber zurück- oder ausbleibt, so müssen die ausgesetzten Tabaks-

pflänzchen mit weichem Waſſer begoſſen werden.
ausgepflanzten Tabakspflanzen wurzeln in dieſen erhi
ten Beeten ſehr bald. Wenn ihre Blätter eines Fing
lang gewachſen ſind, ſo wird die Pflanze mit der H
bekrümmt, und die Erde umher ein wenig aufgelock
Vierzehn Tage oder drei Wochen nachher wird der
bak folgender Geſtalt mit einer leichten Kohlhacke
hackt. Man macht erſtens in der Mitte des erhabe
Beetes zwiſchen den beiden Tabaksreihen eine R
und zieht die lockere Erde von beiden Seiten an
Tabakspflanzen. In dieſer Rille ſammelt ſich hernach
nöthige Feuchtigkeit zur Befruchtung der Pflan
Man hebt die zarten Blätter der Pflanzen mit der
ken Hand in die Höhe, hackt mit der rechten Hand
Erde ſo hoch wie möglich an, und verhütet dadurch,
keine Erde das Herzblatt der Pflanzen beſchüttet.
Unkraut, welches nachher noch aufgeſchlagen iſt, n
gleichfalls mit der Hacke weggeſchafft, und dann
nächſte Kartoffelreihe gereiniget. Wenn nun die
bakspflanzen die Höhe von 2 bis 2½ Fuß erreicht
ben, ſo wird die Krone von den Stämmen, welche
nen Samen treiben ſollen, ausgebrochen, und j
Pflanze werden zehn bis zwölf Blätter zur erſten Er
gelaſſen. Der Geitz oder die kleinen Nebenausſch
bei den großen Blättern, auch die folgenden Ausſch
in der Krone müſſen alle acht Tage abgeriſſen werd
bis die erſte Erndte zur völligen Reife gelangt iſt.
Holländer nennen dieſe Pflanzenausſchüſſe Diebe,
ſie den Blättern der erſten Erndte die Nahrung en
hen. Alle im Stamme aufſteigenden Säfte dienen
her den daran gelaſſenen Blättern zum guten Wa
thume und möglichſter Ausbreitung. Je dicker das B
wird, um ſo beſſer und ſchwerer iſt der Tabak, und
iſt im Gewichte des trocknen Tabaks einerlei, ob 10,
oder 20 Blätter an einem Stamme gelaſſen und gen
ſind. Werden die jungen Pflanzen gleich zu Anfa

des Märzes in die Beete versetzt, wenn nämlich die Witterung zum Wachsthume der Pflanzen zuträglich ist; die Blätter der ersten Erndte gelangen dann im Ausgange des August- oder im Anfange des Septembermonats zur Reife, welches man daran erkennen kann, wenn die untersten Blätter sich gelblich zu färben anfangen, überhaupt schlaff am Stamm werden und sich zur Erde neigen. — Das Versetzen der Pflanzen geschieht, wie schon oben bemerkt worden, so früh als möglich, auch in den Rheinlanden, wo man es auf eine gleiche Weise macht. — In Amersfoort, wo der meiste und beste Tabak in Holland gebauet wird, säet man den Samen in den Monaten Februar und März in eigens dazu gefertigte große Treibkasten oder hölzerne Gefäße, worein man zuerst eine sehr dicke Lage Pferdemist, und dann eine handbreit hoch gut zubereitete Erde thut. Nachdem das Beet geebnet worden, wirft man den Samen hinein, und streuet durch ein Sieb ein wenig Erde darauf, damit sie ganz klar darauf liege und ihn bedecke. Ueber die Beete legt man hölzerne, mit geöltem Papiere bedeckte Rähme, die gewöhnlich 12 Fuß lang und 4½ Fuß breit sind. Man giebt dann den Pflanzen zur gehörigen Zeit Luft, begießt sie, und bestreuet sie mit Taubenmist, welches den Wachsthum derselben sehr befördert, weil der Taubenmist sehr hitzig ist. Während die Pflanzen in diesem Treibbeete wachsen, wird das vom vorigen Jahre noch unbestellt liegende Feld, worein sie gepflanzt werden sollen, zubereitet und abgelegt, das heißt, von jedem Acker wird die Hälfte ab- und umgegraben, und das Erdreich zusammen auf den alten Fußsteig geworfen, wodurch das Feld wieder eben wird; es bleibt nur da, wo die Rabatte gewesen ist, eine kleine Rippe übrig. Zwischen beiden Rippen wird der Mist auf dem Lande zurecht gemacht, und wenn derselbe zertreten ist, umhergestreut, und bei dem Wegnehmen von jenen Rippen mit ein wenig Erde bedeckt

Man gräbt nun den Platz des alten Ackers aus
wirft ihn mit auf den Mist. Dann wird das üb
Erdreich zwischen den beiden Beeten mit herausge
und mit einem langen Spaten geschickt an die S
des Beetes geworfen, wodurch eine erhöhete Rab
entsteht, die man einen Acker nennt. Diese Aecker
den durchgehends mit der Furche in der Weite ei
Holländischen Wagengeleises angelegt. Sobald
jungen Pflanzen drei oder vier Zoll hoch sind, wer
sie auf die Aecker verpflanzt, welches im Mai geschi
Auf einen Morgen von 600 Rheinländischen Rut
setzt man 25 bis 26,000 Pflanzen. Wenn später F
oder große Dürre eintritt, ist es oft nöthig, verdo
Pflanzen durch neue zu ersetzen. Mit der Hacke wer
die Beete sorgfältig vom Unkraute gereiniget;
werden die Pflanzen zu gleicher Zeit noch behäufelt,
mit sie desto besser stehen. Wenn die Pflanzen
mäßige Höhe erreicht haben, wird die Spitze des S
gels, die Herzkolbe, ausgebrochen, und man muß
Acker oft umgehen, weil die Pflanzen nicht alle g
groß werden und nicht gleich schnell wachsen, wel
Abbrechen man lubben oder verschneiden nennt.
stärksten Pflanzen, welche man zum Samen beha
will, werden bei dieser Arbeit gezeichnet, und dami
desto besser wachsen, nimmt man denselben die mei
Blätter, so daß nur drei Zacken daran bleiben. Die n
Blätter, welche später etwa wieder hervorkommen,
den von Zeit zu Zeit abgepflückt, so wie diejeni
welche zwischen den Samenknospen sich zeigen. W
diese Knospen braun und trocken sind, so werden
Pflanzen abgeschnitten und im Hause oben an der D
aufgehangen, bis sie ganz dürre sind. Der Same
dann ausgerieben und aufbewahrt. Die Saatpflan
wählt man hier gewöhnlich an den Ecken des Be
aus, weil sie hier dem Winde am wenigsten ausge
und daher am wenigsten in Gefahr sind, zerknick

werden. Die Tabaksfelder sind gewöhnlich rings umher mit lebendigen Erlenhecken umgeben, besonders an der Westseite, wo man durchgängig die häufigsten und heftigsten Winde hat; daher setzt man an diese Seite immer die stärksten Hecken, die man Windhalter nennt. Zwischen beiden werden noch leichtere breitgeschnittene Hecken, gleichfalls von Erlenholz, gemacht. Diese Zwischenhecken bestehen zuweilen bloß aus Eichenreisern oder Strauchholz, und man pflanzet Bohnen oder Erbsen dabei, welche sich daran aufranken. Alles dieses schützt den Tabak so viel als möglich gegen Wind und Wetter; denn die Pflanze kann eben so wenig scharfen Winden, als Schlossenwettern widerstehen. — Der Tabaksbau in Frankreich, besonders im ehemaligen Guyenne, wird beinahe eben so betrieben, als in Holland, nur in der Behandlung der reifen Blätter bemerkt man hier eine Verschiedenheit. Der Tabak reift zur Zeit der Weinlese. Die Reife der Blätter erkennt man daran, daß sie anfangen gelblich oder marmorirt zu werden, welches gewöhnlich zu Ende des Augusts und während des ganzen Septembers geschieht. Die Blätter werden von Zeit zu Zeit abgeschnitten, mit den Stauden an einen Draht gereihet, und in Packen von zwei bis drei Dutzend gelegt. Die Blätter von der Mitte des Stengels braucht man zu dem Tabake ohne Rippen und läßt sie schwitzen, die übrigen und letzten dienen aber zu dem Tabake mit Rippen, oder als gemeiner Tabak. Man läßt die Stengel am Boden, damit die noch nicht ausgewachsenen Blätter völlig reifen, so daß man oft noch im December Tabak auf dem Felde sieht. Wenn die Blätter gepflückt und aufgereihet sind, hängt man sie in Scheunen oder an andern gegen den Regen geschützten Orten zum Trocknen auf; erst wenn sie dürr sind, werden sie sortirt. Die besten müssen eine schöne dunkelrothe Farbe, wenigstens 1½ Spannen Länge, viel Gummi haben, und recht dick seyn. Die grünlichen, goldgelben und

Man gräbt nun den Platz des alten Ackers aus u
wirft ihn mit auf den Mist. Dann wird das übr
Erdreich zwischen den beiden Beeten mit herausgeh
und mit einem langen Spaten geschickt an die S
des Beetes geworfen, wodurch eine erhöhete Rab
entsteht, die man einen Acker nennt. Diese Aecker n
den durchgehends mit der Furche in der Weite ei
Holländischen Wagengeleises angelegt. Sobald
jungen Pflanzen drei oder vier Zoll hoch sind, wer
sie auf die Aecker verpflanzt, welches im Mai geschi
Auf einen Morgen von 600 Rheinländischen Rut
setzt man 25 bis 26,000 Pflanzen. Wenn später F
oder große Dürre eintritt, ist es oft nöthig, verdo
Pflanzen durch neue zu ersetzen. Mit der Hacke wer
die Beete sorgfältig vom Unkraute gereiniget; o
werden die Pflanzen zu gleicher Zeit noch behäufelt,
mit sie desto besser stehen. Wenn die Pflanzen
mäßige Höhe erreicht haben, wird die Spitze des S
gels, die Herzkolbe, ausgebrochen, und man muß
Acker oft umgehen, weil die Pflanzen nicht alle gl
groß werden und nicht gleich schnell wachsen, wel
Abbrechen man lubben oder verschneiden nennt.
stärksten Pflanzen, welche man zum Samen beha
will, werden bei dieser Arbeit gezeichnet, und dami
desto besser wachsen, nimmt man denselben die mei
Blätter, so daß nur drei Zacken daran bleiben. Die n
Blätter, welche später etwa wieder hervorkommen,
den von Zeit zu Zeit abgepflückt, so wie diejeni
welche zwischen den Samenknospen sich zeigen. W
diese Knospen braun und trocken sind, so werden
Pflanzen abgeschnitten und im Hause oben an der T
aufgehangen, bis sie ganz dürre sind. Der Same
dann ausgerieben und aufbewahrt. Die Saatpfla
wählt man hier gewöhnlich an den Ecken des Be
aus, weil sie hier dem Winde am wenigsten ausge
und daher am wenigsten in Gefahr sind, zerknic

werden. Die Tabaksfelder sind gewöhnlich rings umher mit lebendigen Erlenhecken umgeben, besonders an der Westseite, wo man durchgängig die häufigsten und heftigsten Winde hat; daher setzt man an diese Seite immer die stärksten Hecken, die man Windhalter nennt. Zwischen beiden werden noch leichtere breitgeschnittene Hecken, gleichfalls von Erlenholz, gemacht. Diese Zwischenhecken bestehen zuweilen bloß aus Eichenreisern oder Strauchholz, und man pflanzet Bohnen oder Erbsen dabei, welche sich daran aufranken. Alles dieses schützt den Tabak so viel als möglich gegen Wind und Wetter; denn die Pflanze kann eben so wenig scharfen Winden, als Schlossenwettern widerstehen. — Der Tabaksbau in Frankreich, besonders im ehemaligen Guyenne, wird beinahe eben so betrieben, als in Holland, nur in der Behandlung der reifen Blätter bemerkt man hier eine Verschiedenheit. Der Tabak reift zur Zeit der Weinlese. Die Reife der Blätter erkennt man daran, daß sie anfangen gelblich oder marmorirt zu werden, welches gewöhnlich zu Ende des Augusts und während des ganzen Septembers geschieht. Die Blätter werden von Zeit zu Zeit abgeschnitten, mit den Stauden an einen Draht gereihet, und in Packen von zwei bis drei Dutzend gelegt. Die Blätter von der Mitte des Stengels braucht man zu dem Tabake ohne Rippen und läßt sie schwitzen, die übrigen und letzten dienen aber zu dem Tabake mit Rippen, oder als gemeiner Tabak. Man läßt die Stengel am Boden, damit die noch nicht ausgewachsenen Blätter völlig reifen, so daß man oft noch im December Tabak auf dem Felde sieht. Wenn die Blätter gepflückt und aufgereihet sind, hängt man sie in Scheunen oder an andern gegen den Regen geschützten Orten zum Trocknen auf; erst wenn sie dürr sind, werden sie sortirt. Die besten müssen eine schöne dunkelrothe Farbe, wenigstens 1½ Spannen Länge, viel Gummi haben, und recht dick seyn. Die grünlichen, goldgelben und

blaſſen Blätter werden bloß zum gemeinen Tabak
braucht. Um den Tabak ſchwitzen zu laſſen, legt m
ihn in der Scheune, wo er getrocknet wurde, in Schi
ten, die von beliebiger Länge und ſo breit, als die d
pelte Länge des Blattes ſind, mit den Spitzen oder
Stielen nahe aneinander, ungefähr 3 Fuß hoch, weld
die Blätter in die Preſſe thun heißt. Während ſie
übereinander liegen und ſchwitzen, iſt die Hitze ſo gr
daß wenn man die Hand in die Schicht ſteckt, ſie
wieder herauszieht. Da ſie aber nur bis zu einem
wiſſen Grade ſchwitzen müſſen, ſo muß man Sorge t
gen, daß ſie nicht zu heiß werden und verbrenn
Wenn die dazu beſtellten Aufſeher dieſes merken, n
men ſie die Preſſe weg, wenden die Packe um, und
ſen Luft dazu, worauf man ſie wieder übereinander l
bis ſie hinlänglich geſchwitzt haben, welches mehr
feuchtem, als bei trocknem Wetter geſchieht. Wenn
regnet werden die Fenſter an der Nordſeite der Sc
nen geöffnet, an der Südſeite aber verſchloſſen.
ſtarkem Nordwinde hält man die Fenſter zu, weil
Blätter ſonſt ſehr austrocknen würden. Die guten B
ter ſchwitzen von ſelbſt, wenn ſie ſo in Schichten lie
die ſchlechten müſſen aber mit Brettern beſchwert
den. Bei gutem Wetter iſt dieſe Arbeit in vierzehn
gen geendiget, bei ſchlechter Witterung braucht man
noch einmal ſo viel Zeit. Wenn man die Hand u
die Blätter ſteckt, und dieſe kalt und trocken findet,
iſt dieſes ein Zeichen, daß ſie genug geſchwitzt hal
Man läßt ſie aber noch eine Zeitlang in dieſem
ſtande, damit ſie ſich völlig aller Feuchtigkeit entla
Blätter, welche man beim Aufſ[illegible]eben der Schichten fe
oder verbrannt findet, nimmt man heraus. — In
dern Gegenden, namentlich in Schleſien, operirt
wieder etwas anders beim Tabaksbaue. Der Acker
im Herbſte zuvor gedüngt, umgepflügt, und ſo tief,
es der Acker leidet; er wird dann im Frühjahre wi

umgepflügt, und dieſes Umpflügen wird vor dem Stecken der Pflanze noch einmal wiederholt. Die Pflanzen zieht man in einem Miſtbeete, wie oben angeführt worden. Ehe man nun zum Verſetzen der Pflanzen ſchreitet, wird der völlig zubereitete Acker in große Beete, welche wenigſtens zwei vollkommene ordinaire Beete breit ſeyn müſſen, eingetheilt, und recht fein und rein geegt. In einigen Gegenden Schleſiens werden die großen Beete Tabaksladen genannt. Die ſonſt gewöhnliche Art die Tabakspflanzen nur ſo hin auf den platten Acker zu ſetzen, wird von vielen Tabakspflanzern verworfen; die Rabatten ſollen beſſer ſeyn, und ſie ſollen, je nach der Lage der Aecker, hoch oder tief, von 1½ bis 2 Fuß hoch aufgeworfen werden, welche von unten 4, und von oben nur 2½ Fuß breit ſeiu müſſen, nach dieſer Figur:

Dieſes dient eines Theils die Pflanzen vor dem Ertrinken zu behüten, andern Theils aber, um bequem daran arbeiten und durchgehen zu können; hauptſächlich aber, daß aller Dünger beſſer zuſammen vermiſcht werde, und die Hitze der Sonne eine beſſere Wirkung dazwiſchen thun kann. Man muß hierbei die Lage des Ackers beobachten, ob er hoch, oder tief, und gerade von Mittag nach Mitternacht gehe. Die Abhängigkeit, da wo es bergigt iſt, müßte immer nach der Mittagsſeite herunter ziehen, wo die Strahlen der Mittagsſonne gerade in die tiefen Furchen gehen, um die erhabenen Rabatten um ſo beſſer erwärmen zu können, als auf einem flachen Acker geſchehen kann. Der Acker möge ziehen, wie er will, ſo müßten die Rabatten immer von Mittag nach Mitternacht angelegt werden. Der Fußſteig bekommt 1 Fuß Breite, und die Rabatten würden alle 80 bis 100 Fuß durch einen 2½ Fuß breiten Querpfad abgeſchnitten. Was die Stiege oder Gänge zwiſchen den Pflanzen quer über *ſolche große* Beete betrifft, ſo richtet

man ſich hier nach dem Boden. Iſt derſelbe an ſich g
und fett, oder hinlänglich genug gedüngt, ſo werd
ſolche zwei Fuß breit gemacht, iſt er aber leicht u
ſchlecht, nur 1½ Fuß breit, wonach ſich auch die V
ſetzung der Pflanzen richtet. In gutem Lande komm
ſie 1½ Fuß von einander zu ſtehen, im ſchlechten dage
ein Paar Zoll näher zuſammen, damit die Blätter
nugſam Platz zum Wachsthume, und zu ihrer Ausb
tung mehr Luft haben. An einigen Orten hegt man
nichtige Vorurtheil, daß die Tabakspflanzen dicht
einander geſteckt werden müßten, weil viele Pflänzc
dann auch mehr Blätter geben; allein man erw
nicht, daß ſie in einer ſolchen Lage keine hinlängl
Nahrung haben können, und daß ſie ſich unter einan
ſelbſt, wenn die Blätter ihre gehörige Größe erreic
erſticken, und aus allen nur kleine, oder doch, wenn
ja hoch kommt, nur mittelmäßige und dürftige Blä
werden, die auch in der Folge, weil ſie zu nahe an ein
der ſtehen, nicht ohne Zerbrechung vieler Blätter
hackt, noch weniger begeitzt werden können. Wenn
die Pflanzen das fünfte Blatt getrieben, und ſo g
als die Salatpflanzen ſind, ſo iſt es Zeit ſie zu
ſetzen. Ehe ſie jedoch aus dem Pflanzenbeete zum
ſetzen gezogen werden, muß man ſie vorher gut begie
damit das Erdreich ſo locker werde, daß beim Her
ziehen derſelben etwas Erde an ihren Wurzeln hä
bleibe; ſind ſie aber zu dicht in einander gewachſen,
die Wurzeln zu ſehr verworren, ſo können ſolche zuſ
men in ein Faß mit Waſſer gethan, die Erde von
Wurzeln abgeſondert, und jeder Stengel mit ſeinen W
zeln weggenommen werden. Einer jeden Pflanze
vor der Verſetzung an ihrer langen und geraden Ha
wurzel etwas abgebrochen, damit ſie deſto mehr Se
wurzeln und auch mehrere Blätter bekomme. Hie
wird der Stich auf beiden Seiten der Steige oder G
dergeſtalt geſtochen, daß da, wo die Pflanzen zu ſ

kommen ſollen, mit der Spate die Erde ſo tief, als es ſeyn kann, umgeſtochen wird, worauf die Löcher zu den Pflanzen mit der Hand in gerader Linie quer über die Beete gemacht, die Pflanzen darein in das Kreuz geſetzt, gerade aufgerichtet, und mit der Erde an und feſt gedrückt werden. Es iſt kein gutes, obgleich nicht ſeltenes Verfahren, wenn man nur mit einem ſpitzigen Stecken, Setzſtickel oder Pflanzſtock, ein Loch macht, und darein die Pflanzen ſetzt und oben andrückt; denn dadurch werden die Wurzeln der Pflanzen unten hohl oder ohne Erde ſtehen, und das andere Erdreich um das Loch, welches durch die Stecken ſchon zuſammen gedrängt worden, bleibt zu hart und feſt, daß die Pflanzen durch deſſen Lockerheit keinen Saft erlangen können. Findet man das Erdreich bei der Pflanzung ſehr trocken, und macht die Größe der Pflanzen ihre Verſetzung unumgänglich nothwendig, vermuthet man auch keine naſſe Witterung, ſo müſſen ſie gleich nach der Einſetzung begoſſen werden, iſt es aber vom vorher erfolgten Regen naß oder an ſich ſelbſt nur noch feucht, ſo bedarf es des Begießens nicht. Am zuträglichſten iſt es daher, wenn die Pflanzung auf ſolche Weiſe abgewartet wird, daß bei ſehr heißem Sonnenſchein die Morgenzeit bis gegen neun Uhr, und Nachmittags erſt nach vier Uhr dazu angewendet wird, damit ſie nicht bei heißer Mittagswitterung ſogleich verwelke. Die Erfahrung hat auch hier gelehrt, daß wenn man die Verpflanzung frühzeitig beſorgt, daß ſie zu Ende des Monats May oder höchſtens bis in die Mitte des Junius vollendet iſt, und ſich ſonſt kein Unglücksfall ereignet, man ſich eine gute Erndte verſprechen kann. Dieſe Unglücksfälle verurſachen beſonders ſtarke Unwetter, Gewitter mit Stürmen im Junius, Julius und Auguſt, welche die zarten Blätter zerknicken, und ſelbſt mit der Wurzel herausheben. Man ſoll hier, um ſolches zu verhüten, nach dem Beiſpiele der Holländer, um die Rabatten herum eine Hage oder Windab-

halter führen. Hat man ein Feld zum beſtändigen
baksbaue beſtimmt, ſo muß daſſelbe ringsherum mit
ſtern oder Ulmen, oder auch nur mit Weidenbäu
dicht beſetzt werden, weil ſich die rauhen Winde da
brechen; innerhalb aber muß man in gewiſſer Diſt
noch leichtere Hagen von dürrem Holze anlegen,
durch eine gemäßigte Gartenluft zuwege gebracht
Will man nur die Brachfelder zum Tabaksbaue
nutzen, ſo dürfen nur dünne Befriedigungen von
holz gemacht werden, woran man Erbſen und Bo
zieht, damit ſie dicht werden. — Sobald nun die Pf
zen auf dem Acker ſtehen, wo ſie zu hohen Stauden
anwachſen und reife Tabaksblätter bringen ſollen,
man ſie nicht, gleich dem Getreide, ihrem fernern Sc
ſale überlaſſen, ſondern man muß ſeine Beaufſichtig
und fernere Bearbeitung fortſetzen. Wenn die Pfla
auf dem Acker fortkommen, ſo thut man wohl,
man die beiden unterſten Blätter wegnimmt, weil ſi
nichts dienen, ſondern die Pflanzen mehr am Wa
thume hindern. Hat man dieſes befolgt, ſo muß
noch auf die fleißige Behackung der Pflanzen bed
ſeyn, die um ſo nöthiger iſt, je mehr dadurch das
kraut gedämpft und das Erdreich locker gemacht
Man muß aber das herausgehackte Unkraut zwiſ
den Pflanzen wegräumen, und es nicht aus Faulhe
den Steigen liegen laſſen, da es ſonſt darin Wurzel
und von Neuem in dem lockern Erdreiche mit deſto
ßerem Wachsthume ausſchlägt. Nimmt man bei de
ſten Behackung wahr, daß einige von den Pflanzen
gehen, ſo können ſolche zwar anfangs gleich wieder
andere erſetzt werden, haben aber die angewurzelten
zu ſehr im Wachsthume zugenommen, ſo ſoll es
ſeyn, wenn man es unterläßt, weil ſie ſonſt nicht zug
mit den andern reif werden, die Blätter auch ung
machen; auch die Anbauer ſich überdieß nicht die
geben, ſolche, als einzelne Stauden, nachzubla

Es iſt aber möglich, daß ſehr viele eingehen, und dadurch große leere Flecke entſtehen; in dieſem Falle und um den hierzu zubereiteten Acker nicht ganz unbenutzt zu laſſen, müſſen die Pflanzen nachgeſetzt, und unter dem Nachwuchſe mit bearbeitet werden. Zeigt ſich nach dem erſten Behacken wieder Unkraut, ſo muß für die Ausrottung deſſelben aufs Neue geſorgt werden, weil es den Pflanzen zu viel Nahrung entzieht; und damit ſolches auf keine Weiſe zu Kräften kommen kann, ſo iſt es nöthig, daß einige Zeit nachher die Behackung zum dritten Male geſchieht, welche wiederholte Behackungen nur zu oft und mit Schaden unterlaſſen werden, eben ſo das Nachſehen, ungefähr fünf oder ſechs Tage nach dem Verſetzen, um wo Pflanzen verdorrt ſind, ſogleich andere an deren Stelle nachzupflanzen, welche dann, wie ſchon bemerkt, mit den zuerſt gepflanzten in gleichen Schritten fortwachſen können. Bei dem letzten Behacken muß zugleich, beſonders im fetten, ſchwarzen oder lehmigen Boden, der bald ſehr hart wird, wenn es lange nicht geregnet hat, um jede Pflanze die Erde, wie bei dem Weißkohle zu geſchehen pflegt, gehäuft werden, wobei man vorſichtig verfahren und die Blätter nicht beſchädigen muß. Wenn die Pflanzen in die Höhe zu ſchießen anfangen, ſo müſſen ſogleich die herauskommenden Samenköpfe oder die Gipfel dergeſtalt abgebrochen werden, damit die darin zu erzielenden Tabaksſtauden nicht mehr Blätter behalten, als die vorhandenen guten und gleich großen Stauden. Auch dieſes Köpfen, ſo nothwendig es auch iſt, wird am meiſten unterlaſſen; denn dem größten Theile der Tabakspflanzer geht es nahe, wenn ſie gleich, ſobald die Samenköpfe hervorkommen, ſolche abbrechen ſollen; ſie ſtehen in dem irrigen Wahne, daß die Stauden zu niedrig und zu unanſehnlich ſind, und noch nicht Blätter genug haben; ſie laſſen deshalb die Köpfe ſo lange fortwachſen, bis noch einige Blätter aus dem Stengel hervorkommen.

Nach dem Unterrichte des Tabaksbaues in den Rh
gegenden iſt die gewöhnliche Höhe, auf welche n
den Tabak ſchießen läßt, 10, 12, 15 oder 16 Blä
hoch. Man zählt an jeder Pflanze die Blätter v
Boden an, und bei dem 10, 12, 14, 15 oder 16. Bl
bricht man den Kopf der Pflanze ab. In einem gu
Jahre kann man die Pflanze zwei oder drei Blä
höher aufſchießen laſſen, als in einem ſchlechten. Auch ſ
das Abköpfen mit der Entfernung, in der man die Pfl
zen von einander geſetzt hat, im Verhältniſſe. Nur in ein
guten Jahre, und wenn die Pflanzen weit von einan
geſetzt ſind, kann man ſie ſechzehn Blätter hoch wa
ſen laſſen; in ſchlechten Jahren dürfte man ſie kaum
Höhe von zehn Blättern erreichen laſſen; allein bei
ſen Grundſätzen möchte man den Zweck, den man
dem Köpfen zu erreichen ſucht, nämlich den beſſ
Wachsthum der Blätter, wohl nicht erreichen. D
ſicherſte Regel iſt, ihnen die Samenköpfe abzubrech
ſobald ſie hervorkommen. Wenn ſich an den St
den zwiſchen den Blättern wieder Seitenausſchößli
zeigen, die nach dem Abköpfen mit Gewalt hervorb
gen oder wachſen, und die man Geitz nennt, ſo mü
ſolche ſogleich aus- und weggebrochen werden; da ſie a
ſehr bald wieder von Neuem ausſchießen, ſo muß
fleißig darauf geſehen werden, daß man die Stau
von dergleichen Geitzblättern und Zweigen beſtändig r
halte, weil ſie den Tabaksblättern die beſten öligen Sa
entziehen, und ihnen ſowohl an der Erlangung der Gr
als auch der Schwere ſchädlich ſind. Das Geitzen n
zum öftern, und wohl drei- bis viermal vorgenomm
werden, ehe die Blätter zur völligen Reife komm
man darf aber, weder bei dem Abköpfen, noch
dem Geitzen, des Morgens, wenn es gethaut oder
regnet hat, in dem Tabak herumgehen; denn ſtreift m
an ein Blatt, wenn es naß iſt, ſo bekommt es Roſtf
fen und verdirbt. Auch das Geitzen wird oft ſehr r

nachläſſiget, wie das Köpfen, obgleich eins ſo nothwendig iſt, als das andere, und hat die nämlichen Folgen, ſo daß man zwar wohl mehrere, aber leider ſchlechte, kleine, und gar nicht ins Gewicht fallende Blätter gewinnt. In den Königlich Preußiſchen Landen wurde ſchon unter dem ſiebzehnten Auguſt 1738, und nachher unterm ſiebenten Auguſt 1743, und beſonders in Schleſien unterm einundzwanzigſten December 1751 verboten, den Geitz unter den andern Blättern zu verſpinnen, und bei der ſpäterhin eingeführten Tabaksadminiſtration die Geitzblätter gar nicht angenommen, ſondern öffentlich verbrannt, und diejenigen, welche ſolche unter andere Blätter mengten, nach Beſchaffenheit der Umſtände beſtraft, weil man die Geitzblätter für ungeſund und ſchädlich hielt. — Sobald nun die Tabaksblätter an den Stauden zur völligen Reife gelangt ſind, welches ſich daraus am beſten beurtheilen läßt, wenn ſich die Spitzen derſelben gegen die Enden niederſenken, und ſowohl einen ſtarken Geruch von ſich geben, als auch gelblich zu werden anfangen, welches im Auguſt geſchieht, und wozu man gemeiniglich zwölf Wochen nach der Pflanzung für hinlänglich rechnet, ſo werden ſie bei trocknem Wetter und beſonders bei Sonnenſchein abgeblattet. Man muß dieſe Arbeit niemals bei regnigtem Wetter vornehmen, weil man dadurch die Fäulniß der Blätter befördert; auch muß man nicht mehr abblatten, als den folgenden Tag darauf geſchnürt und aufgehängt werden kann; denn ſonſt erhitzen ſie ſich, fangen an zu ſchwitzen, bekommen dadurch, wenn ſie nicht öfters gelüftet und gut in Acht genommen werden, den ſogenannten faulen Brand, und man erhält anſtatt der guten dunkelbraunen, eine gelbliche, grünliche und ſchwarz gemiſchte Farbe. Das Schwitzen iſt zwar ſehr gut und man ſucht es auch dadurch zu befördern, daß man die Blätter mit einem Tuche bedeckt; allein es dürfen doch nicht zu viel auf einander geworfen werden, ſondern nur

höchſtens zwanzig bis dreißig Stück, die man ſo
einander legt, daß die Stiele auswärts kommen. 2
beſten iſt es, wenn die Abblattung nach und nach
werkſtelliget, und mit den unterſten Blättern der Anfa
gemacht wird, welche Sand- oder Bodenblätter, E
oder Halbgut genannt werden. Man erkennt ihre R
an den hin und wieder entſtandenen gelben Punkten u
Flecken, und an dem Dürrwerden einiger Theile
Blätter. Die Abblattung der übrigen Blätter ſe
geſchieht Steigenweiſe auf beiden Seiten; und weil je
Steig gemeiniglich ſo viele Blätter giebt, als die abbl
tende Perſon vor ſich halten kann, ſo werden an jed
Ende der Steige die abgeblatteten Blätter auf ei
Haufen gelegt, damit die Abblatter, deren Jeder ei
Steig blattet, nicht unter einander gehindert, und a
die Blätter unter der Zeit etwas welker und geſchme
ger werden. Dieſe Haufen werden dann in Gebu
gebunden und zum Aufſchnüren geſchafft. Den Tab
welchen man des Vormittags abgeblattet hat, bin
man des Nachmittags zuſammen, und fährt ihn
gegen Abend nach Hauſe; denn es ſoll beſſer ſeyn, w
er den Tag hindurch auf dem Felde ein wenig welk wi
Zu Hauſe legt man die Gebunde neben einander, a
nicht auf einander. In vielen Tabakspflanzungen l
man die Blätter, aus der ungegründeten Beſorgniß, d
ſie erfrieren möchten, nicht zur gehörigen Reife komm
zeigen ſich nun an den Stauden einige gelbe Sandbl
ter, die noch immer eher reif werden, als die andern,
müſſen gleich alle übrigen abgeblattet werden, wodu
man einen zweifachen Verluſt erleidet; denn erſt
nimmt der Tabak kurz vor der Erndte noch am ſtärk
an Wachsthume zu, und zweitens iſt der zu früh geer
tete Tabak, weil er nicht zeitig iſt, kein Kaufmannsg
man bezahlt ihn viel geringer, als andern, der völlig
iſt. Am Rhein wird die Erndte des Tabaks und de
Anfang ungefähr vierzehn Tage vor Michaelis angeſ

Man fängt mit dem Abblatten des Morgens um neun oder zehn Uhr an, da die Blätter auch vom Thaue nicht naß werden dürfen; denn dieser muß völlig abgetrocknet seyn. Da auch der früh einfallende Herbstfrost den Tabaksblättern, und besonders denen von spät gesteckten Pflanzen und dem Nachwuchse sehr schädlich ist, indem sie dadurch schwarz, mürbe und also gänzlich verdorben werden, so müssen die Blätter an dem Tage, an welchem der Frost sie getroffen hat, durchaus nicht abgeblattet werden, weil sie dadurch noch mehr verderben und völlig unbrauchbar werden; man muß solches einige Tage anstehen lassen, damit sie sich, wenn, wie mehrentheils zu geschehen pflegt, auf den Frost oder Reif Sonnenschein folgt, oder die Witterung nicht kalt bleibt, wieder erholen, selbst wieder ausbreiten, trocknen und ausheilen können. Befürchtet man Nachtfröste oder Reife, so ist es besser, wenn man alle Blätter zugleich abbricht. Wenn die Abblattung der ersten Blätter überall vollendet ist, so muß aller Fleiß wieder auf den zweiten Blätterwuchs aus den Stauden angewendet werden; denn die Erfahrung bestätiget, daß wenn besonders ein etwas später und warmer Herbst eintrifft, dieser Nachwuchs wieder so viele und gute Blätter bringt, daß dadurch die angewendete Mühe, die nur einige Wochen dauert, und keine neue Bestellung des Ackers erfordert, reichlich belohnt wird. In Amerika wird die Tabaksstaude nach der ersten Abblattung noch zweimal, und also dreifach genutzt, welches in heißen Ländern wohl angeht, auch in mittelmäßig warmen Ländern, besonders bei früher Pflanzung, wo der erste Nachwuchs thunlich ist; in kältern und gebirgigen Gegenden darf man aber an den Nachwuchs nicht denken; denn er erfriert gewiß. Der Nachwuchs kann auf eine doppelte Art bewirkt werden. Man schneidet gleich nach der ersten Abblattung die ganzen Tabaksstengel zwei Finger hoch über der Erde ab, und bearbeitet die daraus häufig wiederhervorwa-

höchſtens zwanzig bis dreißig Stück, die man ſo
einander legt, daß die Stiele auswärts kommen.
beſten iſt es, wenn die Abblattung nach und nach
werkſtelliget, und mit den unterſten Blättern der Anfa
gemacht wird, welche Sand- oder Bodenblätter, E
oder Halbgut genannt werden. Man erkennt ihre R
an den hin und wieder entſtandenen gelben Punkten u
Flecken, und an dem Dürrwerden einiger Theile
Blätter. Die Abblattung der übrigen Blätter ſe
geſchieht Steigenweiſe auf beiden Seiten; und weil je
Steig gemeiniglich ſo viele Blätter giebt, als die abbl
tende Perſon vor ſich halten kann, ſo werden an jed
Ende der Steige die abgeblatteten Blätter auf ei
Haufen gelegt, damit die Abblatter, deren Jeder ei
Steig blattet, nicht unter einander gehindert, und a
die Blätter unter der Zeit etwas welker und geſchme
ger werden. Dieſe Haufen werden dann in Gebu
gebunden und zum Aufſchnüren geſchafft. Den Tab
welchen man des Vormittags abgeblattet hat, bin
man des Nachmittags zuſammen, und fährt ihn
gegen Abend nach Hauſe; denn es ſoll beſſer ſeyn, w
er den Tag hindurch auf dem Felde ein wenig welk wi
Zu Hauſe legt man die Gebunde neben einander, a
nicht auf einander. In vielen Tabakspflanzungen l
man die Blätter, aus der ungegründeten Beſorgniß, d
ſie erfrieren möchten, nicht zur gehörigen Reife komm
zeigen ſich nun an den Stauden einige gelbe Sandbl
ter, die noch immer eher reif werden, als die andern,
müſſen gleich alle übrigen abgeblattet werden, wodu
man einen zweifachen Verluſt erleidet; denn erſtl
nimmt der Tabak kurz vor der Erndte noch am ſtärkſ
an Wachsthume zu, und zweitens iſt der zu früh geer
tete Tabak, weil er nicht zeitig iſt, kein Kaufmannsg
man bezahlt ihn viel geringer, als andern, der völlig
iſt. Am Rhein wird die Erndte des Tabaks und de
Anfang ungefähr vierzehn Tage vor Michaelis angeſ

Man fängt mit dem Abblatten des Morgens um neun oder zehn Uhr an, da die Blätter auch vom Thaue nicht naß werden dürfen; denn dieser muß völlig abgetrocknet seyn. Da auch der früh einfallende Herbstfrost den Tabaksblättern, und besonders denen von spät gesteckten Pflanzen und dem Nachwuchse sehr schädlich ist, indem sie dadurch schwarz, mürbe und also gänzlich verdorben werden, so müssen die Blätter an dem Tage, an welchem der Frost sie getroffen hat, durchaus nicht abgeblattet werden, weil sie dadurch noch mehr verderben und völlig unbrauchbar werden; man muß solches einige Tage anstehen lassen, damit sie sich, wenn, wie mehrentheils zu geschehen pflegt, auf den Frost oder Reif Sonnenschein folgt, oder die Witterung nicht kalt bleibt, wieder erholen, selbst wieder ausbreiten, trocknen und ausheilen können. Befürchtet man Nachtfröste oder Reife, so ist es besser, wenn man alle Blätter zugleich abbricht. Wenn die Abblattung der ersten Blätter überall vollendet ist, so muß aller Fleiß wieder auf den zweiten Blätterwuchs aus den Stauden angewendet werden; denn die Erfahrung bestätiget, daß wenn besonders ein etwas später und warmer Herbst eintrifft, dieser Nachwuchs wieder so viele und gute Blätter bringt, daß dadurch die angewendete Mühe, die nur einige Wochen dauert, und keine neue Bestellung des Ackers erfordert, reichlich belohnt wird. In Amerika wird die Tabaksstaude nach der ersten Abblattung noch zweimal, und also dreifach genutzt, welches in heißen Ländern wohl angeht, auch in mittelmäßig warmen Ländern, besonders bei früher Pflanzung, wo der erste Nachwuchs thunlich ist; in kältern und gebirgigen Gegenden darf man aber an den Nachwuchs nicht denken; denn er erfriert gewiß. Der Nachwuchs kann auf eine doppelte Art bewirkt werden. Man schneidet gleich nach der ersten Abblattung die ganzen Tabaksstengel zwei Finger hoch über der Erde ab, und bearbeitet die daraus häufig wieder hervorwach-

senden Blätter auf die nämliche Weise, wie bei der erſ
Pflanze geſchehen iſt. Es geht aber hiermit etw
langſam zu, und es iſt möglich, daß die Blätter ent
der gar nicht reif werden, oder daß ſie bei einfallen
früher Herbſtkälte leicht erfrieren; obgleich die Blä
des Nachwuchſes nicht ſo weichlich, wie die erſtern, i
alſo an ſich ſelbſt von härterer Natur ſind, daß ih
die Kälte nicht ſo ſehr ſchadet. Nach einigen Oeko
men ſoll aber zu befürchten ſtehen, daß der Nachwu
ſelbſt den Acker zu ſehr ausſaugen dürfte, und dieſe
ſorgung iſt vielleicht die Urſache, warum man in
mehrſten Deutſchen Ländern auf den Nachwuchs we
oder gar nicht bedacht iſt. Man muß aber auch
Unterlaſſung deſſelben die Tabaksſtengel gleich nach
Abblattung, und ſo lange ſie noch feucht ſind, auszie
oder unterpflügen, und ſie, wenn der Acker nicht gl
gebraucht wird, mit ihren Geitzblättern nicht ſtehen
ſo lange wachſen laſſen, bis ſie im Winter erfrier
denn dadurch wird der Acker ebenfalls ausgezehrt.
dieſer Urſache ziehen einige Tabaksbauer folgende
vor. Man läßt nämlich gleich nach der erſten Abb
tung an jedem Stengel die größten ausgeſchoſſe
Geitzzweige, deren immer welche vorhanden ſind, mi
ren gleich großen Blättern fortwachſen, bricht ihnen
wohl die Köpfe, als die andern herauskommenden Ne
ſchößlinge und kleinen Blätter ab, begießt ſie ferner,
verfährt mit ihnen eben ſo, wie mit den Stauden
erſten Pflanzen. Bei dieſer Bearbeitung äußert
der große Vortheil, daß nicht nur dieſe Blätter, die ſc
einmal da, und in vollem Wachsthum ſind, viel
ſchwinder zur Vollkommenheit kommen, als diejeni
welche erſt aus den abgeſchnittenen Stengeln, und f
lich erſt aus den Wurzeln hervorwachſen müſſen, ſon
dieſe Blätter bleiben auch kein Geitz mehr, ſondern
den durch Abköpfen und Geitzen zu guten und brauc
ren Blättern. Wenn nun dieſe Nachwuchsblätte

und auch wieder abgeblattet sind, wozu etwa sechs Wochen Zeit erfordert wird, so muß man alle Tabaksstengel entweder mit der Wurzel ausziehen, weil sie sonst den Acker aussaugen, oder sie mit unterpflügen.

Der Tabaksbau nach Art der Indianer. Die Methode, den Tabak in gemachte Erdhaufen zu pflanzen, haben wir von den Indianern gelernt. Wenn in Indien, und vorzüglich auf den Antillen, im Herbste die Aecker zum Tabaksbaue gehörig vorbereitet sind, so zieht man eine Gartenschnur queer oder der Länge nach über den Acker. An diese Linie steckt der Indianer in einer Entfernung von 3 Fuß (hier nimmt man aber nur $1\frac{1}{2}$ Fuß) hölzerne Stäbe, von 2 Fuß in die Erde. Hiernächst mißt man seitwärts in Indien wieder 3 Fuß (hier $2\frac{1}{2}$ Fuß) ab, und dehnt die Gartenlinie von Neuem zwischen diesen beiden äußersten Punkten aus, worauf die hölzernen Stäbe wieder in der obigen Entfernung solchergestalt in die Linie ausgesteckt werden, daß die Stäbe einen Triangel, wie folgende Abbildung zeigt, bilden.

0 0 0 0
0 0 0 0 0
0 0 0 0

Wenn zwei Reihen Stäbe ausgesteckt sind, so werden in der ersten Reihe Arbeiter angestellt, welche mit einer Kohlhacke um jeden Stab einen Erdhaufen von $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch machen, Mist und Erde unter einander hacken, und jenen, so viel, als möglich, bedecken. Das Unkraut, die Wurzeln und Quecken werden ausgelesen, und die Erde in Haufen, so viel, als möglich, gelockert. Hernach werden die Stäbe zum weitern Gebrauche in den folgenden Reihen ausgezogen. Es wird nun mit der Hand oben in dem Haufen eine Höhlung gemacht, worin sich die Winterfeuchtigkeit sammeln, und die Erde noch mehr befeuchten kann, und also der Frost einen solchen erhöheten Erdhaufen in seine feinsten Theile auflöst und mög-

lichſt locker macht. Mit dem Anfange des Mays, wel die Tabakspflanzen ſo weit herangewachſen ſind, d ſie ausgepflanzt werden können, wird das aus de Dünger aufgewachſene Unkraut von dem gemacht Haufen weggenommen, und die Höhlung in der Spi des Tabakshügels mit der Hand erweitert, daß ſie i Geſtalt, wie eine halbe Hohlkugel erhält, zugleich wi die junge Tabakspflanze in die Mitte dieſes klein Erdbeckens in ein Loch geſetzt, welches man in den l kern Haufen mit einem Finger machen kann, und n dieſer Pflanzung ſchützt ſie dann der aufſtehende Ra dieſer Höhlung vor dem kalten Frühjahrswinde, u wie man aus der Erfahrung weiß, vor ziemlich ſtark Nachtfröſten, wenn ſonſt die Pflanzen gegen Oſt Norden und Weſten etwas eingeſchloſſen ſind. Da n die Erde oben im Haufen nach und nach wieder zuſa men fällt, und dadurch die halbe Hohlkugel behäuft, kann auch die junge Tabakspflanze aus dieſer klei Vertiefung herauswachſen, und ſich ſehr ſtark und ſchwind ausbreiten, weil die Sonnenſtrahlen den E haufen von allen Seiten durchdringend erwärmen, Wurzeln der Pflanzen lockere Erde im Haufen find und ſich alſo leicht darin verbreiten können. Dieſe V des Tabaksbaues iſt draußen im Felde, wo man l Land nicht beſtändig mit Tabak bepflanzen will, brauchbarſten. Das Land wird dadurch weit beſſer reiniget und gelockert, als wenn man um Oſtern in fl geflügtes Land friſchen Dünger unterackert. Die d dianiſche Art die Haufen im Herbſte zu machen, erf dert weniger beſchwerliche Arbeit, als das Behacken Tabakspflanzen im Sommer, wenn der Boden bein felſenhart getrocknet iſt. Man kann auch bei dem d dianiſchen Tabaksbaue mit dem dritten Theile von T bakspflanzen gegen die alte Gewohnheit ausreichen, u dadurch die Arbeit ſehr vermindern, welches durch Indianiſchen Tabakshügel geſchieht; denn es wird

dieſer Art kaum der dritte Theil Pflanzen, und alſo ungefähr 5 bis 6000 Stück auf einen Morgen von 120 Quadratruthen gegen die bisherige gewöhnliche Anzahl Tabakspflanzen ausgepflanzt; es wird alſo, wie natürlich, die Arbeit nicht nur dadurch erleichtert, ſondern auch die Tabakspflanzen dergeſtalt zur Reife und Vollkommenheit gebracht, daß der Ertrag der wenigen Tabakspflanzen dennoch einen merklichen Vorzug an Güte und Gewicht vor jenen erhält. Bei dem Tabakspflanzenbaue gilt diejenige Regel, die beim Gartenbaue, und zwar bei den Weißkohlpflanzen, ſchon längſt bekannt iſt, daß es nämlich nicht möglich ſeyn würde, große und vollſtändige weiße Kohlköpfe zu ziehen, wenn man die Kohlpflanzen vor und nach Johannis in feſte Erde, die kaum ½ Fuß tief gelockert worden, ſolchergeſtalt pflanzen wollte, daß jede Pflanze nur einen Fuß weit von der andern entfernt wäre. Die Bearbeitung und Düngung des Landes im Herbſte, welches jedoch mit wenigerem Nutzen auch noch vor Oſtern geſchehen kann, wenn das Land noch düngerreich iſt, oder kurzer, verfaulter Dünger angeſchafft werden kann, hat auch noch den Vortheil, daß die im Frühjahre ausgeſetzten Tabakspflanzen beſſer anwurzeln, und in der mürben Erde geſchwinder fortwachſen; dagegen diejenigen, welche auf friſchen Dünger gepflanzt ſind, an der Wurzel leicht verderben oder doch um einige Wochen im Wachsthume zurück gehalten werden; nicht zu gedenken, wie viel das Land durch die Zubereitung der Indianiſchen Tabakshügel in Zukunft für die folgende Kornerndte gegen die bisherige Kultur gewinnt. Ob nun gleich der Tabaksbau auf Indianiſche Art empfehlenswerther iſt, und vor der Bauart, wo die Tabakspflanzen ſehr dicht und enge geſetzt werden, den Vorzug behält, ſo iſt doch die vorher beſchriebene Behandlung des Tabaksbaues auf Holländiſche und Virginiſche Weiſe, in verſchiedener Hinſicht von größerem Nutzen, weil man die jährlich abgt-

blatteten ſtarken Tabaksſtämme mit den Wurzeln b
quem unterackern, und als einen vortrefflichen Düng
zur folgenden Erndte dergeſtalt nutzen kann, daß die T
bakserndten im zweiten, dritten und folgenden Jahr
immer beſſer gerathen. Die weitere Behandlung dieſ
Tabaksbaues geſchieht gleichfalls auf die angezeigte H
ländiſche und Amerikaniſche Art. — Auch auf Bra
feldern, wie auch ſchon oben angezeigt worden, ba
man Tabak, und ſolches alle drei Jahre abwechſelr
wenn nämlich dieſe Felder im Herbſte tief gepflügt,
graben und geegget ſind. Ein Morgen von 120 Q
dratruthen wird mit 6 bis 8 Fuder alten Stalldün
gedüngt, und dieſer untergepflügt oder gegraben;
Acker im Frühjahre mit einem doppelten Hürdenſchl
belegt, und wieder gut gepflügt oder gegraben und ge
get. Auf einem ſolchen Acker wird zuerſt Tabak, na
her Rocken oder Weizen, nach Beſchaffenheit des A
dens, auch wohl Stoppelrocken oder Gerſte und Ha
gebauet, und nach dieſer Erndte wird der Acker wie
ein Brachacker. Mit dem Tabaksbaue auf dieſen Bre
feldern wird eben ſo verfahren, wie oben bei der H
ländiſchen Art gezeigt worden iſt. Man kann auch
bak und Weißkohl in großen Gärten abwechſelnd bau
es müſſen darin aber keine Obſtbäume ſtehen. Derg
chen Gärten müſſen tief gegraben und ſtark gedü
auch darauf ein Jahr um das andere Tabak und W
kohl gebauet werden. Der Tabak, welchen man in
chen Gärten bauet, wird auf dieſelbe Art bearbeitet,
vorhin beſchrieben worden. — Weil auf die Güte
Tabaksſamens bei dem Tabaksbaue viel ankom
der ächte Samen aber theils theuer zu ſtehen kom
theils auch wohl gar nicht zu bekommen iſt, und ſe
durchgängig ächt, ſondern gemeiniglich alt, verlegen,
ſchlechten Arten, und öfters mit Geitzſamen vermi
iſt, ſo iſt es auch ſehr nöthig, daß der Tabaksb
ſelbſt auf die Erzeugung eines guten Tabaksſamens

dacht ist. Um nun dergleichen Samen zu gewinnen, so sucht man von den besten Arten diejenigen Tabaksstauden, die große, starke und dicke Blätter haben, in solcher Anzahl aus, als man Samen zu gewinnen gedenkt, und zum Anpflanzen nöthig zu haben glaubt, wobei es jedoch besser ist, lieber zu viel, als zu wenig hierzu zu erwählen, weil sie, wegen des vielleicht zu früh einfallenden Frostes, nicht alle zur völligen Reife kommen. Die ausgesuchten Stauden werden nicht, wie die andern, abgeköpft, sondern zum freien Ausschuß gelassen. Viele Tabaksbauer pflanzen sich so viel, als sie zum Samen gebrauchen, in den Gärten, welches nicht übel gethan ist. Man lasse diesen Stauden aber nicht mehrere Blätter, als vorhanden sind, wenn zuerst der Kopf herauskommt. Man sehe sorgfältig darauf, daß die kleinen neu hervorkommenden Blätter und Geitzausschößlinge an den Stengeln hinauf bis zur Krone, die mit den Samenköpfen nur die Größe eines Thalerstückes haben muß, abgebrochen werden, damit alle Kraft in den wenigen Samen hineingehen kann; denn der andere aus mehreren Zweigen auf einem Stengel oder Stamme erzeugte Same rührt vom Geitze her, und macht den guten Samen nicht nur schwach, sondern auch, wenn er darunter vermengt ist, schlecht. Der gute Same muß, wenn man gleich die Blätter abblattet, nicht eher abgenommen werden, bis er vollkommen reif wird, welches aus der braunen Farbe der Körner zu erkennen ist, die sie erst nach Michaelis erlangen. Wenn man in Gefahr ist, daß die Samenstauden auf dem Felde geraubt werden, welches jedoch bei einer guten Aufsicht vom Feldhüter nicht geduldet wird, oder sie sind auf dem Acker hinderlich, den man mit Frucht besamen will, so reiße man sie aus, wie es am Rhein geschieht, und stelle sie zu Hause mit der Wurzel in die Pfütze des Mistloches, doch so, daß sie irgendwo an einer Mauer oder Wand anliegen. Der Samenkopf soll da seine völlige Reife erhalten. Dann

werden von jeder Staude die Büſchel mit den Samen
köpfen abgeſchnitten, zuſammengebunden, und auf einen
luftigen Boden zum völligen Austrocknen gehängt; dann
ausgerieben, und endlich von der Spreu und andern Un
reinigkeiten völlig rein gemacht. Der aus Amerika un
Virginien kommende Samen, der große lange Blätt
hervorbringt, wird im erſten Jahre auch in Frucht- od
Gewächshäuſern in Schleſien nicht reif; wenn dieſ
Same alſo zur Erzeugung von Tabakpflanzen angewe
det werden ſoll, ſo muß man die dazu beſtimmten Sta
den in Blumentöpfe ſetzen, und ſolche bei eintretend
kalter Herbſtwitterung mit ihren anreifen Samenköpf
in ſolche Behältniſſe bringen, wo die Gewächſe von d
Kälte keinen Schaden nehmen können. Man wird zw
finden, daß die Samenköpfe abfallen und die Sten
ſelbſt nach und nach verwelken; allein das Gewäc
ſchlägt gegen das Frühjahr unten am Stamme viel
aus, und fängt an neue Stengel zu treiben. We
man es dann mäßig begießt, allmählig an die Luft
wöhnt, und es bei warmer Witterung unter freiem Hi
mel ſtehen läßt, ſo blühet ſolches ſchon im Monat Ma
und giebt viel reifen Samen. In den folgenden Ja
ren kommt der auf dieſe Art erzeugte Samen, wie d
andere, zur Reife, weil er ſich ſchon nach dem neu
Klima des Landes eingeartet hat. Der herzförmige V
giniſche iſt dagegen nicht ſo weichlich, ſondern kom
unter dem Deutſchen Himmelsſtriche eher als jede a
dere Art von Tabak zur Reife. Im Falle man wa
nehmen ſollte, daß ſich an einem oder dem andern O
der gute Same mit der Zeit wegen des Erdreiches a
artet, ſo iſt kein anderes Mittel, als daß man wie
guten Samen anders woher kommen läßt. Dieſer a
geartete Same iſt indeſſen nicht ganz nutzlos. M
kann daraus entweder ein gutes Oel ſchlagen, welch
eben ſo gut, als Rübſenöl brennt, und weniger dam
als dieſes, oder man macht daraus, wie auch aus al

ſchlechten und unbrauchbaren Tabaksblättern und Müll eine Lauge, die, wenn das Vieh damit gewaſchen wird, dazu vorzüglich dient, es von allem Ungeziefer gänzlich zu befreien. Hat man Gelegenheit, beſtändig mit ächtem, friſchem und reinem Samen verſehen zu werden, ſo daß man ſich darauf ſicher verlaſſen kann, ſo thut man wohl, wenn man alle Jahre friſchen Amerikaniſchen Samen erwählt, und die eigene Erziehung des Samens aufgiebt.

Behandlung des Tabaks, nachdem er vom Felde gekommen. Sobald der Tabak vom Felde oder aus den Tabaksplantagen nach Hauſe gefahren worden, ſo wird er in Bunde oder Gebunde gebunden, dann eingeſchnürt und aufgehängt. Länger als zweimal vier und zwanzig Stunden darf man denſelben nicht zu Hauſe laſſen, bis man ihn aufhängt. Man darf alſo nur ſo viele Blätter mit einem Male abblatten, als man in zwei Tagen anſchnüren und aufhängen kann. Läßt man ihn länger als zwei Tage gebunden liegen, ſo trocknen die Blätter nicht gut, ſondern ſchwitzen, gähren und faulen zuletzt, bekommen auch niemals eine ſchöne braune, ſondern eine ſchlechte grünliche und gelbliche Farbe, und ſind kein Handelsprodukt, wenigſtens kein Kaufmannsgut. Einige Tabaksbauer laſſen die Blätter auch drei, vier bis fünf Tage lang in der Tabaksſcheuer, in Haufen ſchichtweiſe aufeinander gebracht, liegen, um dadurch die erſte Fermentation zu veranlaſſen; indeſſen muß auf das Brennen in dieſen Haufen genau geachtet werden, um eine zu große Hitze, welche durch eine Fäulung entſtehen könnte, zu verhüten; daher möchte die vorher angegebene kürzere Zeit wohl vorzuziehen ſeyn. Bei der Arbeit ſelbſt kann man Erwachſene und Knaben beſchäftigen, jedoch muß man auf Letztere ſehen, daß ſie ihre Arbeit gehörig verrichten; indem ſich Jeder der Arbeiter ſetzen und ein Bündel der Tabaksblätter auf ſeinen Schooß nehmen muß, um mit einem kleinen Meſ-

ſer oder einer dazu beſtimmten Nadel, einer Art Pac
nadel, in die mittelſte Rippe dicht am Ende ein Loch
machen. Während dieſer Arbeit muß er Acht habe
ob die Blätter alle ganz und unbeſchädiget ſind. E
Jeder macht daher zwei Sorten, nämlich vollkom
men guten und Ausſchußtabak, welche dann au
auf zwei beſondern Plätzen in den Scheuern aufgeſte
werden, und ſolches in zwei großen viereckigen Beet
mit der Spitze in die Höhe, damit ſie ſchwitzen und g
werden. Die großen Blätter, welche ſehr dicke Ripp
haben, werden auf Bretter gelegt und das dicke Er
der Rippe auf eine halbe Elle lang mit einem Meſ
geſpalten. Das Blatt wird nämlich hier ſo hingele
daß die platte Seite oben kommt und durchgeſchnit
werden kann. Man ſchiebt dann die geſpaltenen Bl
ter, die bis auf zwei Zoll am Ende zum Aufhängen
aufgeſchnitten bleiben, vermittelſt der gemachten O
nung auf die tannenen Stangen oder Schechte in ein
luftigen Trockenhauſe. Eine zweite Art des Aufhäng
geſchieht durch das Anſchnüren. Zur Anſchnürung
Blätter werden dünne, aus Eiſen oder Meſſing
machte Schnürnadeln, die einen Fuß lang ſind, gen
men; die Schnüre dagegen entweder aus grob
ſponnenem Garne, oder aus dünnem Bindfaden
macht, und nach der Länge des Orts, wo der Ta
aufgehängt werden ſoll, abgemeſſen. Man ſticht mit
Nadel durch den Stiel des Blattes, und ſo oft n
ſechs oder acht Blätter in die Nadel gefaßt hat, ſt
man ſolche auf die Schnur fort. Bei dem Einfaſſen
immer einerlei Seite auswendig bleiben, wenn man
her bei dem erſten Blatte, welches man anſchnürt,
Rippe auswendig läßt, ſo müſſen auf der Schnur
Rippen aller Blätter auswendig bleiben. Auch mü
die Blätter auf der Schnur nicht zu dicht an ein
der kommen und ſich preſſen, weil ſie ſonſt, zu
wenn ihre Rippen noch naß und feucht ſind, den Br

bekommen, der sehr um sich greift, indem ein Blatt das andere ansteckt, so daß öfters sehr viele auf den Hängen, wenn nicht darnach gesehen wird, und die schadhaften heraus genommen werden, verfault von den Schnüren herunter fallen und zu Müll werden. Dasselbe erfolgt auch, wenn die Nägel, woran die Schnüre mit den Blättern zu hängen kommen, zu nahe übereinander geschlagen werden; denn eigentlich muß der Tabak so hängen, daß kein Blatt das andere berührt. An diesem nicht unbedeutenden Fehler, den viele Anbauer begehen, ist sowohl eine unzeitige Ersparung des Platzes und des groben Garnes, als auch der Lohn der Schnürer, der ihnen an einigen Orten nach den Mandeln der Schüre bezahlt wird, am meisten Schuld. Das Aufschnüren der Blätter ist eine Arbeit, die mehr angenehm, als mühsam ist, und woran auch Kinder helfen können. Einige Tabaksbauer verwerfen das Anreihen und Anschnüren der Blätter mit Bindfaden, und wollen, daß man solche, nach dem Beispiele der Amerikaner und Holländer, auf 4½ Fuß lange, hölzerne, glatte, und nicht zu dicke Ruthen anstecken und aufhängen soll, da es geschwinder geht und man dabei den Bindfaden erspart. Man thut recht, wenn man den frisch aufgeschnürten Tabak bei schönem Wetter erst an die Außenseite des Hauses oder an sonst einem Orte aufhängt, wo er in Zeit von einigen Tagen ganz abwelkt, und dann wird er auf dem Boden oder in der Scheuer, oder auch, wie in Holland, in besonderen Trockenhäusern, dergestalt aufgehängt, daß die Nägel, woran die Schnüre gehängt werden, wenigstens 6 Zoll oder einen guten halben Fuß über- und auseinander sind, damit sie allenthalben frei hängen, und nicht zusammen kleben. Die Behältnisse der Hängen müssen von der Beschaffenheit seyn, daß durch solche vermittelst der Luken oder anderer Luftlöcher, die aber bei nasser Witterung wieder zugemacht oder verstopft werden können, die Luft frei durchstreichen kann. Nun muß öfters nachge-

sehen werden, ob die Blätter an den Schnüren
der Hänge zusammen kleben, und wenn sich solches
det, muß man sie sogleich durch einen an eine Sta
gebundenen Flederwisch auseinander machen. N
einigen Anweisungen soll man den Tabak zweimal, nä
lich gleich anfangs nach dem Aufhängen, und da
wenn er vierzehn Tage gehangen hat, bei zugemach
Läden und Thüren, durch angesteckes Holz, welches ei
wohlriechenden Rauch giebt, wie z. B. Wachholderh
stark beräuchern. Dieses Räuchern soll den Ta
vor dem Schimmel und der darauf folgenden Fäul
bewahren, das Trocknen befördern, und die Rau
und den schlechten Tabaksgeist zerstören, und daher
beste Bewahrungsmittel gegen die Entzündung des
baks seyn. Nie soll das Räuchern öfters, als zwei
geschehen, weil sonst der Tabak einen solchen Ge
nicht wieder verliert. Das Spalten der Rippen
großen Blätter von der ersten Erndte soll durch
nothwendig seyn, weil es die Fäulniß des Tabaks
hütet, und weil die Blätter in einem Jahre nicht
trocknen würden, wenn man sie auf die gewöhnliche
auf Schnüre ziehen, und zum Trocknen aufhän
wollte. Ferner gehen durch das Aufspalten der R
pen, welches man auch Verbluten nennt, die schar
einen unangenehmen Geschmack und Geruch veran
senden widrigen Theile verloren. Die Blätter, die
den Rippen ferner keinen Zufluß erhalten, trocknen
schwinder und werden zum Gebrauche in den Fabr
früher brauchbar. Auch erhält man ganze Fässer
Holland und Indien, in denen die starken Rippen
Blätter, wie es der Augenschein öfters ergiebt, auf
ähnliche Art gespalten und getrocknet sind. In an
Fässern, die dadurch einen höheren Werth erhalten,
die Rippen schon gänzlich herausgerissen; auch we
in den Fabriken die Rippen von allen feinen Tab
sorten von den Blättern abgesondert und zurückge

— Die Blätter bleiben nun auf den Hängen, bis sie völlig trocken sind, welches man daran gewahr wird, wenn sich die Rippen der Blätter brechen lassen und Letztere braun werden. Länger dürfen sie nicht auf den Hängen hängen bleiben, weil sie sonst von der scharfen Luft, von starkem Winde, und von großer Kälte zu sehr austrocknen, und dadurch ihres natürlichen Oels zugleich verlustig gehen. Man nimmt sie am besten bei neblichter Witterung, die in den Monaten November und December nie ausbleibt, ab, und diese Jahreszeit ist dazu am dienlichsten, weil die Blätter weder zu naß, noch zu feucht, sondern unbiegsam und so welk werden, daß wenn man sie mit der Hand zusammendrückt, sie sich selbst nach dem Loslassen wieder auseinander dehnen. Bei dem Abnehmen beobachtet man die nämliche Ordnung, wie beim Aufhängen geschehen ist. Man fängt bei dem Sand- und Erdgute an, nimmt dann den Ausschuß und zuletzt den besten Tabak ab. Nach geschehener Abnehmung legt man sie nach jeder Sorte besonders entweder in große Haufen schnurweise, oder recht egal Blatt auf Blatt, und zwar ebenfalls schnurweise in Gebünde gebunden, bis zur Ablieferung an die Käufer oder Fabriken, und in solche Behältnisse, die nicht dumpfig, aber zugleich auch so beschaffen sind, daß kein Regen, Schnee oder andere Feuchtigkeiten eindringen können. Man muß den Haufen mehrere Male nachsehen, und die Bunde umkehren, auch, wenn es nöthig ist, sie aufmachen und nach einiger Zeit wieder zubinden. Man legt die Haufen oder die Bunde in ein gedieltes Zimmer, oder auf den Boden, oder in eine mit Stroh belegte Scheuertenne. Mehr als drei Bunde darf man anfangs nicht auf einander legen; läßt man den Tabak so liegen, so wird er warm und verfault, man muß ihn daher alle drei oder vier Tage umwenden und umsetzen. Fährt man mit diesem Geschäfte sechs bis acht Wochen fort, so kann man ihn dann in einem reinen Zimmer oder

an ſonſt einem Orte, der aber kein Keller und nicht fe
ſeyn darf, ſo hoch auf einander legen, als man will,
ihn da bis zum Verkaufe ruhig liegen laſſen. Es
beſſer, wenn man den Tabak gleich nach dem Wi
im Monat März, wie die Amerikaner, in Fäſſer
7 bis 10 Centner einpackt, weil er ſich in Fäſſern
allein auf die beſte Art äußerlich conſervirt, weil er
hin und her geſchmiſſen wird, wie in Bunden oder
ſcheln, ſondern auch ſeine innere Qualität und Ha
tugend auf dieſe Weiſe ſo verbeſſert, daß er faſt
mehr für denſelben Tabak gehalten wird, indem er
von ſeiner Roheit verloren hat, wenn man ihn
einigen Jahren aus den Fäſſern herausnimmt; je lä
er in denſelben liegen bleiben kann, um ſo beſſer
er. Dieſe Fäſſer ſind 5 Fuß hoch und 2½ Fuß
zu 10 Ctr. Tabak. Sie brauchen nicht waſſerdic
ſeyn, ſondern es iſt genug, wenn die Dauben nur
einander ſchließen, daß man nicht mit den Finger
zwiſchen kann; ſie brauchen auch nicht mehr als
Reifen, nämlich drei unten, drei in der Mitte und
oben; der Boden, wie auch der Deckel, werden auch
einem beſondern Reif verſehen; der unterſte derſelben
mit ſtarken Nägeln verſehen. Die Büſchel werde
der Rundung des Faſſes ſchichtweiſe, die Blätter
mer einwärts, und die Köpfe auswärts um den
herum gepackt und feſt zuſammengedrückt. Wenn
Faß 1 Fuß hoch gepackt iſt, ſo legt man einen drei
gen, von Eichenholz beſonders dazu verfertigten
auf den Tabak, worauf denn der Packer tritt
ſpringt, bis ſich der Taback genugſam zuſamm
drückt hat, dann verfährt man wieder wie zuvor.
das beſte Gut eingepackt iſt, ſo fängt man beim
ſchuß an und endiget mit dem halben Gute; man ſc
dann das Faß zu, und kann es auf dieſe Weiſe t
portiren, wohin man will. Wer eine Preſſe hat,
das Einpacken noch beſſer unter derſelben bewerkſtell

Die Weinpressen können dabei die besten Dienste verrichten, und wo diese fehlen, da würde es einer Land- oder Dorfgemeinde, die sich mit dem Tabaksbaue beschäftiget, wenige Kosten verursachen, um sich eine solche zu diesem Behufe gemeinschaftlich anzuschaffen. Derjenige Arbeiter, der das Einpacken in die Fässer besorgt, steigt hinein und läßt sich von einem andern die Büschel zureichen. Das Benageln des untersten Bodens vom Fasse geschieht daher, weil das Faß bei jedesmaliger Oeffnung, um eine Probe herauszunehmen, umgestürzt und von dem Tabake in die Höhe und abgezogen wird, damit es hier einen Halt behält; denn oft fallen beim Stürzen desselben die Reifen oder Bänder ab, der letzte davon ausgenommen. Man stürzt nach genommener Probe das Faß wieder darüber, schnürt es mit einem Stricke zusammen, daß es hält, und überschlägt es mit dem Tabake über ein Stück Holz, daß es wieder auf den Boden zu stehen kommt; dann werden die Reifen und der Deckel auf eine leichte Art wieder befestiget. Auch hält man es sowohl für die Käufer, als Verkäufer des Tabaks von Nutzen, wenn an jedem Orte von Obrigkeitswegen die Fässer gebrannt, und dadurch die Güte des Tabaks und Orts erkannt würde.

Was bei der Einrichtung der Trockenhäuser, Scheunen und Böden zu beobachten ist. Auf eine gute Trocknung des Tabaks kommt Alles an; denn sind die Gebäude, Scheunen und Böden dazu nicht gut eingerichtet, so kann der Taback sehr leicht verdorben werden; denn wenn er dicht an einander hängt, und nicht genugsam von der Luft bestrichen werden kann, so kann er sehr bald, besonders in feuchten Jahreszeiten, wo er trocknen muß, mit Schimmel beschlagen und hernach sehr leicht in Fäulniß übergehen, welches den Tabak zum Verkaufe unansehnlich und zur Fabrikatur oft ganz untüchtig macht. Wenn man daher neue Trokkenhäuser, Schennen oder Böden zum Tabakstrocknen

anlegen will, ſo iſt es ſehr vortheilhaft und nothwen
daß ſolche rund herum, wenn es angebracht werden ka
mit Laden und Klappen, welche auf- und zugemacht w
den können, verſehen werden, damit man den ganzen
baksvorrath von der Seite, wo der Wind herkömmt,
einmal lüften kann; dieſe Klappen dürfen aber nie
gleich aufgezogen werden, außer bei einer Windſtille,
einem Windzuge nur diejenige Seite, wo der Wind
kömmt; die Gegenſeite muß dagegen geſchloſſen bleib
Die Urſache, warum dieſes geſchieht, wird man leicht e
hen; denn erſtlich wird die Heftigkeit des Windes,
durch den Zug noch vergrößert wird, dem Tabake,
ohnehin nicht viel Körper hat, in vielem Betrachte ha
nachtheilig; dann könnte auch der Wind viele Blä
durch die Oeffnung jagen, und dadurch ein großer L
luſt entſtehen. Um nun dieſes zu verhüten, iſt Vor
dabei nöthig. Man macht die Trockenhäuſer und Sc
nen gemeiniglich auswendig ganz von Brettern
Klappen, außer, daß ſie ein Fundament oder eine Un
mauerung von 2 Fuß hoch haben. Die Höhe di
Scheune macht gemeiniglich von der Grundmauer
unter das Dach 11 bis 12 Fuß aus, und immer n
den, der Breite nach, zwei Dielen zu einer Klappe
Lade genommen. Jede Giebelſeite iſt gleichfalls
Oeffnungen oder Klappen verſehen. Inwendig ſin
den Scheunen tannene Ständer und Balken angebra
und ſolche fachweiſe 10 Fuß weit eingerichtet, und d
von oben bis unten mit Latten verſehen, worauf n
die Stange oder Schechte mit dem Tabake in die Q
legt, woſelbſt ſie ſo lange liegen bleiben, bis der Ta
trocken iſt.

Bei der Tabakskultur hat man drei Zwe
die Rauchtabak-, Schnupftabak- und Oelfa
kation. Bei der Letztern, der Oelfabrikation, kon
es hauptſächlich auf den Samen an; es wird daher
mehr auf eine gute Samenerziehung geſehen, als

die Blätter, obgleich die Letztern auch sehr gut zu Tabak benutzt werden können, wenn man auch den Samen berücksichtiget, und diesen zur vollkommenen Reife kommen läßt. S. auch den Art. Oehl, Th. 104, S. 542 u. f., und den Art. Tabaksöl, weiter unten. — Was den Rauchtabak betrifft, so kommt dessen Fabrikation unter Tabaksfabrikation, weiter unten, vor, so auch die Fabrikation des Schnupftabaks, von dem schon Th. 147, S. 542 u. f., Manches gesagt worden. — Die Benutzung des Tabaks in der Medizin ist jetzt nur noch sehr geringe, da er ehemals eine bedeutende Rolle darin spielte, und daher auch Wunderkraut, heiliges Wundkraut ꝛc. ꝛc. genannt wurde, ja die Tugenden dieser Pflanze wurden für so bedeutend ausgegeben, und von allen Seiten so gepriesen, daß man sie als eine Panacee oder ein Kraut wider fast alle Krankheiten anführte, besonders wider den Schlagfluß, die Schlafsucht, die fallende Sucht ꝛc. So gebrauchten ältere Aerzte den Tabak wider die Epilepsie, und wollen davon glänzende Erfolge gesehen haben. So wurde einigen an der Epilepsie Leidenden ein aus Honig und dem Safte der Tabaksblätter zusammengesetzter Syrup verordnet, wovon sie täglich drei Stunden nach dem Essen etliche Löffel voll nehmen, und mit welcher Dosis sie vierzig Tage fortfahren mußten. Zu Ende der gedachten Zeit, nachdem sie ungefähr 3 Unzen davon genommen hatten, wurden sie von dieser Krankheit gänzlich befreiet, ohne weitere Anfälle zu bekommen. Derselbe Versuch wurde noch mit mehreren Andern gemacht, und mit demselben glückliche Erfolge. Klystiere aus einem Dekokte von Tabaksblättern in derselben Krankheit sind nicht von einem solchen glücklichen Erfolge gewesen; denn die Patienten purgirten und vomirten so stark davon, daß zwar kein Anfall ihrer Krankheit sich gezeigt hätte, aber andere schlimme Zufälle, welche durch die starken Ausleerungen hervorgebracht worden.

Zur Heilung der Wunden gebrauchte man ihn gl
falls, wie auch schon oben, S. 8, angeführt wor
In neuester Zeit sind die angeführten medizinischen
genschaften des Tabaks gänzlich in den Schatten
treten; denn man hält ihn hier eher für schädlich.
Auch das Rauchen, Schnupfen und Käuen
Tabaks wurde anempfohlen; das Letztere besonders
gen den Scharbock auf Schiffen. Das Tabaksrau
soll den Leib offen erhalten und zu dessen Oeffnung
tragen. Wenn Tabaksraucher, beim Aussetzen
Tabaksrauchens, Hartleibigkeit empfinden, so so
bloß durch die Gewohnheit an den Tabak entstehen
Nichttabaksraucher immer eben so gut offen Leib ha
als Raucher. Tabaksrauchklystiere werden auch
noch verordnet, besonders als ein heftiges reizendes
tel in hartnäckigen Verstopfungen, bei eingesper
Brüchen ꝛc.; die Anordnung untersagt eine Entzünd
Bei erfrorenen und ertrunkenen Menschen werden
Rauchklystiere von vielen Aerzten nicht empfohlen
hier die Wärme wieder zu erregen ist, die von dem
baksrauche nicht hervorgebracht werden kann.
Sauerstoffgas oder die Lebensluft soll man in d
Fällen besser benutzen können. Die narkotischen Ei
schaften des Tabaks zeigen sich bei angehenden Tab
rauchern durch das Brechen und Purgieren. Diese
kung zeigt gleichsam an, davon abzustehen, und
junge Leute werden auch wirklich dadurch vom Rau
abgehalten, indem sie diese Wirkungen nicht zu
winden vermögen. Was die Benutzung des Schn
tabaks betrifft, so ist davon schon unter Schn
tabak, Th. 147, S. 552 u. f., die Rede gew
Den Gebrauch des Rauchens und Schnupf
machen oft die Beimischungen noch schädlicher, wi
Mißbrauch selbst. — In der Oekonomie komm
Behängung der Getreideböden mit Blättern der Tak
pflanze zur Vertreibung der Kornwürmer vor, s.

44, S. 896 u. f. Ein Mehreres hierüber f. unter Tabaksverbrauch. — Was den Handel mit Tabak betrifft, so kommt davon ein eigener Artikel: Tabakshandel, vor. — Ueber den Tabak, den Tabaksbau und die Tabaksfabrikation sehe man folgende Schriften nach:

Joh. Erdmann Korges, Königl. Preußischen Tabaksfabriken- und Plantagen-Inspektors zu Ohlau Unterricht zum Anbaue des Tabaks. Breslau, 1774 (worin der Schlesische Tabaksbau beschrieben wird).

Der Tabaksbau, dem Landmanne in der Pfalz gewidmet von K***. Mannheim, 1778.

Neue und vollständige Abhandlung vom Tabaksbau, worin die einzige und wahre Methode gezeigt wird, wie diese Pflanze behandelt werden muß, wenn sie in Deutschland die Stelle des Virginischen Tabaks vertreten soll; mit kaufmännischen Anmerkungen. Darmstadt, 1779.

Die ächte Fabrikatur des Dünkerker und Englischen Sentomers, auch aller gangbaren Sorten Rauch- und Schnupftabake. Amsterdam.

Zweite Fortsetzung der Abhandlung vom Tabaksbau, von der ächten Fabrikation des Dünkerkers und Englischen Sentomers ꝛc. Frankfurt und Leipzig, 1787.

Nützliche Anweisung von dem Landtabake, um verschiedene Sorten Rauch- und Schnupftabake zu fabriziren. Berlin, 1787.

Gründliche Anweisung zur ächten und vollkommensten Verfertigung und Zubereitung aller vorzüglichsten Rauch- und Schnupftabake. Von einem erfahrenen Werkmeister. Berlin, 1790.

Ueber die Verbesserung des Landtabaks; nebst einem Anhange verschiedene Sorten Rauch- und Schnupftabake zu fabriziren, wie solche in Dünkirchen verfertiget werden; desgleichen die Saucen zu kochen. Leipzig, 1796.

Anweisung zum Tabaksbau für Oekonomen. Nebst einer Einleitung über die Frage: Ist es nützlich oder schädlich, wenn der Tabaksbau in Sachsen allgemeiner wird? Meißen, 1803.

J. L. Christ, Anweisung zu dem einträglichen Taba
baue. Neue Auflage. Frankfurt.

P. A. Nemnich, Beiträge zur Cigarrenkunde. Le
zig, 1808.

Der wahrhaft ächte Tabaksfabrikant, für Tabaksfab
kanten und Tabakshändler, um auf die beste
jede aus- und inländische Sorte von Rauch- u
Schnupftabak zu verfertigen. Leipzig.

Der wohlerfahrene Tabaksfabrikant, oder deutliche
weisung alle Arten von Rauch- und Schnupfta
zu verfertigen. Dresden, 1810.

Dr. J. B. von Scherer, über die Anpflanzung
Tabaks, und die Art und Weise, wie man densel
behandeln muß. Tübingen, 1811.

Dr. Joh. Chr. Gotthards vollkommener Tabaksfab
kant, oder gründliche Unterweisung alle Gattun
von Rauch- und Schnupftabak nach den neue
Entdeckungen in der Chemie vorzüglich gut und wo
feil zu fabriziren, nebst funfzig neuen Rezepten
Verfertigung auserlesener Saucen, die bisher als
größten Geheimnisse bewahrt worden. Neue du
aus umgearbeitete Auflage. Hamburg.

Neu entdeckte Tabaks-Rezepte oder Anweisung alle S
ten Rauch- und Schnupftabak auf Holländische
zu fabriziren, die Saucen dazu zu verfertigen,
Deutsche Blätter gleich den Virginischen zu zie
von einem Holländer. Dritte Aufl. Amsterdam

J. H. Kögel, der wohlerfahrene Tabaksfabrikant, o
Anweisung nicht nur die Deutschen Tabake zu ba
und durch Saucen so zu verbessern, daß sie den
sten ausländischen Tabaken gleichen, sondern a
sehr viele Arten anderer Blätter, als saure Kir
blätter, Weinblätter, Kartoffelblätter, Runkelrüb
blätter, Huflattigblätter ꝛc. so zu sauciren, daß
dem besten inländischen Tabak am Geschmack
Geruch nichts nachgeben. Für Kaufleute und
brikanten dieses Produkts. Dritte durchgesehene A
Quedlinburg und Leipzig, 1819.

Der wohlerfahrene Tabaksfabrikant oder deutliche Anw
sung, alle Gattungen von Rauch- und Schnup
baken nach den neuesten Entdeckungen in der C
mie vorzüglich gut zu fabriziren, nebst den ause

ſenſten Rezepten zur Verfertigung der beſten Saucen, ſo wie auch vom Packen, Geruch geben, Färben, Tinkturen und der Fabrikation eines Tabaks aus Runkelrübenblättern. Vierte vermehrte Aufl. Quedlinburg und Leipzig, 1840.

Mehrere Aufſätze über Tabak, Tabaksbau und Tabaksfabrikation findet man in den Hannöverſchen Magazinen, in den Braunſchweigiſchen Anzeigen, in der Handlungszeitung, im Journal für Kaufleute, in der Handelsbibliothek von Büſch, in Riems Encyklopädie der praktiſchen Oekonomie für Deutſche, in den technologiſchen Schriften von Beckmann, Halle, von Lamprecht, Poppe ꝛc., und in mehreren ökonomiſchen Zeitungen und ökonomiſch-technologiſchen Magazinen.

Tabak (Amazonen-), ſ. oben, S. 53.

— (Aſiatiſcher-), Türkiſcher Tabak, gemeiner Tabak, Engliſcher Tabak, Bauerntabak, Baſtardtabak, wilder Tabak, Nicotiana rustica, ſ. daſelbſt, S. 24.

— (Baſtard-), ſ. daſelbſt.

— (Bauern-), ſ. daſelbſt.

— (Bienen-), ſ. Tabak (wachsblumartiger-).

— (bleywurzblättriger), Nicotiana plumbaginifolia, ſ. oben, S. 30.

— (Braſilianiſcher), ſ. Tabak (gemeiner), und unter Tabakshandel.

— (brennender), Nicotiana urens, ſ. oben, S. 32.

— (Canariſcher), Nicotiana Canariensis, ſ. daſelbſt, S. 33.

— (Chineſiſcher), Nicotiana Chinensis, ſ. daſ., S. 32.

— (Cusko-), ſ. unter Tabakshandel.

— (Engliſcher gemeiner), ſ. Tabak (gemeiner).

Tabak (gekrümmter), Nicotiana repanda, ſ. oben S. 33.
— (gelber niedriger), Nicotiana humilis, ſ. daſelbſt S. 33.
— (gemeiner), großblättriger Tabak, Virginiſcher Tabak, Nicotiana Tabacum, ſ. daſ., S. 2
— (geſtielter rother), Nicotiana petiolata, ſ. daſ. S. 33.
— (großblättriger), Nicotiana macrophylla, ſ. daſ. S. 28; auch eine Benennung des gemeinen Tabaks, ſ. Tabak (gemeiner).
— (Hanauer-), ſ. unter Tabakshandel, weit unten.
— (Havanna-), ſ. daſelbſt.
— (herzblättriger), mit unregelmäßigen Blume ſ. Tabak (Soldaten-).
— (Heſſiſcher), ſ. unter Tabakshandel, weit unten.
— (Holländiſcher), ſ. daſelbſt.
— (Jungfern-), herzblättriger Jungferntaba Riſpentabak, Nicotiana paniculata, ſ. oben, S. 2
— (Karolina-), ſ. unter Tabakshandel, weit unten.
— (klebriger), Nicotiana viscosa, ſ. oben, S. 33.
— (kleinblumiger), Nicotiana parviflora, ſ. daſelb S. 29.
— (kleiner), Nicotiana pusilla, ſ. daſ., S. 27.
— (kleiner gelbblühender), Nicotiana pumilla, daſ., S. 33.
— (langblättriger rother), Nicotiana decurren ſ. daſelbſt.
— (Langsdorfiſcher grünblühender Braſilianiſcher), Nicotiana Langsdorfii, ſ. daſelbſt.
— (lanzenblättriger), Nicotiana lanciſolia, ſ. d ſelbſt.

Tabak (Levantiſcher Blatt-), ſ. unter Tabakshandel, weiter unten.
— (Louiſiana-), ſ. daſelbſt.
— (Martinik-), ſ. daſ.
— (Märkiſcher), der in der Uckermark (Provinz Brandenburg) wachſende Tabak; ſ. auch unter Tabakshandel.
— (nachtsblühender), Nicotiana nyctaginiflora, ſ. oben, S. 33.
— (Nürnberger), ſ. unter Tabakshandel.
— (Podoliſcher), ſ. daſelbſt.
— (Pommerſcher), ſ. daſ.
— (Portoriko-), ſ. daſ.
— (rother), Nicotiana Marylandica, ſ. oben, S. 33.
— (ſchmalblättriger), Nicotiana angustifolia, ſ. oben, S. 32.
— (Schneeberger-), ſ. unter Tabakshandel.
— (Sevilla-), ſ. daſelbſt.
— (Slavoniſcher-), ſ. daſelbſt.
— (Soldaten-), klebriger Tabak, herzblättriger Tabak, mit unregelmäßigen Blumen, Nicotiana glutinosa s. militaris, ſ. oben, S. 26.
— (ſtrauchartiger), Nicotiana fruticosa, ſ. daſelbſt, S. 27.
— (Suizent-), ſ. unter Tabakshandel.
— (Türkiſcher), ſ. Tabak (Aſiatiſcher).
— (Ukrainiſcher), ſ. unter Tabakshandel.
— (Ungariſcher), ſ. daſelbſt.
— (Varinas-), ſ. daſ., und oben, S. 53.
— (vierflüglichter), vierkappiger Tabak, Nicotiana quadrivalvis, ſ. oben, S. 33.
— (Virginiſcher), ſ. Tabak (gemeiner).
— (wachsblumartiger), Bienentabak, Nicotiana cerinthoides, ſ. oben, S. 29.
— (wellenförmiger), Nicotiana undulata, ſ. daſelbſt, S. 33.

Tabak (wilder), ſ. Tabak (Aſiatiſcher).
— (wohlriechender), Nicotiana suaveolens, ſ. oben S. 31.
— (Zungen-), ſ. daſelbſt, S. 53.

Tabaksarten, Tabaksſorten, die verſchiedenen Arten des Tabaks, ſowohl in botaniſcher Hinſicht, wie ſ oben unter Tabak und Tabaksbau vorgekommen ſind, und größtentheils auch zur Gewinnung des Tabaks benutzt werden, als auch die verſchiedenen präparirten Tabaksſorten, wie ſie unter Tabaksfabrikation und Tabakshandel vorkommen; ſ. weiter unte

Tabaksaſche, die nach dem Rauchen des Tabaks in de Kopfe zurückgebliebene Aſche, die wegen ihrer Schär ſehr gut zum Putzen der aus Metallen verfertigten G räthſchaften dient. — In der Medizin wird die T baksaſche als ein Mittel wider die Waſſerſucht veror net. Mehrere Aerzte in Charlestown haben mit d Tabaksaſche als ein auflöſendes, harntreibendes u abführendes Mittel in der Waſſerſucht große Kuren v richtet. Man giebt ſie von ½ bis 1 Quentchen zweim des Tages in ſo wenig Waſſer als möglich, und wä rend der Wirkung läßt man den Kranken nur wen trinken, und ſich viele Bewegung machen. Nachher m der Kranke alle zwei oder drei Tage mit Rhabarb und Eiſenvitriol purgiren. — Dann wird die Tabak aſche auch als ein Mittel wider den Durchlauf d Gänſe empfohlen; ſ. unter Durchlauf des Fede viehs, Th. 9, S. 755. Auch wider die Leberwü mer der Schafe wird ſie empfohlen, ſ. unter Ege Th. 10, S. 141. Auch als Zahnpulver iſt ſie dienlic nur dürfen die Zähne nicht hohl ſeyn.

Tabaksbau, der Anbau oder die Kultur des Tabaks a den dazu eingerichteten Tabaksfeldern oder Tabak äckern; ſ. oben, Tabak und Tabaksbau.

Tabaksbeize, ſ. Tabaksſauce.

Tabaksbeutel, ein Beutel, worin man den Rauchtabak aufbewahrt, und den man auch bequem in die Rocktasche ſtecken und bei ſich tragen kann, wenn man zu ſeinem Vergnügen ausgeht, eine Tabagie oder Kaffeehaus beſucht, oder über Land geht. Ein ſolcher Tabaksbeutel beſteht aus einer dazu zubereiteten Rindblaſe, die oben herum einen Zug hat, wodurch eine ſeidene Schnur oder ein Band geht, um den Beutel vermittelſt derſelben öffnen und ſchließen zu können, da ſie ſo durch den Zug gezogen worden iſt, daß man die geöffnete Blaſe, wenn man den Tabak zum Stopfen des Pfeifenkopfs herausgenommen hat, durch das Ziehen der Schnur von beiden Seiten wieder ſchließen kann, indem ſie ſich zuſammenzieht. Eine ſolche Tabaksblaſe ohne Ueberzug, die man bei den Landleuten und vielen Städtern der untern Klaſſen findet, hat einen Pfeifenräumer von Draht daran hangen. Dergleichen Tabaksbeutel haben auch einen Ueberzug oder eine Bekleidung von Flor, geſtickter Gaze, Seide, Sammet ꝛc., ſo daß die Blaſe dadurch bedeckt wird. Mit der Schnur der Blaſe iſt hier auch der Ueberzug verbunden. Dieſe Ueberzüge, die man in allen Farben hat, und die auf mannigfaltige Weiſe verziert ſind, werden ſchon von den gebildeteren Tabaksrauchern über eine ſolche Blaſe gezogen, um derſelben ein ſchönes Anſehen zu geben. — Man hat auch Tabaksbeutel von Leder, ſowohl von Kalbs- als Schafleder, die oben an der Oeffnung herum mit Leder eingefaßt ſind, und ein ledernes Band zum Schließen haben, welches durch eingeſchlagene Löcher geführt wird, ſo daß man ihn gleichfalls, wie bei der Blaſe zuziehen kann. Auch ein ſolcher Beutel, der von den Landleuten benutzt wird, hat mancherlei Verzierungen von farbigem Leder.

Tabaksblätter, die Blätter der Tabakspflanze, die ſowohl zum Rauch- als Schnupftabak benutzt werden; ſ. oben, unter Tabak und Tabaksbau.

Tabaksblattwalzenmaſchine, in den Tabaksfabrike eine Maſchine, vermittelſt welcher die Rippen und Ste gel der Tabaksblätter breit gedrückt werden. Zwiſche einem Geſtelle befinden ſich zwei übereinander liegend Walzen; die unterſte iſt 15 Zoll dick und von wei büchenem Holze gemacht. Von außen iſt dieſe Wal mit einem Viertelzoll ſtarken Meſſing überzogen un genau abgedrehet; die obere iſt nur von weißbüchene Holze, von eben der Größe, und eben ſo genau abgedr het. An der Achſe der unterſten Walze befindet ſich ei Kammrad, das von gutem harten Holze gemacht iſt, un deſſen Kämme ſehr genau zu dem darunter liegend Drilling paſſen, welcher mit einer Kurbel gedrehet wir An den Unterlagen der obern Walze befinden ſich Ste ſchrauben, mit welchen dieſe der untern näher gebrac werden kann. Wenn man Tabaksblätter durchlauf laſſen will, müſſen die Walzen ſehr feſt auf einander g ſchraubt werden, und wenn ein auseinander gebreitet Tabaksblatt zwiſchen den Walzen durchgegangen iſt, werden alle ſtengliche Zweige, und der ſtarke mittle Stengel ſo breit und dünn, als feines Poſtpapier, un daher zu lauter Blatt geworden ſeyn. Dieſelbe M ſchine kann auch zur Streckung des Tabaksbleyes g braucht werden.

Tabaksbley, das dünn geſchlagene Bley, welches zu Einpacken des Rauch- und Schnupftabaks in den T baksfabriken benutzt wird. Da das Bley wegen d Oxidation ſchädlich iſt, ſo hat man Zinkblech zu dieſe Zwecke vorgeſchlagen. In großen Tabaksfabriken we den die nöthigen Bleytafeln, um die Paquete d Schnupftabaks damit auszuſchlagen, ſelbſt gegoſſe weil man beſſer und vortheilhafter dabei fährt, als wen man ſie in den Bleyfabriken kauft. Um dieſes zu b werkſtelligen, dienen folgende Geräthſchaften: a) ein ſerner Keſſel, welcher in einem ſteinernen Herde ru zur Schmelzung des Bleyes. Man läßt ſich nämli

einen dünnen eiſernen Keſſel, der ungefähr 16 bis 18 Zoll weit, 9 Zoll tief, und mit einem auswärts umgebogenen Rande verſehen iſt, gießen, welches ſchon hinreicht, um 150 bis 200 Pfd. geſchmolzenes Bley zu faſſen. Hat man keine Gelegenheit in der Nähe, ſich einen ſolchen, mit einem rückwärtsgebogenen Rande verſehenen Keſſel anzuſchaffen, ſo darf man ſich nur einen flachen eiſernen Topf von derſelben Größe kaufen, die Handhabe herausnehmen, die beiden Oeſen oder Henkel unterwärts einfeilen, und den Topf mit einem eiſernen Rande umgeben laſſen, der drei bis vier ebenfalls umgebogene Arme hat, welche in die Mauer des Herdes eingemauert werden können, und den Topf halten. Dieſer eiſerne Keſſel oder Topf wird nun in den drei Fuß breiten und etwas längern, mit einem Feuerherde, Aſchenloche und einer Rauchröhre verſehenen Ofen eingemauert. Der Feuerherd hat einen aus dreieckigen eiſernen Stäben beſtehenden Roſt, der nicht nur zur Bewirkung eines zweckmäßigen Luftzuges dient, ſondern auch beſtimmt iſt, die Aſche des eingelegten Brennmaterials durch und auf den unter ihm befindlichen Aſchenherd zu laſſen. Die Rauchröhre endiget ſich am beſten in einen Schornſtein, und muß mit einem Schieber verſehen ſeyn, um damit das Feuer nach Gefallen regieren zu können. Um den Ofen läuft ein von Steinen gemauerter und 1½ Fuß breiter Abſatz oder Auftritt. — b) Ein kleines Faß zum Einwerfen der Bleyaſche, das oben weiter, als unten, und mit zwei Handhaben verſehen iſt. — c) Ein eiſerner Löffel, der mit einem 2 bis 3 Fuß langen Stiele verſehen iſt, und zum Umrühren des geſchmolzenen Bleyes im Keſſel, zum Abſchöpfen der Bleyaſche, und zum Herausnehmen des geſchmolzenen Bleyes dient. — d) Ein eichener Rahmen, welcher von ganz trockenem harten Holze ſeyn muß, damit er ſich in der Hitze nicht werfe. Er beſteht aus zwei 6 Fuß langen, 3 Zoll breiten und 4 Zoll dicken

Seitenſtücken, welche von hinten in ihrer Dicke auf
Zoll Tiefe ausgefalzt, und ½ Fuß von jedem Ende dur
Queerriegel, die 3¾ Zoll dick und 18 Zoll lang ſin
verbunden werden. Dieſe Querriegel ſtehen mit de
Seitenſtücken hinten gerade, und da ſie nur 3¼ Zo
dick ſind, ſo gehen ſie nicht bis an den Vorſprung d
Seitenſtücke, ſondern laſſen zwiſchen ſich und dieſen eine
Platz, damit die Leinwand oder Seide durchgehen u
an die Seitenſtücke angeſpannt werden kann. W
aber die Seitenſtücke hinten ausgefalzt ſind, ſo iſt au
der Rahmen daſelbſt weiter, als vorn, welches dazu dien
einen 3 Zoll dicken und 17 Zoll breiten Deckel aufz
nehmen, welcher in dem Falze ruhet und auf der obe
Fläche mit einer wollenen Decke, 1 Zoll dick, bezog
iſt. Sowohl die Seitenſtücke, als auch die Querrieg
ſind mit kleinen Löchern verſehen, welche durch die S
tenſtücke in einer geraden, durch die Querriegel aber
einer ſchiefen Richtung durchbohrt ſind. Dieſe Löch
dienen dazu, die Fäden, womit die Leinwand oder Sei
in dem Rahmen ausgeſpannt wird, aufzunehmen. M
nimmt nun feine ungebleichte Leinwand, die 2⅛ Ellen la
und ¾ Elle breit iſt, faßt ſie von allen Seiten mit eine
Saume ein, um das Ausreißen und Ausfädeln zu v
hüten, und ſpannt ſie in dem Rahmen nach allen S
ten ganz ſtraff aus. Je egaler, feiner und dichter
Leinwand iſt, deſto beſſere Bleyplatten laſſen ſich d
auf, beſonders im Anfange, ziehen. Hat man Gelege
heit, Taffet oder andere glatt gewirkte Seide, die dur
langes Liegen etwa Flecken bekommen, aber dabei no
ſtark iſt, wohlfeil zu kaufen, ſo thut man beſſer, ſich
ner ſolchen, als der Leinwand zu bedienen. Damit ab
die Leinwond oder Seide nicht zu ſehr von dem heiß
geſchmolzenen Bleye leide, überzieht man ſie erſt, na
dem ſie in dem Rahmen ausgeſpannt worden, mit eine
Ueberzuge, der aus einem Gemenge von feingepulver
Kreide, oder Thon und Eyweiß beſteht. Man ſchlä

nämlich das Weiße von zwei Eyern mit gleich vielem Waſſer zu Schaum, und reibt damit auf einem Reibeſteine ſo viel fein gepulverte Kreide, oder fein geſchlemmten Thon zuſammen, daß es eine gleichförmige dünne Maſſe wird, die ſich bequem aufſtreichen läßt. Wenn dieſer Ueberzug gehörig getrocknet iſt, ſo wird der mit einer wollenen Decke bezogene Deckel hinten in den Rahmen, und zwar ſo eingelegt, daß die überzogene Seite hinten auf die Leinwand oder Seide zu liegen kommen, worauf er dann mit Holzſchrauben feſtgeſchraubt wird. Dieſer Deckel dient der Leinwand oder Seide zu einer feſten, dabei aber auch wegen der wollenen Tücher elaſtiſchen Grund- oder Widerlage. Hierauf giebt man der Leinwand oder Seide einen zweiten Ueberzug. — e) Ein Schieber (Abſtreicher), von ſehr trockenem büchenen oder Birnbaumholze, mit zwei Seitenſtücken, die durch zwei Querriegel mit einander vereiniget ſind, 16 Zoll lang, 8 Zoll breit und 1 Zoll dick, er dient dazu, das geſchmolzene Bley, nachdem man ihn feſt an die Leinwand oder Seide drückt, aufzunehmen, und es, wenn man mit ihm in dem Rahmen herunterfährt, auf der Leinwand in Geſtalt einer dünnen Platte zu verbreiten. Ehe man nun zum Gießen ſelbſt ſchreitet, wird noch folgende Vorrichtung erfordert: Oben im Rahmen, wo man zuerſt den Schieber anlegt, befeſtiget man ein ſtarkes Notenpapier oder eine ſehr dünne Pappe mit Stecknadeln auf die Leinwand oder Seide, und unter den Rahmen legt man eine gegoſſene eiſerne Platte, um durch dieſelbe das überflüſſige Bley aufzufangen, und es deſto geſchwinder erkalten zu laſſen. Arbeitet man in einem mit Steinen ausgelegten Zimmer, ſo iſt dieſe Platte nicht nöthig. Beim Gießen der Bleyplatten ſind drei Arbeiter nöthig. Der erſte macht Feuer, legt 150 Pfund Bley in den Keſſel, und bringt es zum Schmelzen; ſetzt hierauf das oben genannte Fäßchen an der andern Seite des Ofens auf

den um denſelben herumlaufenden Abſatz, rührt mit de eiſernen Löffel das geſchmolzene Bley um, ſchäumt d oben auf ſchwimmenden Unreinigkeiten und das ſich g bildete Bleyhäutchen oder die Bleyaſche von Zeit Zeit ab, und wirft ſie in das Fäßchen. Um aber d Bildung der Bleyaſche ſo viel als möglich zu verhi dern, wirft er zuweilen etwas Unſchlitt oder Talg a das geſchmolzene Bley, und läßt es darauf abrauche Eben ſo beſtreicht er auch den eiſernen Löffel mit U ſchlitt, um hierdurch das Anſetzen des Bleyes an de ſelben zu verhüten. Ein gehöriger Grad von Hitze u Flüſſigkeit des Bleyes iſt nun noch ſehr weſentlich. U aber dieſen Grad zu erfahren, werfe man ein Stre chen Papier auf das geſchmolzene Bley. Wird dieſ nun nach einigen Augenblicken nur langſam ſchwa ohne zu verbrennen, ſo iſt das Bley noch nicht heiß g nug, fängt daſſelbe aber ſogleich Flamme, ſo iſt d Bley zu heiß, verkohlt aber das Streifchen Papier g ſchwind, ohne in Flamme zu gerathen, dann hat d geſchmolzene Bley den gehörigen Grad von Hitze, welchem es immer erhalten werden muß. — Der zwe Arbeiter beſorgt das Bleygießen. Er iſt mit ſtarken dernen Handſchuhen verſehen, woran die drei hinterſt Finger kurz abgeſchnitten ſind, um die ſeinigen de freier bewegen zu können. Er lehnt den Rahmen in ner ſchrägen Richtung an die dem Feuerherde entgeg geſetzte Wand, befeſtiget das ſtarke Notenpapier oder i ganz dünne Pappe oben in den Rahmen, und legt e lich die eiſerne Platte unter denſelben. Hierauf ergre er den Schieber dergeſtalt mit beiden Händen, daß i beiden Daumen unter das Mittelſtück oder den Qu riegel und die Finger außerhalb an die Seitenſtücke t Schiebers zu liegen kommen; drückt dann den Schie feſt auf das Papier und die Leinwand oder Sei Während dieſes geſchieht, ſchöpft der erſte Arbeiter ei einen halben Löffel geſchmolzenes Bley aus dem Keſ

und gießt es ſchnell über den Schieber. Iſt ſolches geſchehen, ſo fährt der zweite Arbeiter mit dem Schieber die Leinwand der Länge nach herunter, indem er denſelben etwas an die Leinwand oder Seide andrückt. Das flüſſige Bley folgt der Richtung des Schiebers, fließt auf der Leinwand oder Seide herunter, und bleibt zum Theil als eine dünne Bleyplatte hängen, und nur das überflüſſige Bley fällt am Ende des Rahmens vom Schieber auf die untergelegte eiſerne Platte, erkaltet und erſtarrt. — Der dritte Arbeiter iſt mit einer Handbürſte und einem hölzernen Meſſer verſehen. Mit der Erſtern drückt er die ſich ſo eben gebildete Bleyplatte gleich unterhalb des Papiers ſanft an die Leinwand, um das Abfallen derſelben zu verhüten, und mit Letzterem trennt er ſie von dem Papiere und der Leinwand oder Seide in ſo weit, daß der zweite Arbeiter, welcher den Schieber auf die Seite gelegt hat, dieſe noch heiße Bleyplatte mit dem Daumen und Vorderfinger anfaſſen, und auf einen hinter ihm ſtehenden Tiſch legen kann. Hierauf bürſtet der dritte Arbeiter mit ſeiner Handbürſte die Leinwand oder Seide von den daran hängen gebliebenen Bleytheilchen ganz rein. Dann geht die Operation eben ſo wieder von vorn an, nach deren Vollendung man jedesmal die erhaltene Bleytafel auf den oben angeführten Tiſch auf die vorhandene legt. Bei der ganzen Operation hat man übrigens, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen, Folgendes zu beobachten: a) Man nehme reines Bley ohne allen Zuſatz, weil dieſes wohlfeil und geſchmeidig iſt, und ſich leicht zuſammenfalten läßt. Will man aber ſeinem Tabaksbleye eine weiße Farbe geben, ſo darf man nur ſechs bis acht Prozent gewöhnliches Zinn dem reinen Bleyſatze zuſetzen. — b) Beim Schöpfen des Bleyes ſchiebe man das feine Bleyhäutchen, welches ſich auf der Oberfläche des Bleyes gebildet hat, jedesmal auf die Seite, und ſchöpfe nur reines und flüſſiges Bley. — c) Man gieße den

mit Bley angefüllten Löffel jedesmal in einem Z
und ſchnell auf den Schieber aus, ſchütte das B
wechſelſeitig bald in dieſe, bald in jene Ecke des Sc
bers. Durch Erſteres vermeidet man das Verſengen
Papiers, und durch Letzteres bewirkt man, das
Schieber und die Leinwand oder Seide eine glei
Wärme behalten. — d) Man bedecke den Arm, ü
welchem der eine Arbeiter mit dem Löffel hin- und
fährt, mit einem ledernen Aermel, der vom Ellenbo
anfängt, bis auf die Mitte der Hand geht, und
Bindfaden befeſtiget iſt, ziehe bloß alte lederne Pan
feln an, und thue eine lange Schürze von ſtarker L
wand vor. Durch dieſe Vorſicht beugt man dem
brennen des Armes und der Füße vor, und ſollte a
etwas flüſſiges Bley in die Pantoffeln fallen, ſo k
man dieſe leicht von den Füßen werfen, welches a
bei zugeſchnallten Schuhen und Stiefeln nicht
Fall iſt. — e) Man gebe dem Rahmen eine ſol
ſchräge Richtung, als es die verlangte Dicke der B
platten erheiſcht. Je ſteiler man den Rahmen gegen
Wand ſtellt, deſto dünner werden die Bleyplatten,
flächer er aber gerichtet wird, um ſo dicker werden
Uebrigens fahre man aber mit einer immer gleichför
gen Geſchwindigkeit, und zwar in einer ganz gera
und horizontalen Richtung, die Leinwand der Lä
nach herunter. — f) Man ſchneide, wenn das auf
Leinwand oder Seide befeſtigte Stück Papier etwa
brennt, das beſchädigte Stück ab, und befeſtige das n
unverſehrte Stück von Neuem wieder an die vo
Stelle, aber wieder eben ſo weit herunter, als es
erſte Mal geweſen. — g) Man beſtreiche die Oberflä
und Ecken des Schiebers mit harter weißer Seife,
hierdurch das Anhängen des Bleyes zu verhüten, ke
ihn von Zeit zu Zeit um, jedesmal eine andere S
nach oben zu, um hierdurch das Verbrennen wenigſt
zu vermeiden; wann er aber von allen Seiten zu ſt

verbrannt seyn sollte, so lasse man ihn von Neuem abhobeln, und zwar so, daß man von dem Mittelstücke einen einzigen dünnen Strich mehr nehmen läßt, als von den Seitenstücken. — h) Man mache, wenn etwa die Leinwand kleine Löcher bekömmt, einen Kitt von Eyweis und feingeschnittener Kreide, die vorher auf einem Reibesteine gut zusammengerieben worden, trage solchen gleich auf die Stelle, wo sich das Loch befindet, auf, und trockne ihn durch den im Bley heiß gemachten Löffel. — i) Man lasse hierauf den Rahmen kalt werden, reinige dann die Leinwand, und beziehe sie wieder mit dem oben beschriebenen Ueberzuge. Zu mehrerer Verständlichkeit der ganzen Vorrichtung des Bleygusses diene folgende Abbildung oder Figur: 9069. A und B, der eiserne Kessel g in seinem mit dem Schürloche c, dem Aschenloche f, dem Roste b k, der Rauchröhre h, und dem Absatze oder Auftritte c d versehenem Herde. — C, das zum Aufnehmen der Bleyasche bestimmte Faß. — D, der eiserne Löffel. — E, der eichene Rahmen mit seinen Seitenstücken a b c d, und seinen Querriegeln g h i k, von vorn. — F, derselbe von hinten. — G, der zur Aufnahme einer wollenen Decke bestimmte Deckel l m n o. — H, der Schieber oder Abstreicher. — I, die ganze Vorrichtung zum Bleygießen mit der untergelegten Eisenplatte f g. — Um die Bleyasche nicht als ein negatives Produkt wegwerfen oder für einen Spottpreis weggeben zu müssen, suche man sie zu reduziren. Zu diesem Ende thue man sie in ein Drahtsieb und siebe sie bei verbundener Nase und Munde durch; was durch das Sieb fällt, verkaufe man an Zinngießer und Töpfer als Bleyasche, dasjenige aber, was in dem Siebe bleibt, schmelze man auf folgende Weise zusammen. Man suche erst alle Unreinigkeiten heraus, streue dann eine fünf Finger dicke Lage von trocknen Sägespänen auf den Boden des Kessels, und darauf eine zwei Finger dicke Lage Bleyasche; dann wieder eine zwei Finger

dicke Lage Sägespäne und darauf eine eben so dicke Lage Bleyasche, fahre dann so fort, bis der Kessel voll ist, und bedecke zuletzt die Oberfläche mit einer handhohen Schicht Sägespäne. Hierauf mache man Feuer unter den Kessel, so, daß der Letztere glüht und die obere Schicht Sägespäne zu brennen anfängt; dann Alles mit einem eisernen Haken umgerührt; man gebe hierdurch dem Bleye Gelegenheit, sich auf dem Boden des Kessels zu sammeln. Man kann übrigens das Reduziren der Bleyasche auch dadurch befördern, daß man von Zeit zu Zeit eine Handvoll kleinzerstoßenes Harz oder Pech in den Kessel streuet, und solches unter beständigem Umrühren abrauchen läßt. Gewahrt man während des Umrührens nur wenige oder gar keine Kügelchen von flüssigem Bleye mehr, so läßt man den Ofen erkalten, nimmt das Bley und die etwa noch im Kessel befindliche Bleyasche heraus, und verfährt mit dieser bei einem künftigen Ausschmelzen, wie oben gelehrt worden. S. auch den Art. Tabaksfabrikation, weiter unten.

Tabakbüchse, werden die runden Büchsen oder Gefäße von Sanitätsgut genannt, worin man in den Tabakshandlungen den Schnupftabak verwahrt, der einzeln verkauft wird. Dergleichen runde Büchsen oder Tabakstöpfe haben die Höhe von 7 bis 8 Zoll, einen Durchmesser von 3½ bis 4 Zoll, und einen passenden Deckel, entweder von demselben Gute, oder von Holz mit einem Knopfe in der Mitte, um ihn abnehmen zu können. Der eingeschnittene Schnupftabak wird mit Schaufeln oder Spanschachteln herausgenommen. — Man hat auch Tabaksbüchsen, sowohl runde, als viereckige, von Blech oder Pappdeckel, um den Rauchtabak darin zu verkaufen. Damit er nicht zu sehr austrockne, thut man bisweilen noch den Tabak mit einem, genau in die Büchse passenden Deckelchen damit so genau zusammen, daß er sich gut erhält. Man nimmt jetzt auch Büchsen von Steingut zu Aufbewahrung des

ſes Tabaks, wie beim Schnupftabake, und verſchließt ſie oben gehörig mit einem genau paſſenden Deckel, ſo bleibt auch darin der Tabak friſch.

Tabakscompagnie, ſ. Tabaksgeſellſchaft.

Tabaksconſumtion, ſ. unter Tabaksfabrik, wo eine kleine Berechnung des Verbrauches von Rauch- und Schnupftabaken vorkommt.

Tabaksdoſe, Fr. Tabatière, Doſen, ſowohl zur Aufbewahrung des Rauch-, als auch des Schnupftabaks. Es ſind runde, ovale, viereckige, auch längliche Büchſen, von ½ bis 1 Zoll und darüber Höhe, und von verſchiedener Länge und Tiefe, von Gold, Silber, Eiſenblech, Tombak, Neuſilber und andern Kompoſitionen; dann von Papier, Elfenbein, Horn, Schildpad, Fiſchbein, Porzellan, Holz, Emaille ꝛc. Die Rauchtabaksdoſen ſind von Eiſenblech, Holz, Pappe ꝛc., und gewöhnlich 1 Zoll und darüber hoch, und 6 Zoll und darüber lang, und 4 Zoll tief. Die Doſen von Eiſenblech und Holz ſind innerhalb und außerhalb lackirt, und haben außerhalb eine zinnoberrothe, grüne, braune ꝛc. Farbe, die mit vergoldeten Schnirkeleyen aller Art, Roſetten, Guirlanden, Arabesken und auch mit Gemälden in der Mitte verziert ſind, innerhalb haben ſie eine ſchwarze oder dunkelbraune einfache Farbe. Die Farben und Verzierungen der Doſen werden erſt auf die rohe Maſſe (Eiſenblech oder Holz), aufgetragen, und dann der Lack, der dem Ganzen Glanz ertheilt, darüber gezogen. Die Rauchtabaksdoſen von Pappe ſind im Innern mit ſtarkem farbigen Papiere beklebt oder mit Zinkblech, auch Tabaksblech ausgefüttert. Außerhalb ſind ſie mit farbigem Maroquinpapiere, entweder grün, zinnoberroth, gelb ꝛc. überzogen, und mit Goldleiſten verziert, auch wohl mit eingelegter Arbeit, Gemälden ꝛc., oder ſie ſind mit gepreßtem Leder überzogen. Dieſe Doſen ſind ſo eingerichtet, daß man ſie entweder mit einem Drucke öffnen kann, oder ſie haben ein Schloß zum Verſchließen.

—Die Schnupftabaksdosen haben die schon oben angeführten verschiedenen Formen, und bestehen aus vielerlei Materien, wie schon oben angeführt worden, wovon die Dosen in Papier oder Papiermaché in allen Formen, dann von Maser, Horn, Schildpad und Metallen am meisten vorkommen. Die Dosen von Papiermaché hat man in runder, ovaler, eckiger, halbbogenförmiger ꝛc. Form, mit verschiedenen Malereyen, als Landschaften, Stillleben, Früchten und Blumen, Jagdstücken, Figuren, Köpfen, lustigen Szenen ꝛc., und sowohl in gewöhnlicher, als feiner Malerey, und mit gewöhnlichem und feinem Lacke überzogen. Die Dosen von Holz haben Schnitzwerk, sowohl an den Seiten, als auf dem Deckel, und sind mit Horn, Fischbein ꝛc. im Innern ausgelegt; auch hat man sie von schönem Maserholz, auch von andern feinen Hölzern, z. B. von Buchsbaum, Schwarzebenholz, Zuckerkistenholz, Cederholz ꝛc. Die Dosen von Fischbein, Horn und Schildpad sind sehr schön abgedrehet und auch gepreßt. Die gepreßten Gegenstände, sowohl auf dem Deckel, als auf dem Boden der Dose, enthalten Jagdstücke, Landschaften, allegorische Figuren aller Art, Rosetten, Guirlanden, Arabesken, Figuren, Buchstaben, Namenszüge ꝛc. und je nach der Form scharf, ausdrucksvoll und gut gezeichnet, als auch mit feinen Mustern, wie guillochirt. Diese Dosen findet man größtentheils nur in runder und eckiger Form von verschiedenen Größen, von denen die flachsten oder platttesten die beliebtesten sind. Die gepreßten Tabaksdosen verfertiget man aus Hornspänen und aus Schildpad, Fischbein ꝛc., vermittelst der eisernen, mit Messing gefütterten Formen, durch Anwendung von Wärme und eines beträchtlichen Druckes. — Die Dosen von Elfenbein oder Wallroßzähnen werden von den Horndrechslern sehr sauber ebenso ausgedrehet. Die Dosen von Gold, Silber, Neusilber und andern Metallen, sowohl einfach, als mit Figuren, sind gewöhnli

viereckig, entweder die Quadratform oder das Oblongum. Die Höhe dieser Dosen ist 1 Zoll und darüber, die Breite 2 Zoll und darüber, und die Länge 3 bis 4 Zoll und darüber. Bei der Quadratform ist Breite und Länge gleich. Man hat diese Dosen auch schön guillochirt in allen Mustern. Die Dosen von Porzellan sind entweder ganz weiß und mit erhabenen Figuren ꝛc., oder sie sind mit Malereyen verziert. Die Emaille-Dosen sind von Kupfer und nur mit Emaille ausgelegt. — Man hat auch Schnupftabaksdosen von Leder und von Span, die Letztern sind geflochten oder bestehen aus Flechtwerk. Die runden Dosen sind ohne Charnier, indem man den Deckel im Drehen öffnet; die eckigen, ovalen, oblongen ꝛc. Dosen haben aber eine solche Deckelbefestigung, durch die sie geöffnet werden können. Der Deckel ist daher durch das Charnier mit der Dose oder dem Tabaksbehälter verbunden. Man hat auch Dosen, die künstlich geöffnet werden können, entweder durch einen Druck mit den Fingern, oder durch eine andere Manipulation. Die sogenannten Müllerdosen sind sehr beliebt. Die Dosen werden im Großen nach Groß und Dutzend gehandelt, besonders die Dosen von Papiermaché und die mancherlei gepreßten von Horn, Schildpad ꝛc. Die goldenen, silbernen und anderen kostbaren Arten liefern Berlin, Wien, Genf, Paris, London ꝛc. Die nicht so kostbaren Braunschweig, Fürth, Nürnberg, Augsburg, Iserlohe ꝛc. ꝛc. Der Kleinhandel mit Dosen geschieht in allen mittlern und großen Städten Deutschlands; ebenso in Frankreich, England, Holland ꝛc.; auch kommen sie auf den Jahrmärkten und Messen vor.

Tabaksedikt, ein Erlaß von Seiten einer Regierung in Beziehung auf den Tabaksbau, die Tabaksfabrikation und den Tabakshandel. Hierher gehören auch die Rescripte, Publicanda und Verordnungen, die in Hinsicht des Tabaks von den

Regierungen erlassen worden und noch erlassen werden
besonders aber in den Landen, wo der Tabak zu den
Regalien der Krone gezählt wird; wie in Oesterreich ꝛc.

Tabaksetiquette und **Tabaksvignette**, das Zeichen
und die Verzierung einer jeden Tabakssorte, welche
der Fabrikant in Kupfer stechen, oder lithographiren
oder auch in Holz schneiden, und es auf die Papiere als
drucken läßt, worein der Tabak von ½ bis 1 Pfd. gepackt
wird, und dieses sowohl beim Rauch-, als Schnupftabake. Wenn man die Vignette in Holz schneiden läßt,
so wird die dazu gehörige Schrift in den Druckereyen
gesetzt und gedruckt, indem man den Holzschnitt in die
Druckform einsetzt; wird sie aber lithographirt oder in
Kupfer gestochen, so wird die Schrift gleich mit gestochen
und das Ganze dann besonders abgedruckt, weil dazu
eine Kupferdruckerpresse nöthig ist. Die Vignetten und
Etiquetten enthalten als Zeichnung verschiedene Wappen
und andere Sinnbilder, welche sich theils auf den Ta-
bak beziehen, theils auch auf die Länder, wo der Tabak
stark gebauet und fabrizirt wird; auch auf Städte, die
damit einen starken Handel treiben oder in denen die
Fabrikation im Großen geschieht. Nach den Vignetten
und Etiquetten werden auch die Tabake benannt, als
Englisches Wappenroth, Amsterdamer
Wappen (sowohl rothes, als schwarzes mit A und B),
Hannöversches Wappen mit der Devise: Die
et mon Droit, Kornähre, Dreikönige oder
Stadthaus, drei Mohren, Postreuther, drei
Kronen, rother und schwarzer Stern, rothe
und schwarzer Löwe, Stadtländer, Lichtet die
Anker, denn der Wind ist gut! Schwarzsiegel,
Rothsiegel, Hamburger Siegeltabak, Amer-
foorter, Virginier, Maryland, Suizent, Lou-
siana, Cuba, Portoriko, Varinas, Mar-
kaibo ꝛc. Die Zahl der Vignetten und Etiquetten
groß, da jeder Tabaksfabrikant einige neue Zeichen f

seine Tabake erfindet, und sie dadurch ins Publikum zu bringen und ihnen einen Namen zu machen sucht, wenn die mit einer guten Beitze versehene Sorte Beifall findet. So z. B. haben Brockhoff und Comp. in Lengerich zu ihrem Portoriko noch auf oder unter das Kupfer: das zwei mit Tabaksrauchen sich beschäftigende Individuen, an einem Tische stehend, darstellt, worauf ein geöffneter Tabakskasten steht, gesetzt: „Da haben Sie einen guten Portoriko, wo kaufen Sie den? bei Brockhoff und Comp. in Lengerich.“ So haben Wilkens und Comp. in Bremen eine hübsche Vignette zu ihrem feinen Portoriko. Nämlich auf einem lichten Braun, etwas lichter als Kaffeebraun, schwebt ein weißer erhobener Adler, mit einem weißen herzförmigen Schilde auf der Brust; in den Klauen des einen Fußes hält er fünf Pfeile, und in denen des andern einen Lorbeerzweig. Ueber dem Adler ist eine Sonne, die in der Mitte viele Sterne enthält, welcher der Adler zuschwebt. Die Devise zu beiden Seiten des Adlerkopfes ist: E. Pluribus Unum. Sowohl seiner Portoriko, als auch die oben genannte Firma, ist weiß auf einem dunkelgrünen Bande mit weißen Verzierungen. Das Ganze macht einen schönen Effekt.

Tabakserstrakt, der Auszug aus den Tabaksblättern, welcher in der Medizin Anwendung findet, wie z. B. im Keuchhusten, s. unter Husten, Th. 27, S. 28 und 32.

Tabaksfabrik, Tabaksmanufaktur, eine Anstalt, worin alle mögliche Arten von Tabaken, sowohl zum Rauchen, als zum Schnupfen, verfertiget werden. Das zur Fabrik eingerichtete Gebäude hat eine zweckmäßige Lage, wenn es am Wasser liegt, sowohl wegen der Tabaksmühlen, als auch wegen des Streckwerkes, worauf das Bley zu den Platten gestreckt wird. In einer solchen Fabrik findet man nun alle zur Tabaksfabrikation erforderlichen *Maschinen* und Werkzeuge, z. B. Ta-

baksdarren, Tabakshandſtampfen, Tabaks-
blattwalzenmaſchinen, Tabaksſchneidema-
ſchinen oder Tabaksſchneideladen, Tabaks-
mühlen, Tabaksſpinnmühlen oder Haſpel
Handeiſen, Tabaksreiber, Schneidetiſche
Werktiſche, auf welchen die Blätter in einander ge
drehet und gepreßt werden, Karottenzüge, hölzern
Formen zum Einſchlagen des Tabaks; dann Keſſel
Eymer, Siebe, Büchſen, Fäſſer, und die Mate
rialien, außer den Tabaken, zu den Beitzen und Saucen
die Färbungsmittel ꝛc.; dann Cigarrentiſche, glatt
Tiſche, auf welchen die Cigarren gerollt werden, Preß
maſchinen ꝛc. In den Fabriken und Manufakturen ar
beiten ſich die Arbeitsleute einander in die Hände; ſ
den Art. Tabaksfabrikation. Der Abſatz de
Tabaksfabriken an Rauchtabak iſt in einem Staat
nicht ſo bedeutend, als man ſich einbildet, indem ma
glaubt, daß alle Fabrikanten dabei reich werden müßte
Um hier nur mit einem kleinen Maaßſtabe vorzurücke
ſo nehme man einen Staat von nur 3 Millionen Me
ſchen an. Einem Dritttheile derſelben, alſo einer Mi
lion, gebe man das Alter unter ſechzehn Jahren, un
zwei Dritttheilen, alſo zwei Millionen, ein Alter üb
ſechzehn Jahren, von dieſen zwei Millionen iſt gewöh
lich die Hälfte, auch wohl darüber, weiblichen Geſchlechts
da aber Krieg, Reiſen ꝛc. dieſes Verhältniß in dieſe
Alter ſehr abändern, ſo kann man von den zwei Milli
nen nur die Summe von 800,000 Männern über ſec
zehn Jahre alt rechnen, als die Geſammtmaſſe der T
baksraucher von drei Millionen Menſchen, die man anne
men kann. Wenn man nun ohne Ausnahme auf all
Mannsperſonen vom ſechzehnten Jahre an, auf jed
täglich zwei Pfeifen Tabak rechnet, ſo iſt dieſe Annahm
gewiß ſehr mäßig, da es immer noch viele Individu
giebt, die nicht rauchen; auch raucht Mancher nur ei
Pfeife, oder er entſagt in Krankheiten derſelben auf

nige Zeit; dann rauchen auch Viele ihr rohes Produkt, beſonders Guts- und Gartenbeſitzer, die ſich ſchon länger beſſere Tabaksſorten für ihren eigenen Gebrauch bauen, und ſo wenigſtens bei einer Auflage nicht contribuiren. In eine große Köllniſche Pfeife geht $\frac{1}{8}$ Loth Rauchtabak; zwei Pfeifen betragen $\frac{1}{4}$ Loth, und dieſe jährlich oder in 365 Tagen 91 Loth. Man gebe nun noch ſechzig Pfeifen jährlich zu, ſo daß auch noch alle Sonn- und Feſttage drei Pfeifen geraucht werden können, und rechne dieſe 5 Loth, alſo mit den obigen 91 Loth, zuſammen 96 Loth oder 3 Pfd. Unſere 800,000 Tabaksraucher verbrennen alſo jährlich an 2,400,000 Pfd. oder 24,000 Centner (zu 100 Pfd.) Tabak. Es können auf vier Tabaksſchneidemaſchinen täglich etwa 10 Ctr. geſchnitten werden, alſo jährlich, nur zu dreihundert Arbeitstagen gerechnet, 3000 Centner. Acht Fabriken, jede zu vier Schneidemaſchinen, ſind alſo im Stande, allen Rauchtabak, welcher unter einer Volksmaſſe von drei Millionen conſumirt wird, zu liefern. Derjenige Theil des Rauchtabaks, der in Rollen verbraucht wird, und daher weniger Arbeit erfordert, wird hier nicht in Anſchlag gebracht, um dieſe Rechnung nicht zu vermindern. Man kann hier freilich fragen: nur acht Fabriken, und jede nur mit vier Schneidemaſchinen? indem man ſich dieſe Gegenſtände größer und glänzender denkt; allein dieſes hat ſeine Richtigkeit; denn wenn man in unſern Zeiten von Fabriken und Manufakturen ſpricht, ſo darf man ſich dabei nicht auf die großen Fabrikanten berufen, die es noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts bis zu einer halben Million und darüber gebracht haben; denn dieſen ſtanden ſo zu ſagen faſt alle Reiche der Welt noch offen; die unſrigen finden dagegen immer engere Grenzen. Auch iſt der Tabak billiger geworden. Man ertheilt jetzt ſchon das Prädikat: Fabrikant, Jedem, deſſen zwei Hände nur ein paar halbe Tage der Woche Beſchäfti-

gung haben, um in der übrigen Zeit das Produkt unter den Arm oder auf den Rücken zu nehmen, um damit zu hausiren. Indessen kann man dieses nicht als ein Unglück betrachten; denn hundert kleine Fabrikanten sind in finanzieller, moralischer und auch vielleicht in technischer Hinsicht mehr werth, als Einer, der dasselbe leistet. Dasselbe, was hier von dem Rauchtabake gesagt worden, kann man auch auf den Schnupftabak anwenden, wenn gleich nicht in der großen Ausdehnung, obgleich auch der Debit an Schnupftabak sehr bedeutend ist, weil hier das weibliche Geschlecht gleichfalls Antheil nimmt. Hieraus wird man nun ersehen, daß bei der großen Anzahl von Fabriken, die jetzt in diesem Zweige existiren, nicht mehr so viel für den einzelnen Fabrikanten gewonnen werden kann, als damals, obgleich auch jetzt noch, bei der weit größeren Concurrenz von allen Seiten, Fabrikanten in diesem Zweige reich werden können, wie wir dieses bei den Tabaksfabrikanten Prätorius und Brunzlow in Berlin sehen, die sich jetzt getrennt haben, und jeder für seine Rechnung fabrizirt. Fleiß, Kenntniß der Sache, und Umsicht, können auch jetzt noch den Fabrikanten heben und ihn zu einem bedeutenden Vermögen verhelfen, freilich mit einiger Anstrengung und einer glücklichen Erfindungsgabe, um vor Allem Vortheil zu ziehen; denn ohne diese Eigenschaften, die auch die Fabrik von Ermeler u. Comp. in Berlin erhoben, kann nur ein eigenes großes Betriebskapital eine Fabrik heben, nicht aber ein kleines. — Nach einer solchen Berechnung kann man auch wissen, wie groß eine Consumtionsauflage ausfallen kann, welche darauf gegründet wird. Wenn die Erhebung derselben keinen Aufwand nothwendig machte, so würde eine Auflage von 10 Gulden auf den Centner jährlich 240,000 Gulden einbringen.

Tabaksfabrikant, Tabaksmanufakturist, derjenige, welcher eine Tabaksfabrik eingerichtet hat, und Tabak fabrizirt; s. den vorhergehenden und folgenden Artikel.

Tabaksfabrikation, Tabaksbereitung, die Bereitung des durch die Anpflanzung gewonnenen Tabaks, oder vielmehr der Tabaksblätter zum Rauchen oder Schnupfen. Der Fabrikant kauft nämlich die Blätter von den Tabaksbauern oder Tabakspflanzern nach Centnern, und gemeiniglich so, wie er von den Hängen gekommen und in Bunde gebunden worden, ohne daß die Blätter in gewisse Sorten abgetheilt sind. Deshalb muß der Fabrikant die Bunde gut nachsehen, oder wenn die Blätter in Fässer gepackt worden, solche stürzen, um sie gut nachsehen zu können, um nach der gefundenen Beschaffenheit derselben seinen Kaufpreis machen zu können. In den Ländern, wo das Tabaksregal Statt findet, da pflegen gewisse Hauptsortimente der Blätter, nach welchen die Unterthanen solche abliefern müssen, verordnet, und der Preis, dem Centner nach, von jeder Sorte festgesetzt zu werden. So hat man z. B. hier folgende Eintheilung der Blätter: 1) gute gesunde Blätter, wenn sie auch nicht von gleicher Größe sind, sondern mitunter auch etwas kleiner ausfallen, doch an Güte und Farbe zu den vorzüglichsten gehören. — 2) Schlechte, zerrissene, zum Theil brandige, angesteckte, dem Verderben schon mitunterworfen gewesene, und grüne Blätter, welche ihren Preis nach ihrem wahren Werthe erhalten. — 3) Sandblätter. 4) Bodengut, wenn es recht rein ausgelesen ist, und das aus kleinen abgefallenen Stücken besteht. Die gänzlich verdorbenen oder wirklichen Geitzblätter werden gar nicht angenommen, sondern öffentlich verbrannt; auch diejenigen, die solche unter andere Blätter mengen, nach Beschaffenheit der Umstände bestraft. Von angefeuchteten und genetzten Blättern werden 12 Pfund von jedem Centner, auch öfters nach Beschaffenheit der Feuchtigkeit, und des darein gesprengten Wassers, noch mehr abgezogen, und wenn sie, nach dem Urtheile des hierzu ernannten Sachverständigen, den man seine Mühe bezahlen muß, für zu naß befun-

in Verbindung mit den ausländiſchen Blättern die ver ſchiedenen Rauch- und Schnupftabaksſorten daraus Der feine Kanaſter kommt geſponnen aus Amerika weil man ihn in Europa weder fabrizirt noch au Samen erzieht, und beſteht aus Havanna- oder Vari nasblättern. Der ordinaire Kanaſter wird gewöhnlich aus Nord-Amerikaniſchen Blättern, theils in Surinan und andern Holländiſchen Kolonien, theils in Europ von den Holländern bereitet. Auch Deutſche Fabriken liefern verſchiedene Arten von Kanaſtern und Halbka naſtern. Die zahlreichſten Sorten von Suizent werden in allen Deutſchen Fabriken, theils aus Amerikaniſchen theils aus Europäiſchen und beſonders aus inländiſchen Blättern, deren urſprüngliche Rohheit man durch Bei zen und Saucen zu mindern ſucht, verfertiget. Der ge meine Rollentabak beſteht gewöhnlich aus inländiſchen gelben oder braunen Blättern, welche nicht gebeitzt, ſon dern bloß ausgeleſen und zu Rollen geſponnen werden

Was nun die eigentliche Fabrikation des Rauch tabaks betrifft, ſo beſtehen die Fabrikationsakte in ſechs Hauptoperationen, nämlich: 1) im Sortiren der Blätter; 2) im Beitzen oder Sauciren der ſelben; 3) im Zerſchneiden; 4) im Trocknen; 5) in Einpacken des geſchnittenen Tabaks, und 6) beim Rollen- oder Stangentabak im Spin nen der Blätter. — Das Sortiren oder Ausleſen der Blätter iſt ſehr nothwendig, ſelbſt der Amerikaniſchen Blätter, die eine ſehr verſchiedene Güte beſitzen. Man legt nämlich diejenigen Blätter zuſammen, welche von gleicher Beſchaffenheit, hauptſächlich der Dicke und Farb nach, ſind. Nach dem Sortiren werden die zum Rau chen beſtimmten Blätter entrippt, das heißt, die dik keren Rippen werden ausgeſchnitten, weil ſie beim Rau chen den Geſchmack verſchlechtern; indeſſen wendet man ſie auch oft zu dem ganz geringen Tabake an, nachdem man ſie zwiſchen Walzen glatt gedrückt hat. Auch wer

arbeitet man ſie zuweilen zu einer geringen Sorte geſtampften Schnupftabaks, wozu man auch noch andere Abfälle benutzt. Von dem Virginiſchen Tabake kann man zwei Sorten machen, die obere Hälfte, nämlich von der Spitze bis zur Mitte des Blattes, zu Varinas, die andere Hälfte mit dem Rippenende zu Suizent. Die Spitzen der Blätter geben den beſten Geſchmack. Die ſaftigen und fetten Blätter werden zu Schnupftabak zurückgelegt. Iſt die Sortirung geſchehen, ſo werden die Blätter gebeitzt oder saucirt, das heißt, von einer beſonderen zubereiteten Brühe, Beitze oder Sauce genannt, durchdrungen, theils um dem Tabake einen beſſeren, entweder ſchärfern oder mildern, und angenehmern Geſchmack und Geruch zu geben, theils auch, um ihm ein beſſeres Anſehen und die Eigenſchaft eines langſamen Verbrennens ohne Flamme mitzutheilen, theils auch, ihn vor dem Verbrennen zu ſchützen. Die Materialien zur Lauge ſind entweder ſalzige, oder ſüße gewürzhafte Stoffe. Die ſalzigen Stoffe ſollen beſonders das langſamere Verbrennen und die Haltbarkeit befördern, und bei Blättern von geringer Güte auch die beißende ekelhafte Schärfe mildern; die ſüßen und gewürzhaften Stoffe ſollen dem Tabake Wohlgeſchmack und Wohlgeruch mittheilen. Die ſalzigen Stoffe ſind vorzüglich Kochſalz, Salmiak, Salpeter und Potaſche; die ſüßen und gewürzhaften ſind Weinmoſt, guter alter Wein, guter Weinbranntwein, Himbeerſaft, Pflaumen, Feigen, Zucker, beſonders gelber Kochzucker, Honig, Syrup, Lakritzenſaft oder vielmehr Süßholzſaft, Wachholderbeeren, Thee, Kaffee, Zimmet, Gewürznelken, Vanille, Caſcarillenrinde, Lorbeerblätter, Aloeholz ꝛc. ꝛc., zuweilen bedient man ſich dazu auch der wohlriechenden Harze, des Weihrauchs, Storax, Maſtix ꝛc. Das Saucieren des Tabaks wird in den großen Fabriken geheim gehalten, daher kann man nicht ſo ganz genau die Mi-

ſchungen, deren man ſich hierbei bedient, angeben, inder dieſes von jedem Tabaksfabrikanten abhängt, auf welch Weiſe er ſeine Tabake, nach Verſchiedenheit der Sor ten, ſaucirt oder beitzt; denn wer dieſes gut verſteht, ha auch einen größern Abſatz. Unter den Salzen werde Kochſalz und Salmiak gerühmt, und unter den ſüße und gewürzhaften Stoffen: Thee, Kaffee, Franzwein Franzbranntwein, Himbeerſaft, Gewürznelken, Vanill Aloeholz. Von den gewürzhaften Produkten, ſo w von Zucker, Honig und riechenden Harzen, darf ma nur ſehr wenig nehmen. Ueberhaupt iſt eine einfach aus wenigen guten Ingredienzien beſtehende Beitze, im mer einer zuſammengeſetztern vorzuziehen; denn vie Schmierereyen verderben den Tabak, und machen ih ungeſund, beſonders iſt dieſes auch mit vielen ſalzige Ingredienzien der Fall, deren Zuſetzung man daran e kennt, wenn der Tabak beim Brennen in der Pfei kniſtert, und wenn es auch nur leiſe iſt. In allen Bei zuſetzungen, das heißt Salzen, liegt immer die Abſich wie ſchon erwähnt worden, einen gewiſſen Grad d Gährung zu bewirken, wodurch die Beſtandtheile d Tabaks entwickelt, und zum Theil flüchtig, auch die ga zen Blätter geſchmeidig und biegſam gemacht werde das Beitzen darf alſo nicht bis zur ſauren Gährung g trieben werden, weil der Tabak dadurch Geruch, G ſchmack, und die Fähigkeit, ſich, angebrannt, allmähl ohne Flamme zu verzehren, verlieren würde; desha ſetzt man auch den Saucen ſüße und gewürzhafte Sto zu. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ſoll e Iſraelit in Holland, weil er zuerſt Caßcarille zur Bei gebrauchte, große Reichthümer gewonnen haben. B longaro in Frankfurt am Main ſoll in weniger a funfzig Jahren durch ſeine Beitze Millionen gewonn haben, und was haben nicht Richter und Nathuſiu in Magdeburg zu Ende des verwichenen und am A fange dieſes Jahrhunderts gewonnen, welche Fabrik no

jetzt von den Nachkommen des Nathusius betrieben wird, obgleich der Absatz durch die große Concurrenz des Tabaks sehr verloren hat, und besonders auch durch die Fabrikate von Prätorius und Brunzlow in Berlin, der besonders in den Preußischen Staaten überall hingeht. — Das Beitzen der Tabaksblätter geschieht in eingemauerten Kesseln und andern kupfernen Gefäßen, in welchen ein jeder Fabrikant seine Beitze macht, indem er die Ingredienzien hinein schüttet und in eine flüssige Form bringt, das heißt, die festen Stoffe sich auflösen läßt, oder aus ihnen einen Extrakt macht. Mit dieser Saucenmischung wird der Tabak entweder bloß besprengt, oder die Blätter in die Sauce eingetaucht, oder auch wohl gelinde darin gekocht; die beiden letztern Zubereitungsarten sollen die besten seyn, weil durch das Kochen der herbe Geschmack und der unangenehme Geruch des Tabaks vermindert wird, und die Sauce auch besser die Blätter durchdringt. Man packt sie dann in Fässer ein, worin sie in eine Art von Gährung kommen, welche Gährung das Eindringen der Beitze in die Poren der Blätter befördert. Das Saucieren der Blätter geschieht von den Fabrikanten selbst, um das Beitz- oder Saucenmittel als Geheimniß zu bewahren, die mehrsten andern Arbeiten, das Spinnen ausgenommen, verrichten gewöhnliche Arbeiter oder Tagelöhner, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts. Man kann den Tabak auch durch ganz einfache Saucen verbessern. So kann man z. B. scharfen Tabak in Milch einweichen, wodurch ihm seine betäubende Kraft genommen wird; auch eine Abkochung von Kaffee, auch von Thee, worin der Saft von einer Viertelcitrone aufgelöset worden, verbessert den allerschlechtesten Tabak, welcher unter dem Namen Kneller bekannt ist. — Da nun der Rauchtabak entweder zerschnitten in Papier gewickelt, in Briefen oder Paqueten, oder gesponnen in Rollen verkauft wird, so sind dazu noch man-

cherley Vorkehrungen nöthig. Zu dem gewöhnliche
Rauchtabake werden die Blätter bei einer mäßige
Wärme auf Horden getrocknet, und dann auf ein
Schneidemaſchine, Schneidelade, geſchnitte
Die Schneidelade, Tabaksſchneidelade gleic
dem Werkzeuge, womit Heckerling geſchnitten wir
Das Meſſer, welches ſo lang, als die Mündung d
Lade weit iſt, wird durch einen Hebel herunter gedrück
wodurch zugleich das Bodenbrett, nebſt dem darauf g
legten Tabak, der durch eine Schraube an daſſelbe a
gedrückt iſt, unter dem Meſſer allmählig hervorrückt (
den Art. Tabaksſchneidemaſchine, weiter unten
Die Vorrichtung, um den Tabak gehörig in die La
einzupreſſen, wovon der gleiche Schnitt abhängt, beſte
in Folgendem. Man läßt auswendig an beiden Seit
der Lade, ungefähr ½ Fuß von vorn, ein 3 Zoll bre
tes, ¼ Zoll dickes, und 4 Zoll über die Lade ſtehend
Eiſen befeſtigen, welches oben mit einem von der Sei
eingehauenem Loche verſehen iſt. Man läßt ferner ei
Quereiſen machen, welches durch die Löcher jener beid
Eiſen geſteckt werden kann. In dieſen eiſernen St
ſelbſt wird ein Schraubenloch gebohrt, und dieſes m
einer Schraube verſehen. Auf den Deckel, der über d
Lade liegt, befeſtiget man ein mit einem Loche verſeh
nes Eiſen, worin die Schraube ruht. Iſt nun die La
mit Tabaksblättern gefüllt, ſo legt man den Deckel au
und drückt die herausſtehenden Blätter mit einem ke
förmigen Holze ein. Dann nimmt man den Ste
worin die Schraube ſchon etwas eingeſchroben iſt, ſtec
denſelben in das gegenüberſtehende Loch, und beugt i
vermittelſt der Schraube nieder, um ihn in das ande
Loch zu bringen. Wenn nun die Schraube in dem a
dem Deckel befindlichen Loche ruht, ſo ſchraubt man m
Hülfe eines durch den Schraubenkopf gehenden Qne
eiſens die Schraube an, und kann ſo den Tabak b
quem preſſen. Da aber die Lade nicht ganz voll wir

jetzt von den Nachkommen des Nathusius betrieben wird, obgleich der Absatz durch die große Concurrenz des Tabaks sehr verloren hat, und besonders auch durch die Fabrikate von Prätorius und Brunzlow in Berlin, der besonders in den Preußischen Staaten überall hingeht. — Das Beitzen der Tabaksblätter geschieht in eingemauerten Kesseln und andern kupfernen Gefäßen, in welchen ein jeder Fabrikant seine Beitze macht, indem er die Ingredienzien hinein schüttet und in eine flüssige Form bringt, das heißt, die festen Stoffe sich auflösen läßt, oder aus ihnen einen Extrakt macht. Mit dieser Saucenmischung wird der Tabak entweder bloß besprengt, oder die Blätter in die Sauce eingetaucht, oder auch wohl gelinde darin gekocht; die beiden letztern Zubereitungsarten sollen die besten seyn, weil durch das Kochen der herbe Geschmack und der unangenehme Geruch des Tabaks vermindert wird, und die Sauce auch besser die Blätter durchdringt. Man packt sie dann in Fässer ein, worin sie in eine Art von Gährung kommen, welche Gährung das Eindringen der Beitze in die Poren der Blätter befördert. Das Saucieren der Blätter geschieht von den Fabrikanten selbst, um das Beitz- oder Saucenmittel als Geheimniß zu bewahren, die mehrsten andern Arbeiten, das Spinnen ausgenommen, verrichten gewöhnliche Arbeiter oder Tagelöhner, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts. Man kann den Tabak auch durch ganz einfache Saucen verbessern. So kann man z. B. scharfen Tabak in Milch einweichen, wodurch ihm seine betäubende Kraft genommen wird; auch eine Abkochung von Kaffee, auch von Thee, worin der Saft von einer Viertelcitrone aufgelöset worden, verbessert den allerschlechtesten Tabak, welcher unter dem Namen Knelle r bekannt ist. — Da nun der Rauchtabak entweder zerschnitten in Papier gewickelt, in Briefen oder Paqueten, oder gesponnen in Rollen verkauft wird, so sind dazu noch man-

druckt worden. Will man den Tabak in ſogenannte Briefe packen, ſo muß er vorher abgewogen werden; man legt ihn dann in das dazu beſtimmte Papier, und bringt dieſes in die Form eines Tabaksbriefes, den man zuſiegelt. Will man ihn in ſolche Paquete verpacken, welche inwendig mit dünn gewalztem Bley oder wegen der Unſchädlichkeit für die Geſundheit, beſſer mit dünnem Zinkbleche ausgefüttert ſind, ſo nimmt man einen ſtarken hölzernen Klotz, worin eine hölzerne Form ſteckt, welche gerade ſo dick und ſo lang iſt, als das Paquet werden ſoll. In eine und dieſelbe Oeffnung des Klotzes kann man Viertel-, halbe und ganze Pfundformen hineinſetzen; bei den Viertel- und halben Pfunden braucht man nur den innern Raum durch dazwiſchen getriebene Riegel oder Keile zu verkleinern. Zu jeder einzelnen Form gehört ein eigener Trichter, der oben weit genug iſt, um den Tabak bequem einfüllen zu können. Das dazu beſtimmte Papier wird vorher unten zuſammengelegt; hierauf wird die obere Oeffnung um den Trichter geſchlagen und der Tabak nach und nach eingefüllt. Der Trichter wird nun herausgenommen, und jede Lage mit einem paſſenden hölzernen Stampfer feſt eingeſtampft. Iſt nun jede Form mit der abgewogenen Portion Tabak ganz angefüllt, ſo legt man das oben hervorragende Papier eben ſo wie unten zuſammen, und zuletzt verſiegelt man das Paquet auf beiden Seiten. Nun kann man die Paquete in das Waarenlager bringen, und auf die Zuſammenfügung noch den Stempel drücken. — Soll nun der Tabak nicht zerſchnitten, ſondern in geſponnenen Tabak, Rollen-Tabak, verwandelt werden, ſo ſortirt man die inländiſchen Blätter erſt nach der Güte und nach der Sorte. Die gelben Blätter, welche eine beſſere Tabaksſorte abgeben, als die braunen, werden beſonders gelegt. Von jeder dieſer beiden Sorten ſuche man wieder die ganzen und breiten Blätter aus. Dieſe, Wickelblätter genannt, bilden die Au-

ſenſeite der Rollen; die kleineren und zerbrochenen Blätter geben dagegen das Innere der Rollen ab. Man ſchneidet aus den gelben Blättern die breiten dicken Rippen ungefähr 2 Zoll lang heraus, die braunen läßt man ſo, wie ſie ſind. Jetzt macht man jedes einzelne Bund Blätter durch Beſprengen mit Waſſer feucht und geſchmeidig, damit ſie ſich auf der Spinnmühle leichter und beſſer zuſammendrehen laſſen. Man legt nun die zu ſpinnenden Blätter auf einen eigenen, neben der Spinnmühle ſtehenden, Tiſch. Die ſogenannte Spinnmühle ſelbſt iſt nur ſehr einfach; ſie beſteht bloß, was ihren Haupttheil betrifft, aus einer horizontalen eiſernen Spindel, die ſich, wie ein gemeiner Garnhaſpel, zwiſchen zwei ſenkrechten Ständern mittelſt einer Kurbel umdrehen läßt, die an ihrem einen Ende befeſtiget iſt; ihr anderes Ende iſt zu einem Doppelhaken, in der Form eines großen Lateiniſchen S gebogen. Mit der Spindel iſt durch Radarme entweder ein wirkliches Schwungrad (Speichen mit einem Ringe oder Kranze) verbunden, oder ſie enthält gleich große Speichen, an dem Ende mit flügelartigen Theilen, wie ein Garnhaſpel. Vor dem Spinnen wird jedes Bund Tabak mit einem kleinen Beſen von Reiſern mit Waſſer beſprengt, der gelbe jedoch nur mäßig, da man nämlich gelben und braunen Tabak dazu nimmt. Dieſes Beſprengen befördert den Zuſammenhang der Blätter beim Spinnen. Nach dem Beſprengen werden die Blätter ſortirt, indem man die breiten und ganzen von den kleinen und zerriſſenen abſondert. Die Letztern werden in die Mitte der Rollen eingeſponnen und von den Erſteren umgeben. Man nennt daher dieſe großen und ganzen Blätter Wickelblätter; ſie müſſen auch ſelbſt bei dem gelben Tabake ſtark angefeuchtet werden, damit ſie erforderlich binden. Die Wickelblätter bleiben wie ſie ſind, die kleinen und zerriſſenen werden aber von beſonderen Perſonen vorläufig zuſammengewickelt, und auf den Werktiſch des Spinners als

Wickel gelegt. Um nun mit der angeführten Maschine das Spinnen zu verrichten, bildet man erst aus den Tabaksblättern die äußerste Spitze der Rolle aus freier Hand, indem man einen Wickel Tabaksblätter nimmt, ihn mit großen Wickelblättern umwickelt, an die Spitze dieses Wickels einen zweiten setzt, und um diesen gleichfalls Wickelblätter windet. Diesen Anfang der Tabaksrolle bindet nun der Tabaksspinner mit einem Bindfaden, hängt ihn an den Haken der Spille der Spinnmühle, legt den Wickel auf den Werktisch, und läßt den Haspel oder das Schwungrad etwa durch einen Knaben in Umdrehung setzen; so geschieht das Zusammendrehen des Wickels, und ein Wickel vereiniget sich immer mit dem andern. Um die Rolle dicht und glatt zu machen, so faßt der Spinner den Wickel mit der linken Hand; mit seiner rechten drückt er aber das Handeisen gegen die Rolle. Das Handeisen besteht nämlich in einer eisernen Platte, auf welcher zwei lederne Riemen befestiget sind. Diese schnallt der Spinner fest an die rechte Hand, um die Platte mit voller Kraft an die besponnene Rolle auf dem Tische anzudrücken und sie dadurch zu glätten. Ist die Länge der Rolle der Länge des Werktisches gleich geworden, so wird sie so auf den Haspel gewickelt, daß ein Umgang neben den andern, und eine Lage über die andere kommt; und ist die ganze Maschine damit angefüllt, so wird das Gesponnene abgenommen, aus freier Hand zu einer Rolle zusammengewickelt, und zuletzt noch unter eine Presse gebracht. Fünf solcher Rollen wiegen gewöhnlich einen Centner. In andern Ländern, wo dergleichen Tabak gesponnen wird, macht man auch kleinere Rollen.

Bereitungsarten verschiedener Sorten des Rauchtabaks. **I. Bereitung des Kanasters.** Man nimmt 25 Pfund Havannakanaster, 15 Pfund Portoriko, 10 Pfund feinen Halbkanaster, 10 Pfund zubereiteten Ungarischen Tabak, und mengt Alles gut

durcheinander. Zur Sauce nehme man 1 Pfund Lakritzensaft, 2 Unzen Zimmet, 2 Unzen Cardamomen, 1 Unze Vanille, thue Alles in einen Topf mit sechs Kannen oder Quart Mallaga, und lasse es eine Stunde langsam kochen. Man setzt nun ½ Unze grünen Thee hinzu und läßt die Mischung gut zugedeckt erkalten; dann filtrirt, 2 Kannen Salzsauce*) (eine völlig gesättigte Kochsalzauflösung), 1 Pfd. krystallisirten, in Salzsauce aufgelöseten Salpeter, und 1 Pfund Honig hinzugethan, filtrirt, und die Flüssigkeit an einem kühlen Orte aufbewahrt. Mit dieser Sauce besprengt man die in eine Mulde gelegten Blätter, drückt sie in ein Faß, und bedeckt und beschwert sie. Wenn sie vier bis sechs Tage, im Winter aber länger, gestanden haben, läßt man sie spinnen und zu Rollen bilden. — Nach einem Holländer macht man Kanaster auch aus Maryländischen aussortirten Blättern, welche nicht die gelbsten sind, und behandelt sie, wie oben, S. 122, angeführt worden. Wenn die Blätter von der Darre gekommen und auf einem luftigen Boden gut getrocknet worden sind, so werden sie mit folgender Sauce besprengt. In 30 Kannen Wasser nimmt man 3 Loth zerstoßene Gewürznelken, 3 Stengel Vanille, und 10 Pfund zerschnittene Feigen, und läßt dieses in einem dicht zugedeckten Topfe ungefähr zwei Stunden kochen; dann den Topf vom Feuer gesetzt, ½ Pfd. grünen Thee dazu gethan, und eine halbe Stunde neben dem Feuer stehen lassen; hierauf durch ein Sieb laufen, zugedeckt und kalt werden lassen. Mit dieser Sauce können die Blätter eingesprengt und zu Rollen gemacht werden. — 2) Bereitung des feinen Virginischen Tabaks. Man nimmt Ungarische Blätter, welche man mit scharfer Lauge von Buchen-

*) Die Salzsauce wird aus 40 Maaß Brunnenwasser gemacht, worin man so viel Kochsalz zergehen läßt, bis das Wasser gesättiget ist. Um dieses zu erfahren, legt man ein Ey hinein, und wenn dieses oben schwimmt, so ist die Sauce gut.

asche heiß begießt, dann auspreßt, an der Luft trocknen läßt, und ihn mit der unter 1. beschriebenen ersten Sauce zurichtet. — 3) Den feinen Halbkanaster bereitet man von Virginischen Blättern, die mit der Salzsauce angemacht, und dann mit der oben beschriebenen Kanastersauce gebeitzt werden. — 4) Der ordinaire rohe Tabak wird vorher mit heißer Lauge von Buchenasche begossen, ausgepreßt, getrocknet, und dann in die oben vorgeschriebene Sauce gethan, worin er vier und zwanzig Stunden stehen bleiben muß, damit die Sauce recht hineinzieht. Diese vier Tabaksarten dienen nun zur Mischung verschiedener anderer Sorten.

Bereitung geringer Kanaster-Sorten. Man nehme 20 Pfd. gelbe oder hellbraune Virginische Blätter, von welchen man am dickſten Ende 2 bis 3 Zoll abschneidet. Hierzu nimmt man folgende Sauce: 1 Maaß alten Mallaga, 1 Pfd. feinen Zucker, ½ Pfd. zerstoßenen Fenchelsamen, 1 Unze Zimmet; Alles zusammen in vier Maaß Flußwasser gekocht, bis die Flüssigkeit anfängt dick zu werden; dann solche filtrirt. In diese warme Brühe taucht man die Blätter, drückt sie dann in ein mit doppeltem Boden versehenes Faß, gießt die übrige Sauce hinzu, und beschwert den Tabak mit einem hölzernen Deckel. Im Sommer müssen die Blätter vierzehn Tage, im Winter drei Wochen in der Brühe liegen; dann werden sie in Rollen gesponnen. Die fertigen Rollen werden mit hölzernen Spießen versehen, damit sie in ihren Windungen nicht auseinander gehen, und zuletzt mit einer Presse fest zusammengedrückt. — 2. Man mische 30 Pfund feinen gelbbraunen Portoriko, der vorher mit etwas Beitze besprengt worden, damit sich die Rollen leichter auflösen lassen, 16 Pfund feine hellbraune Maryländische Blätter, wovon der dickſte Stiel 3 Zoll lang abgeschnitten wird, und 6 Pfd. von den größten hellbraunen Havannablättern. Zur Sauce nimmt man ½ Maaß alten Mallaga, 8 Loth feinen

Zucker, 4 Loth zerschnittene ächte Virginische Tabaksstengel, 4 Loth zerstoßenen Fenchelsamen, 4 Loth Weingeist, 3 Loth des besten gestoßenen Zimmets, 2 Loth Salpeter, 2 Loth Kochsalz, ½ Quentchen Cascarillenrinde, ½ Quentchen zerstoßenen Benzoe, ½ Quentchen zerstoßenen Bernstein, ½ Quentchen Ambra, und ½ Quentchen Moschus. Alles dieses läßt man in einer hinlänglich großen Flasche acht Tage auf einem warmen Ofen, oder einige Stunden auf heißem Sande digeriren. Man gießt darauf die Flüssigkeit in eine andere Flasche, das Uebriggebliebene thut man aber in einen mit einem Deckel gut verschlossenen kupfernen Topf mit vier Maaß Wasser, verklebt den Topf mit einer Blase, und läßt die Mischung noch eine halbe Stunde kochen. Zuletzt wird sie durch ein feines Tuch filtrirt, mit der vorher besonders abgegossenen Brühe vermischt, und an einem kühlen Orte aufbewahrt. Mit dieser Brühe wird die oben angegebene Mischung von Blättern gebeitzt. Beim Spinnen ist darauf zu sehen, daß die verschiedenen Blätter so viel, als möglich, gleich vertheilt werden.

Bereitung der Suizentarten. 1. Halbkanaster. Man nehme 20 Pfund aufgelöste gelbe und braune Portorikoblätter, 12 Pfd. hellbraune Maryländische oder Virginische, von welchen der dickste Stiel etwa 3 Zoll abgeschnitten wird, und 5 Pfd. Havannablätter. Zur Sauce oder Beitze nimmt man die oben unter Nr. 2. beschriebene Kanasterbrühe, wozu man noch 3 Maaß Wasser, 4 Loth Salpeter und 8 Loth Salz thut. Wenn der Tabak gesponnen und in Rollen gewunden ist, muß er einige Monate liegen; dann wird er auf einen Tag in den Keller gebracht, und zuletzt geschnitten. Gleich nach dem Schneiden läßt man ihn auf dem Trockenofen bei gelindem Feuer trocknen, damit er, ohne Gefahr schimmlig zu werden, in Fässer gepackt werden kann. — 2. Eine andere Sorte Halbkanaster bereitet man aus feinen Virginischen Blättern, von

asche heiß begießt, dann auspreßt, an der Luft trocknen läßt, und ihn mit der unter 1. beschriebenen ersten Sauce zurichtet. — 3) Den feinen Halbkanaster bereitet man von Virginischen Blättern, die mit der Salzsauce angemacht, und dann mit der oben beschriebenen Kanastersauce gebeitzt werden. — 4) Der ordinaire rohe Tabak wird vorher mit heißer Lauge von Buchenasche begossen, ausgepreßt, getrocknet, und dann in die oben vorgeschriebene Sauce gethan, worin er vier und zwanzig Stunden stehen bleiben muß, damit die Sauce recht hineinzieht. Diese vier Tabaksarten dienen nun zur Mischung verschiedener anderer Sorten.

Bereitung geringer Kanaster-Sorten. Man nehme 20 Pfd. gelbe oder hellbraune Virginische Blätter, von welchen man am dicksten Ende 2 bis 3 Zoll abschneidet. Hierzu nimmt man folgende Sauce: 1 Maaß alten Mallaga, 1 Pfd. feinen Zucker, ¼ Pfd. zerstoßenen Fenchelsamen, 1 Unze Zimmet; Alles zusammen in vier Maaß Flußwasser gekocht, bis die Flüssigkeit anfängt dick zu werden; dann solche filtrirt. In diese warme Brühe taucht man die Blätter, drückt sie dann in ein mit doppeltem Boden versehenes Faß, gießt die übrige Sauce hinzu, und beschwert den Tabak mit einem hölzernen Deckel. Im Sommer müssen die Blätter vierzehn Tage, im Winter drei Wochen in der Brühe liegen; dann werden sie in Rollen gesponnen. Die fertigen Rollen werden mit hölzernen Spießen versehen, damit sie in ihren Windungen nicht auseinander gehen, und zuletzt mit einer Presse fest zusammengedrückt. — 2. Man mische 30 Pfund feinen gelbbraunen Portoriko, der vorher mit etwas Beitze besprengt worden, damit sich die Rollen leichter auflösen lassen, 16 Pfund feine hellbraune Maryländische Blätter, wovon der dickste Stiel 3 Zoll lang abgeschnitten wird, und 6 Pfd. von den größten hellbraunen Havannablättern. Zur Sauce nimmt man ½ Maaß alten Mallaga, 8 Loth feine

Zucker, 4 Loth zerschnittene ächte Virginische Tabaksstengel, 4 Loth zerstoßenen Fenchelsamen, 4 Loth Weingeist, 3 Loth des besten gestoßenen Zimmets, 2 Loth Salpeter, 2 Loth Kochsalz, ½ Quentchen Cascarillenrinde, ½ Quentchen zerstoßenen Benzoe, ½ Quentchen zerstoßenen Bernstein, ¼ Quentchen Ambra, und ⅛ Quentchen Moschus. Alles dieses läßt man in einer hinlänglich großen Flasche acht Tage auf einem warmen Ofen, oder einige Stunden auf heißem Sande digeriren. Man gießt darauf die Flüssigkeit in eine andere Flasche, das Uebriggebliebene thut man aber in einen mit einem Deckel gut verschlossenen kupfernen Topf mit vier Maaß Wasser, verklebt den Topf mit einer Blase, und läßt die Mischung noch eine halbe Stunde kochen. Zuletzt wird sie durch ein feines Tuch filtrirt, mit der vorher besonders abgegossenen Brühe vermischt, und an einem kühlen Orte aufbewahrt. Mit dieser Brühe wird die oben angegebene Mischung von Blättern gebeitzt. Beim Spinnen ist darauf zu sehen, daß die verschiedenen Blätter so viel, als möglich, gleich vertheilt werden.

Bereitung der Suizentarten. 1. Halbkanaster. Man nehme 20 Pfund aufgelöste gelbe und braune Portorikoblätter, 12 Pfd. hellbraune Maryländische oder Virginische, von welchen der dickste Stiel etwa 3 Zoll abgeschnitten wird, und 5 Pfd. Havannablätter. Zur Sauce oder Beitze nimmt man die oben unter Nr. 2. beschriebene Kanasterbrühe, wozu man noch 3 Maaß Wasser, 4 Loth Salpeter und 8 Loth Salz thut. Wenn der Tabak gesponnen und in Rollen gewunden ist, muß er einige Monate liegen; dann wird er auf einen Tag in den Keller gebracht, und zuletzt geschnitten. Gleich nach dem Schneiden läßt man ihn auf dem Trockenofen bei gelindem Feuer trocknen, damit er, ohne Gefahr schimmlig zu werden, in Fässer gepackt werden kann. — 2. Eine andere Sorte Halbkanaster bereitet man aus feinen Virginischen Blättern, von

denen man 20 Pfund nimmt, und dazu folgende Sauce macht: ¼ Quart Franzwein, ⅛ Quart Weineſſig, 1 Loth zerſtoßene Gewürznelken, 2 Quentchen Macisblüte, und 2 Gran Moſchus. Alles dieſes läßt man einige Tage in mäßiger Wärme digeriren, gießt 1 Quart Waſſer hinzu, läßt die Miſchung eine Stunde lang kochen, ſeihet ſie durch ein Tuch, thut noch ein Maaß Waſſer, 1 Pfund Raffinadezucker und 2 Loth zerſtoßenen Zimmet hinzu, und beißt mit dieſer Brühe die Blätter auf die gewöhnliche Art. — 3. Zu einer dritten Sorte Halbkanaſter nimmt man auf hundert Pfund feine Portorikoblätter folgende Sauce: 18 Kannen Waſſer, 1 Pfund Saſſafraß, 1 Pfund Candiszucker, 1 Pfund Citronenſchalen, 8 Loth Roſenholz, 6 Lth. Cardamomen, 4 Lth. Gewürznelken, 4 Lth. Paradiesholz, zuſammen gekocht, filtrirt, und zur Sauce angewendet. — 4. Um Portoriko zu bereiten, nimmt man 100 Pfund von dem aus Virginiſchen Blättern, wie oben angegeben worden, als Vorrath verfertigten Halbkanaſter, den man mit einer Sauce beißt, die aus folgenden Ingredienzien beſteht: 2 Pfd. Salmiakgeiſt, 6 Kannen oder Maaß Roſenwaſſer, 3 Pfd. Honig, 2 Pfd. Salz, 6 Lth. rectificirten Weingeiſt, 1 Schote Vanille. Alles dieſes läßt man vierzehn Tage digeriren. Der gebeißte Tabak wird dann wie Kanaſter behandelt. — 5. Zu einer andern Sorte Portoriko nimmt man die braunſten Maryländiſchen Blätter, und bereitet dazu folgende Sauce: In 6 Kannen oder Maaß Waſſer wird ½ Loth zerſtoßene Gewürznelken in einem gut verſchloſſenen Topfe gekocht; dann ſetzt man den Topf vom Feuer ab, ſo, daß die Flüſſigkeit nicht mehr kocht, und thut ¼ Pfd. grünen Thee hinzu, den man eine halbe Stunde bei gut verdecktem Topfe ziehen läßt; dann wird die Flüſſigkeit durchgeſeihet, und wenn ſie erkaltet iſt, der Tabak damit beſprengt, aber nicht zu naß, damit die Blätter geſponnen werden können. Die Rollen, welche

man daraus macht, werden getrocknet, in Fässer gepackt, und ein Jahr lang aufbewahrt. — 6. Zu Portoriko mischt man 60 Pfd. Virginische oder mittelbraune Maryländische Blätter, und 40 Pfd. grünen und melirten Portoriko, welchen man vorher, damit sich die Rollen leichter auflösen, mit Beitze einsprengt. Die Sauce besteht aus 8 Kannen oder Maaß Wasser, ½ Pfd. Salz, 8 Lth. zerschnittenen Tabaksstielen, 8 Lth. Meliszucker, 4 Lth. Weingeist, 4 Lth. Salpeter, 4 Lth. Salmiak, 2 Lth. zerstoßenem Anis, 2 Lth. zerstoßenem Fenchelsamen, und 1 Quentchen Cascarillenrinde. Man kocht Alles in einem wohl zugedeckten und verklebten Topfe eine halbe Stunde bei gelindem Kohlenfeuer, und seihet dann die Flüssigkeit, wenn sie erkaltet ist, durch ein Tuch. Man besprengt den Tabak mit der Brühe, schneidet und röstet ihn dann leicht, und läßt ihn auf dem Boden trocknen. Nachdem er hinlänglich ausgedunstet hat, wird er wiederum mit einer Beitze besprengt, und in Kisten und Fässer gepreßt, wo er einige Wochen stehen bleibt, und dann in Paquete geschlagen wird. — Man macht auch eine Sorte von Portocarero aus 100 Pfund fabricirtem Halbkanaster, 100 Pfund Virginischem, aus Ungarischen Blättern (nach oben angeführter Weise) zubereiteten Tabak, und 5 Pfund Havannablättern. Zur Sauce nimmt man 12 Kannen oder Maaß Salzwasser, 3 Loth Sternanis, 3 Loth Nelkenholz, und 3 Loth Zimmet, wozu, wenn jene Mischung eine Stunde gekocht hat, noch 2 Pfund Salz, 1 Pfund Honig und 1 Pfund Salpeter kommen. Alles wird gut vermischt und durchgeseihet. — 8. Zu Petitkanaster nimmt man 100 Pfd. fabrizirten Halbkanaster und 100 Pfd. Portorikoblätter. Man bereitet dazu folgende Beitze: In 8 Kannen oder Maaß Salzsäure werden 2 Pfd. braunen Candis, 1 Pfd. Bärentraube, 8 Loth Wachholderbeeren und 8 Loth Fenchelsamen gekocht, und zu der abgekochten Mischung 1 Pfd. Rosenwasser, ½ Pfd.

Spaniſchen Saft und 4 Lth. grünen Thee hinzugeſetzt. Der Tabak wird dann wie Kanaſter behandelt. — 9. Eine zweite Sorte von Petitkanaſter bereitet man, indem man Kanaſter und Portoriko zu gleichen Theilen zuſammen miſcht. Man macht die Rollen auseinander, beſprengt ſie mit reinem Waſſer, wozu auf 100 Pfd. 2 Bouteillen des beſten Franzweins kommen, mengt den Tabak zuſammen, und läßt ihn liegen, bis er durchgängig angefeuchtet iſt; dann wird er geſchnitten, mit den Händen durcheinander gemengt, damit er recht loſe wird, auf dem Boden getrocknet, und dann verpackt. — 10. Eine dritte Sorte Petitkanaſter erhält man, wenn man $\frac{2}{3}$ Portocarero und $\frac{1}{3}$ Kanaſter zuſammen miſcht, und ſie wie die vorige Art behandelt. — 11. Zu Siegeltabak nimmt man $\frac{1}{4}$ Portoriko und $\frac{3}{4}$ Liſſaboner Blätter, und verfährt damit, wie bei Nr. 9 angeführt worden. Wenn der Tabak geſchnitten iſt, bringt man ihn auf den Trockenofen, und läßt ihn nachher auf dem Boden vollends trocknen. Was man von dieſem Tabake nicht in Paquete verpacken will, kann man in Fäſſern gut zugedeckt aufbewahren. — 12. Geſchnittener Rauchtabak. Man nimmt dazu gute Maryländiſche Blätter, die man von den Stengeln befreiet, an einen feuchten Ort legt, und mit reinem Waſſer beſprengt oder anfeuchtet; am andern Tage wird der Tabak geſchnitten, gedörrt, und auf der Darre gut umgewendet, damit der Dampf herausgehe, wodurch der Tabak die beißende Schärfe verliert. Man bereite nun eine Sauce aus 6 Kannen oder Maaß Waſſer, die man mit 2 Loth zerſtoßenen Gewürznelken eine halb Stunde kochen läßt; dann läßt man die Flüſſigkeit am Feuer ſtehen, ohne daß ſie aufkocht, und thut 8 Lot grünen Thee mit 4 Loth weißem Zucker hinzu. Nach einer halben Stunde ſetzt man die Miſchung zum Erkalten hin, ſprengt dann den Tabak damit ein, mengt ihn durcheinander, und breitet ihn dünn auf dem Bode

aus. Wenn er trocken ist, wird er in Fässer gethan, die man an einen trocknen Ort setzt. Hier bleibt er ein Jahr lang stehen, ehe man ihn verpackt. — 13. Zu Ostende-Tabak bereitet man für 100 Pfund fabrizirten Halbkanaster eine Beitze, welche aus 14 Kannen oder Maaß Salzwasser, 8 Loth Wachholderbeeren, 8 Loth Fenchelsamen, 2 Loth Cascarillenrinde, 2 Loth Cubeben und einer Schote Vanille besteht. Dieses Alles wird zerstoßen, in ein Säckchen gethan, und eine Stunde lang in der Salzsäure, worin man 1 Pfund krystallisirten Salpeter auflöset, gekocht. Wenn man die Mischung vom Feuer genommen und geseihet hat, rührt man noch 3 Pfund Syrup und 2 Pfund Salz darunter, beitzt den Tabak damit, und behandelt denselben übrigens wie den Kanaster. — 14. Suizent-Kanaster. Man mische 100 Pfund Portoriko zu 50 Pfund aus Virginischen Blättern verfertigten Halbkanaster. Zur Sauce nimmt man 2 Pfund braunen Candis, ½ Pfund Violenwurzel, ½ Pfund Korinthen, ½ Pfund Nelkenwurzel, 2 Loth Sternanis, kocht Alles zusammen in 10 Kannen oder Maaß Wasser, seihet die Mischung durch, und setzt dann 1 Pfd. Rosenwasser, 1 Pfd. Zimmetwasser, und ½ Pfd. Nelkenwasser hinzu, und behandelt den Tabak übrigens wie den Kanaster. — 15. Eine zweite Sorte Suizent-Kanaster erhält man, wenn zu 20 Pfund geschnittenem und geröstetem Virginischen Tabak folgende Beitze gemacht wird. Man läßt 4 Loth zerstoßenen Mastrix und 1 Quentchen gepulverte Cascarillenrinde acht Tage lang in Weingeist digeriren, gießt dann diese Flüssigkeit in 3 Kannen Wasser, in welchen man ein halbes Pfd. Zucker aufgelöset hat. Mit der durchgeseiheten Flüssigkeit wird der Tabak besprengt, dann durcheinander gemengt, getrocknet und in Paquete gepackt. — 16. Zu Suizent A. B. werden 50 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak und eben so viel Pfälzer mit folgender Sauce bereitet. Man läßt 1 Pfund Bertramwurzel,

½ Pfd. Angelikawurzel, ½ Pfd. Jesuitentheewurzel (Chenopodium ambroisoides), die Wurzeln zerschnitten, in 14 Maaß Lauge von Büchenasche eine Stunde kochen, seihet die Flüssigkeit durch, und braucht dieselbe, wenn man 3 Pfund Farinzucker darin aufgelöset hat, zur Beitzung des Tabaks. — 17. Eine andere Sorte Suizent erhält man, wenn zu 100 Pfund braunen Virginischen Blättern folgende Beitze bereitet wird. Man koche in 16 Kannen oder Maaß Wasser 3 Pfd. Salz, 2 Pfd. Citronenschalen, 1½ Pfd. Anis, 1 Pfd. Syrub, 1 Pfd. Sassafras, 1 Pfd. Salpeter, ½ Pfd. Violenwurzel, und 8 Loth Gewürznelken. Mit der durchgeseiheten Flüssigkeit wird der Tabak gebrühet. — 18. Zu Varinas nimmt man 50 Pfund fabricirten Virginischen Tabak, und 50 Pfund Pfälzer Blätter, worauf man eine Sauce aus 6 Kannen oder Maaß Salzwasser, 1 Pfund Violenwurzel, 1 Pfund Wachholderbeeren, und 1 Pfund Salpeter kocht. Mit der durchgeseiheten Flüssigkeit wird der Tabak gebeitzt. — 19. Stadt Leyden. Auf 100 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak und 100 Pfund Ungarischen macht man eine Sauce aus 1 Pfund Bertramwurzel, 1 Pfd. Violenwurzel, ½ Pfd. Ingber auf die gewöhnliche Art. Mit dieser Brühe wird der Tabak gebeitzt, und grob wie Suizent geschnitten. — 20. Amsterdamer Stadthaus. 100 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak, 100 Pfund Ungarischen, und 50 Pfund Havanna werden mit der unter Nr. 19. angegebenen Sauce gebeitzt. — 21. Drei Mohren Nr. 1. Auf 50 Pfd. fabrizirten Virginischen Tabak und 50 Pfund Ungarischen nimmt man folgende Sauce: 10 Kannen oder Maaß Salzwasser, 1 Pfund Bertramwurzel, 1 Pfd. Jesuitentheewurzel, 1 Pfund Violenwurzel, welche eine Stunde langsam kochen müssen, und dann durchgeseihet werden. Der Tabak wird darauf, das heißt, nach der Beitzung mit dieser Sauce, geschnitten, geröstet oder

auf einer warmen Platte getrocknet, und in Paquete geschlagen. — 22. Drei Mohren Nr. 2. Auf 100 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak und 50 Pfund Ungarischen wird die zu der vorigen Sorte gehörige Beitze genommen. Ist der Tabak mit der Sauce angefeuchtet, so wird er geröstet, und wenn er schwitzt, streut man ganz feine hochgelbe Holländische Erde darüber, und reibt ihn stark, damit sich die Farbe gut einzieht. Man läßt ihn dann auf dem Boden abtrocknen, siebt ihn um ihn von den lockern Farbetheilen zu befreien, tritt ihn in ein Faß, und verpackt ihn dann. — 23. Drei-Königstabak. Die dazu gehörige Sauce besteht aus 6 Kannen oder Maaß Wasser, 8 Loth Salz, 6 Loth Raffinadezucker, 4 Loth Anis, 4 Loth Salpeter, 4 Loth Honig, 4 Loth Weingeist, worin 4 Lth. zerstoßene Cascarillenrinde destillirt worden. Diese Ingredienzien werden eine halbe Stunde in einem wohlverschlossenen Topfe gekocht, und mit der erkalteten Flüssigkeit wird der Tabak gebeitzt. Wenn er geschnitten, geröstet, und auf dem Boden wohl getrocknet ist, wird er in eine Kiste oder in ein Faß gepreßt, und wenn er zu trocken geworden ist, wird er wieder durch ein wenig Sauce angefeuchtet und wohl durcheinander gemengt. Zu Nr. 1. des Dreikönigstabaks nimmt man zu der angegebenen Quantität Sauce 100 Pfund hellbraune Amersfoorterblätter; zu Nr. 2. kommen 100 Pfund gelbbraune Blätter; zu Nr. 3. 100 Pfund ordinaire gelbe Blätter, und zu Nr. 4. 100 Pfund feine gelbe Blätter. Je höher die Nummern sind, um so feiner müssen die Blätter und der Schnitt seyn. — 24. Englischer Petum. Man nehme 40 Pfund gute, dunkelbraune Maryländische oder Virginische Blätter, und besprenge sie tüchtig mit einer Sauce, die aus 6 Maaß Wasser, 4 Unzen Salz, 4 Unzen geschnittenen Virginischen Tabaksstielen, 2 Unzen grünem Thee, 2 Unzen Pflaumenmus, 1 Unze Salmiak, 1 Unze Sal-

peter, 1 Unze Tamarinden, 1 Unze Syrup und 1 Unz
Raffinadezucker beſteht. Dieſe Species koche man zuge
deckt eine halbe Stunde auf gelindem Kohlenfeuer, preſſ
ſie, nachdem das Gemenge kalt geworden, durch ein
Tuch, beſprenge mit der Flüſſigkeit den Tabak ein we
nig, ſchneide und röſte ihn, laſſe ihn auf einem luftige
Boden gehörig ausdünſten, ſchlage ihn dann in Fäſſer
laſſe ihn einige Wochen ſtehen, und dann in Paquet
gethan. — 25. Van der Velde. Man nehme di
gelbſten und mildeſten Tabaksblätter, und hacke ſie z
einer Art Halbkanaſter um die Hälfte ab, bringe das ober
Ende trocken in die Schneidelade, und ſtelle dieſe ſo, da
die Schneide jedesmal Striemen von der Dicke eine
recht ſtarken Strohhalms abſchneidet. Iſt die Ban
durchgeſchnitten, ſo lege und preſſe man den Tabak wie
derum ein, und ſchneide ihn noch einmal auf die vorbe
ſchriebene Weiſe. Hierauf wird der zerſchnittene Ta
bak durch ein Sieb getrieben. Man macht ihn nach
verſchiedenen Nummern. Nr. 1 ſiebt man einmal, Nr.
zweimal, Nr. 3 dreimal. Will man ganz feine Blätt
chen haben, ſo nimmt man die feinſten, gelbſten und mil
deſten Blätter, von denen man die Stengel abſonder
Zur Sauce nimmt man 10 Maaß Waſſer und 2 Pf
Violenwurzel, kocht dieſes miteinander, ſeihet die Flüſſig
keit ab und röſtet ihn, jedoch mit Sorgfalt, daß ſie
die Blättchen nicht zuſammenrollen, und läßt ihn au
dem Boden abkühlen; dann in Paquete geſchlagen —
26. Londoner Stadthaus. Man nehme 100 Pfd
Portoriko, 100 Pfund fabrizirten Virginiſchen un
50 Pfd. Havannakanaſter, miſche ihn und in Paquet
geſchlagen. — 27. Schweden. Man nehme au
100 Pfund fabrizirten Ungariſchen nur 50 Pfun
fabrizirten Virginiſchen Tabak, zur Sauce 10 Kan
nen oder Maaß Salzwaſſer, koche es mit ½ Pfun
Sternanis und ½ Pfunde Farinzucker, filtrire die Flü
ſigkeit, faucire den Tabak damit, und verfahre weite

wie oben angeführt worden. — 28. Purkly. Man nehme auf 100 Pfund Pfälzerblätter zur Sauce 16 Maaß Wasser, 4 Pfund Salz, 1 Pfund Salpeter, 1 Pfund Sassafraß, 1 Pfund Honig, 1 Pfund Kalmus, ½ Pfund Rosenholz, ¼ Pfund Violonwurzel, 3 Unzen Cascarillenrinde, und 3 Unzen weißes Harz, koche diese Species eine Stunde, beitze sie darauf, und besprenge den Tabak damit; dann geschnitten, auf der Darre getrocknet, und, wie oben schon gelehrt worden, behandelt. Einige gute Saucen für Virginische Blätter, welche einen sehr angenehmen, äußerst wohlriechenden Tabak machen. Zu der ersten nimmt man 6 Loth Storax, 8 Loth Cascarillenrinde, 4 Loth Nelkenholz, 2 Loth Cubeben und 2 Loth Macisblüte, die in 4 Kannen oder Maaß Franzwein bei mäßigem Feuer gekocht werden. Wenn die Blätter mit dieser Sauce ganz durchzogen sind, so werden sie so viel abgetrocknet, daß sie beim Spinnen und dem Schneiden gehörig behandelt werden können. Um eine zweite Sauce zu bereiten, läßt man in 4 Kannen oder Maaß Wasser ½ Pfund feinen Zucker, 4 Loth grünen Thee, und 4 Loth Cassia abkochen, thut zu der abgekochten Flüssigkeit 1 Loth Vanille, und besprengt damit die Blätter so lange, als sie die Sauce annehmen.

Inländische Blätter oder das sogenannte Landblatt zu verbessern. Der inländische Tabak enthält so viele erdige und rohe Theile, daß er beim Rauchen höchst unangenehm riecht. Man hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, diese Eigenschaft der schlechten Blätter aufzuheben oder zu vermindern, und mancherlei Verfahrungsarten und verschiedene Beitzen erfunden. Aller aus ausländischen Blättern verfertigte Rauchtabak muß vorzüglich durch die Behandlung auf der Darrborde vor dem Umschlagen und Verderben gesichert werden, welches bei dem Schnupftabake nicht so der Fall ist, indem man sich hier mit scharfen Sachen hilft; bei

dem Rauchtabake muß man aber behutsam verfahren und mit den Sachen sparsam seyn. Das Hauptmittel ist ein aus der Asche von Weißbuchen oder Rothbuchen verfertigte Lauge. Um eine leichte Lauge recht scharf zu machen, gießt man siedendes Wasser auf die Asche, läßt es durch dichte Leinwand laufen, und wiederholt dieses Filtriren mehrere Male, indem man das Wasser jedesmal kochen läßt. Die auf diese Art gewonnene starke Lauge wird siedend heiß auf die Blätter gegossen, die in einem engen Gefäße liegen, welches mit einem Deckel gut verschlossen werden kann. Die Blätter werden mit Steinen beschwert, so daß die Lauge ½ Zoll hoch über dem Tabake steht. Wenn die Blätter zwanzig Stunden in der Lauge gelegen haben, werden sie stark ausgedrückt, an der Luft oder der Sonne getrocknet, und dann geschnitten. Der geschnittene Taback kommt nun auf die Darrhorde, und zuletzt an einen luftigen Ort, um völlig zu trocknen. Dieses Verfahren nimmt dem inländischen Tabake den ihm eigenen widrigen Geruch; damit er aber auch beim Rauchen gleichartig fortbrenne, streuet man unter 100 Pfund ausgelaugten und getrockneten Tabak 1½ Pfund fein zerstoßenen Salpeter, welcher Zusatz dem Tabake die Eigenschaft giebt, daß er mit einem schönen blauen Dampf verbrennt. Von diesen so bereiteten inländischen Blättern kann man folgende gute Sorten machen: a) Kanaster. Hierzu gehört folgende Sauce. Man koche in 12 Kannen oder Maaß guter Bierwürze 8 Lth. Lorbeeren, 8 Lth. Wachholderbeeren, 8 Lth. Coriander, 4 Lth. Storax, 4 Loth Cubeben, und zerstoße Alles gröblich in einem wohlverdeckten Topfe eine Stunde bei gelinder Feuer. Während dieses geschieht, werden 4 Loth Canellenrinde in ½ Kanne Franzwein, worin sie die Nacht über gelegen haben, scharf ausgekocht, welche Flüssigkeit alsdann, nebst 3 Pfund feinem Zucker, 2 Pfund Kochsalz und 6 Loth Anisöl, mit der Sauce vermischt wird

dann läßt man die Brühe durch ein Sieb laufen und erkalten. Diese Beitze giebt dem inländischen Blatte, wie dem Kanaster, eigene Fettigkeit. — b) Eine andere Kanasterart erhält man durch Anwendung folgender Sauce. Man läßt in 10 Kannen Wasser 12 Loth feinen Zucker, 6 Loth guten grünen Thee, 2 Loth Zimmet, 2 Loth Nelkenholz, ½ Loth Muskatenblüte, und 6 Stück Gewürznelken, Alles gröblich zerstoßen, in einem wohlverschlossenen Gefäße langsam kochen, bis sich alle Ingredienzien zu Boden gesetzt haben. Wenn die Brühe abgegossen und erkaltet ist, wird der Tabak damit eingesprengt. Sowohl bei dieser, als bei der unter a) vorgeschriebenen Sauce ist zu bemerken, daß der Tabak höchstens fünf bis sechs Tage in der Feuchtigkeit liegen bleibt und mit der Decke ein wenig gepreßt wird; dann wird er in der Luft getrocknet. Noch mehr Aehnlichkeit erhalten diese inländische Tabaksorten mit dem ächten Kanaster, wenn man Landblätter von dunkelbrauner Farbe dazu nimmt, und sie mit dem dritten und vierten Theile Ungarischer Blätter vermischt. — c) Portoriko. Man vermische Ungarische und inländische Blätter zu gleichen Theilen, und wenn sie auf die oben beschriebene Weise ausgelaugt und gedarrt sind, so bestreut man sie mit etwas zerstoßenem Salpeter. Zur Sauce nimmt man Betonienkraut, drei Hände voll, Augentrost, eine Hand voll, 4 Loth Storax, 4 Loth Zimmet, 4 Loth Cascarillenrinde, 4 Loth Cardamomen. Alles wird gröblich zerstoßen, in einem neuen Topfe wohl verschlossen, und mit 6 Kannen oder Maaß gutem alten Landwein eine Stunde bei gelindem Feuer gekocht; dann ausgepreßt und durch 1 Pfund Honig und 1 Pfund Kochsalz filtrirt. Dieser Tabak wird sowohl in Rollen, als geschnitten auch in Paqueten verkauft. Der feine gesponnene und gepreßte Portorico heißt Portocarero, und wird mit derselben Beitze behandelt. — d) Varinastabak. Man wählt dazu gute alte Landblätter

von dunkler Farbe; läßt ½ Pfund klein zerſchnittenes Saſſafraßholz mit ½ Loth Cremor tartari eine Nacht in Waſſer weichen, dann ſcharf auskochen und die Blätter in der ſiedenden Feuchtigkeit einige Stunden weichen. Je mehr man von der Saſſafraßabkochung darauf gießt, um ſo angenehmer wird der Tabak. Wenn die Blätter ausgedrückt, geſchnitten und gedarrt ſind, wird ihnen folgende Sauce gegeben. In 10 Kannen oder Maaß Lauge von Buchenaſche werden ½ Pfund Angelikawurzel und 1 Pfd. Alantwurzel, beides klein geſchnitten, ausgekocht. Zu der durchgeſeiheten Flüſſigkeit werden 2 Pfund Kochſalz gethan. Wenn nun der Tabak ſechs Tage in der eingeſprengten Beitze gelegen hat, wird er in der Luft getrocknet und in Paquete gepackt. — e) Oronokotabak. Man nimmt dazu gewöhnlich drei Theile Ungariſche Blätter und einen Theil Landblätter, welche mit einer warm gemachten Lauge von Buchenaſche ein wenig angefeuchtet werden. Nach der Beitze wird der Tabak in Rollen geſponnen, nachdem man vorher den Ungariſchen Blättern die ſtärkſten Rippen genommen hat. Unter 100 Pfund dieſer Blätter ſtreuet man 1 Pfund fein geſtoßenen Salpeter. Zur Sauce nimmt man 2 Pfund weißen Zucker, 2 Pfund Honig und 2 Pfund Kochſalz, welche in 4 Kannen oder Maaß Salpeterauflöſung, 5 Kannen Roſenwaſſer und 6 Loth rectificirten Weingeiſt aufgelöſet, und mit der Flüſſigkeit die Blätter eingeſprengt werden. Da dieſer Tabak nicht auf die Darre kommt, ſo darf man ihn nur ſo weit beſprengen, daß ſich die Blätter, ohne zu brechen, beim Spinnen behandeln laſſen. — f) Zu Suizenttabak aus Landblättern wird folgende Sauce gemacht. In 12 Kannen oder Maaß ſcharfer Buchenaſchenlauge läßt man 1 Pfund Bertramwurzel, 1 Pfund Angelikawurzel, 2 Hände voll Huflattich eine Stunde lang kochen, und ſeihet die Abkochung durch 3 Pfund Farinzucker und 2 Pfund Salz. Zu

letzt kann man noch 1 Loth klein zerschnittene Vanille mit der durchgeseiheten Flüssigkeit aufkochen lassen. — g) Eine andere Art von gutem Suicent aus ausländischen Blättern erhält man auf folgende Weise. Man schneidet die Stengel von Varinas- und Kanastertabak, die man sonst wegwerfen würde, in kleine Stücke, und kocht sie stark mit Essig und Syrup. Nachdem die Flüssigkeit durchgeseihet worden, besprengt man den Tabak, den man auf einer Matte ausbreitet, damit, und rührt ihn gehörig durcheinander. Hierauf wird derselbe in Fässer gepackt, die man einige Monate im Keller stehen läßt. Während dieser Zeit rollt man die Fässer zuweilen um, damit sich die Feuchtigkeit gehörig durch die Blätter ziehe. Wenn auch dieses geschehen ist, wird der Tabak aus den Fässern genommen, auf einer Malzdarrhorde über dem Feuer ausgebreitet, um ihm die überflüssige Feuchtigkeit zu nehmen. Man darf die Blätter nicht zu sehr austrocknen lassen. — Bei der Bereitung des gemeinen Rollentabaks, den man aus inländischen Blättern fabrizirt, kommt es auf das Sortiren, Spinnen und Aufrollen an. Dieser geringe Rollentabak besteht gewöhnlich aus zwei Gattungen von Blättern, gelben und braunen, wovon die ersten die besten sind. Man reiniget jedes Gebund Blätter in einem hölzernen Siebe von Sand und Staub, und nimmt von den gelben die starken, unmittelbar am Stiele sitzenden Rippen zwei Zoll lang weg, weil sie dem Tabake eine auffallende Bitterkeit geben. Die gelben Blätter werden zu dem besten, die braunen zu dem schlechtesten Rollentabake gebraucht. Die Arbeit des Spinnens ist schon oben, S. 128 u. f., angeführt worden. Um nun den gesponnenen Tabak in Rollen zu machen, bedient man sich des Rollenherzens, eines aus grobem Holze verfertigten Stabes von willkührlicher Länge, der an einem Ende die Dicke eines Daumens hat, in der Mitte aber dicker ist, mit beiden Enden auf zwei senk-

recht ſtehende hölzernen Ständern ruht, und durch eine Kurbel umgedrehet werden kann. Indem man das Wollenherz umdrehet, wickelt ſich der geſponnene Strang neben und um einander, ſo daß man die verlangte Stärke der Rolle erhält. Die Rollen werden dann mit Bindfaden feſt gebunden. In Holland geſchieht es mit Rohrſpießen und gerollten Blättern. — Die Cigarrenfabrikation, ſ. hinter Schnupftabak.

Verbeſſerung des ſchlechten Rauchtabaks und Parfümirung deſſelben. 1. Verfahrungsart um ſchlechten Rauchtabak gut zu machen und ihn zu parfümiren. Um ſchlechten oder ſtinkenden Tabak gut zu machen, muß man ihn vier und zwanzig Stunden in ſiedendem Waſſer weichen laſſen; dann das Waſſer davon gegoſſen, und anderes, worin Saſſafraß geweicht worden, darauf gegoſſen. In dieſer Flüſſigkeit bleibt der Tabak ebenfalls vier und zwanzig Stunden liegen. Dann nimmt man ihn heraus, hängt ihn zum Trocknen auf, und man wird finden, daß er ſehr gut von Geſchmack und Geruch geworden iſt. Er iſt leicht und angenehm, und beſonders denjenigen zu empfehlen, welche wenig rauchen. — 2. Anweiſung, um gemeinen Tabak wohlriechend und angenehm zu machen. Man nehme Benzoe und Storax, von jedem 2 Loth, und ſtoße beides mit 4 Loth Zucker fein in einem Mörſer. Von dieſem Pulver nimmt man zu 10 Pfund Tabak, 1 Loth, welches man mit ½ Nößel Bier oder mit ein Paar Taſſen Kaffee vermengt und unter den Tabak rührt. Auf dieſe Weiſe kann man ſchlechten oder angegangenen Tabak verbeſſern, und ihn wenn er keine Farbe haben ſollte, mit etwas abgeſotte nem Ringelblumenwaſſer beſprengen. — 3. Vorſchrift zu einer Brühe, mit welcher man ſchlechten Braſilientabak angenehm machen kann. Man bereite eine ſtarke Brühe von Potaſche, Pflaumen und Bier, und laſſe Alles zuſammen eine Stunde lang kochen. Der Tabak wird dann in ein Faß gelegt, und di

durchgeseihete Brühe siedend heiß darüber gegossen. Wenn der Tabak drei bis vier Wochen in der Brühe gelegen hat, wird er herausgenommen und getrocknet. Dieser Tabak kann für guten Varinas geraucht werden. — 4. Ein wohlfeileres Mittel, den geringen Sorten Rauchtabak einen guten Geschmack und Geruch zu geben. Man nehme auf 1 Maaß reines Wasser drei Hände voll Kirschblätter, und lasse es bis auf ein halbes Nößel einkochen, gieße dann das Wasser von den Blättern ab, lasse es erkalten und thue etwas Salz dazu. Mit diesem Wasser wird der geschnittene Tabak angefeuchtet, in eine Büchse gedrückt, und einen Tag um den andern umgerührt, damit er nicht schimmlicht werde, und dann eingedrückt. — 5. Um dem Tabake einen angenehmen Geruch zu geben, wähle man solchen Tabak, der keinen widrigen Geruch hat, und besprenge ihn mit Pflaumenbrühe, die man auf folgende Art bereitet. Man nehme die besten getrockneten Pflaumen, und koche sie so lange mit reinem Wasser, bis sich das Fleisch von den Steinen ablöset; darauf die Flüssigkeit durch ein Tuch gegossen und zum Gebrauche aufbewahrt. Lange muß die Aufbewahrung jedoch nicht geschehen; denn je frischer man sie anwendet, um so wirksamer ist sie; auch muß sie die Consistenz eines dünnen Syrubs haben. Wenn man mit den Pflaumen ein wenig klein gebrochenen Zimmet oder auch ein wenig Muskatenblüte kochen läßt, so wird der Tabak noch wohlriechender. Der Tabak muß, wenn er mit dieser Brühe angefeuchtet werden soll, geschnitten und auf einer Matte ausgebreitet seyn. Nach dem Besprengen wird er gut durch einander gerührt, und so fest als möglich in hölzerne Dosen oder Kisten gepackt, welche inwendig mit Bley oder mit Zinkblech überzogen sind. So eingepackt bleibt er einen Monat lang stehen, damit sich die Pflaumenbeitze gehörig durchziehe. Man kann durch dieses Verfahren sogar gemeinen Tabak, wenn er

nur keinen urſprünglich widrigen Geruch hat, in einen angenehmen und wohlriechenden verwandeln. — 6. Um den dumpfig gewordenen Tabak zu verbeſſern, lege man ihn vier und zwanzig Stunden in Salzwaſſer, preſſe ihn dann aus, laſſe ihn trocken werden, beſprenge ihn mit irgend einer guten Sauce, und laſſe ihn an der Luft völlig abtrocknen. Hat man ſeinen Zweck durch einen Verſuch nicht erreicht, ſo muß man die Arbeit wiederholen.

Tabaks-Surrogate. Auch der Tabak iſt nicht leer ausgegangen, ſondern hat, wie alle eingeführten Getränke ꝛc., Surrogate erhalten, die ihm an die Seite geſetzt worden ſind. Hierzu gehören: 1. Angelikablätter (Engelwurz, Bruſtwurzel), welche nach dem Trocknen mit einer Abkochung von Roſinenſtielen, worin etwas roher Salpeter und Zucker aufgelöſet worden, gebeitzt, und nach dem Trocknen unter den Tabak gemengt werden. — 2. Betonienblätter, welche im May, ehe die Pflanze blühet, geſammelt und getrocknet werden. Zur Sauce kocht man Saſſafraßholz und Angelikawurzel mit Potaſchenauflöſung. Nach dem Durchſeihen der Flüſſigkeit löſet man noch etwas Salpeter und Kochſalz darin auf. Man raucht die Betonienblätter entweder für ſich allein, oder mengt ſie unter den Tabak. — 3) Die Blätter der Bärentraube, welche einen guten Zuſatz zum Tabak abgeben, nachdem ſie vorher mit einer oder der andern angegebenen Sauce behandelt worden ſind. — 4. Eichenblätter. Dieſe werden nach dem Trocknen mit einer Potaſchenauflöſung beſprengt, und dann mit einer aus Fenchelſamen und Wachholderbeeren mit Roſenwaſſer durchs Kochen bereitete Sauce behandelt. — 5. Walderbeerblätter, welche mit einer Sauce behandelt werden, die aus Benzoeharz, Saſſafraßholz und Gewürznelken mit Potaſchenauflöſung durchs Kochen bereitet iſt. — 6. Die Blätter des krauſen Ampfers oder Grindwurzel (Rumex crispus). Wenn

solche nach dem Trocknen mit einer Potaschen- und Salpeterauflösung besprengt worden, werden sie mit einer Beitze behandelt, welche aus Florentinischer Violenwurzel, braunem Candis und frischen Citronenschalen durchs Kochen mit Wasser bereitet worden. — 7. Kartoffelblätter, welche ein gutes Surrogat statt des Tabaks abgeben. Nach dem Trocknen werden solche mit einer Auflösung von zwei Theilen Potasche und einem Theile rohen Salpeter besprengt, und dann mit einer aus beliebigen wohlriechenden Substanzen bereiteten Beitze behandelt. — 8. Rosenblätter werden bloß vorsichtig im Schatten getrocknet und dann dem Tabake beigemengt. — 9. Runkelrübenblätter geben gleichfalls einen guten Zusatz zum Tabak ab, nachdem solche nach dem Trocknen mit Salzwasser besprengt und mit einer beliebigen wohlriechenden Sauce behandelt worden sind. — 10. Wallnußblätter. Diese werden bloß getrocknet und dann dem Tabake beigemengt. — 11. Weinlaub, welches auf gleiche Weise, wie die Kartoffelblätter, behandelt werden kann. — 12. Lindenblätter (Tilia Europaea und Tilia cordata). Man sammelt die Blätter im Herbste, wenn sie von den Bäumen gefallen sind, trocknet und schneidet sie, und mengt sie unter den Tabak. — 13. Auch Sonnenblumen und die schon oben erwähnten Runkelrübenblätter am Stamme getrocknet, fein zerschnitten, unter feuchten Rauchtabak in beliebiger Quantität gemischt, fest in einen Topf gedrückt, und mit einem schweren Deckel beladen, zwei bis vier Wochen an einen kühlen Ort gesetzt, geben einen Tabak, der dem ächten am Geruche und Geschmacke gleich ist, so daß man keinen Unterschied gegen unvermischten finden wird; nur muß man sich hüten, ihn nicht naß zu machen. — 14. Die Blätter des strauchartigen oder Niederländischen Wachsbaumes, der gemeinen Mirika (Myrica Gale), welcher in Deutschland in niedrigen feuchten

Gegenden wächst, machen den Tabak schmackhaft, wenn man sie darunter mischt. — 15. Die Blätter des glatten Sumach, glatten Färberbaums (Rhus glabrum), werden von den Amerikanern als Tabak geraucht.

Von der Fabrikation des Schnupftabaks. Da unter Schnupftabak, Th. 147, S. 542 u. f., im Allgemeinen dieser Artikel schon berührt worden, so ist hier nur noch dasjenige nachzutragen, welches sich auf die Fabrikation desselben insbesondere bezieht. Zuerst kommen die Geräthschaften in Anspruch, welche man bei der Schnupftabaksfabrikation gebraucht. Es sind: 1) ein kupferner, gut verzinnter, mit einem gutpassenden Deckel versehener Kessel, um die Beitze zu kochen, dessen Größe sich nach der Größe der Fabrik richtet, von einem Viertel- bis halben Eymer Gehalt. — 2) Das Beitzfaß, wozu man ein gewöhnliches eichenes, dreieymeriges Faß nimmt, welches man oben auf schlägt, und unten mit einem Loche und Zapfen versieht und es so auf einen hölzernen Bock oder Dreifuß setzt daß der Zapfen frei bleibt, und man zum Auffangen der Sauce noch einen kleinen Kübel oder einen Zuber darunter setzen kann. Inwendig in diesem Fasse befestiget man ungefähr 4 Zoll vom Boden drei keilförmige Hölzer, auf welche man einen wohlpassenden durchlöcherten starken Stollboden legt, auf welchen die zur Beitzen bestimmten Blätter kommen, und durch welche die überflüssige Sauce dringen kann. — 3) Die Carottenzüge, von denen es zwei giebt, den große und den kleinen Carottenzug. Der Erstere besteht aus einer in einem hölzernen Bocke laufenden hölzernen Walze, die man vermittelst einer Kurbel nach Belieben umdrehen und durch ein Sperrad vermittelst eines Sperrkegels wieder sperren kann. Mit einem Ende ist das Seil an die Walze, mit dem andern aber gegenüber an die Wand befestiget. Dieses Seil wird um den Tabak geschlungen, durch die Walze angespannt, und so d

Tabak, indem sich der Arbeiter vermittelst eines Brettes auf das Seil setzt, zusammengepreßt oder carottirt. Der kleine Carottenzug dient zur Fertigung kleiner, etwa 6 Zoll langer Carotten, und besteht ebenfalls aus einer an der Wand befestigten Leine, an deren anderm Ende ein, ein wenig über dem Fußboden erhabenes Brett befestiget ist, worauf sich der Arbeiter stellt, das Seil um den Tabak schlingt, und ihn so zusammenpreßt, daß er eine Carotten- oder Möhrenähnliche Gestalt bekommt, woher auch der Name entstanden ist. — 4) Die Rappiermühle, s. unter Schnupftabak, Th. 147, S. 543 u. f. In der einen Rappiermühle ist der viereckige hölzerne Kasten, etwa 3 bis 4 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breit. Unten in demselben ist eine Schublade, in die obere Oeffnung legt man aber eine, mit einem aus verzinntem Eisenbleche bestehenden Reibeisen beschlagene, und an einer Seite ihrer Axe mit einer Kurbel versehene Walze. Beim Rappieren hält eine Person die Carotte senkrecht auf das Reibeisen, und eine andere dreht die Walze vermittelst der Kurbel um, und der Tabak fällt in die unter der Walze befindliche Schublade. Bei der zweiten Rappiermühle macht ein hölzerner Rahmen, dessen zwei Seitenstücke durch zwei Keile und eine eiserne Schraube zusammengehalten werden, das Gestelle aus, zwischen welchen Seitenstücken etwa dreißig Sägeblatter ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll von einander und so aufgerichtet stehen, daß ihre Zähne oben in die Augen fallen. Unten ruhen sie auf einigen Leisten des Rahmens, so, daß sie nicht schwanken können. Die zwei Keile machen die Sägen unbeweglich. Das ganze Werk steht auf einem Tische, in dessen Blatt unter der Maschine eine Oeffnung, und unter dieser eine Schublade ist, um den rappirten Tabak darin aufzufangen. Die Letztere wird für die vorzüglichste Rappiermühle gehalten, weil das Reibeisen der Ersteren sehr bald abgenutzt wird, die Zähne der Sägeblätter

aber nicht, und wenn dieſe auch abgenutzt werden, ſo laſſen ſie ſich durch die Feile leicht wieder herſtellen. — 5) Das Schneidezeug, beſteht aus einer 9 Zoll dicken, aus einer büchenen Bohle verfertigten, 1½ Fuß langen, 2 Fuß breiten, und mit einem 6 Zoll hohen Rande verſehenen Tafel; ferner aus zwei, wie ein halber Mond geſtalteten, anderthalb Fuß langen und einen Fuß hohen Meſſern, welche neben einander aufgeſtellt, und mit drei 8 Zoll langen Schrauben zuſammengefügt werden. Zwiſchen dieſen beiden Meſſern ruhet auf den Schrauben ein dickes Blech, und auf dieſem zwei gut paſſende Stücke Bley, die 50 bis 80 Pfund am Gewichte halten. An beiden Enden der erwähnten Meſſer ſind hölzerne Handgriffe. — 6) Das Stampfwerk, welches in doppelter Geſtalt vorhanden iſt, nämlich das kleine Stampfwerk oder die Handſtampfe, ſ. Tabakshandſtampfe, und das große Stampfwerk, ſ. Tabaksſtampfmühle. — 7) Die Tabaksmühle, ſ. dieſen Artikel. — 8) Die Pritſche nebſt dem Miſchbrette, ſ. Tabakspritſche. — 9) Der Bleyguß, ſ. unter Tabaksbley, oben, S. 102 u. f.

Die erſte Arbeit bei der Fabrikation oder Verfertigung des Schnupftabaks beſteht in dem Sortiren und Ausrippen des Tabaks. Man nimmt dazu die ſaftigſten und dickſten Blätter, und vorzüglich von dem Virginiſchen Tabake. Beim Sortiren deſſelben werden die langen pechigen Blätter zu St. Omer, die braunen leichten aber in Verbindung mit Pfälzer und andern inländiſchen Blättern zu andern Tabaksſorten beſtimmt. Auch die Blätter von gutem Ungariſchen Tabake werden zu Schnupftabak gebraucht; diejenigen, welche die ſtärkſten Rippen haben, und hellbraun ſind, werden zu demſelben verarbeitet, die dunkelbraunen, langen und breiten Blätter aber, welche ſchon ein kanaſterähnliches Anſehen haben, zum Spinnen

in Rollen aufgehoben. Da nun diese Blätter, welche reihenweise zusammengebunden in großen Ballen versandt werden, bei weitem nicht die Fettigkeit haben, die den Virginischen eigen ist, so muß man sie mit Vorsicht auseinander binden und auslesen, um nicht mehr Abgang, als brauchbare Blätter zu erhalten. Beide Arten von Blättern, die Virginischen und die Ungarischen, haben die Eigenschaft, daß sie sich zuweilen mit dem Landblatte mischen lassen, und in dieser Mischung, bei Anwendung einer passenden Sauce, einen sehr guten Tabak geben. Auch Deutsche Tabaksblätter, wie die Pfälzer, Nürnberger, Hanauer, Sächsischen, Anhaltischen, Preußischen ꝛc. ꝛc., kann man zu Schnupftabak anwenden, man sucht aber gewöhnlich die dunkelbraunen aus, weil sie am leichtesten schwarz werden, und braucht die gelben und hellbraunen lieber zum Rauchtabake. Beim Sortiren der Blätter zum Schnupftabake hat man nur dahin zu sehen, daß die Blätter reif und gesund sind, und nicht verschimmelt oder vermodert, daher muß man das Sandgut und Erdgut bei Seite legen. Einige Blätter sind besser zum Spinnen in Rollen, andere zu Carotten, die kurzen und schmalen zum Schneiden, und die Rippen (Stengel), so wie überhaupt aller Abgang, zu gemahlenem Tabak (Mehltabak) brauchbar. Die Blätter zu Schnupftabak müssen auf einem reinlichen, gegen alle Feuchtigkeit geschützten Boden abgerieben, auseinandergelegt, und sortirt werden, so wie man auch, sowohl zur Bereitung, als zur Aufbewahrung seiner Tabaksvorräthe, besondere Kammern und Gewölbe bestimmen muß, die mit Oeffnungen versehen sind, durch welche man, vorzüglich in der heißen Jahreszeit, die Luft durchstreichen lassen kann. Die zu St. Omer bestimmten Virginischen Blätter werden ausgerippt, das heißt, man schneidet ungefähr 4 Zoll von der Spitze des Blattes die Rippe mit einem Messer durch, zieht sie gegen die dicke Seite und so ganz heraus. Man

muß ſich aber hüten, die Blätter nicht in viele Stücke zu zerreißen, da ſie in dieſem Falle keine guten Carotten geben würden. Man nehme jedesmal nur ſo viele Blätter aus dem Faſſe, als man in einer Stunde verarbeiten kann, weil ſonſt die Blätter zu trocken werden. Wenn aber der Tabak zu trocken ſeyn ſollte, ſo daß man ihn nicht ausrippen kann, ohne die Blätter zu zerbrechen, ſo läßt man ihn ein Paar Tage in einem mit Steinen ausgelegten Magazine ſtehen, und er wird die Geſchmeidigkeit erhalten, die zu der Arbeit nöthig iſt. Die Rippen und die zerbrochenen Blätter vom Virginiſchen Tabake braucht man zu dem ſtaubartigen Schnupftabake. Auch aus dem Ungariſchen Tabake nehmen mehrere Fabrikanten die ſtärkſten Rippen, und ſtoßen ſie mit unter den Mehltabak. Um die Rippen recht zähe zu erhalten, daß ſie nicht mehr zerbrechen können, muß man ſie mit Wein und Weinſteinſalz, oder mit einer Kanne oder Maaß Brunnenwaſſer, worin 4 Lth. Weinſteinſalz abgekocht ſind, einige Male wiederholt beſprengen. Bei dieſem Verfahren behalten die Blätter ihre gehörige Größe und laſſen ſich bequem in Carotten bringen. — Nach dem Sortiren folgt das Beitzen und Sauciren des Tabaks. Zuerſt werden die Blätter, nachdem ſie ausgeleſen worden, auf den Dielen ausgebreitet, mit der Brühe eingeſprengt, gut durch einander gemengt, und auf einen Haufen gelegt. Nach vierundzwanzig Stunden ſind ſie von der Feuchtigkeit durchdrungen und hinlänglich vorbereitet, um das eigentliche Sauciren wirkſam zu machen. Dieſes Sauciren oder Beitzen geſchieht auf folgende Weiſe. Man gießt von der Sauce, welche zu der Tabaksart, die man bereiten will, gehört, in einen kleinen Kübel oder Handfaß, nimmt dann eine Handvoll Blätter nach der andern, und taucht ſie in die Sauce, ſo daß ſie völlig naß werden, und legt dann die Blätter in das ſogenannte Beitzfaß. Hierzu kann man ein gewöhnliches, drei Eymer haltendes Faß

nehmen, das man oben aufſchlägt, unten mit einem Zapfen verſieht, und auf einen hölzernen Dreifuß ſetzt, ſo daß der Zapfen frei bleibt, und noch ein Zuber zum Auffangen der Sauce darunter geſtellt werden kann. Inwendig in dem Faſſe, ungefähr 4 Zoll vom Boden, werden drei Hölzer befeſtiget, welche ein ſtarkes durchlöchertes Brett tragen, auf welchem die zum Beitzen beſtimmten Blätter liegen. Nimmt man alte Wein- oder Eſſigfäſſer dazu, ſo braucht man weit weniger Brühe, und der Tabak kommt leichter in Gährung; beſonders iſt dies bei alten Weingefäßen der Fall, welche dem Tabake eine liebliche Säure mittheilen. Man legt zuerſt den Tabak 1 Fuß hoch in dieſes Beitzfaß, tritt ihn mit reinen hölzernen Schuhen feſt, und fährt damit ſo lange fort, bis das Faß voll iſt; dann wird das Faß mit einem überall anſchließenden Deckel geſchloſſen, damit nichts verfliegt. Um den Deckel wirkſamer zu machen, kann man ihn noch mit Gewichten beſchweren, ein Tuch über das Faß hängen, und es im Sommer ſechs bis acht, im Winter aber einige Tage länger ſtehen laſſen. Man bringt das Faß entweder in den Keller oder in ein feuchtes Gewölbe, wo es weder zu kalt, noch zu warm ſteht. Um zu wiſſen, ob die Beitze hinlänglich gewirkt habe, öffnet man nach etwa drei Wochen, auch vierzehn Tagen, den Deckel des Faſſes, aber nicht früher, und hat dann der Tabak einen weinſäuerlichen Geruch angenommen, und laſſen ſich die Blätter, wenn man mit der Hand hineingreift, warm anfühlen, ſo iſt die Gährung vollendet. Man darf aber nie die Blätter heiß werden laſſen, ſonſt verdirbt der Tabak und bekommt einen widrigen ſtinkenden Geruch; eben ſo wenig kann ſich aber der Tabak halten, wenn die Gährung nicht hinlänglich iſt; er verliert in dieſem Falle bald ſeinen Geruch, und ſchlägt in den heißen Sommermonaten um, wofern er nicht oft genug geſiebt wird. Hat der Tabak einige Tage in der Sauce

geſtanden, ſo muß man den Zapfen des Faſſes öffnen, und die durchgelaufene Sauce wieder aufgießen. — Nach dem Beitzen folgt das Puppen, welches die eigentliche Vorarbeit zum Carottiren iſt. Man nimmt ſo viele ¾ Ellen lange und ¼ Elle breite Tücher von mittelgrober ungebleichter Leinwand, als man Puppen machen will, und die man Puppenwindeln nennt. Dieſe Tücher müſſen ohne Saum ſeyn, und damit ſie nicht aufgehen, oder ſich ausfädeln, werden ſie weitläuftig umſtochen. Aus 100 Pfund Blättern kann man 25 bis 30 Pfund Carotten machen. Man nimmt nun eine Mulde voll von gebeitzten Blättern aus dem Faſſe, breitet eines von jenen, vorher in reinem Waſſer ausgewaſchenen Tüchern noch feucht auf dem Tiſche aus, und legt 4½ Pfund der triefenden Blätter der Länge nach darauf, ſo daß die kleinen Blätter in die Mitte kommen, wodurch die Carotte ihre gewöhnliche Geſtalt, in der Mitte dick und an den Enden ſpitzig, erhält. Die größten und beſten Blätter werden zum Decken der Puppe genommen. Wenn die Blätter gehörig gelegt ſind, zieht man das Tuch in der Mitte ſtark zuſammen und ſchlägt es übereinander, ſo daß es eine runde Geſtalt erhält. Hierauf wird es zweimal mit einem ſtarken Hanffaden umwunden, den man mit einer Schleife feſt zubindet. Eben ſo verfährt man nun mit den Spitzen, indem man das eine Ende des Tuches über das andere ſchlägt, ohne daß Falten entſtehen, und ſie oben feſt bindet. Die an den Spitzen hervorſtehenden Blätter werden abgeſchnitten und zu der folgenden Puppe gebraucht. — Nach dieſer Arbeit folgt dann das Carottiren, wozu man ſich der ſchon oben beſchriebenen Carottenzüge bedient, und dann ſo vieler Schnüre, als Puppen carottirt werden ſollen. Der Arbeiter ſchlingt die Schnur um die Puppenſpitze, nimmt die Puppe in beide Hände, dreht ſie dergeſtalt herum, daß ſich die Umwindungen der Schnur dicht berühren, und nicht das

Geringste von der Puppenwindel zu sehen ist. Bei jedesmaligem Umdrehen muß die Schnur durch Hülfe des Carottenzuges, so wie durch eigene Kraft, fest angezogen werden, damit die Carotte recht fest werde, und kein leerer Raum zwischen den Blättern bleibe, wodurch leicht Fäulniß und Schimmel entstehen würde. Ist die ganze Puppe umwickelt, so bindet man das übriggebliebene Stück der Schnur um die Carotte fest. Hierauf werden diese umwundenen Puppen auf einen reinen Boden zum Trocknen gebracht, wo sie vierzehn Tage liegen bleiben, und bei warmer Witterung täglich einmal gewendet werden, damit sich die Sauce gleich vertheile. Nachher werden die Schnüre losgemacht, und, wie bei der ersten Arbeit, wieder fest angezogen. Die Carotte bleibt nun ferner vierzehn Tage auf dem Boden liegen, und wird täglich umgewendet. Ist man so weit fertig, so werden die Carotten zuletzt mit Bindfaden umwickelt oder ſtſellirt, um den Einfluß der freien Luft abzuhalten, und dadurch die allmählige Gährung zu bewirken. Der Bindfaden wird mit einer Schleife an die Spitze der Carotte befestiget, dann weiter hinab umwickelt, so daß eine Schleife unter die andere kommt, und dadurch eine Art von Naht entsteht. Ist man bis auf die Mitte gekommen, so wird der Bindfaden an die andere Spitze der Carotte gezogen, hier gleichfalls mit einer Schleife befestiget, und auf die vorher angegebene Weise bis in die Mitte hinabgewunden, wo man zuletzt einen Knoten zieht. Dann schneidet man die an der Spitze hervorstehenden Blätter mit einem scharfen Messer ab, und bringt die in reine Kisten und Fässer gepackten Carotten in ein Magazin, das dem Zuge der Luft wenig, und der Sonne gar nicht ausgesetzt ist. Hier bleiben sie ungefähr ein halbes Jahr liegen. In den ersten Wochen muß man sie öfter umwenden, damit die unten liegenden Carotten oben kommen. S. auch im Artikel Schnupftabak, Th. 147, S. 542 u. f. — Das

Rappieren folgt auf das Carottiren, und beſteht im Kleinmachen der Carotten durch die Rappiermühle, welche oben, S. 151 u. f. beſchrieben worden. Die gröberen Theile, die in dem Siebe zurückbleiben, und die Carottenſpitzen, welche nicht mit rappiert werden können, werden durch Schneiden und Stampfen zu der gehörigen Feinheit gepulvert. Zur erſten Arbeit gebraucht man das ſchon oben, S. 152, angeführte Schneidezeug, wodurch ſie ſo fein geſchnitten werden, daß ſie durch das zu jeder Sorte beſtimmte Sieb gehen. Was wiederum im Siebe zurückbleibt, wird mit gröberem Abgange vermiſcht, und unter geſchnitten. Das Stampfen geſchieht entweder mit der Handſtampfe, ſ. oben, S. 152, oder in einer größeren Maſchine, der Stampfmühle, ſiehe Tabaksſtampfmühle. Der geſtampfte Tabak wird dann durch ein paſſendes Sieb getrieben, und was hier zurückbleibt, wieder in die Stampflöcher gebracht, und zuletzt wieder durchgeſiebt, bis Alles die erforderliche Feinheit hat. Wenn man ſich der Stampfmühle bedient, braucht man den Tabak nicht vorher zu rappieren. Die Carotten werden bloß von dem Bindfaden befreit, in gröbliche Stücke zerſchnitten, und durch das Stampfen klein gemacht. Damit bei dieſer Arbeit durch das Ausſieben nicht ſo viel verſtäubt, iſt es gut, mit einer erkalteten Abkochung von Salzwaſſer den Tabak anzuſprengen. Beim Stampfen in Kübeln muß man dieſe öfters umdrehen, und überhaupt den Tabak ſelbſt häufig umrühren und ausſieben, ſonſt wird er zu einem Klumpen geſtoßen und verbrennt, ehe man's ſich verſieht. Der ausgeſiebte Tabak wird in reine, vorher mit Beitze ausgeſpülte Fäſſer oder Kiſten locker eingepackt, wohl zugedeckt und zum Gebrauche aufgehoben; je älter er wird, um ſo beſſer iſt er. Anfangs muß man aber von Zeit zu Zeit nachſehen, und ſo lange man findet, daß er in der Mitte warm wird, ihn wieder durchſieben. Man thut

wol,l, das Faß, worein der Tabak kommen soll, einige Tage vorher mit Papier inwendig zu bekleben, damit der Tabak nicht an das Holz komme, und ihn oben mit Papier zu bedecken. Fässer von Eichenholz sind hierzu am besten. — Die feinen strauchartigen Tabakssorten, welche weder carottirt, noch rappirt werden, mahlt man in der Tabaksmühle, s. diese, weiter unten. In diesem Werke, welches weder von Thieren, noch vom Wasser getrieben wird, läßt man den Tabak vermittelst eines Mühlensteins zerreiben. Die Tabaksarten, welche man auf diese Weise pulvert, sind entweder Blätter oder Rippen, theils vom Virginischen, theils vom Maryländischen Tabake. Auf gleiche Weise werden auch die beim Sortiren zerrissenen und zerstückelten Blätter benutzt. Der Tabak, welcher für die Mühle bestimmt ist, wird vorher getrocknet, im Sommer auf einem Boden oder auf Tüchern, im Winter aber über dem Rostofen, oder in einer besonders dazu eingerichteten Trokkenstube, oder endlich auch auf einem Stubenofen, bald auf Blechplatten, bald auf Horden. Das gemahlene Pulver oder das sogenannte Mehl wird durch ein feines Haarsieb gerieben, was darin zurückbleibt, wird wieder getrocknet und abermals auf die Mühle gebracht. Das feingesiebte Mehl bewahrt man in reinen Kisten oder Fässern, und bemerkt auf jedem die Tabakssorte. Die feinen Tabakssorten schlägt man in Bleybüchsen. In großen gut eingerichteten Fabriken werden die dazu gehörigen dünnen Bleytafeln selbst gegossen; s. oben, unter Tabaksbley, S. 102 u. f. — Das Verpacken des Schnupftabaks in Bley geschieht auf ähnliche Art, wie das Packen des Rauchtabaks in Paquete. Man hat dazu ebenfalls viereckige Formhölzer, die so groß sind, daß eine um dieselben gebildete Bleybüchse gerade 1 Pfd. enthält. Man legt sie auf die zugeschnittene Bleytafel, läßt unten 1 Zoll Platz, wickelt das Bley um die Form, schlägt es unten um, und zieht das Formholz heraus.

Dann wird das Bley in eine andere, aus vier Brettchen zusammengesetzte, oben und unten offene Form gestellt, und der abgewogene Tabak durch einen blechernen Trichter eingeschüttet, und mit dem hölzernen Hammerstiele fest gestoßen. Hierauf wird das Formholz auf den Tabak gestellt, und dieser durch einige darauf gethanene Schläge mit dem Hammer noch fester gedrückt. Zuletzt drückt man die Bleybüchse unten durch die Form, biegt das Bley oben um, umwindet es mit Papier, und legt um das Ganze kreuzweise einen dünnen Bindfaden.

Bereitung der bei der Schnupftabaksfabrikation häufig gebrauchten Saucen und Mehle. Die Saucen, welche man bei dieser Fabrikation vorräthig haben muß, sind die Salzsauce und die Kalksauce. Die Verfertigung der Ersteren ist schon oben beschrieben worden. Zu der Kalksauce nimmt man 2 Pfund ungelöschten Kalk, welchen man, nachdem er an der Luft zerbröckelt ist, in vierundzwanzig Kannen oder Maaß Salzsauce thut. Man bewahrt diese Mischung in einem reinen Fasse zum Gebrauche. Außer diesen Saucen werden nun noch verschiedene Mehle verfertiget, die dabei häufig gebraucht werden, und deren Vermischung und weitere Behandlung neue Sorten giebt. Bereitung des Rippenmehls. Dieses Mehl wird sowohl aus Tabaksrippen, als aus dem Abgange der Blätter gemacht, und die Güte des Mehls ist nach der guten oder schlechten Beschaffenheit derselben verschieden. Diese Mehle werden entweder ohne alle Beitzung in Fässern aufbewahrt, oder vorher mit folgender Sauce angefeuchtet, um fermentirtes Rippenmehl zu erhalten. Zu dieser Sauce nehme man sechs Theile Salzsauce und einen Theil Kalksauce, welche man gut durcheinander rührt. Mit dieser Sauce besprengt man das Tabaksmehl, und nachdem man es auf einer eichenen, mit einem aufstehenden Rande versehenen Tafel, welche man die Pritsche nennt, (s. weiter unten),

recht durcheinander gearbeitet hat, siebt man es, drückt es durch ein Faß und läßt es fermentiren. — Die Bereitung des fermentirten Virginischen Rippenmehls geschieht auf folgende Weise. Man nimmt zu 72 Kannen Wasser 2 Pfd. Orleans, 1 Pfd. Potasche, und 1 Pfund Weinsteinsalz. Wenn Alles vorher in reinem Wasser aufgelöset worden, thut man es in einen Kessel, worin man es eine Stunde kochen läßt, bis der Schaum vergangen ist. Den Kessel muß man nicht ganz zudecken und Acht geben, daß die Abkochung nicht überläuft. Hierauf wird die Mischung in eine Wanne gethan, und 4 Pfd. Weinsteinsalz, 1 Pfd. Salmiak, 3 Pfd. Potasche und 5 Pfd. Salz hinzugethan, Alles wohl umgerührt, und in einem Fasse an einen nicht warmen Ort gesetzt. Mit dieser Brühe kann sowohl das Virginische, als das Amersfoorter Rippenmehl gebeitzt werden. — Das Virginische Blättermehl wird aus Amerikanischen fetten Blättern bereitet, aus welchen man die groben Stiele wegnimmt, die Blätter mahlen läßt, und mit 100 Pfund von diesem Mehle 10 Pfd. zerstoßenes Salz mischt, das Gemenge zwei- bis dreimal durch ein grobes Sieb schlägt, und es vierzehn Tage in einem fest zugedeckten Fasse stehen läßt. Dann wird es wieder gesiebt und aufbewahrt, und kann zu verschiedenen Tabaksorten gebraucht werden. — Fermentirtes Maroccomehl. Man nehme 100 Pfund Mehl von Ungarischen Blättern, und zur Sauce 24 Kannen oder Maaß Salzsauce, 2 Pfund ungelöschten Kalk, 2 Pfund Nußschalen, 1 Pfund Potasche und ½ Pfund Salmiak. Die Nußschalen müssen mit dem Salzwasser kochen, der Kalk hinzugethan werden, die Mischung muß wieder aufsieden, dann die Potasche und den Salmiak dazu gethan, und wenn diese zergangen sind und die Flüssigkeit erkaltet ist, seihet man sie durch ein Tuch. Man sprengt das Mehl damit an, drückt es in ein Faß, läßt es vier Wochen fermentiren,

nimmt es dann heraus, befeuchtet es abermals mit der angeführten Sauce, drückt es wieder in ein Faß, und bewahrt es zum Gebrauche auf.

Bereitung verſchiedener Schnupftabaksſorten. 1. Dünkirchner St. Omer. Erſte Art. Zu den beſten Virginiſchen Blättern macht man folgende Brühe. Man läßt in 20 Tonnen friſchen Brunnenwaſſers ½ Pfund feinen Salmiak, ½ Pfund geläuterten Salpeter, 1 Pfund calcinirte Potaſche, ½ Pfund rothen Weinſtein, und 14 Pfund Kochſalz zergehen, und mit einer Kanne oder Maaß guten Burgunder, 1 Pfund Wachholderſaft und 1 Pfd. Honig bei gelindem Feuer aufkochen. Dann nimmt man ½ Pfund Altheewurzel, ¼ Pfund Saſſafraß, ¼ Pfund Kolophonium, und ein wenig Weinſteinſalz, zerſtößt Alles ganz klein, und läßt es dann in 6 Kannen oder Maaß Waſſer langſam kochen. Die abgeklärte Miſchung thut man zu der oben beſchriebenen, und bewahrt ſie zum Gebrauche auf. Uebrigens behandelt man die ſaucirten Blätter, wie ſchon oben angeführt worden. — 2. Auf eine andere Art erhält man Dünkirchner St. Omer, wenn man zu Virginiſchen Blättern folgende Sauce bereitet. Man deſtillire in einer kupfernen Abzieheblaſe mit 30 Kannen oder Maaß Brunnenwaſſer ½ Pfund feinen Salmiak, 1 Pfund Potaſche, ½ Pfund geläuterten Salpeter, ½ Pfund Weinſtein, 14 Pfund Kochſalz, 2 Kannen oder Maaß Cognak oder Franzbranntwein, 1 Pfd. Honig, und 1 Pfund Hohlunderſaft. Man kocht dann in 4 Kannen oder Maaß Waſſer ½ Pfund Roſenholz, ½ Pfund Angelikawurzel, ½ Pfund Abel mosch., ½ Pfd. Altheewurzel, nebſt 4 Pfund klein zerſchnittenen friſchen Nußblättern eine Stunde lang, und gießt die durchgeſeihete Flüſſigkeit zu dem deſtillirten Spiritus. — 3. Eine dritte Art dieſes St. Omers macht man, indem man 100 Pfund fette, pechige Virginiſche Blätter mit folgender Sauce macht. In einem wohlverdeckten Topfe

werden 1 Pfund Salmiak, 1 Pfund gedörrte saure Kirschen, und 1 Pfund Tamarinden gekocht. Wenn die Mischung erkaltet ist, so thut man hinzu: 5 Kannen oder Maaß scharfen Weinessig, 1 Pfund Orangenwasser, 1 Pfund Zimmetwasser, 1 Pfund Rosenwasser, filtrirt die Flüssigkeit, beitzt die Blätter, carottirt sie dann, und behandelt sie weiter, wie in der allgemeinen Anweisung gelehrt wird. — 4. Strasburger St. Omer. Auf 100 Pfund Virginische Blätter macht man folgende Sauce: 7 Kannen oder Maaß Salzsauce, 6 Kannen Kalksauce, 4 Pfund Pflaumen, 4 Pfund Tamarinden, 4 Pfund grüne Nußschalen, 1 Pfund Cubeben, ½ Pfund Sassafraß, 4 Pfund Sternanis, und 2 Pfund Kalmus; Alles langsam 4 Stunden gekocht. Ist die Mischung kalt geworden, so thue man 2 Pfd. Zimmetwasser, 2 Pfund Orangenwasser, 1 Pfund Weinstein, ½ Pfund Nelkenwasser, ½ Pfund Potasche, 8 Loth Salmiak und 8 Loth Rosenwasser hinzu, filtrire die Flüssigkeit, gieße sie in 7 Kannen Salzsauce, und verfahre nach der allgemeinen Anweisung. — 5. Pariser Tabak. Man nimmt dazu den Abgang von den Ungarischen Blättern, und besonders das Rippenmehl. Man bringt nun nach und nach in ein geräumiges gläsernes Gefäß, am zweckmäßigsten in einen Destillirkolben, ½ Pfd. guten Dünkirchner St. Omer (oben Nr. 3.), ¼ Pfund vom besten Salmiak, ½ Pfund calcinirte Potasche, ¼ Pfund Salpeter, ¼ Pfund Weinstein, und zerstoße Alles dieses zu einem feinen Pulver. Dann nehme man 2 Loth Sal volat. Ammon., 2 Loth Hirschhornspiritus, ½ Pfund Tamarinden, 6 Kannen oder Maaß Wasser, und 1 Loth in Stücke zerschnittene Vanille, die während der Nacht in ¼ Kanne Salpeterauflösung, die man aber weggießt, geweicht seyn muß. Das Gefäß wird wohl verstopft und muß vier Wochen in gelinder Wärme destilliren. Dann kocht man in 20 Kannen oder Maaß frischen Brunnenwassers 14 Pfund Kochsalz, 1 Pfund

Honig, ½ Pfund Hohlunderſaft, und vermiſche dieſe Abkochung mit der deſtillirten Flüſſigkeit. Dieſe Sauce wird unabgeklärt mit dem Mehltabake vermiſcht, der dann ein ſchönes Anſehen und einen kräftigen dauerhaften Geruch erhält. Je weniger Tabak man mit der Brühe benetzt, deſto beſſer und ſtärker wird derſelbe. Bei der Fermentation muß derſelbe gut abgewartet und immer zugedeckt werden. — 6. Fein Pariſer Gout. Zu 100 Pfund Virginiſchen Blättern nehme man folgende Sauce: Man thue in eine 6 Kannen oder Maaß haltende Flaſche ½ Pfund Potaſche, ½ Pfund Weinſtein, ½ Pfund Tamarinden, 8 Loth Salmiak, 8 Loth Tonkobohnen, 2 Schoten Vanille (die mit Zucker auseinander gerieben worden) und 2 Loth Hirſchhorngeiſt, gieße dann ſo viel Waſſer hinzu, daß die Flaſche voll wird, und laſſe die Miſchung vier Wochen deſtilliren. Dann ſeihe man ſie durch und thue 24 Kannen oder Maaß Salzwaſſer, 1 Pfund Honig, und 1 Pfund Hohlunderſaft darunter. Der Tabak wird damit angefeuchtet und wie St. Omer behandelt.—7. Marocco-Tabak. Man koche ½ Pfund Steinklee und 2 Kannen Salpeterauflöſung in 4 Kannen oder Maaß Brunnenwaſſer, bis 2 Zoll davon eingekocht ſind, und filtrire die Abkochung durch ein wollenes Tuch, worin man vorher ein Pfund Aſche von Büchenholz, 6 Pfund Kochſalz, ½ Pfund zerſtoßene bittere Mandeln, 8 Loth feinen Salmiak, und ½ Pfund Potaſche gethan hat. Das Filtriren muß ſo oft wiederholt werden, bis alle Salze zergangen ſind, wobei man die Sauce jedesmal wärmt. Dieſe Brühe wird dann auf den Mehltabak gegoſſen, welchen man, wenn er einige Tage fermentirt hat, in bleyerne Doſen oder in ein anderes gegen den Zutritt der Luft verwahrtes Gefäß thut. — 8. Eine andere Bereitungsart des Marocco. Man miſche 16 Pfund feinen fertigen St. Omer, und 12 Pfund feines hellbraunes Maryländiſches Blättermehl, und nehme

zur Sauce 2 Kannen gute Carottenſauce, 2 Kannen Waſſer, ½ Nößel Weineſſig, ¼ Nößel Franzbranntwein, 8 Loth Salz, 8 Loth Weinſtein und 8 Loth Salmiak. Dieſes Gemiſch wird in einem wohlverſchloſſenen Topfe auf gelindem Kohlenfeuer gewärmt, bis ſich die Salze aufgelöſet haben. Dann wird der Tabak auf der Pritſche damit angefeuchtet, gut durcheinander gearbeitet, und hierauf in ein mit derſelben Sauce befeuchtetes Faß gethan, worin er aufbewahrt wird. Man kann ihn auch in Bleybüchſen thun. — 9. Holländiſcher Rappé. Man lege auf eine lange Tafel 1100 Pfund Virginiſches Rippenmehl, 400 Pfund Pfälzer Mehl, 300 Pfd. ſchwarzen Natürell, 350 Pfund Virginiſches Blättermehl, und 300 Pfund feinen St. Vinzent. Von dieſem Tabake thue man ungefähr 16 bis 20 Pfund in ein Gefäß und rühre darunter 68 Pfund Weinſteinſalz, 16 Pfund Salmiak, 31 Pfund weiße Potaſche, Alles fein geſiebt, ſo lange, bis der Tabak warm wird. Dann macht man in der Mitte des auf der Tafel liegenden Tabaks von einem Ende bis zum andern ein Loch, thut den erwärmten Tabak hinein, und bedeckt dieſen mit dem übrigen auf beiden Seiten liegenden. Dieſe Arbeit muß ſo ſchnell als möglich vollendet werden. Darauf wird der Tabak durch ein grobes Sieb in einen dazu bereiteten Kaſten geſiebt, dann wieder auf die Tafel gebracht, und wiederum in jenes Behältniß geſiebt, damit Alles durcheinander komme. Hierauf wird er in ein Faß gethan und an einen kühlen Ort geſtellt, welcher der Sonne nicht ausgeſetzt iſt. Vierzehn Tage nachher wird der Tabak wieder auf die Tafel getragen und durchgeſiebt, dann in ein mit Papier innerhalb beklebtes Faß gethan, oben mit Papier und einem Deckel bedeckt, und an einen kühlen Ort gebracht, der nicht dumpfig iſt. Ein Gewölbe, welches der Erde gleich iſt, und gegen Mitternacht liegt, paßt dazu am beſten. Nach zwei Jahren iſt derſelbe zum Gebrauche gut. — 10. Holländiſcher

Rappé auf eine andere Art bereitet. Man mache auf 50 Pfd. feinen gelben Maryländischen Blättermehl folgende Sauce: 10 Kannen Wasser, 1 Nößel Karottensauce, ½ Pfund Korinthen, ¾ Pfund Tamarinden, 8 Loth zerstoßene Cassia fistula, 8 Loth Honig, 10 Loth Steinklee (trifol. mel. offic.) in einem gut verschlossenen Topfe eine Stunde gekocht, und wenn die erkaltete Flüssigkeit durch ein Tuch filtrirt ist, thue man 2 Pfund Salz, ½ Pfund calcinirte Potasche, 2 Kannen oder Maaß Carottensauce, 8 Loth Salmiak und 1 Nößel Franzbranntwein hinzu. Die Mischung wird dabei wohl umgerührt, damit die Salze sich auflösen; dann legt man das Blättermehl auf die Pritsche, feuchtet es mit jener Sauce an, arbeitet es gehörig durcheinander, und drückt es in ein Faß oder eine Kiste, nachdem man sie vorher mit derselben Sauce ausgewaschen hat. — 11. Eine dritte Art Holländischen Rappé bereitet man von 100 Pfund fermentirtem Maroccomehl, 40 Pfund Rippenmehl, 30 Pfund fein gesiebtem St. Omer, 5 Pfund Havannamehl, welche man mit 2 Pfund Wachholderwasser einsprengt, mit gelber Holländischer Erde durcheinander arbeitet, dann durchsiebt, und in ein Faß oder eine Bleybüchse thut. — 12. Holländischer finissimo. Man nehme dazu 10 Pfd. Holländischen Rappé (Nr. 9), wenn er ein Jahr alt geworden ist, 4 Pfd. Virginisches Blättermehl, 4½ Pfd. Spaniol, zu 3 bis 4 Gulden das Pfund, siebe das Ganze etwa dreimal wohl durcheinander, thue es in ein Faß, und behandle es, wie bei Nr. 9 angegeben worden. — 13. Marino. Man nehme zu 100 Pfund nicht zu fein gepulvertem Virginischen Rippenmehle 1 Pfund Spaniol, anderthalb Pfund Weinsteinsalz, 8 Loth Salmiak, 1 Pfund Potasche, und behandle diese Mischung wie den Holländischen Rappé Nr. 9. Nach drei Tagen bringt man dieselbe wieder auf eine Tafel, und thut etwa 8 Pfund guten fein gesiebten St. Vin-

zent dazu. Alles durch ein grobes Sieb gestrichen, und in einem verdeckten Fasse aufbewahrt. — 14. St. Vinzent. Man nehme von einer Quantität guter Maryländischer oder Virginischer Blätter, welche, wie sie aus der Carottensauce kommen, nicht zu Carotten gezogen werden ½ oder ¾ Ctr., lege sie unter eine Presse, drücke sie an allen vier Ecken fest an, und bedecke sie mit einem Brette, auf welches eine gleiche Quantität Blätter gelegt werden, bis die Presse voll ist. Hierauf zieht man die Presse an, macht sie los, und füllt sie wieder an; so läßt man sie bis zum folgenden Tage stehen, wo man sie wieder anzieht. Am dritten Tage macht man sie los, nimmt die darunter gebildeten Kuchen heraus, und legt sie in einen dazu verfertigten Kasten, der etwa 20 Kuchen faßt, setzt Steine darauf, und läßt sie ein Jahr lang stehen. Von diesen Kuchen nimmt man einen nach dem andern heraus, und schneidet sie auf der Schneidelade als Rauchtabak. Wenn dieser zerschnittene Tabak eine Zeitlang in einem verdeckten Fasse gestanden hat, bringt man ihn in die Stampfmühle, und behandelt ihn, wie im zehnten Abschnitte angegeben worden. — 15. Natürell. Zu 60 Pfund Deutschem (z. B. Pfälzer) Blättermehl nimmt man folgende Sauce. In 12 Kannen oder Maaß Wasser läßt man 3 Pfund Salz, 1 Pfund Potasche und 6 Loth Spanischen Saft zergehen, arbeitet mit dieser Flüssigkeit den Tabak durcheinander, und schlägt ihn in Fässer oder Bleybüchsen. In acht Tagen ist er zum Gebrauche gut. — 16. Natürell finissimo. Zu 100 Pfund Virginischem Rippenmehle nimmt man 5 Pfund Virginisches Blättermehl und 1 Pfund Spaniol, mischt und reibt Alles gut durch einander. — 17. Gelber Natürell. Es werden 500 Pfund Pfälzer oder Virginisches Rippenmehl mit 10 Pfund Englischem Ocher und 3 Pfund Englischem Roth, die man mit 8 Pfund Salz reibt, gut durcheinander gearbeitet, und dann 60 Kannen oder Maaß lau-

Rappé auf eine andere Art bereitet. Man mache auf 50 Pfd. feinen gelben Marylandiſchen Blättermehl folgende Sauce: 10 Kannen Waſſer, 1 Nößel Karottenſauce, ½ Pfund Korinthen, ¾ Pfund Tamarinden, 8 Loth zerſtoßene Cassia fistula, 8 Loth Honig, 10 Loth Steinklee (trifol. mel. offic.) in einem gut verſchloſſenen Topfe eine Stunde gekocht, und wenn die erkaltete Flüſſigkeit durch ein Tuch filtrirt iſt, thue man 2 Pfund Salz, ½ Pfund calcinirte Potaſche, 2 Kannen oder Maaß Carottenſauce, 8 Loth Salmiak und 1 Nößel Franzbranntwein hinzu. Die Miſchung wird dabei wohl umgerührt, damit die Salze ſich auflöſen; dann legt man das Blättermehl auf die Pritſche, feuchtet es mit jener Sauce an, arbeitet es gehörig durcheinander, und drückt es in ein Faß oder eine Kiſte, nachdem man ſie vorher mit derſelben Sauce ausgewaſchen hat. — 11. Eine dritte Art Holländiſchen Rappé bereitet man von 100 Pfund fermentirtem Maroccomehl, 40 Pfund Rippenmehl, 30 Pfund fein geſiebtem St. Omer, 5 Pfund Havannamehl, welche man mit 2 Pfund Wachholderwaſſer einſprengt, mit gelber Holländiſcher Erde durcheinander arbeitet, dann durchſiebt, und in ein Faß oder eine Bleybüchſe thut. — 12. Holländiſcher liniſſimo. Man nehme dazu 10 Pfd. Holländiſchen Rappé (Nr. 9), wenn er ein Jahr alt geworden iſt, 4 Pfd. Virginiſches Blättermehl, 4½ Pfd. Spaniol, zu 3 bis 4 Gulden das Pfund, ſiebe das Ganze etwa dreimal wohl durcheinander, thue es in ein Faß, und behandle es, wie bei Nr. 9 angegeben worden. — 13. Marino. Man nehme zu 100 Pfund nicht zu fein gepulvertem Virginiſchen Rippenmehle 1 Pfund Spaniol, anderthalb Pfund Weinſteinſalz, 8 Loth Salmiak, 1 Pfund Potaſche, und behandle dieſe Miſchung wie den Holländiſchen Rappé Nr. 9. Nach drei Tagen bringt man dieſelbe wieder auf eine Tafel, und thut etwa 8 Pfund guten fein geſiebten St. Vin-

zent dazu. Alles durch ein grobes Sieb gestrichen, und in einem verdeckten Fasse aufbewahrt. — 14. St. Vinzent. Man nehme von einer Quantität guter Maryländischer oder Virginischer Blätter, welche, wie sie aus der Carottensauce kommen, nicht zu Carotten gezogen werden ½ oder ¾ Ctr., lege sie unter eine Presse, drücke sie an allen vier Ecken fest an, und bedecke sie mit einem Brette, auf welches eine gleiche Quantität Blätter gelegt werden, bis die Presse voll ist. Hierauf zieht man die Presse an, macht sie los, und füllt sie wieder an; so läßt man sie bis zum folgenden Tage stehen, wo man sie wieder anzieht. Am dritten Tage macht man sie los, nimmt die darunter gebildeten Kuchen heraus, und legt sie in einen dazu verfertigten Kasten, der etwa 20 Kuchen faßt, setzt Steine darauf, und läßt sie ein Jahr lang stehen. Von diesen Kuchen nimmt man einen nach dem andern heraus, und schneidet sie auf der Schneidelade als Rauchtabak. Wenn dieser zerschnittene Tabak eine Zeitlang in einem verdeckten Fasse gestanden hat, bringt man ihn in die Stampfmühle, und behandelt ihn, wie im zehnten Abschnitte angegeben worden. — 15. Natürell. Zu 60 Pfund Deutschem (z. B. Pfälzer) Blättermehl nimmt man folgende Sauce. In 12 Kannen oder Maaß Wasser läßt man 3 Pfund Salz, 1 Pfund Potasche und 6 Loth Spanischen Saft zergehen, arbeitet mit dieser Flüssigkeit den Tabak durcheinander, und schlägt ihn in Fässer oder Bleybüchsen. In acht Tagen ist er zum Gebrauche gut. — 16. Natürell finissimo. Zu 100 Pfund Virginischem Rippenmehle nimmt man 5 Pfund Virginisches Blättermehl und 1 Pfund Spaniol, mischt und reibt Alles gut durch einander. — 17. Gelber Natürell. Es werden 500 Pfund Pfälzer oder Virginisches Rippenmehl mit 10 Pfund Englischem Ocher und 3 Pfund Englischem Roth, die man mit 8 Pfund Salz reibt, gut durcheinander gearbeitet, und dann 60 Kannen oder Maaß lau-

warmes Brunnenwaſſer, worin 21 Loth Weinſteinſalz, 3 Loth Salmiak und 10 Loth Potaſche aufgelöſet ſind, darauf gegoſſen. Hierauf behandelt man die Miſchung, wie oben bei der Verfertigung des fermentirten Rippenmehls gelehrt worden. — 18. Schwarzer Natürell. Man thue unter 500 Pfund Virginiſches oder Pfälzer Rippenmehl 6 Pfund Frankfurter Schwarz, mit 8 Pfund Salz abgerieben. Dann gieße man 60 Kannen oder Maaß Brunnenwaſſer, worin 21 Loth Weinſteinſalz, 21 Loth Potaſche, 4 Pfund Vitriol, und 5 Loth Salmiak aufgelöſet ſind, in ein Loch, welches man in den Tabak macht, und verfahre eben ſo, wie bei der Verfertigung des fermentirten Rippenmehls. — 19. Brauner Natürell. Man thue unter das Rippenmehl 3 Pfd. Engliſches Roth und 3 Pfund Frankfurter Schwarz, die mit 8 Pfund Salz abgerieben worden Dann gieße man über dieſe Miſchung die zu dem gelben Natürell gehörige Sauce. — 20. Fein Violett. Zu 60 Pfund Virginiſchem Blättermehle macht man folgende Sauce. 12 Kannen oder Maaß Waſſer, ½ Pfund Kalmuswurzel, 1 Pfund klein zerſchnittene Violenwurzel, werden eine halbe Stunde in einem wohlverſchloſſenen Topfe gekocht. Die erkaltete Miſchung wird durch ein Tuch gepreßt, und dann hinzu gethan: 3 Pfund Salz, 8 Loth Weinſtein, und 8 Loth Salmiak. Wenn dieſe Beſtandtheile aufgelöſet ſind, und Alles erkaltet iſt, wird das Mehl auf der Pritſche angefeuchtet, durcheinander gearbeitet, und zur Aufbewahrung in ein Faß gethan. — 21. Straßburger Violett. Man thue unter 100 Pfund gelben Natürell 12 Loth ausgeſchälte Cardamomen, und laſſe den Tabak in einem feſt verſchloſſenen Faſſe drei Monate lang ſtehen; dann die Cardamomen ausgeſiebt, die man dann aufbewahren und wieder brauchen kann. Man nimmt darauf zu 2 Centnern gelben Natürell 15 Pfund fein gemahlene Florentiner Violenwurzel, reibt ſie mit dem Tabake oft durcheinander, und läßt die Miſchung

acht Tage ſtehen; dann ſiebt man ſie durch, und läßt ſie abermals eben ſo lange ſtehen. Wenn der Tabak zu ſtark nach Cardamomen riecht, vermiſche man ihn mit einer größern Quantität von gelbem Natürell. — 22. Straßburger Rappé. Man nimmt zu Ungariſchen oder auch Landblättern folgende Sauce. 12 Loth feinen Salmiak, 1 Pfund calcinirte Potaſche, ½ Pfund Salpeter, ¼ Pfund Frauenеis, fein gepulvert, und mit 14 Pfund Kochſalz, 1 Pfund Syrup, ½ Pfund Wachholderſaft in 20 Kannen oder Maaß Brunnenwaſſer ein wenig eingekocht. Dann weicht man ½ Pfund Kalmus, ¼ Pfund Roſenholz, 1 Loth Weinſteinſalz eine Nacht in 4 Kannen oder Maaß gutem Kornbranntwein, bringt darauf die Miſchung an das Feuer, und läßt den Kalmus und das Holz recht auskochen. Wenn die Abkochung filtrirt iſt, gießt man ſie unter die Sauce, mit welcher dann die Blätter gebeitzt werden. Die übrige Behandlung iſt wie bei allen Carottentabaken. — 23. Braſilientabak. In 10 Kannen oder Maaß Waſſer werden eine Stunde lang gekocht: 1 Pfund guter kleingeſchnittener Braſilientabak, 1 Pfd. Arabiſches Gummi (das vier und zwanzig Stunden in warmen Waſſer aufgeweicht iſt), ½ Pfund Nelkenholz, ¾ Pfund Fenchelſamen, ¼ Pfund gemahlenen Fernambuk, ¾ Pfund Coriander, ½ Pfund Campeſcheholz, ½ Pfund gewöhnlichen Vitriol, und 2 Loth Alaun. In die warme Sauce wird der geſponnene Rollentabak ſo lange getaucht, bis er ſich ganz durchgezogen hat, und ſich nicht mehr brechen läßt. Dann wird er heraus genommen, in ein Faß gelegt, und gepreßt. Nach einigen Tagen läßt man eine Kanne guten Eſſig und ein halbes Pfund Syrup aufkochen, und in dieſe Brühe den Tabak nochmals eintauchen. Nach dieſer Arbeit iſt der Tabak fertig, und kann weiter zu Schnupftabak bereitet werden, wie in der allgemeinen Anweiſung gezeigt worden. Ungeſponnener oder Blättertabak wird nicht zu Braſilientabak verarbeitet, aber dem Mehlta-

bake kann man die oben vorgeschriebene Sauce geben, und ihn dann zum Verkaufe in bleyernen Büchsen bewahren. — 24. Tonko. Man mische 30 Pfund Havannamehl, 15 Pfund Mehl von Steinklee oder Meliotenmehl, 5 Pfund Brasilienmehl, ½ Pfund fein zerstoßene Tonkobohnen, 20 Tropfen Nelkenöl, 25 Tropfen Zimmetöl auf der Pritsche gehörig untereinander, färbe die Masse mit 3 Pfund fein gepulvertem Sandelholze, und suche eine brennend rothe Farbe zu erhalten. Dann wird der Tabak gesiebt und in Bleybüchsen gethan. Man verfertiget den Tonko am meisten in Spanien. — 25. Gemeiner Tonko. Man mische 64 Pfd. feingesiebten Holländischen Rappé, 64 Pfd. feingesiebten Natürell, 32 Pfd. Tonkotabak, 8 Pfd. Spaniol, 4 Pfund Englisches Roth gut durch einander, und reibe die Mischung einige Male durch ein Sieb. Zu dem ordinairen Tonko nimmt man nur rothgefärbtes Rippenmehl, und mischt es nach Gutdünken mit einigen feinzerstoßenen Tonkobohnen. Der Tabak ist ohne weitere Fermentation zum Gebrauche fertig. — 26. Tonko-Violett. Man nehme 2 Kannen oder Maaß Salpeterauflösung, ½ Pfund Steinkleekraut, ½ Pfund zerstoßene bittere Mandeln, ½ Pfund Lavendelblüte, 1 Pfund zerstoßene Violenwurzel, und 6 Kannen oder Maaß Brunnenwasser, worin 4 Pfund Kochsalz und 2 Loth Salmiak aufgelöset worden. (Man kann auch nur die Hälfte Brunnenwasser und 3 Kannen oder Maaß Rosenwasser nehmen.) Mit dieser Mischung wird der gewählte Mehltabak angefeuchtet, den man dann einige Tage stehen läßt, damit der Geruch sich gut durchzieht. Dann wird der Tabak gesiebt und gefärbt. Das Steinkleekraut und die Lavendelblüte müssen so fein gemacht werden, daß sie gehörig unter den Tabak gemischt werden können. — 27. Einige Sorten St. Omer von Ungarischen oder Virginischen Blättern. Zu der ersten Sorte gehört folgende Sauce. Man koche 4 Pfund Rosenholz, 8 Loth Rosinenst-

des kleingeſchnitten). 1 Pfund Steinſalz, 2 Loth calzinirten Weinſtein, 4 Loth bittere Mandeln (Alles fein zerſtoßen), in 1 Kanne guten ſcharfen Weineſſig, 1 Kanne alten Landwein, und 1 Kanne Brunnenwaſſer, ſo lange, bis der fünfte Theil eingekocht iſt. Die Sauce wird noch ſtärker, wenn die angegebenen Beſtandtheile, nebſt 2 Kannen oder Maaß Weineſſig, 2 Kannen Landwein, und 2 Kannen Brunnenwaſſer in einer kleinen Abziehe-blaſe deſtillirt werden. Hierauf koche man 2 Loth feinen Salmiak, 16 Loth calcinirte zerſtoßene Potaſche mit ¼ Pfund Syrup vermiſcht, in einer reichlichen halben Kanne Weineſſig ab, und vermiſche die Flüſſigkeit mit der Sauce. Dann wird die Miſchung filtrirt, und auf gewöhnliche Art, wie bei andern Sorten, benutzt. — Nimmt man zu den Ungariſchen Blättern, welchen man auch die Rippen laſſen kann, in ſofern man ſie auf die ſchon oben angegebene Weiſe zurecht gemacht hat, folgende Sauce, ſo erhält man eine gute Sorte eines trefflichen, dem St. Omer ähnlichen Tabaks. Es werden 8 Pfund zerſtoßenes Steinſalz, 4 Loth Angelikawurzel, 4 Loth Roſenholz (beides zerſchnitten), 2 Loth zerſtoßene Violonwurzel, 2 Loth zerſtoßene Ambra in 6 Kannen oder Maaß Brunnenwaſſer ſo lange gekocht, bis 2 Zoll eingekocht ſind; hierauf wird die Sauce abgeklärt. Man läßt dann ½ Kanne Ungariſchen Weineſſig, 2 Loth Salmiak, ¼ Pfund Syrup, 8 Loth calcinirte Potaſche ein wenig aufkochen, und miſcht dieſe Flüſſigkeit mit der Sauce. Iſt Alles erkaltet, ſprengt man die Blätter ſo oft damit ein, bis auch die ſtärkſten Rippen völlig durchnäßt ſind. Der Tabak wird dann in ein altes Weinfaß gepreßt, mit Steinen beſchwert, und der Fermentation überlaſſen. — Zu der dritten Sorte aus guten Ungariſchen Blättern bereiteten St. Omer macht man folgende Sauce. Man läßt in einem Schmelztiegel ½ Pfund ordinairen Salpeter und ½ Pfd. rothen Weinſtein ausbrennen, thut dazu 12 Loth feinen

Salmiak, 1 Pfund calcinirte Potasche, ½ Pfund Kochsalz, 1 Pfund Honig, ½ Pfund Hohlundersaft und 8 Pfund frische, kleingehackte Nußblätter. Alles dieses wird in ¾ Kannen guten Franzbranntwein und 20 Kannen oder Maaß Brunnenwasser so lange eingeweicht, bis sich die Salze aufgelöset haben; dann wird die Sauce ein wenig aufgekocht. Man koche darauf ferner ½ Pfd. Alantwurzel, ¼ Pfund Angelikawurzel, ¼ Pfund gewöhnlichen Salpeter in 3 Kannen Wasser 1 Stunde lang, mische diese Abkochung mit jener, und filtrire die zusammengegossenen Brühen. Der mit dieser Sauce gebeitzte Tabak muß nach der Fermentation noch 4 Monat alt werden, so wird er dem ächten St. Omer noch ähnlicher. Man kann auch nur zwei Theile Ungarischer Blätter zu 1 Theile Deutscher nehmen, nur muß man beide Sorten zugleich sauciren und sie gehörig mischen. Die größten Ungarischen Blätter behält man zu den Umschlägen der Carotten. Die zuletzt angegebene Sauce läßt sich auch bei jedem Rauchtabake gebrauchen. — 28. Holländischer Rappé, nach einer andern Bereitungsart. Man nehme dazu die gesammelten Rippen und Abgänge vom Blättertabake, die man vorher auf die bekannte Art pulvert, durch ein Haarsieb schlägt, und mit starkem Salzwasser einsprengt. Die Sauce bereitet man auf folgende Art. In einer kupfernen Abzieheblase werden mit 6 Kannen Brunnenwasser und 6 Kannen scharfem Weinessig: 1 Pfund Steinsalz, 1 Pfd. Kochsalz, ½ Pfund Rosinenstengel, 4 Loth gestoßenen Corinder, 4 Loth calcinirten Weinstein, 1 Loth Weinsteinsalz, wie abgezogener Branntwein destillirt. Dann läßt man in einer guten halben Kanne Wein 16 Loth calcinirte Potasche, 3 Loth feinen Salmiak und 1 Loth Weinsteinsalz auflösen, und vermischt es mit der abgezogenen Sauce. Mit dem Einsprengen, Fermentiren und der weiteren Bereitnng der Blätter, verfährt man, wie in der allgemeinen Anweisung gelehrt wird.—

29. Bergamott. Man nehme zu 60 Pfund Blättermehl folgende Sauce: Zu 12 Kannen oder Maaß Wasser werden ½ Pfund Salz, 1 Pfund Potasche, 8 Loth Weinstein und 8 Loth Salmiak aufgelöst. Mit dieser Flüssigkeit feuchte man den Tabak an, mische etwa 2 Loth Bergamottöl darunter, und schlage ihn dann in ein Faß. — 30. Andere Art Bergamott. Man mische mit 100 Pfund gelbem Natürell 10 Tropfen Bergamottöl, siebe den Tabak durcheinander und bewahre ihn in einem Fasse. — 31. Pariser Tabak. Man mische 1 Centner des besten St. Vinzent mit Holländer finissimo. — 32. Mainzer Tabak. Man mische 150 Pfund gelben Natürell mit 50 Pfund Holländischem Tabake von Amersfoorter Blättern mit 12 Pfund Spaniol, das Pfund zu 2 Gulden, recht untereinander, und verwahre gut das Gemenge. — 33. Tabac d'Hannovre. 100 Pfund fermentirtes Rippenmehl und 6 Pfund Steinkleemehl oder Meliottenmehl werden recht durcheinander gemengt, und mit 8 Pfund Orangenwasser, 4 Pfund Rosenwasser und 4 Pfund Holländischer Farbe durchgearbeitet; dann gesiebt und in Fässer oder Bleybüchsen geschlagen. — 34. Noch eine Sorte Hannöverscher Tabak. Man lasse Deutsche, z. B. Hessische, Blätter auf der Mühle mahlen, saucire jeden Centner mit 12 bis 15 Kannen oder Maaß Beitze ein, und kühle ihn mit 10 Pfund Salz ab. Ist der Tabak nicht schwarz genug, so färbt man ihn mit Frankfurter Schwarz, wie es bei dem schwarzen Natürell geschieht. Die dazu gehörige Sauce macht man aus 60 Kannen Wasser, 6 Pfund Steinklee und ¼ Pfund gestoßenen Pfefferkörnern, welches man in einem wohlverdeckten Gefäße 1½ Stunde kochen läßt. Die Flüssigkeit wird darauf 24 Stunden zum Erkalten hingesetzt und dann durchgesiebt. Hierauf thut man hinzu: 1½ Pfund Weinsteinsalz, ¼ Pfund Salmiak, 1 Pfund Potasche, 5 Pfund Salz. Diese Sauce

fein geſiebtes Havannamehl und 20 Pfund Braſilienmehl gehörig untereinander, und ſchlage das Gemenge in Bleybüchſen. — 45. Tabac d'Officier. Man nehme 100 Pfund zerſtoßenen St. Omer, 8 Pfund Meliottenmehl, 1 Pfund Violenwurzel, und 1 Pfund Fenchelſamen, menge dieſes mit 10 Kannen Salzwaſſer und 6 Kannen Weineſſig, arbeite Alles wohl unter einander, ſiebe es, und ſchlage es in Büchſen. Die Violenwurzel und der Fenchel müſſen ſehr fein pulveriſirt ſeyn. — 46. Franc-Maçon. Man nehme 100 Pfund Rappé d'Hollande, 30 Pfund feinen St. Omer, menge dieſe beide Sorten gut durcheinander, und ſchlage das Gemenge in Büchſen ein. — 47. Sans Nom. Man nehme 100 Pfund angemachtes Rippenmehl, 50 Pfund Maroccomehl, brenne 2 Pfund Levantiſchen Kaffee, koche denſelben in 4 Kannen Salzſauce, mache mit der erhaltenen filtrirten Flüſſigkeit den Tabak an, arbeite ihn auf der Pritſche tüchtig durch, ſiebe ihn, und ſchlage ihn in ein Faß oder in Büchſen. — 48. Son de Tonco. Man nehme 100 Pfund eingemachtes Rippenmehl, 5 Pfund Havannamehl, 5 Pfund Betonienmehl, 1 Pfund Meliottenmehl. Dazu, als Parfüm, 4 Pfd. Orangenwaſſer, ½ Pfd. Nelkenwaſſer und ¼ Pfd. Zimmetwaſſer. Man menge Alles untereinander, arbeite es mit 8 Pfund Engliſchem Rothe tüchtig auf der Pritſche durch, und ſchlage den Tabak in Bleybüchſen. — 49. Dominico et Mops. Man nehme 100 Pfund feinen rappirten St. Omer, zum Anmachen: 4 Pfund Roſenwaſſer, 1 Pfund Salmiakgeiſt, arbeite mit der Flüſſigkeit den Tabak auf der Pritſche tüchtig durcheinander, und ſchlage ihn in Bley. — 50. Bon-bon. Man nehme 100 Pfund alten fein rappirten St. Omer, zum Anmachen: 4 Kannen Weineſſig, ¼ Pfund fein geſtoßene grüne Pomeranzenfrüchte, zerreibe die Pomeranzen in Eſſig, ſchlage die Flüſſigkeit durch ein [illegible] mache den Tabak damit an, arbeite ihn recht durch

ben und feinen Tabak aus dieſer Miſchung machen. — Die Sauce iſt folgende: In 80 Kannen Waſſer läßt man 20 Pfd. trockne, mit den Steinen zerſtoßene Pflaumen, 1 Pfund guten Syrub, 1½ Pfund zerſtoßene Wachholderbeeren in einem wohlverſchloſſenen, zugeſchmierten Topfe zwei bis fünf Stunden kochen, und dann durchs Sieb laufen. Darauf thue man in die warme Sauce 2½ Pfund Weinſteinſalz, ¼ Pfund Salmiak, 1½ Pfund Potaſche, 4 Pfund Salz und 2 Pfd. in zwei Kannen Weineſſig aufgelöſeten Honig. — Bei denjenigen Saucen, wozu man Honig und Eſſig gebraucht, muß man das Salz ſo lange weglaſſen, bis ſie gebraucht werden ſollen, weil es die Gährung hindert. — 41. Schwaben-Tabak. Der Schwäbiſche Tabak wird ein wenig grob gemahlen. Man nimmt dazu 3 Centner Pfälzer Blätter und 1⅛ Ctr. Virginiſche. Die geſauceten oder ſaucirten Blätter müſſen ein Jahr alt werden, dann kommen ſie auf die Stampfmühle. Die dazu gehörige Sauce macht man aus 80 Kannen Waſſer mit 2½ Pfund gröblich zerſtoßener Caſſiabohnen, 1½ Pfund Vitriol, 2 Pfund Alaun, und läßt es ſo lange kochen, bis die Bohnen weich ſind. Dann ſiebt man die Abkochung, und thut in die noch warme Sauce 3 Pfund Weinſteinſalz, ¼ Pfund Salmiak, 2 Pfund Potaſche und 5 Pfund Salz. Iſt dieſe Sauce ſo ſehr eingekocht, daß ſie nicht mehr, als 60 Kannen oder Maaß ausmacht, ſo muß kaltes Waſſer zugegoſſen werden. — 42. Radica carera. Unter 20 Pfund gelb gemachtes Rippenmehl arbeite man 1 Pfund Leinöl, ſiebe den Tabak durch und thue ihn in Bleybüchſen. — 43. Spaniol de Dames. Man miſche 30 Pfund feines Havannamehl, 10 Pfund feines Meliottenmehl, 25 Tropfen Zimmetöl und 10 Tropfen Nelkenöl, und arbeite das Ganze mit 3 Pfd. Engliſchem Rothe durcheinander, ſiebe es, und ſchlage es in Bleybüchſen. — 44. Sevilla. Man miſche 30 Pfund

fein geſichtes Havannamehl und 20 Pfund Braſilienmehl gehörig untereinander, und ſchlage das Gemenge in Bleybüchſen. — 45. Tabac d'Officier. Man nehme 100 Pfund zerſtoßenen St. Omer, 8 Pfund Meliottenmehl, 1 Pfund Violenwurzel, und 1 Pfund Fenchelſamen, menge dieſes mit 10 Kannen Salzwaſſer und 6 Kannen Weineſſig, arbeite Alles wohl unter einander, ſiebe es, und ſchlage es in Büchſen. Die Violenwurzel und der Fenchel müſſen ſehr fein pulveriſirt ſeyn. — 46. Franc-Maçon. Man nehme 100 Pfund Rappé d'Hollande, 30 Pfund feinen St. Omer, menge dieſe beide Sorten gut durcheinander, und ſchlage das Gemenge in Büchſen ein. — 47. Sans Nom. Man nehme 100 Pfund angemachtes Rippenmehl, 50 Pfund Maroccomehl, brenne 2 Pfund Levantiſchen Kaffee, koche denſelben in 4 Kannen Salzſauce, mache mit der erhaltenen filtrirten Flüſſigkeit den Tabak an, arbeite ihn auf der Pritſche tüchtig durch, ſiebe ihn, und ſchlage ihn in ein Faß oder in Büchſen. — 48. Son de Tonco. Man nehme 100 Pfund eingemachtes Rippenmehl, 5 Pfund Havannamehl, 5 Pfund Betonienmehl, 1 Pfund Meliottenmehl. Dazu, als Parfüm, 4 Pfd. Orangenwaſſer, ½ Pfd. Nelkenwaſſer und ¼ Pfd. Zimmetwaſſer. Man menge Alles untereinander, arbeite es mit 8 Pfund Engliſchem Rothe tüchtig auf der Pritſche durch, und ſchlage den Tabak in Bleybüchſen. — 49. Dominico et Mops. Man nehme 100 Pfund feinen rappirten St. Omer, zum Anmachen: 4 Pfund Roſenwaſſer, 1 Pfund Salmiakgeiſt, arbeite mit der Flüſſigkeit den Tabak auf der Pritſche tüchtig durcheinander, und ſchlage ihn in Blev. — 50. Bon-bon. Man nehme 100 Pfund alten fein rappirten St. Omer, zum Anmachen: 4 Kannen Weineſſig, ½ Pfund fein geſtoßene grüne Pomeranzenfrüchte, zerreibe die Pomeranzen in Eſſig, ſchlage die Flüſſigkeit durch ein Tuch, mache den Tabak damit an, arbeite ihn recht durch und

ſiebe und ſchlage ihn in Büchſen. — 51. Tabac à la Rose. Man nehme 100 Pfund fermentirtes Rippenmehl, 10 Pfund fein gepulvertes und geſiebtes Roſenmehl, menge dieſes recht untereinander, befeuchte es mit 5 Kannen Weineſſig, arbeite es gut durcheinander, und ſchlage es in ein Faß oder in Bleybüchſen. — 52. Straßburger Weizen. Man nehme 100 Pfund fermentirtes Rippenmehl, 10 Pfund feingepulverte und geſiebte Alantwurzel, menge ſie unter einander, feuchte den Tabak mit 12 Maaß Salzwaſſer an, arbeite ihn tüchtig durch, und behandle ihn wie immer.

Vorſchriften zur Verbeſſerung des verdorbenen Schnupftabaks, zur Färbung, Parfümirung und zur Bereitung verſchiedener Arten deſſelben. 1. Anweiſung Braſilientabak zu verbeſſern. Iſt der Braſilientabak zu ſehr ausgetrocknet, und hat er ſeine Farbe verändert, ſo bedient man ſich folgender Brühe. In 2 Kannen Waſſer werden 1½ Pfund gemahlenes Braſilienholz gut ausgekocht und filtrirt. In die durchgeſeihete Flüſſigkeit thut man 1 Pfund Galläpfel und läßt ſie ſo lange auf dem Feuer ſtehen, bis die Miſchung ſchwarz gefärbt iſt; dann ſetzt man noch ¼ Pfd. zerſtoßenen Coriander und drei Hände voll Salz hinzu. Hierauf die Abkochung durch 2 Pfd. in Waſſer aufgeweichten Arabiſchen Gummi, 2 Pfd. Vitriol und 3 Pfd. Syrup durchgeſeihet. Der Tabak mit dieſer Brühe angefeuchtet, hält ſich ſehr gut. — 2. Dumpfigen Schnupftabak zu verbeſſern. Man breite den Tabak auf einer Tafel aus, trockne ihn an der Luft ab, und beſprenge ihn einigemal mit ſcharfem Weineſſig. Der üble Geruch verliert ſich dadurch allmählig und der Tabak nimmt wieder eine friſche Sauce an. Man muß aber ſorgfältig nachſehen, weil eine ſolche Waare leicht wieder umſchlägt. — 3. Anweiſung, Tabak zu ſäubern. Man bedient ſich dazu eines Kübels, oder eines andern

Gefäßes, welches dreimal ſoviel Tabak faſſen kann, als man ſäubern will. Unten an dieſem Kübel muß ein Loch mit einem Zapfen ſeyn, damit man, wenn es nöthig iſt, die Feuchtigkeit von Zeit zu Zeit abzapfen kann. In das Gefäß legt man ein Tuch, welches über den Rand herabhängt, und in der Mitte auf dem Boden ruhet. Das Tuch muß ſo ſtark und dicht ſeyn, daß kein Tabak durchgehen kann. Man lege nun den Tabak in den Kübel, und gieße ſoviel Waſſer darüber, daß er recht durchweichen kann, rühre ihn gut durcheinander, und laſſe ihn bis zum folgenden Tage weichen. Dann läßt man das Waſſer unten ablaufen, nimmt den Tabak in dem ausgebreiteten Leinentuche auf, ringt ihn ſo ſtark aus, als es möglich iſt, füllt wieder friſches Waſſer darauf, wäſcht ihn auf's Neue aus, und läßt ihn abermals bis zum folgenden Tage weichen. Dieſes Verfahren muß zwei- bis dreimal nacheinander wiederholt werden. Wenn man dieſe Arbeit zum letzten Male verrichtet hat, drückt man das Waſſer völlig aus, legt den Tabak in einen flachen, weidenen, mit ſtarker dichter Leinwand überzogenen Korb, und läßt ihn bei ſtetem Umrühren an der Sonne trocknen. Iſt der Tabak gut getrocknet, ſo wird er wieder auf die oben angeführte Weiſe in den Kübel gethan, und eine hinreichende Menge wohlriechenden Waſſers, von Roſen, Orangenblüten oder Fenchel, welche für den Tabak am dienlichſten ſind, darauf gegoſſen. In dieſem Waſſer bleibt er bis zum folgenden Tage liegen, wo er herausgenommen und gelinde ausgedrückt wird. Iſt er ganz trocken, ſo beſprengt man ihn auf's Neue mit demſelben Waſſer, ſo daß er wie ein Kuchen wird. Wenn der Tabak dann wieder getrocknet iſt, wird er zur Annahme des Geruchs von verſchiedenen Blumen ſich eignen. Dieſe Art, den Tabak zu ſäubern, iſt die beſte; man kann ſich aber derſelben nicht bedienen, ohne die Güte des Tabaks merklich zu vermindern. Diejenigen, welche ſparſam mit dem wohlriechenden Waſ

ser umgehen, und ihren Tabak nicht gern schwächen wollen, können folgendes Verfahren anwenden: Man lasse den Tabak vier und zwanzig Stunden in Wasser weichen, das Wasser davon ablaufen, und drücke den Tabak durch ein Tuch oder mit beiden Händen, so stark man kann. Darauf breitet man ihn zum Trocknen auseinander, während man ihn beständig umwendet. Wenn er trocken ist, sprengt man ihn mit wohlriechendem Wasser ein. Man lasse ihn dann wieder trocknen, besprenge ihn zum zweiten Male, und nochmals trocknen. Der Tabak ist auf diese Art zubereitet, und hat einen beliebigen Geruch angenommen, indem es auf den Tabaksfabrikanten ankommt, welchen Geruch er dem Tabake für's Publikum geben will. Soll der Tabak gelb oder roth werden, so muß ihm die Farbe eher mitgetheilt werden, als der Blumengeruch. — 4. Anweisung den Tabak gelb oder roth zu färben. Man nehme ein Stück gelben oder rothen Ocher, von der Größe eines Eyes, wozu man etwas weiße Kreide thut, um die Farbe zu schwächen. Dieses wird zusammen auf einer Marmorplatte mit etwa 1 Loth süßem Mandelöle abgerieben. Ist dieses geschehen, so thut man bei beständigem Umrühren tropfenweise Wasser hinzu, bis sich Alles gut vermischt hat. Man schiebe dann die bereitete Farbe auf dem Steine bei Seite, reibe zwei Eßlöffel voll durchweichten Gummi Tragant ab, und diesen dann mit der Farbe zusammen, während man noch ein wenig Wasser hinzu thut. Alles wird nun in einen Tiegel gethan, und bei stetem Umrühren ein Nößel Wasser hinzugegossen. Hierauf nimmt man so viel von dem nach der vorhergehenden Anweisung gesäuberten Tabak, als man will, thut denselben in ein irdenes Gefäß oder einen Tiegel, rührt ihn wohl um, und thut mit der Hand soviel von der Farbe hinzu, bis ein feuchter, wohl durchdrungener Teig davon gemacht werden kann. Diesen läßt man bis zum folgenden Tage in der Sonne ste-

hen, breitet ihn dann wieder auf einem Tuche zum Trocknen aus, und ſorgt, daß er, ſo wie er abtrocknet, umgewandt werde. Wenn er völlig trocken iſt, bereitet man folgenden Gummi, um ihn zu gummiren. Man zerreibt in wohlriechendem Waſſer eingeweichten Gummi Tragant auf einem Reibſteine, und thut während des Abreibens ſoviel Waſſer hinzu, bis er recht klar iſt. Die Miſchung wird darauf in einen Tiegel gethan, und hinlänglich mit Waſſer verdünnt. Mit dieſem Gummiwaſſer benetzt man die innere Fläche der Hand, und reibt den Tabak, bis er ganz gummirt iſt. Darauf läßt man ihn bei ſtetem Umwenden trocken werden. Zuletzt ſiebt man den Tabak mit dem feinſten Siebe, um die Farbentheile, welche ſich nicht recht angelegt haben, zu ſcheiden. Wenn dieſes geſchehen iſt, kann man dem Tabake jeden Blumengeruch geben. — 5. Anweiſung, dem Tabake den Geruch von Blumen zu geben. Die Pomeranzenblüte, der Jasmin, die gemeine Roſe, die Muskatroſe und die Tuberoſe ſind am geſchickteſten, dem Tabake Geruch zu geben. Bei den andern Blumen hat es Schwierigkeiten, daß ſie ihren natürlichen Geruch abgeben, wenn man nicht die Arbeit unzählige Male wiederholt; man muß ihm überdies noch mit Eſſenzen aus ſolchen Blumen zu Hülfe kommen, deren Geruch man haben will; aber der Geruch dauert nicht ſo lange, als von den genannten Blumen. Man nehme eine mit recht trockenem Papiere ausgefütterte Schachtel, lege auf den Boden eine Schicht Tabak eines Daumens breit dick, und darüber eine Schicht Blumen, und fahre ſo fort, bis die Schachtel voll iſt. Wenn dieſes vierundzwanzig Stunden, bei den oben genannten Blumen aber nur zwölf Stunden, ſo gelegen hat, zieht man den Tabak unter den Blumen weg, und legt friſche Blumen auf. Hiermit fährt man vier bis fünf Tage fort, und wenn der Tabak den Blumengeruch angenommen hat, ſo ſchließt man ihn in eine Schachtel und verwahrt

ihn an einem trockenen Orte. Während der Zeit, wo die Blumen unter dem Tabake liegen, braucht man ihn nicht umzuwenden, weil sie nicht erhitzen. Man kann auch Blumenöle, das heißt, das aus den Blumen gezogene ätherische Oel, auf Stückchen Löschpapier gießen, und dieses Löschpapier hin und wieder zwischen und unter den Schnupftabak legen, der parfümirt werden soll, so zieht er den Geruch an. — 6. Eine andere Verfahrungsart, den Tabak zu parfümiren. Man trockne so viel Papier, als man braucht, am Feuer, und durchlöchere es durchgängig mit einer Stecknadel. In die Schachtel legt man dann auf die unterste Schicht Tabak ein Blatt dieses Papiers, auf dieses eine Schicht Blumen, welche wieder mit einem Papierblatte bedeckt werden muß, und auf das Papier wieder Tabak, und so weiter, bis die Schachtel voll ist. Die Blumen werden alle zwölf bis vierundzwanzig Stunden durch frische ersetzt. Wenn man den Tabak herausnehmen will, so muß er durch ein klares härenes Sieb, welches eng genug ist, die Blumen über sich zu behalten, getrieben werden. Man fahre damit vier oder fünf Tage fort. — 7. Rosenknospen zur Parfümirung des Tabaks. Man nehme eine hinreichende Menge Rosenknospen, von welcher Art man will, mache das Grüne davon ab, und stecke an dessen Stelle eine Gewürznelke. Dann thue man sie in eine Flasche, welche, dicht verstopft, drei bis vier Wochen in der Sonne stehen muß. Wenn man diese Knospen unter den gesäuberten Tabak thut, geben sie ihm einen angenehmen Geruch. — 8. Anweisung, den Schnupftabak dem Neapolitanischen ähnlich zu machen. Man thue den Tabak in einen Topf, und gieße auf jedes Pfund desselben 1 Unze Wein, und lasse ihn dann stehen. Dann thut man in einen Mörser zu 5 Pfund Tabak 2½ Gran Moschus, den man mit etwas Brodzucker und dann mit einer Unze Branntwein abgerieben hat. Man rührt den

Tabak nach und nach unter die Miſchung. — 9. Cedraſchnupftabak zu bereiten. Wenn der Tabak nach der oben angegebenen Anweiſung geſäubert iſt, gieße man auf 2 bis 3 Loth einige Tropfen Cedra- oder Bergamottöl, und ſchüttele den Tabak recht um. — 10. Neroly tabak. Um den Tabak mit Pomeranzeneſſenz zu parfümiren, muß derſelbe rein und unverfälſcht ſeyn, ſonſt erhält er keinen angenehmen Geruch. Man thut nur einige Tropfen der Eſſenz zu einigen Lothen. — 11. Pongibon-Schnupftabak. Man nehme dazu 1 Pfund gelben, mit Orangenblüte parfümirten Schnupftabak; zerſtoße in einem kleinen Mörſer 12 Gran Zibeth mit ein wenig Zucker, und wenn dieſes zerdrückt iſt, thue man nach und nach, indem man immer mit der Keule umrührt, den Tabak hinzu, bis der Mörſer voll iſt. Dieſe Miſchung ſchütte man auf den übriggebliebenen Tabak, und menge Alles mit den Händen untereinander. Hierauf fülle man mit dieſem Tabake den Mörſer wieder halb an, gieße 1 Loth Orangenblütenwaſſer darüber, und rühre Alles mit der Mörſerkeule um, bis der Mörſer voll iſt. Zuletzt wird dieſer Mörſer wiederum mit dem Uebriggebliebenen vermengt, und Alles mit den Händen durcheinander gearbeitet. Der Geruch dieſes Tabaks dauert lange, auch bleibt der Tabak unverdorben; man muß aber das angegebene Verhältniß bei der Miſchung genau beobachten. Iſt der Tabak vorher mit Jasmin parfümirt worden, ſo muß man die Eſſenz von denſelben Blumen nehmen. — 12. Mit Moſchus parfümirter Schnupftabak. Man nehme Schnupftabak von einem beliebigen Blumengeruche. Auf ein Pfund deſſelben reibe man 20 Gran Moſchus mit ein wenig Zucker in einem kleinen Mörſer ab, und thue den Tabak unter ſtetem Umrühren nach und nach hinzu, bis der Mörſer voll iſt. Darauf miſche man dieſes mit dem übrigen. — 13. Ein dergleichen Schnupftabak nach Spaniſcher Art.

Wenn man den Tabak nach vorſtehender Anweiſung mit 20 Gran Moſchus zuſammengerührt hat, ſchüttet man ihn aus und bedeckt ihn mit dem übrigen, damit er nicht verdunſte. Dann reibe man noch 10 Gran Zibeth mit ein wenig Zucker im Mörſer, und fülle denſelben bei beſtändigem Umrühren gleichfalls mit Tabak an. Zuletzt thut man dieſen zu dem übrigen, und miſcht Beides wohl untereinander. — 14. Den Schnupftabak nach Römiſcher Art zu parfümiren. Man laſſe zu einem Pfund Tabak 20 Gran Ambra in einem warmen Mörſer zergehen, und menge bei fortgeſetztem Umrühren ſo lange Tabake dazu, bis der Mörſer voll iſt. Dann ſchüttet man den Tabak auf ein Blatt Papier und deckt ihn mit einem Theile des übrigen zu. Man reibt nun in dem Mörſer 10 Gran Moſchus mit ein wenig Zucker, und füllt ihn mit Tabak an; und nachdem er wohl umgerührt worden, ſchüttet man ihn auf den erſten Haufen, bedeckt ihn mit anderm Tabak, und verfährt auf gleiche Weiſe, indem man 5 Gran Zibeth in dem Mörſer reibt. Zuletzt miſcht man Alles untereinander. — 15. Maltheſer Schnupftabak. Man nimmt auf 1 Pfund Tabak, der mit Orangenblüten parfümirt iſt, 20 Gran Ambra, den man in einem erwärmten Mörſer ſchmelzen läßt. Man füllt darauf den Mörſer, ſtets umrührend, allmählig mit Tabak. Auf gleiche Weiſe reibt man 10 Gran Zibeth unter den Tabak, und vermiſcht dann Beides miteinander. — 16. Wohlriechender Maltheſer Schnupftabak, nach einer anderen Bereitungsart. Man zerſtößt die Wurzeln von Roſenſtöcken und Süßholz, nachdem man vorher die äußere Schale weggenommen hat. Von dieſem Pulver nehme man nach Belieben und gebe ihm irgend einen Wohlgeruch, thue dann ein wenig weißen Wein und Branntwein, oder Weingeiſt hinzu. Dieſe Miſchung giebt dem Tabake einen ſehr angenehmen Geruch. — 17. Ambraſchnupfta-

bak. Auf 1 Pfund Tabak von beliebigem Blumengeruche nimmt man 24 Gran Ambra, den man in einem heißen Mörſer ſchmelzen läßt. Man rührt nun nach und nach Tabak darunter, den man mit dem Ueberreſte vermiſcht. Bei dieſer, wie bei ähnlichen Arten des parfümirten Tabaks iſt zu bemerken, daß man ihn in einem feſt verſchloſſenen Gefäße verwahren muß. Iſt der Geruch zu ſtark geworden, ſo darf man nur mehr Tabak darunter mengen. — 18. Toskaniſcher Schnupftabak. Es werden mit einer heißen Mörſerkeule 20 Gran Ambra gris zerrieben, während immer Tabak in den Mörſer geſchüttet wird. Dieſes wird dann unter 2 Pfund recht guten und trocknen Tabak gemiſcht. — 19. Italiäniſcher Schnupftabak. Man miſche unter 2 Pfund Ambra-Schnupftabak 8 Gran Zibeth, die mit ein wenig Brodzucker in einem Mörſer abgerieben worden, ſo erhält man einen ſehr angenehmen Tabak. — 20. Parfümirung des Spaniſchen Tabaks. Man reibe Moſchus und Zibeth, von jedem 10 Gran, mit etwas Zucker fein, thue nach und nach 2 Pfund gelben Spaniſchen Tabak dazu, und rühre Alles recht durcheinander. Mit dieſem Spaniſchen Tabake macht man 21. den wohlriechenden Sevilla-Schnupftabak, indem man 2 Pfund davon nimmt, und dazu 20 Gran fein gepulverte Vanille thut. Alle dieſe Arten der parfümirten Tabake müſſen dicht verſchloſſen werden, weil ſie bei dem Zutritte der Luft ſchnell ihren Geruch verlieren. —

Ein Schnupftabaks-Surrogat aus Runkelrübenblättern. Dieſes Surrogat dient jetzt zur Verfälſchung des Schnupftabaks. Die Runkelrübenblätter werden dazu auf eben die Art bereitet, wie die Tabaksblätter. Man wählt dazu die dickſten, ſaftigſten und ſtarkrippigſten Blätter aus, breitet ſie auf den Dielen in den Trockenſtuben der Fabrik aus, und beſprengt ſie mit einer Sauce, die aus Franzwein und Weinſteinſalz be-

ſteht, das heißt, in einer Kanne oder Maaß Brunnenwaſſer werden 4 Loth Weinſteinſalz abgekocht, und mit dieſer Abkochung werden die Blätter beſprengt. Wenn ſie in vier und zwanzig Stunden von der Feuchtigkeit durchdrungen und hinlänglich vorbereitet worden ſind, werden ſie von Neuem saucirt, und dann gepuppt und carottirt, wie oben, S. 156, beim Schnupftabake angeführt worden. Die Carotten werden dann rappirt, geſiebt, und das im Siebe Uebriggebliebene wird durch Schneiden, Stampfen und Mahlen zur gehörigen Feinheit gepulvert. Dieſen Tabak vermiſcht man nun mit St. Omer oder mit einer andern Gattung des Schnupftabaks.

Was die Cigarren- oder Cigarrosfabrikation betrifft, ſo macht dieſe einen beſondern Zweig der Tabaksmanufaktur aus, wie die Cigarren, Glimmſtengel oder Tabaksſtiele eine beſondere Tabaksſorte ausmachen, die man nicht durch eine Tabakspfeife, ſondern bloß mit dem Munde raucht, oder die Cigarre in die Oeffnung eines kleinen dazu eingerichteten Pfeifenkopfs, oder in die Oeffnung eines dazu eingerichteten Mundſtücks ſteckt. Man zündet nämlich die Cigarre bei dem einen Ende an, und beim Rauchen nimmt man das andere Ende in den Mund. Das Wort Cigarre iſt Spaniſch und heißt ein röhrenförmiges zuſammengerolltes Stück Papier oder Tabaksblatt, worin eine Füllung von Tabak ſich befindet. Die Art Cigarren zu rauchen hält man für viel älter, als das Rauchen aus Pfeifen. Die Spanier haben dieſe Art Tabak zu rauchen mit aus Amerika gebracht, und ſie hielt ſich lange bei ihnen, ehe ſie nach dem übrigen Europa verpflanzt wurde. Durch die Spaniſchen Krieger des de la Romana ſoll dieſer Tabak vor einigen dreißig Jahren nach Deutſchland gekommen ſeyn. Allein nach Andern, und beſonders nach den Beiträgen zur Cigarrenkunde von Philipp Andreas Nemnich (Leipzig, 1808) ſoll man

Cigarren ſchon 1788 in Hamburg geraucht haben, und zwanzig Jahre früher ſoll man ſie in dem genannten Orte kaum dem Namen nach gekannt haben. Allein ſeit der genannten Zeit haben ſie ſich durch ganz Deutſchland und den Norden von Europa verbreitet, ſind daſelbſt beliebt geworden, und wurden auch bald nachgemacht. Bis zum Jahre 1808 ſoll man von den Cigarren noch keine gedruckten Nachrichten aufgefunden haben, obgleich dieſer Artikel um dieſe Zeit ſchon ſehr beliebt zu werden anfing, und eine Nahrungsquelle für viele hundert Perſonen in und um Hamburg abgab. Selbſt in Spanien und andern fremden Ländern, wo das Cigarrenrauchen zu Hauſe iſt, ſoll nichts darüber geſchrieben worden ſeyn. Nemnich verdankt Vieles über die Cigarren mehreren Individuen der zu der Zeit in Hamburg befindlichen Spaniſchen Truppen, das Uebrige theilten ihm Reiſende mit, und dann Tabaksfabrikanten, Mäkler und andere darin unterrichtete Männer. In Spanien fabrizirt man die Cigarren aus dreierlei Sorten von Tabaksblättern, entweder aus Havannablättern, oder aus Virginiſchen Blättern, oder aus Maruncosblättern. Um die Cigarren zu bereiten, nimmt man ein breites präparirtes Tabaksblatt, das ſogenannte Deckblatt, legt die Einlage oder Füllung, nämlich zerkleinerten Tabak, darauf, und rollt das Ganze mit der Hand auf einem glatten Tiſche, oder auch wohl auf dem entblößten Arme (bei den Indianern auf dem entblößten Schenkel) röhrenförmig zuſammen. In mehreren Deutſchen Tabaksfabriken, wo man Cigarren macht, hat man eine eigene Preßmaſchine mit Rinnen, worin die vorläufig mit der Hand nur aus dem Groben zuſammengerollten Cigarren mehr Gleichförmigkeit bekommen. Der Haupttheil einer ſolchen Preßmaſchine iſt eine aus zwei Platten beſtehende Form, worin Rinnen von der Geſtalt der Cigarren ſich befinden; allemal paßt, wenn man die Platten auf einander

legt, eine Rinne oder eine Platte auf eine Rinne der andern, und eben dadurch entſteht, wie bei einem Pfeifenfutterale, Beſtecke ꝛc., diejenige Höhlung, worin der vorläufig zuſammengerollte Tabak zu liegen kommt. Man preßt dann die aufeinander gelegten Platten mit Schrauben oder Schraubenzwingen feſt zuſammen, und läßt ſie einige Zeit darin, ehe man ſie, gut gebildet, wieder herausnimmt. — In Spanien unterſcheidet man folgende ächte Sorten von Cigarren: 1. Papier-Cigarren, Cigarros en papel, welche vornämlich in Sevilla gemacht werden, wo ſie Pitillos heißen; die Verkäufer derſelben nennt man Pitilleros oder Pitilleras, wenn es Weiber ſind, wie ſolches meiſtens der Fall iſt. In der Havanna und in andern Amerikaniſchen Gegenden hört man die Papier-Cigarren zuweilen Cigarritos nennen, als das Diminutivum von Cigarro, aus welchen Gründen iſt unbekannt, man glaubt aus Verachtung. Bei Verfertigung dieſer Cigarren wird die Einlage oder Füllung von geſchnittenem Tabak in Papier aufgerollt, wozu das Papier ungeleimt und ſehr fein ſeyn muß. Man fabrizirt dieſe Cigarren in Valenzia, und die Buchhändler in Spanien treiben damit Handel. Man hat in Spanien kleine Taſchenbücher mit Cigarrenpapiere, welche einige hundert für Cigarren geſchnittene Blätter in einem farbigen oder bunten Einbande enthalten. Der Cigarrenraucher führt dieſes kleine Buch bei ſich, und reißt, wenn er rauchen will, ein Blatt heraus, worein er ſeine Einlage oder Füllung wickelt. Außer dem zur Füllung geſchnittenen Tabak werden oft reine Cigarren dazu genommen, die man vorher zerreibt oder klein ſchneidet. Bei den fertigen Papier-Cigarren ſoll man beim Ankaufe Vorſicht gebrauchen, das heißt, ſie von einem zuverläſſigen Manne kaufen, weil man hierzu oftmals die Abfälle, von aus dem Munde auf die Straße geworfenen Cigarrenenden, wozu es Leute zum Aufleſen giebt, gebraucht. —

2. Strohcigarren, Damencigarren, Cigarros en paja, Pajitos, Pajillos, die aus der Havanna kommen und von Nonnen verfertiget werden. Das Deckblatt ist das Blatt vom Mays oder Indischen Korne (Türkischen Weizen). Zur Füllung dienen zerrissene Havannablätter, die mit einem breiten Messer auf das Feinste und mehr als ein Mal geschnitten werden. Die Strohcigarren sind sehr dünn und zart, und die Enden mit einem Fädchen umbunden. In Spanien macht man sie nach, hauptsächlich zu Cadix, Alicante und Sevilla. Sie kommen auch zuweilen in Hamburg vor, jedoch nur als eine Seltenheit. — 3. Natürliche oder reine Cigarren, Cigarros puros, Puros. Bei diesen besteht die Decke aus einem gesunden Tabaksblatte oder geschnittenen Stücken desselben, ohne Löcher und Risse. Man nimmt zur Einlage kleine Blätter, zerrissene Blätter, auch Cigarrenabfälle. — 4. Havannacigarren, Cigarros Havanos, die besten Cigarren, die man hat, und die man in bessere und schlechtere Qualität unterscheidet. Die köstlichen Blätter von goldgelber Farbe, deren Rauch einen angenehmen Geruch verbreitet, wachsen auf der Insel Cuba. Von den damals fabrizirten Cigarren ist eine Auswahl ehemals gemacht worden, die für den König von Spanien bestimmt war, von denen er eine gewisse festgesetzte Anzahl an seine Staatsbeamten vertheilte, und wenn diese keine Liebhaber vom Rauchen waren, so kamen diese Cigarren durch mehrere Hände in den Handel, und wurden sehr theuer bezahlt, welches bei dem jetzigen Zustande Spaniens aufgehört hat. Die Blätter dieses Tabaks sind dunkelbraun oder schwarz, und je tiefer die Farbe ist, je stärker oder strenger ist ihr Geschmack, daher werden die schwärzesten von den Verächtern der schwachen Blätter am meisten geschätzt. Man unterscheidet hier noch die ächten Havanna-Cigarren (Legitimos) von den unächten. Zu den Ersteren rechnet man diejenigen, welche in Ha-

vanna selbst fabrizirt worden sind, und zu den unächten bloß die dafür ausgegebenen Cigarren, aber auch diejenigen, die außer der Havanna von Havannablättern gemacht werden. Obgleich die Havanna-Cigarren gesetzlich in der Havanna selbst fabrizirt werden müssen, und die Ausfuhr der Havannablätter, auch nach Spanien hin, auf das Strengste verboten ist, so werden doch fortdauernd große Quantitäten Havannablätter durch allerlei Mittel und Wege ausgeschwärzt und weit und breit verführt. Nordamerika kauft besonders viel von dieser Waare auf. Die auswärts von Havannablättern nachgemachten Cigarren stehen den ächten weit nach; denn in der Havanna nimmt man auserlesene zur gehörigen Reife gediehene Blätter, welche dann regelmäßig und so verarbeitet werden, daß sie ihre natürliche Kraft und Lieblichkeit beibehalten. Im Auslande dagegen nimmt man die Havannablätter so dazu, wie man sie findet, und durch das lange Nässen derselben geht der größte Theil von Kraft und Wohlgeschmack verloren. Auf der Insel Cuba ist zwar der Tabaksbau einem Jeden zu treiben erlaubt, der Pflanzer darf aber seine Blätter nicht selbst verarbeiten; er muß sie an die Gouvernementsbehörde in der Havanna abliefern, und erhält dafür eine nach Qualität und Umständen berechnete Bezahlung; ja der Beamte zwingt oft, um sich zu bereichern, und indem er verschiedene Einwendungen erhebt, den armen Pflanzer, für niedrige Preise seinen Tabak zu verkaufen, und so gewinnt jener das, was diesem für seine Mühe gebührt. Von den Beamten gehen die Blätter in die Hände der Neger, die solche für die Rechnung des Königs in Cigarren verarbeiten. Das Königliche Magazin (Estanco), wo die aufgekauften Blätter und die daraus fabrizirten Cigarren niedergelegt werden, soll das prachtvollste Gebäude in der Havanna seyn. Hier werden die Cigarren entweder auf der Stelle verkauft, auch die Ausfuhr derselben gegen Errichtung der Zoll-

gebühren verſtattet, oder ſie gehen an die Zollbehörde in Spanien, wo man ſie loſe und bei Pfunden zu verkaufen pflegt; ſonſt geſchieht der Verkauf in Kiſten (Caxas), die 2, 4 bis 8 Pfund halten. Die Länge und Dicke der Havanna-Cigarren iſt ſehr verſchieden. — 5) Eine Art ſoll beſonders groß und unvergleichlich ſeyn; ſie iſt im Beſitze der Geiſtlichen, welche die ſchönſten und auserleſenſten Blätter von den Pflanzern ihrer Kirchſpiele zum Geſchenke erhalten, und ſich dann ihre Cigarren ſelbſt verfertigen; man macht ſie in den Klöſtern. — 6) Eine andere ſehr beliebte Sorte, aber ganz dünn und für die Damen beſtimmt, ſind die Königin-Cigarren, Cigarros de la Reyna. — 7) Spaniſche oder Sevillaniſche Cigarren, Cigarros Sevillanos, Sevillanos; ſie werden in der Königlichen Fabrik zu Sevilla verfertiget, und bundweiſe verkauft, ein Bund (un atado de Cigarros) enthält 51 Stück. Man darf hierzu nur Virginiſche Blätter nehmen; denn jedes andere Blatt iſt in Spanien Contrebande. Man unterſcheidet die Havanna- und Sevilla-Cigarren auch dadurch, daß das Deckblatt der Havanna-Cigarren von der Rechten zur Linken, das der Sevillaniſchen dagegen von der Linken zur Rechten gewunden iſt. Es ſoll aber heimliche Fabrikanten in Spanien geben, welche das Winden auf Havannaart ſehr gut verſtehen. Man macht in Alicante und Sevilla geſetzwidrig Havanna-Cigarren nach, entweder aus eingeſchmuggelten Havanna-, oder aus Marokkaniſchen Blättern (Tabaco moruno, ó de Marruecos), deren Einfuhr ebenfalls dem Verbote unterworfen iſt. — 8) Amerikaniſche Cigarren werden diejenigen Cigarren genannt, welche außer der Havanna in Amerika, nämlich in Caracas, Buenos Ayres, Portorico ꝛc., fabrizirt werden. Im engern Sinne hat man in Hamburg die von Philadelphia und New-York darunter verſtanden. Sie ſind alle von verſchiedener Größe, Dicke und Güte,

keine derselben aber kommt, was die Letztere betrifft, den ächten Havanna-Cigarren nahe.

Das Nachmachen der Cigarren in Deutschland geschah zuerst in Hamburg im Jahre 1788, wo der Tabaksfabrikant H. H. Schlottmann Cigarren zu rollen anfing, da er bei einem frühern Aufenthalte in Spanien die Behandlungsweise kennen gelernt hatte. Anfangs wollte sein Fabrikat keine Käufer finden, und er mußte es wegschenken, da man es einmal gewohnt war, sie bloß als Geschenke anzunehmen. Als späterhin mehrere Schiffe aus Amerika Cigarren mitbrachten, und diese in Parthien verkauft wurden, ging es bald besser mit seinem Unternehmen und dem Vertriebe seiner Waare; denn schon in den Jahren 1796 und 1797 fing das Cigarrenrauchen in Hamburg Mode zu werden an. Auch war der genannte Cigarrenfabrikant in Hamburg nicht mehr der einzige; es hatten sich schon mehrere derselben, sowohl in Hamburg, als auch in Altona etablirt. Man schickte Kisten mit daselbst fabrizirten Cigarren nach Cuxhafen, um sie mit daselbst liegenden Amerikanischen Schiffen nach Hamburg zurückkommen, und den Liebhabern als ächte ausländische Waare antragen zu lassen, welches einige Male einen glücklichen Erfolg hatte, und zuletzt nicht mehr nöthig war. Schlottmann machte seine ersten Versuche mit sogenannten Lissabonschen Blättern von vortrefflicher Qualität. Ums Jahr 1795 verarbeitete man Cigarren aus Virginischen Blättern; nach diesen gebrauchte man, jedoch nur auf kurze Zeit, Louisiana-Blätter, woraus die schönsten und wohlschmeckendsten Cigarren hervorgingen; dann machte man auch allerlei Versuche mit Ungarischen, Ukräinischen und ähnlichen Blättern. In neuester Zeit fabrizirt man in Hamburg und Altona folgende Sorten: a) Aechte oder starke Havanna-Cigarren, Natur-Cigarren, wozu man die schönsten Havanna-Blätter ohne Näßung gebraucht, sie sind so, wie sie di-

Natur liefert, weggearbeitet. Einige befeuchten sie vorher mit warmen Wasser, und schlagen sie etwas in ein Tuch ein, welches jedoch nur mit solchen geschieht, denen man, durchs Pressen in Kisten, ein vierkantig plattes Ansehen geben will. Die Füllung ist ebenfalls Havanna. — b) Feine leichte oder ganze Havanna-Cigarren, bei welchen die Deckplatte und Einlage von Havanna ist. Das Blatt wird vorher einige Stunden in kaltes Wasser gelegt, ein Prozeß, der zuerst zufällig in Hamburg entdeckt worden ist. Viele Raucher, besonders außerhalb Hamburg, mögen keine starke Cigarren, oder können sie nicht vertragen, indem ihnen das darin enthaltene Oel widerlich ist, welches Widrige und Strenge durch das Waschen oder Wässern des Blattes verloren geht. Auch sollen die in kaltem Wasser gelegenen Cigarrenblätter besser brennen, und eine weiße Asche geben, die lange festsitzen bleibt. Nach dem Wässern kommen die Blätter in eine Presse; sie werden dann auf einem Tische ausgerippt und auseinandergelegt, zugeschnitten, mit der Füllung versehen, und zuletzt zwischen der Hand und dem Tische einzeln gerollt. Dasselbe Verfahren, nur mit Ausnahme des Wässerns, findet bei den Cigarren im Allgemeinen Statt. — c) Kanastercigarren, wozu man zur Füllung schönen reinen Kanaster nimmt, zur Decke ein ausgesuchtes unverletztes Kanasterblatt, das bei seinem natürlichen angenehmen Geruche des Wässerns nicht bedarf. Da aber vollkommene Kanasterblätter nur sehr einzeln und mit Mühe auszusuchen sind, so wird meistens ein feines dazu passendes Virginisches Blatt zur Decke genommen.—d) Mittel-Havanna-Cigarren. Die Füllung ist von Havanna, das Deckblatt von Virginischen und anderen guten Amerikanischen Blättern. — e) Unächte Havanna-Cigarren. Die Füllung ist Havanna, die Decke ein Virginisches Blatt, welches mit Syrub, Wachholderbeeren und

andern Zuthaten präparirt wird, um dem Cigarro das Ansehen und den Geschmack von Havanna mitzutheilen. — f) Ordinaire Cigarren, Amerikanische Cigarren, Virginische Cigarren, Spanische Cigarren. Die Füllung ist von allerlei guten und schlechten Tabaksorten. Zur Decke nimmt man ordinaire Virginische, Maryländische und andere gemeine Blätter. Schlechter sind die von Deutschem Tabake innen und außen. Man liefert auch Cigarren von Petum ꝛc., und so geringe, daß der Preis von zwei Schillingen oder einem Groschen per Dutzend immer noch als ein zu hoher Preis genannt werden kann. — g) Posen-Cigarren, Stroh-Cigarren, eine Erfindung der Hamburgischen Fabrikanten. Das obere Ende ist mit einem ins Blatt gekleisterten Mundstücke von einer dazu geschnittenen dünnen Federspule versehen. Der Körper kann von allen oben beschriebenen Arten seyn. Gemeiniglich ist es eine schlechte oder Amerikanische Sorte, und weil nur geringe Leute an diesem Spielwerke Behagen finden, so haben sie Eingang gefunden. Die Herumträger verkaufen Posencigarren zwei Stück für einen Schilling. — Liebhaber von parfümirten Cigarren thun dieses Zweckes wegen Vanille in ihre Büchse; indessen hat der Betrug auch Mittel gefunden, stinkende Cigarren einigermaßen zu maskiren. Cigarrensaucen werden selten gebraucht, und wenn es geschieht, doch nur, um den schlechten Geschmack einiger Cigarren zu verbessern. — Ostindische Cigarren und St. Thomas-Cigarren sind mißbräuchlich eingeführte Benennungen von Amerikanischen Cigarren. Jene kommen zwar aus Amerika, aber aus einer ganz anderen Gegend, und werden auf Englisch Cheroots und auf Französisch Cheroutes genannt. Sie sind lang, dick, und an ihren beiden abgestumpften Enden mit einem Faden umbunden; und da sie sich dadurch von den übrigen Amerikanischen Cigarren unterscheiden, so hat man

ſie für Oſtindiſche ausgegeben. Der Tabak iſt mager und meiſtens ein leichter Maryländiſcher. Zuweilen findet man, zur Würzung des Geſchmacks, Senfkörner darin. Sie werden nicht aus freier Hand, ſondern um einen Draht gerollt, daher ſoll es auch kommen, daß ſo wenige von dieſen Cigarren nicht zu rauchen ſind, weil ſie keine Luft haben. Man fabrizirt ſie auch in Frankreich, wo man der leichtern Waare den Vorzug giebt. Auch in Hamburg hat man ſie nachgemacht. Die St. Thomas-Cigarren haben bloß einen eingebildeten Namen, und mit der Inſel St. Thomas nichts zu ſchaffen, obgleich ſie auf den Märkten daſelbſt verkauft werden; denn man holt die Cigarren von den nächſtgelegenen Ländern dahin, weil viele Schiffe daſelbſt anlanden, und die Schiffer kaufen ſie auf, um ſie als St. Thomas-Cigarren nach Europa und anderweitig hin zu führen. — Die Preiſe der in Hamburg, Altona ꝛc. fabrizirten Cigarren richten ſich nach der Qualität der oben genannten Sorten. Ausgeſuchte Waare bis 45 Mark per Kiſte, gemeine Waare 10, 12 bis 15 Mark; Mittelpreiſe 22 bis 30 Mark. Doch können dieſe hier angeführten Preiſe nicht als Norm gelten, indem dieſes auf die eingekauften Tabake ankommt. Eine Kiſte Hamburger Cigarren ſoll gerade 1000 Stück halten; jetzt hält ſie nur ſelten dieſe volle Anzahl, und läuft bald mehr, bald weniger zwiſchen 800 und 1000 Stück; halbe und Viertelkiſten nach Verhältniß. In Hamburg und Altona ſind die Eigenthümer von Cigarrenfabriken größtentheils Chriſten, dagegen beſteht der größte Theil ihrer Arbeiter aus Juden. Viele Chriſten und Juden fabriciren auch bloß im Kleinen und Verborgenen. Auch in Bremen werden Cigarren fabricirt, und jetzt fabricirt man ſie in den Tabaksfabriken vieler Städte Deutſchlands. Schon zu Anfange dieſes Jahrhunderts lieferten die Fabriken in Hamburg und Altona wöchentlich wenigſtens 500 Kiſten. — In Deutſchland zieht man

gewöhnlich die hellgelben Cigarren den dunklen schwarzbraunen vor. Es giebt Cigarren, die von außen ein gutes Blatt zeigen, aber inwendig eine schlechte Füllung von verdorbenem Tabake haben. Diesen Betrug entdeckt man, wenn man die Cigarren auseinander blättert. Cigarren, welche auf der Oberfläche Risse und Löcher haben, sind schlecht. Man gewahrt auch oft kleine Flecken oder Punkte auf den Tabaksblättern, und nennt sie Hagelstellen, Hagelschläge, Sprossen, auf Spanisch Mataduras. Man hält diese Flecken für eine entweder durch Nachtfrost, oder durch Insektenstiche oder sonst verursachte Krankheit. Das Blatt kann von diesen Stellen aus leicht verderben. Man will sie als Anzeichen eines besonders reifen Blattes halten, und dann sollen sie Vorzüge im Geschmacke anzeigen; sie werden übrigens, wenn sie recht hervortreten und nicht sparsam auf den Cigarren erscheinen, für eine Schönheit gehalten; man hat daher auch versucht, dergleichen Flecken durch die Kunst den Cigarren mitzutheilen. Oft besteht auch die Oberlage einer Kiste aus geperlten Cigarren.— Das Cigarrenrauchen hat mehrere davon abhängige Artikel des Erwerbs zum Vorscheine gebracht. Dahin gehören die in Hamburg und Altona von Tischlern verfertigten Cigarrenkisten. Sie machen solche aus alten Havannakisten, Cedernholz und Zuckerkistenholz; leidet die Waare den Aufschlag nicht, so nehmen sie gemeines, röthlich gebeitztes Holz. Cigarrenmundstücke macht man von Silber, Bernstein, Elfenbein, Glas, Horn ꝛc.; im Allgemeinen raucht man aber die Cigarren lieber ohne Mundstück. Cigarrenbüchsen von Silber, lackirtem Bleche, plattirt, Leder, Papiermaché ꝛc. Durch die Einführung der Cigarren haben die thönernen Pfeifenfabriken, die Horndrechsler, wegen der Pfeifenröhre und Abgüsse, und auch die Fabrikanten und Händler mit Meerschaum-, hölzernen und Porzellanpfeifenköpfen sehr ver-

lern. — Die Werke über die Tabaksfabrikation, ſehe man oben, S. 95 u. f., nach.

Rauchtabake.

Dreikönigstabak, ſ. oben, S. 114 und S. 139.
Dreimohrentabak, ſ. daſ., S. 114 und 138 u. f.
Halbcanaſter, ſ. daſ., S. 132 und 133.
Canaſter in verſchiedenen Sorten, ſ. daſ., S. 130, 142.
Canaſter-Snizent, ſ. daſelbſt, S. 137.
Oronoko, ſ. daſ., S. 144.
Oſtende, ſ. daſ., S. 137.
Petit-Canaſter, ſ. daſ., S. 135 u. f.
Petum, Engliſcher, ſ. daſ., S. 139.
Portocarero, ſ. daſ., S. 135.
Portorico, ſ. daſ., S. 134 u. f. und S. 143.
Pürkly, ſ. daſ., S. 141.
Rollentabak, ſ. daſ., S. 145.
Schweden, ſ. daſ., S. 140.
Siegel, ſ. daſ., S. 136.
Stadthaus, Amſterdamer, ſ. daſ., S. 138.
— — , Londoner, ſ. daſ. S. 140.
Stadt-Leyden, ſ. daſ., S. 138.
Snizent, ſ. daſ., S. 133, 137 u. f. und 144.
Tabak, geſchnittener, ſ. daſ., S. 136.
Tabak, ordinairer, ſ. daſ., S. 125.
Varinas, ſ. daſ., S. 138 und S. 143.
Velde, van der, ſ. daſ., S. 140.
Virginiſcher und feiner Virginiſcher Tabak, ſ. daſ., S. 123 und S. 131 u. f.

Rauchtabaks-Surrogate.

Ampferblätter, ſ. Grindwurzelblätter.
Angelikablätter, ſ. oben, S. 148.
Bärentraubenblätter, ſ. daſelbſt.
Betonienblätter, ſ. daſ.
Eichenblätter, ſ. daſ.
Grindwurzel-, Ampferblätter, ſ. daſ.
Kartoffelblätter, ſ. daſ., S. 149.

Lindenblätter, ſ. oben, S. 149.
Roſenblätter, ſ. daſelbſt.
Runkelrübenblätter, ſ. daſ.
Sonnenblumenblätter, ſ. daſ.
Sumachblätter, ſ. daſ., S. 150.
Wachsbaumblätter, ſ. daſ., S. 149.
Walderdbeerblätter, ſ. daſ., S. 148.
Wallnußblätter, ſ. daſ., S. 149.
Weinlaubblätter, ſ. daſelbſt.

Schnupftabake.

Ambratabak, ſ. oben, S. 183.
Bergamott, ſ. daſelbſt, S. 173.
Bon-bon, ſ. daſ., S. 176.
Braſilientabak, ſ. daſ., S. 169.
Cedratabak, ſ. daſ., S. 182.
Dominico et Mops, ſ. daſ., S. 176.
Finissimo, Holländiſcher, ſ. daſ., S. 166.
Franc-Maçon, ſ. daſ., S. 176.
Gout, fein Pariſer, ſ. daſ., S. 164.
Grand-Cardinal, ſ. daſ., S. 174.
Maltheſer-Tabak, ſ. daſ., S. 183.
—, wohlriechender, ſ. daſelbſt.
Marino, ſ. daſ., S. 166.
Marocco, ſ. daſ., S. 164.
Moſchus-Tabak, ſ. daſ., S. 182.
Natürell, ſ. daſ., S. 167.
—, brauner, ſ. daſ., S. 168.
— finissimo, ſ. daſ., S. 167.
—, gelber, ſ. daſelbſt.
—, ſchwarzer, ſ. daſ., S. 168.
Nerolytabak, ſ. daſ., S. 182.
Pariſertabak, ſ. daſ., S. 163.
Pongibon, ſ. daſ., S. 182.
Radica carera, ſ. daſ., S. 175.
Rappé, Holländiſcher, in verſchiedenen Sorten, ſ. daſ., S. 165 und 172.

Rappé, Straßburger, ſ. oben, S. 169.
Sans Nom, ſ. daſ., S. 176.
St. Malo, ſ. daſ., S. 174.
St. Omer, Dünkirchner, in verſchiedenen Sorten, ſ. daſ., S. 162.
—, Straßburger, ſ. daſ., S. 163.
—, von Ungariſchen oder Virginiſchen Blättern, ſ. daſ., S. 170 u. f.
St. Vinzent, ſ. daſ., S. 167.
Sevilla, ſ. daſ., S. 175.
Son de Tonco, ſ. daſ., S. 176.
Spaniol de Dames, ſ. daſ., S. 175.
Tabak, Hagenauer, ſ. daſ., S. 174.
— d'Hannovre, ſ. daſ., S. 173.
—, Hannöverſcher, ſ. daſelbſt.
—, Italieniſcher, ſ. daſ., S. 184.
—, Landauer, ſ. daſ., S. 174.
—, Mainzer, ſ. daſ., S. 173.
—, Neapolitaniſcher, ſ. daſ., S. 181.
— d'Officier, ſ. daſ., S. 176.
—, parfümirter, ſ. daſ., S. 180 u. f.
— de Prince, ſ. daſ., S. 174.
—, nach Römiſcher Art parfümirt, ſ. daſ., S. 183.
— à la Rose, ſ. daſ., S. 177.
— (Schwaben-), ſ. daſ., S. 175.
—, nach Spaniſcher Art, ſ. daſ., S. 182.
—, Toskaniſcher, ſ. daſ., S. 184.
Tonco, ſ. daſ., S. 170.
—, gemeiner, ſ. daſelbſt.
—, wohlriechender, ſ. daſ., S. 174.
Violett, Tonko-Violett, ſ. daſ., S. 170.
Violett, fein, ſ. daſ., S. 168.
—, Straßburger, ſ. daſelbſt.
Weißen, Straßburger, ſ. daſ., S. 177.

Schnupftabaks-Surrogat.

Von Runkelrübenblätter, ſ. oben, S. 184.

Cigarren, Cigarros.

Cigarren (Amerikaniſche), ſ. oben, S. 190, 193.

— (Canaſter-), Kanaſtercigarren, ſ. daſelbſt, S. 192.

— (Damen-), ſ. daſ., S. 188.

— (Havanna-), ächte, ſ. oben, S. 188, unächte, ſ. daſ., S. 188 und S. 192, Mittel-Havanna-Cigarren, ſ. daſ., S. 192.

— (Königin-), ſ. daſ., S. 190.

— (Natur-), ſ. daſ., S. 191.

— (natürliche), ſ. daſ., S. 188.

— (ordinaire), ſ. daſ., S. 193.

— (Oſtindiſche), ſ. daſelbſt.

— (Papier-), ſ. daſ., S. 187.

— (Poſen-), ſ. daſ., S. 193.

— (Prieſter-), ſ. daſ., S. 190.

— (reine), ſ. daſ., S. 188.

— (St. Thomas-), ſ. daſ., S. 193, 194.

— (Sevillaniſche), ſ. daſ., S. 190.

— (Spaniſche), ſ. daſelbſt.

— (Stroh-), ſ. daſ., S. 188, 193.

— (Virginiſche), ſ. daſ., S. 193.

Tabaksfaß, Tabaksfäſſer, Fäſſer, worin ſowohl der Rauch-, als Schnupftabak gepackt wird; ſ. oben, unter Tabak, S. 90 u. f.

Tabaksferme, wird der Ort in den Tabaksfabriken genannt, wo man die Tabaksblätter der Fermentation oder Gährung ausſetzt; ſ. den folgenden Artikel.

Tabaksfermentation, die Gährung der Tabaksblätter; ſ. den folgenden Artikel.

Tabaksfermentirung. Das Fermentiren des Tabaks geſchieht, um die Güte der Tabaksblätter zu verbeſſern. Man bedient ſich dazu des Salzwaſſers, indem man in friſches Brunnenwaſſer ſo viel Küchenſal-

ſchüttet, daß die Auflöſung deſſelben das Waſſer ſo weit ſättiget, daß ein Ey darauf ſchwimmend erhalten werden kann. Unter dieſe Salzauflöſung miſcht man den achten Theil Weinhefen von den Weinhändlern, und ſprengt dann mit dieſem Waſſer die Tabaksblätter an, das heißt, man legt ſie lagenweiſe in ein Faß, beſprengt jede Lage mit dem erwähnten Salzwaſſer, tritt ſie feſt, thut den Deckel darauf, und beſchwert ihn gehörig. Nach ungefähr acht Tagen äußert ſich an der Einpreſſung eine Wärme; man macht dann mitten im Tabake ein Loch, läßt das Faß drei bis vier Tage lang offen, damit die Ausdünſtung Luft bekömmt, und die Erhitzung nachläßt; dann wird das Faß wieder verſtopft; ſ. auch oben unter Tabak, S. 85 u. f., u. S. 131. Die Fermentirung der Ungariſchen Blätter und Rippen geſchieht auf folgende Weiſe. Man miſcht auf den Centner Blätter ein Pfund Weinhefen und eine Metze Kochſalz zu einem Quarte Waſſer. Mit dieſer Benetzung werden die Ungariſchen Blätter in einem Faſſe feſtgetreten, wohl fermentirt und zu Pulver geſtoßen, nachher mit 2 Pfund Weinhefen, 1½ Pfund Tamarinden und 3 Quart Waſſer angefeuchtet, mit 2 Pfund Frankfurter Schwarz überſiebt, durchgearbeitet, und mit 1½ Quart Salzwaſſer, worin ½ Pfund Salmiak und 1 Pfund Weinſteinſalz aufgelöſet worden, angefeuchtet und geſiebt. Die Tamarinden waren bereits in Salzwaſſer gekocht.

Tabaksform, die Form zum Einſchlagen des Tabaks; ſ. oben, unter Tabaksfabrikation, S. 128.

Tabaksgeruch, ſowohl der eigentliche Geruch des Tabaks, als auch der ihm mitgetheilte durch Beitzen, Saucen ꝛc. Zu den mitgetheilten Gerüchen gehören diejenigen vom Thee, Kaffee, Zimmet, von Gewürznelken, der Vanille, den Lorbeerblättern, wohlriechenden Harzen, als vom Weihrauch, Storax ꝛc., beim Rauchtabake, auch zum Theil beim Schnupftabake, zu dem

noch Violenwurzel, Kalmuswurzel, Tonkobohnen, Rosenwasser, wohlriechende Oele ꝛc. hinzugesetzt werden, je nach den Sorten, die der Fabrikant in das Publikum gebracht hat, und die von demselben gut aufgenommen worden sind. S. den Art. Tabakshandel.

Tabaksgesellschaft, Tabakskompagnie, entweder eine Gesellschaft, welche nach gewissen Einlagen den Tabakshandel treibt, oder eine Gesellschaft, die sich an einem gewissen Orte einfindet, um Tabak zu rauchen und zu politisiren. Die Erstere hat einen Handelszweck, schießt ein gewisses Kapital zusammen, und treibt damit den Tabakshandel, indem sie entweder rohe unzubereitete Blätter von den Tabaksbauern einkauft, und sie wieder an die Tabaksfabrikanten verkauft, oder eine große Fabrik, sowohl in Rauch- als Schnupftabak selbst anlegt, und mit den fabrizirten Tabaken Handel treibt. Das Einschießen des Kapitals geschieht entweder nach einer gewissen festgesetzten Summe, die ein jeder Kompagnon zu erlegen hat, oder nach ungleich eingelegten Kapitalien, wonach dann der Gewinn oder Verlust berechnet wird. Man hat auch Aktien-Gesellschaften, die sowohl mit den unzubereiteten Blättern, als auch mit fabrizirten Tabaken Handel treiben. Dergleichen Gesellschaften errichten dann einen Tabakshandel oder eine Tabaksfabrik, ernennen einen Direktor, der das Geschäft mit den Handelsbedienten betreibt, und den Aktonairen jährlich von dessen Zustande Rechnung ablegt, die Zinsen zahlt, und die Dividende vertheilt. — Die Tabaksgesellschaften, welche des Rauchens wegen zusammen treten, um sich am Tabaksrauchen zu vergnügen, und um zu politisiren, waren vorzüglich im sechzehnten, siebzehnten, und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in mehreren Ländern üblich, als das Tabaksrauchen noch nicht so allgemein verbreitet war, als jetzt, und man, um dieses Genusses sich in Gesellschaft zu erfreuen, eigene Tabaksstuben, Ta-

bakshäuser, errichtete, worin man zusammen kam, um Tabak zu rauchen, Bier zu trinken, und zu politisiren; s. oben, unter Tabagie. Die merkwürdigste Tabaksgesellschaft war das vom Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten in Potsdam im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts gestiftete Tabaks-Kollegium, wozu dieser Monarch mitten in einem Bassin auf einer mit Werkstücken eingefaßten Insel ein Gebäude nach Holländischer Art von einem Stocke errichten ließ, welches Gebäude auch noch jetzt vorhanden, und auf Befehl unsers jetzigen Monarchen, Friedrich Wilhelms des Vierten, zum Andenken wieder neu restaurirt worden ist; aber nicht bloß in Potsdam, sondern auch in Berlin und Wusterhausen hatte der König in seinen Schlössern ein solches Tabakszimmer einrichten lassen. Der Zweck dieses Tabakskollegiums war anfangs, dem Monarchen nach seinen Geschäften zur Erholung zu dienen; da aber die dazu berufenen Mitglieder, die aus Ministern, Generälen, Räthen, Offizieren des Leibregiments, den Adjutanten des Monarchen, Gelehrten, Geistlichen, und solchen Personen bestanden, von denen man glaubte, daß sie zur Unterhaltung des Monarchen etwas beizutragen vermögend wären, nicht alle die Fähigkeiten besaßen, die zur Unterhaltung nöthig waren, besonders den Faden in historischen Erzählungen und in politischen Betrachtungen über den damaligen Zustand fortzuführen, so wurden dazu auch noch andere Gelehrte und geweckte Leute gezogen, wie Gundling, Graben zum Stein, Hackemann, Faßmann, Morgenstern, Ferrand, Bartholdi, Kornemann und Andere, worunter besonders Gundling, als Zeitungsreferent, sich auszeichnete, indem er die Zeitung vorlas und solche erklärte, besonders die historischen und geographischen Artikel, oder die an ihn gethanenen Fragen beantwortete, wobei es denn sehr oft etwas zu lachen gab, oder auch oft Gegenstände

ernstlich discutirt wurden, besonders gelehrte Sachen, weil solches den König belustigte. Da König Friedrich Wilhelm der Erste wie ein Vater unter seinen Kindern leben, und dadurch das Beispiel geben wollte, daß nur in Familien- und andern gesellschaftlichen Kreisen eine wahre Erholung zu suchen sey, so verbannte er alles steife Zeremoniel, jede überflüssige und lästige Pracht, so wie Alles, was das natürliche Vergnügen im gesellschaftlichen Umgange irgend stören oder unterbrechen konnte. In seiner Tabaksgesellschaft oder in seinem Tabakskollegium rauchte der König Tabak, und jeder Anwesende hatte die Freiheit, es zu thun. Deshalb wurde einem Jeden eine thönerne Tabakspfeife vorgelegt, und der Tabak stand in einem kleinen geflochtenen Körbchen auf dem Tische; auch waren einige kupferne Feuerpfännchen mit glimmendem Torfe vorhanden, woran jeder seine Pfeife anzünden konnte. Dann wurde einem jeden Mitgliede ein weißer Krug mit Ducksteiner oder Bornstädter Bier und ein Glas vorgesetzt, damit er sich selbst einschenken könne. Auch kalte Küche stand auf einem Nebentische, weil es nie warme Speisen gab. Zu dieser sogenannten kalten Küche gehörte gutes Brod, frische Horstbutter, und feiner Käse, davon ein Jeder, so wie von einem ebenfalls beständig vorhandenen derben Schinken oder Kalbsbraten, genießen konnte. Alle Königlichen Bedienten mußten hinausgehen; denn Niemand, der nicht zu den Mitgliedern oder eingeladenen Gästen gehörte, durfte im Zimmer bleiben, auch nicht hereinkommen, bis der König rief, oder dazu ein Zeichen gab, da oft wichtige Gegenstände darin abgehandelt wurden. Die damalige Pedanterey der meisten Gelehrten, ihre Aufgeblasenheit, ihre Gewohnheiten ꝛc. waren nicht geeignet, von den Wissenschaften eine vortheilhafte Meinung zu erhalten, besonders von denjenigen, die Gelegenheit zum Streite und zu Spöttereyen gaben, wie die Philosophie, daher kam es denn auch,

daß Männer, beſonders vom Militair, die damals den Wiſſenſchaften eben nicht hold waren, über ſie herzogen, und die ſchon vorher gefaßte Meinung noch mehr zu verbreiten ſuchten, daß die Wiſſenſchaften nur unnütze und thörichte Leute hervorbringe, die durch Narrheiten und Aberwitz mehr Nachtheil, als Vortheil in der menſchlichen Geſellſchaft ſtifteten; mithin wurden ſie auch in dem Tabakskollegium ein Gegenſtand des Spottes, und um dieſem auszuweichen, erhoben ſich Streite, wurden Witze gegenſeitig losgelaſſen, die dann immer zum Nachtheil der Gelehrſamkeit ausfielen, indem die eingeladenen Gelehrten, um ſich ein Anſehen in der Satyre zu geben, ſelbſt über ihre gelehrten Brüder herzogen und ſolche lächerlich zu machen ſuchten, wie z. B. Faßmann in ſeinem 1729 erſchienenen gelehrten Narren, worin er Gundling zu kränken ſuchte, und welche Schrift gerade die Grundſätze enthält, die man damals von wiſſenſchaftlichen Männern angenommen hatte, wenigſtens ergiebt ſich dieſes aus einem Theile des Titels *). Uebrigens ſtand es Jedem frei, ſeine Meinungen ohne Rückhalt zu äußern, nur mußte es in einem anſtändigen Tone geſchehen, ſo daß kein Aergerniß daran genommen werden konnte. Nach dem Muſter des Königlichen Tabakskollegiums wurden nun auch zu Berlin von Männern aus dem Mittelſtande und angeſehenen Bürgern dergleichen Geſellſchaften errichtet,

*) Dieſer lautet: Ganz natürliche Abbildung ſolcher Gelehrten, die da vermeynen, alle Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften verſchluckt zu haben, auch in dem Wahne ſtehen, daß ihres Gleichen nicht auf Erden zu finden, wannenhero ſie alle andere Menſchen gegen ſich verachten, einen unerträglichen Stolz und Hochmuth von ſich ſpüren laſſen, in der That aber doch ſelber ſo, wie ſie in ihrer Haut ſtekken, Ignoraten, Pedanten, ja Ertz-Fantaſten und tumme Symzel ſind, die von der wahren Gelehrſamkeit, womit die Weisheit verknüpft ſeyn muß, weit entfernt. Dergleichen Gelehrten zur guten Lehre und verhoffentlich daraus fließenden Beſſerung; andern aber, ſo ſich denen Studiis widmen, und noch Anfänger ſind, zur getreuen Warnung, auch ſonſt Jedermann zum Vergnügen geſchrieben. —

in welchen man sich bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier mit politischen und andern unterhaltenden Gesprächen die Zeit auf eine angenehme Art zu vertreiben suchte, wobei man das nachher so sehr eingerissene Spiel und andere, die Gesellschaft verderbende Dinge verwies. Auch in andern Städten der Preußischen Monarchie und in fremden Ländern fand man ähnliche Tabaksgesellschaften zu gleichen Zwecken. — Auch in Wien hatte sich im Jahre 1777 in einem gewissen Gasthofe einer der Vorstädte eine Tabaksgesellschaft gebildet, die eine Tabakspfeife machen ließ, vielleicht die Einzige in ihrer Art. Sie war 13 Fuß lang, wog 183 Pfund dortigen Gewichts, und der von Gyps zierlich gearbeitete Kopf hielt 10 Pfund Tabak. Aus dem Saftknopfe gingen fünf und zwanzig Türkische Röhre heraus, deren sich die Gesellschaft bediente, wenn sie vollzählig war. Die Pfeife hing mit sechs fingerdicken Schnüren in einem großen Zimmer, und derjenige, welcher das 25pfündige Mundstück im Munde führte, welches proportionirt zugespitzt war, war der Director der Gesellschaft, und commandirte zum Anziehen, Auswerfen oder Trinken aus einem großen Glase, welches vier Wiener Maaß Bier hielt. Der Tabaksbeutel hatte die Größe eines Hafersackes, und war von Leder. Dieser Spaß hatte die Gesellschaft schon an 200 Gulden gekostet, und die in Kupfer gestochene Pfeife fand einen so schnellen Abgang, daß sie bald vergriffen war. — In neuester Zeit hat man in andern Städten, auch in Berlin, auf Kaffeehäusern dergleichen Gesellschaftspfeifen machen lassen, nur in einem kleinern Maaßstabe, mit sechs bis acht Röhren, wobei der Kopf, zu dem die Röhre gehen, in der Mitte des Tisches angebracht worden. Aus diesen Röhren wurde gleichfalls nach einem Aufrufe zugleich angezogen.

Tabakshandel, Fr. Trafic, Negoce de Tabac, ist in neuester Zeit sehr wichtig geworden, und wird größ-

tentheils von den Fabriken aus betrieben, sowohl im Einzeln, wie im Ganzen, und wo dieses nicht von den Fabriken selbst geschieht, da halten diese sich große Kommissions-Lager; auch geben die meisten Fabriken ihre Rauch- und Schnupftabake in Kommission, so wie sie auch mit den Kaufleuten der Material- und Spezerey-Handlungen Rechnung halten, indem die Detailisten dieses Handelszweiges in den Städten einen bedeutenden Absatz mit Rauch- und Schnupftabak machen. Von fremden Tabaken kommen in den Handel: die Maryländischen, Virginischen und Karolina-Tabake aus Nordamerika, und aus dem übrigen Amerika der Brasilien- und Havannatabak. Der Maryländische unterscheidet sich in gelbe, goldgelbe, braune und farbige Blätter, von denen die Ersteren besser und gewöhnlich um ein Drittel theurer sind. Der braune und magere ist der geringste und wohlfeilste; von den farbigen Sorten hat man violetten, grünlichen, weiß- oder bleichbraunen. Die gelben Blätter dienen zur Fabrizirung des Marokkoschnupftabaks, die braunen zu verschiedenen mittelfeinen Rauchsorten. Diese Tabaksorte ist überhaupt stärker und pikanter, als der Virginische. Er wird im Norden und Osten von Europa seiner Güte wegen geschätzt. Er kommt in großen Gebinden von 1000 bis 2000 Pfund in den Handel. Der Virginische Tabak in schwarzbraunen Blättern wird besonders in den Gegenden um die Flüsse New-York und James am besten gewonnen. Der Letztere wird wieder in beste und Inferiorsorte unterschieden. In Europa unterscheidet man ihn in feinste Sorte oder Karottenwaare, in minderfetten und in Virginischen Rauchtabak, die geringste Sorte. Je dunkler die Farbe der Blätter ist, und je fetter sie sind, um so mehr schätzt man sie; denn man gebraucht diese Blätter zu St. Omer, Rappé und zu Dünkirchner und Straßburger Karotten; die magern und leichten

noch Violenwurzel, Kalmuswurzel, Tonkobohnen, Rosenwasser, wohlriechende Oele ꝛc. hinzugesetzt werden, je nach den Sorten, die der Fabrikant in das Publikum gebracht hat, und die von demselben gut aufgenommen worden sind. S. den Art. Tabakshandel.

Tabaksgesellschaft, Tabakskompagnie, entweder eine Gesellschaft, welche nach gewissen Einlagen den Tabakshandel treibt, oder eine Gesellschaft, die sich an einem gewissen Orte einfindet, um Tabak zu rauchen und zu politisiren. Die Erstere hat einen Handelszweck, schießt ein gewisses Kapital zusammen, und treibt damit den Tabakshandel, indem sie entweder rohe unzubereitete Blätter von den Tabaksbauern einkauft, und sie wieder an die Tabaksfabrikanten verkauft, oder eine große Fabrik, sowohl in Rauch- als Schnupftabak selbst anlegt, und mit den fabrizirten Tabaken Handel treibt. Das Einschießen des Kapitals geschieht entweder nach einer gewissen festgesetzten Summe, die ein jeder Kompagnon zu erlegen hat, oder nach ungleich eingelegten Kapitalien, wonach dann der Gewinn oder Verlust berechnet wird. Man hat auch Aktien-Gesellschaften, die sowohl mit den unzubereiteten Blättern, als auch mit fabrizirten Tabaken Handel treiben. Dergleichen Gesellschaften errichten dann einen Tabakshandel oder eine Tabaksfabrik, ernennen einen Direktor, der das Geschäft mit den Handelsbedienten betreibt, und den Aktonairen jährlich von dessen Zustande Rechnung ablegt, die Zinsen zahlt, und die Dividende vertheilt. — Die Tabaksgesellschaften, welche des Rauchens wegen zusammen treten, um sich am Tabaksrauchen zu vergnügen, und um zu politisiren, waren vorzüglich im sechzehnten, siebzehnten, und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in mehreren Ländern üblich, als das Tabaksrauchen noch nicht so allgemein verbreitet war, als jetzt, und man, um dieses Genusses sich in Gesellschaft zu erfreuen, eigene Tabaksstuben, T-

bakshäuser, errichtete, worin man zusammen kam, um Tabak zu rauchen, Bier zu trinken, und zu politisiren; s. oben, unter Tabagie. Die merkwürdigste Tabaksgesellschaft war das vom Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten in Potsdam im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts gestiftete Tabaks-Kollegium, wozu dieser Monarch mitten in einem Bassin auf einer mit Werkstücken eingefaßten Insel ein Gebäude nach Holländischer Art von einem Stocke errichten ließ, welches Gebäude auch noch jetzt vorhanden, und auf Befehl unsers jetzigen Monarchen, Friedrich Wilhelms des Vierten, zum Andenken wieder neu restaurirt worden ist; aber nicht bloß in Potsdam, sondern auch in Berlin und Wusterhausen hatte der König in seinen Schlössern ein solches Tabakszimmer einrichten lassen. Der Zweck dieses Tabakskollegiums war anfangs, dem Monarchen nach seinen Geschäften zur Erholung zu dienen; da aber die dazu berufenen Mitglieder, die aus Ministern, Generälen, Räthen, Offizieren des Leibregiments, den Adjutanten des Monarchen, Gelehrten, Geistlichen, und solchen Personen bestanden, von denen man glaubte, daß sie zur Unterhaltung des Monarchen etwas beizutragen vermögend wären, nicht alle die Fähigkeiten besaßen, die zur Unterhaltung nöthig waren, besonders den Faden in historischen Erzählungen und in politischen Betrachtungen über den damaligen Zustand fortzuführen, so wurden dazu auch noch andere Gelehrte und geweckte Leute gezogen, wie Gundling, Graben zum Stein, Hackemann, Faßmann, Morgenstern, Ferrand, Bartholdi, Kornemann und Andere, worunter besonders Gundling, als Zeitungsreferent, sich auszeichnete, indem er die Zeitung vorlas und solche erklärte, besonders die historischen und geographischen Artikel, oder die an ihn gethanenen Fragen beantwortete, wobei es denn sehr oft etwas zu lachen gab, oder auch oft Gegenstände

ernstlich discutirt wurden, besonders gelehrte Sachen, weil solches den König belustigte. Da König Friedrich Wilhelm der Erste wie ein Vater unter seinen Kindern leben, und dadurch das Beispiel geben wollte, daß nur in Familien- und andern gesellschaftlichen Kreisen eine wahre Erholung zu suchen sey, so verbannte er alles steife Zeremoniel, jede überflüssige und lästige Pracht, so wie Alles, was das natürliche Vergnügen im gesellschaftlichen Umgange irgend stören oder unterbrechen konnte. In seiner Tabaksgesellschaft oder in seinem Tabakskollegium rauchte der König Tabak, und jeder Anwesende hatte die Freiheit, es zu thun. Deshalb wurde einem Jeden eine thönerne Tabakspfeife vorgelegt, und der Tabak stand in einem kleinen geflochtenen Körbchen auf dem Tische; auch waren einige kupferne Feuerpfännchen mit glimmendem Torfe vorhanden, woran jeder seine Pfeife anzünden konnte. Dann wurde einem jeden Mitgliede ein weißer Krug mit Ducksteiner oder Bornstädter Bier und ein Glas vorgesetzt, damit er sich selbst einschenken könne. Auch kalte Küche stand auf einem Nebentische, weil es nie warme Speisen gab. Zu dieser sogenannten kalten Küche gehörte gutes Brod, frische Horstbutter, und feiner Käse, davon ein Jeder, so wie von einem ebenfalls beständig vorhandenen derben Schinken oder Kalbsbraten, genießen konnte. Alle Königlichen Bedienten mußten hinausgehen; denn Niemand, der nicht zu den Mitgliedern oder eingeladenen Gästen gehörte, durfte im Zimmer bleiben, auch nicht hereinkommen, bis der König rief, oder dazu ein Zeichen gab, da oft wichtige Gegenstände darin abgehandelt wurden. Die damalige Pedanterey der meisten Gelehrten, ihre Aufgeblasenheit, ihre Gewohnheiten ꝛc. waren nicht geeignet, von den Wissenschaften eine vortheilhafte Meinung zu erhalten, besonders von denjenigen, die Gelegenheit zum Streite und zu Spöttereyen gaben, wie die Philosophie, daher kam es den

daß Männer, besonders vom Militair, die damals den Wissenschaften eben nicht hold waren, über sie herzogen, und die schon vorher gefaßte Meinung noch mehr zu verbreiten suchten, daß die Wissenschaften nur unnütze und thörichte Leute hervorbringe, die durch Narrheiten und Aberwitz mehr Nachtheil, als Vortheil in der menschlichen Gesellschaft stifteten; mithin wurden sie auch in dem Tabakskollegium ein Gegenstand des Spottes, und um diesem auszuweichen, erhoben sich Streite, wurden Witze gegenseitig losgelassen, die dann immer zum Nachtheil der Gelehrsamkeit ausfielen, indem die eingeladenen Gelehrten, um sich ein Ansehen in der Satyre zu geben, selbst über ihre gelehrten Brüder herzogen und solche lächerlich zu machen suchten, wie z. B. Faßmann in seinem 1729 erschienenen gelehrten Narren, worin er Gundling zu kränken suchte, und welche Schrift gerade die Grundsätze enthält, die man damals von wissenschaftlichen Männern angenommen hatte, wenigstens ergiebt sich dieses aus einem Theile des Titels *). Uebrigens stand es Jedem frei, seine Meinungen ohne Rückhalt zu äußern, nur mußte es in einem anständigen Tone geschehen, so daß kein Aergerniß daran genommen werden konnte. Nach dem Muster des Königlichen Tabakskollegiums wurden nun auch zu Berlin von Männern aus dem Mittelstande und angesehenen Bürgern dergleichen Gesellschaften errichtet,

*) Dieser lautet: Ganz natürliche Abbildung solcher Gelehrten, die da vermeynen, alle Gelehrsamkeit und Wissenschaften verschluckt zu haben, auch in dem Wahne stehen, daß ihres Gleichen nicht auf Erden zu finden, wannenhero sie alle andere Menschen gegen sich verachten, einen unerträglichen Stolz und Hochmuth von sich spüren lassen, in der That aber doch selber so, wie sie in ihrer Haut stekken, Ignoraten, Pedanten, ja Erz-Fantasten und tumme Symzel sind, die von der wahren Gelehrsamkeit, womit die Weisheit verknüpft seyn muß, weit entfernt. Dergleichen Gelehrten zur guten Lehre und verhoffentlich daraus fließenden Besserung; andern aber, so sich denen Studiis widmen, und noch Anfänger sind, zur getreuen Warnung, auch sonst Jedermann zum Vergnügen geschrieben. —

in welchen man sich bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier mit politischen und andern unterhaltenden Gesprächen die Zeit auf eine angenehme Art zu vertreiben suchte, wobei man das nachher so sehr eingerissene Spiel und andere, die Gesellschaft verderbende Dinge verwies. Auch in andern Städten der Preußischen Monarchie und in fremden Ländern fand man ähnliche Tabaksgesellschaften zu gleichen Zwecken. — Auch in Wien hatte sich im Jahre 1777 in einem gewissen Gasthofe einer der Vorstädte eine Tabaksgesellschaft gebildet, die eine Tabakspfeife machen ließ, vielleicht die Einzige in ihrer Art. Sie war 13 Fuß lang, wog 183 Pfund dortigen Gewichts, und der von Gyps zierlich gearbeitete Kopf hielt 10 Pfund Tabak. Aus dem Saftknopfe gingen fünf und zwanzig Türkische Röhre heraus, deren sich die Gesellschaft bediente, wenn sie vollzählig war. Die Pfeife hing mit sechs fingerdicken Schnüren in einem großen Zimmer, und derjenige, welcher das 25pfündige Mundstück im Munde führte, welches proportionirt zugespitzt war, war der Director der Gesellschaft, und commandirte zum Anziehen, Auswerfen oder Trinken aus einem großen Glase, welches vier Wiener Maaß Bier hielt. Der Tabaksbeutel hatte die Größe eines Hafersackes, und war von Leder. Dieser Spaß hatte die Gesellschaft schon an 200 Gulden gekostet, und die in Kupfer gestochene Pfeife fand einen so schnellen Abgang, daß sie bald vergriffen war. — In neuester Zeit hat man in andern Städten, auch in Berlin, auf Kaffeehäusern dergleichen Gesellschaftspfeifen machen lassen, nur in einem kleinern Maaßstabe, mit sechs bis acht Röhren, wobei der Kopf, zu dem die Röhre gehen, in der Mitte des Tisches angebracht worden. Aus diesen Röhren wurde gleichfalls nach einem Aufrufe zugleich angezogen.

Tabakshandel, Fr. Trafic, Negoce de Taba in neuester Zeit sehr wichtig geworden, und wird

tentheils von den Fabriken aus betrieben, sowohl im Einzeln, wie im Ganzen, und wo dieses nicht von den Fabriken selbst geschieht, da halten diese sich große Kommissions-Lager; auch geben die meisten Fabriken ihre Rauch- und Schnupftabake in Kommission, so wie sie auch mit den Kaufleuten der Material- und Spezerey-Handlungen Rechnung halten, indem die Detailliſten dieses Handelszweiges in den Städten einen bedeutenden Absatz mit Rauch- und Schnupftabak machen. Von fremden Tabaken kommen in den Handel: die Maryländiſchen, Virginiſchen und Karolina-Tabake aus Nordamerika, und aus dem übrigen Amerika der Braſilien- und Havannatabak. Der Maryländiſche unterſcheidet ſich in gelbe, goldgelbe, braune und farbige Blätter, von denen die Erſteren beſſer und gewöhnlich um ein Drittel theurer ſind. Der braune und magere iſt der geringſte und wohlfeilſte; von den farbigen Sorten hat man violetten, grünlichen, weiß- oder bleichbraunen. Die gelben Blätter dienen zur Fabrizirung des Marokkoſchnupftabaks, die braunen zu verſchiedenen mittelfeinen Rauchſorten. Dieſe Tabaksſorte iſt überhaupt ſtärker und pikanter, als der Virginiſche. Er wird im Norden und Oſten von Europa ſeiner Güte wegen geſchätzt. Er kommt in großen Gebinden von 1000 bis 2000 Pfund in den Handel. Der Virginiſche Tabak in ſchwarzbraunen Blättern wird beſonders in den Gegenden um die Flüſſe New-York und James am beſten gewonnen. Der Letztere wird wieder in beſte und Inferiorſorte unterſchieden. In Europa unterſcheidet man ihn in feinſte Sorte oder Karottenwaare, in minderfetten und in Virginiſchen Rauchtabak, die geringſte Sorte. Je dunkler die Farbe der Blätter iſt, und je fetter ſie ſind, um ſo mehr ſchätzt man ſie; denn man gebraucht dieſe Blätter zu St. Omer, Rappé und zu Dünkirchner und Straßburger Karotten; die magern und leichten

werden zu Suizent, Virginia und mehreren Rauchtabaksſorten verſponnen. Wenn der Maryländiſche und Virginiſche Tabak hoch im Preiſe ſtehen, ſo nimmt man dafür oft Deutſche Tabaksſorten, beſonders von demjenigen, der um Nürnberg herum wächſt, und dem Maryländiſchen am nächſten kommt; dann thut es auch der beſte Slawoniſche und Ungariſche, wenn von Rappé und Karotten in unſern Tabaksfabriken die Rede iſt. Der Virginiſche Tabak kommt in Fäſſern von 1000 Pfund und darüber zum Handel. Noch jetzt ſollen jährlich aus Virginien und Maryland über 100,000 Fäſſer Tabak ausgehen, obgleich in vielen Ländern, hauptſächlich in den Deutſchen Staaten, in neueſter Zeit der Tabaksbau ſtark betrieben wird, und man ſich alle Mühe giebt, durch Beitzen oder Saucen auch die inländiſchen Tabake ſchmackhaft und preiswürdig zu machen, ſo daß ſie einigermaaßen mit den Amerikaniſchen concurriren können, und dieſes gelingt auch immer mehr, beſonders da man die fremden Tabake hier durch ihren Anbau heimiſch zu machen ſucht. Der feinſte Tabak kommt aus der Süd-Amerikaniſchen Stadt Varinas, weshalb man auch dieſe Tabaksſorte Varinas nennt. Der wahre Varinas wird nicht roh, ſondern ſchon völlig zubereitet und geſponnen in Körben von geſpaltenem Rohre nach Europa gebracht, und von dem Spaniſchen Worte Canasta, ein Korb, hat er auch den Namen Kanaſter erhalten. In jedem Korbe befinden ſich fünf bis ſieben Rollen Tabak von verſchiedener Güte. Der Braſilien-Tabak kommt in Rollen von hundert und mehreren Pfunden am Gewichte enthaltend, entweder in ledernen Säcken von 500 Pfund, oder auch in Fäſſern in den Handel, und zwar die beſte Sorte (Legitima) über Portugal, und die Curaſſaoſorte, welche die Holländer liefern; in dieſe beiden Sorten unterſchieden, kommt er in Hamburg vor. Der gute muß einen angenehmen Geruch und

eine gelbbraune Farbe haben. Dieſe Sorte geht ſtark nach manchen Gegenden von Oberdeutſchland, nach Italien, nach der Afrikaniſchen Küſte ꝛc. Die Zubereitung des Braſilientabakes wird, vor dem Verſpinnen, mit einer Brühe aus Seewaſſer, den Blättern und Früchten des weißen Braſilienholzes, Zimmet und Syrub, vorgenommen. — Die Havannablätter, welche auf der Inſel Cuba erzeugt werden, zeichnen ſich vorzüglich durch Feinheit aus; ſie ſind gelb, und kommen in Ochſenhäuten oder in ledernen Säcken von 400 bis 500 Pfund über Cadix nach Europa. Man bereitet daraus den Cusko-, Sevilla- und Havannatabak; auch in Kanaſter oder Varinas-Rauchtabak werden ſie zugerichtet und geſponnen uns überbracht. — Den Portorikotabak erhält man von der Inſel Portoriko in Rollen von 10, 15 und mehreren Pfunden über Kopenhagen, Hamburg und Bremen. Es giebt davon vier Sorten (prima, secunda, tertia und quarta). Auch der Karolinatabak iſt eine gute Sorte, wie der Martiniktabak, welcher ſchon eine Beitze erhalten hat, und in langen ſchmalen, mit Leinwand umwundenen Rollen zu uns gebracht wird. Der Louiſianatabak iſt dem Martiniktabak ähnlich. — Der Levantiſche Blatttabak, hochgelb von Farbe, der aus Salonichi kommt, geht ſtark nach Italien, hauptſächlich nach Venedig und Genua, und wird in kleinen Ballen von 150 Pfunden mit einer anſehnlichen Thara verkauft. Außer dieſem Tabake hat man noch die berühmten Türkiſchen Tabaksſorten, welche die Namen Petrich und Jenidgen führen; man hat ſie von braungelben und lichtgelben Blättern; ſie berauſchen leicht, und haben einen angenehmen Geruch. Dann komen hier noch vor: die Sorten von Kirmalu, Kirdſchali, Kitzil-Deli, Moria-Bache, Ouzun-Tabak, Rumeli-Tutun, Dizi-Tutun, Aba-Tutun und Boktſcha-Tutun. — Unter den Europäiſchen Tabaksſorten kom-

men im Handel beſonders die Holländiſchen als vorzüglich empfohlen vor, und von dieſen der Amersfoorter, der Nykerker und der Gelderuſche. Der letzte Tabak theilt ſich in Beſtgut, Sandgut und Erdgut. Da man in Holland bloß großblättrige Tabake bauet, die Felder dazu düngt, und mit aller Sorgfalt behandelt, und mit dieſer Behandlung auch nach der Erndte fortfährt, ſo ſind dieſe Tabaksblätter auch fett, und werden vorzüglich zu Schnupftabaken verarbeitet. Die Holländiſchen Tabake gehen nach Frankreich, Deutſchland, nach dem Norden von Europa ꝛc. Die große Tabaksconcurrenz, die in neuern Zeiten eingetreten iſt, hat auch dem Holländiſchen Tabakshandel geſchadet; denn die ſonſt ſtarke Tabakspflanzungen in den Provinzen Utrecht und Geldern haben abgenommen. Nach den Holländiſchen Tabaken kommen die in den Oeſterreichiſchen Staaten, in Ungarn, Slavonien, Croatien und Gallicien gebaueten Tabake in dem Handel vor. Noch vor dem Wiener Frieden, 1809, ſchätzte man die geſammte Tabakserzeugung in der ganzen Monarchie auf 6—700,000 Centner; Slavonien und Croatien ſandten allein jährlich über 50,000 Centner außer Landes, und Ungarn führte von dieſem Artikel jährlich für mehr als eine Million Gulden aus, und verſorgt damit nicht nur die übrigen Oeſterreichiſchen Staaten, die keinen, oder doch nur ſehr wenig Tabaksbau haben, ſondern auch zum Theil Deutſchland, Holland und Italien. Den ſtärkſten Tabaksbau hat Ungarn bei Gyarmath und Palanka in der Großhonter Geſpannſchaft, bei St. Gotthard und Janoſchaza im Eiſenburger Komitat, in welcher Gegend der beſte von dem, der im ganzen Kreiſe jenſeits der Donau gebauet wird; ferner bei Debree in der Heweſcher Geſpannſchaft, im ehemaligen Temeswarer Bannat; bei Dioſſegg in der Biharer Geſpannſchaft, ſowohl der hier gewonnene Tabak, als auch derjenige bei Debree, werden hauptſächlich zu Schnu-

tabaken verarbeitet; dann kommen auch die Tabake von Hapar und Jant im Tollner Komitat, wie auch um Klein-Manock und Izmeny vor. Der Fünfkirchner iſt eine gute Sorte, die dem Debrecziner nichts nachgiebt; noch beſſer iſt der langblättrige von der Inſel Czakatura. Der Palanker Tabak ſteht dem Debrecziner nach, und dieſer wieder dem Debreer. Der Ungariſche Tabak iſt bräunlich oder ſchwarz von Farbe, ſchön fett, und hat einen guten Geruch. Der in Slavonien in der Poſeganer Geſpannſchaft gewonnene Tabak gleicht ſo ziemlich dem Türkiſchen, und ſoll auch aus Samen gezogen werden, den man aus der Türkey zum Anbaue dieſes Tabaks hat kommen laſſen; er wird in großer Menge gebauet, geht in Güte dem Ungariſchen und Kroatiſchen weit vor, und giebt gute Rauch- und Schnupftabaksſorten. Er geht in großer Menge nach Italien, man rechnet jährlich auf 50—60,000 Centner. Die Preiſe dieſes Tabaks variiren ſehr. Der Mittelpreis im Lande iſt bei guter Erndte aus der erſten Hand 6 bis 8 Fl., in Fiume und Trieſt 12 Fl., in Wien 10 bis 11 Fl., das heißt, der Krämer Centner überall im Lande. Die Hauptmärkte, ſowohl für die Ungariſchen, als auch für die Slavoniſchen Blätter fallen im December, zu welcher Zeit die Preiſe dieſer Waare fürs ganze Jahr ſich beſtimmen. — In Rußland kommt der Podoliſche und Ukrainiſche Tabak vor. Der Erſtere iſt nicht ſo dunkelbraun von Farbe, als die Ungariſchen und Slavoniſchen Sorten, und auch nicht ſo fett; auch hat er einen ſchlechten Geruch. Der Ukrainiſche giebt in der Beſchaffenheit, wenn er ordentlich und mit Fleiß gebrackt worden iſt, dem Ungariſchen nicht viel nach. Man hat davon zwei Hauptſorten, den Titun, welcher zum Rauchtabake taugt, und den Bakun, welcher guten Schnupftabak giebt. Man unterſcheidet ferner dieſe Landesart in Saratowſchen, Virginiſchen und Amersfoorter. Die beiden Letzteren ſind aus Nordamerikani-

schem und Holländischem Samen aufgebracht. Der Ukrainische Tabak kommt aus Petersburg und Riga. Der Polnische Tabak ist nur von geringer Güte. — Von Französischen Tabaken kommt der in Flandern und Elsaß gebauete und zu Karotten verarbeitete, theils gemahlen und zu Rappé gestampft, vor. — Von Deutschen Tabaksarten kommen vor: der Nürnberger, Erlanger, Bremer und Westphälische Tabak, als die besten Sorten; dann der Hanauer, oder vielmehr Hessische, und der Pfälzer Tabak, als etwas weniger gut, wie die vorhergehenden Sorten; ferner der Märkische, Pommersche, Schlesische, Sächsische (Leipziger), Anhalter, Mecklenburgische ꝛc. Tabak. In der Gegend von Nürnberg wird seit einigen Jahren sogenannter Deutscher Virginischer Tabak gebauet, der Absatz findet; er führt auch den Namen Asiatischer Tabak, und man bauet ihn in Menge an der Weser. Deutschland liefert daher eine Menge Tabaksblätter in den Handel und von verschiedener Güte. Die meisten Blätter gehen nach Bremen, Hamburg, Holland ꝛc. Von den in den Preussischen Staaten gewonnenen Tabaksblättern, besonders in der Mark, Pommern und in Schlesien, gehen viele nach dem Norden. — Die Holländer und Hamburger wurden immer als die geschicktesten Tabaksfabrikanten und Tabakshändler angesehen; indessen finden sie jetzt auch in andern, namentlich Deutschen, Staaten ihre Concurrenten, denen es auch nicht an Geschicklichkeit fehlt, sowohl den Tabak zu saueiren, als ihm eine gefällige und anpreisende Vignette zu geben, und dieses sowohl dem Rauch- als auch dem Schnupftabake. — Außer den Tabaksblättern, die in den Handel im Großen geliefert und von den Tabaksfabrikanten gekauft werden, kommen aus den Tabaksfabriken wieder die eingeschlagenen Tabake, sowohl Rauch- als Schnupftabake, die Stangen- und Rollentabake oder Kanaster, die Schnupftabake in Fässern in den Detailhandel, s

in die eigends dazu eingerichteten Tabakshandlungen, als auch in die Material- und Specerey-Handlungen; ſ. oben, und unter Tabaksfabrik. — Die Kennzeichen von der Güte des Rauchtabaks im Handel ſind ſowohl dem Verkäufer, als Käufer wichtig, weil es ſo vielen ſchlechten, ungeſunden, mit ſchädlichen Stoffen gebeitzten und gefärbten Tabak giebt. Es ſind folgende: Bei gutem Tabake muß die Farbe durchaus gleichförmig, entweder gleichförmig braun, oder gleichförmig gelb ſeyn, je nach der Sorte des Tabaks. Portoriko und die Kanaſterſorten haben eine braune Farbe. Maryland iſt von Natur gelb oder hellbraun. Die ſchwefelgelbe Farbe taugt in der Regel nichts, eben ſo die röthliche und die ſchwarze Farbe. Die zu auffallend gelbe Farbe zeigt meiſtens von angewandtem Schwefel, wo nicht gar von Operment, einer Verbindung des Arſeniks mit Schwefel; die röthliche entweder von Spießglanzſchwefel, oder von Ocher, oder von rother Mennige; die ſchwarze von Eiſenvitriol. Die künſtliche Farbe kann ſchon dadurch erkannt werden, wenn der Tabak mit einem weißen Tuche gerieben wird, weil ſich dann die Farbe daran hängt. Auch in den Paqueten zeigen ſich meiſtens Spuren ſolcher Farbe. Beim Anzünden und Brennen darf der Tabak nicht kniſtern, oder wohl gar, wie Schießpulver, Funken von ſich geben; er muß vielmehr gleichförmig fortbrennen. Das Kniſtern zeigt von zu viel angewandtem Salpeter oder von zu viel Kochſalz, zu viel Potaſche ꝛc. Beſonders ſchädlich iſt das flüchtige Laugenſalz (Ammoniak), deſſen ſich manche Fabrikanten ſtatt anderer Salze bedienen, um dem Tabake die Eigenſchaft eines ſtärkern Reizes zu geben. Guter Tabak darf keinen Ekel, keine Uebelkeit und keine Angſt erregen, und muß einen reinen Tabaksgeruch haben, beſonders auch beim Rauchen angenehm und etwas ſcharf riechen. Weder beim Rauchen, noch beim Kauen darf er auf die Zunge fallen; er darf keine Bitterkeit hinterlaſſen, und

die Kehle nicht gleichſam zuſammen ſchnüren; aber auch keine unangenehme Schärfe haben, welche Zunge, Bruſt und Lunge angreift; um ſo beſſer iſt der Tabak, je feiner, weißer und leichter die Aſche iſt, welche er beim Verbrennen zurückläßt. Dieſes beweiſet auch hauptſächlich, daß die Blätter reif geweſen ſind. Der Rauch des Tabaks darf nicht kreideweiß, nicht ſchwarz und nicht rußig ſeyn, ſondern ſtark bläulichweiß; auch darf er nicht zu Thränen reizen. Der Schnitt des Tabaks, ob fein, oder grob, ändert nichts an der Qualität deſſelben; nur brennt zart geſchnittener Tabak ſchneller weg, als grob geſchnittener, wenn man gleich glauben ſollte, daß dafür das Volumen des Erſtern um ſo größer ſey, und alſo auch feſter in die Pfeife ſich ſtopfen laſſe; allein die dünnen Fäden zünden leichter und brennen ſchneller ab, als der grob geſchnittene Tabak, der länger dem Abbrennen widerſteht. Der ſogenannte Blaatjes (Blättchen) iſt quadratförmig geſchnitten und brennt langſam. Man kann zwar dem Tabake durch Anfeuchtung mit Roſenwaſſer, Honigwaſſer ꝛc. das ſchnelle Brennen benehmen; allein man thut es nicht gern, weil er dadurch ſeinen eigenthümlichen Geruch und Geſchmack verliert. Ausgerippter Tabak iſt leichter im Rauchen, als derjenige mit Rippen, und fällt weniger auf die Zunge. Raucher, die etwas Piquantes auf der Zunge wollen, ziehen den Tabak mit Rippen vor.—Der Varinaskanaſter wird für den beſten Tabak ausgegeben, und dieſes wegen ſeines angenehmen Geſchmacks und feinen Geruchs; er iſt aber hitzig und greift die Nerven an, auch ſteht er am Höchſten im Preiſe. Starke Raucher ſollen ihn nur mäßig genießen, das heißt, von Zeit zu Zeit eine Pfeife davon rauchen, und dazwiſchen leichtere Sorten. Der von den Gebrüdern Wechsler in Ulm erfundene ſogenannte Haytikanaſter wird als ein vorzüglicher Tabak empfohlen, der mit einem feinen Geſchmack einen feinen Geruch verbindet, und den Rauchern ſehr wohl bekomm

Tabak zermalmen. Der zermalmte oder zerkleinerte Tabak wird dann durchgeſiebt, und was übrig bleibt, durch wiederholtes Stampfen klein gemacht.

Tabakshängen, werden in den Tabakstrockenhäuſern die Latten und Stricke genannt, worauf die Tabaksblätter aufgehängt werden; ſ. oben, unter Tabak und Tabaksbau.

Tabakshaus, Tabakstrockenhaus, ein Haus oder eine Scheune, worin der Tabak, wie er vom Felde oder aus den Tabakspflanzungen kommt, getrocknet wird; ſ. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 91.

Tabakskäſtchen, ein vom Tiſchler verfertigtes Käſtchen von Mahagony-, Nußbaum-, Birken-, Zuckerkiſten- ꝛc. Holz, welches theils natürlich gelaſſen, nur gebeitzt und polirt, theils mit andern Hölzern, wie Buchsbaum-, Schwarzeben-, Fernambuk-, Cedern- ꝛc. Holz ausgelegt und dann polirt worden iſt. Das Käſtchen iſt im Innern mit Tabaksbley oder mit Zink ausgelegt, und mit einem Schloſſe zum verſchließen verſehen; es dient den geſchnittenen Rauchtabak aufzubewahren. Das Käſtchen iſt viereckig, ungefähr 5 bis 6 Zoll hoch, 6 bis 7 Zoll lang, und 4 Zoll tief. Man hat auch Käſtchen von Pappe zu eben dieſem Behufe von gleicher Größe, die mit einem farbigen Maroquinpapiere überzogen ſind; auch dieſe ſind mit einem Schloſſe verſehen. Eine andere Art Tabakskäſtchen von Pappe bilden mehr ein Quadrat von 4 Zoll Höhe, 4 Zoll Länge und 4 Zoll Tiefe. Der Deckel darauf bildet eine Art Schornſtein mit einer weiten, nach oben zu ſpitzen Röhre, der vermittelſt eines Falzes auf den Kaſten paßt, ſo, daß hier das Tabakskäſtchen nicht verſchloſſen werden kann, ſondern einen feſt eingehenden Deckel hat, und eine Art von Monument, oder beſſer, einen Meilenzeiger bildet. Der Schornſtein dient zu den Fidibuſſen, die hineingeſteckt werden. Auch dieſe Kaſtchen werden mit farbigem Papiere beklebt, und mit verſchiedenen Verzierungen de-

kotirt, die ſich auf das Tabaksrauchen ſchicken, oder zu demſelben paſſen. Macht man dieſe Verzierungen nach Art der Basreliefs rund herum an dem Kaſten, ſo können ſie mit Goldleiſten eingefaßt werden, beſonders mit Perlleiſten, welches einen guten Effekt macht. Die Käſtchen, ſowohl von Holz als von Pappe, noch näher beſchreiben zu wollen, würde hier zu weit führen, da ſie allgemein bekannt ſind, und es auch hier auf den Liebhaber ankommt, welche Art Käſtchen er ſich wählen will, ob von Holz, oder Pappe, oder von Eiſenblech; denn auch von dieſem Erze hat man Tabakskäſtchen, nach Art der Zuckerdoſen, die im Innern lackirt ſind, auch dieſes Lackes nicht bedürfen, da der trockene Tabak keinen Einfluß auf das Eiſenblech äußert, alſo keine Oxidation zu befürchten iſt, die bei dem Eiſen auch nichts zu ſagen haben würde. — Tabakskäſtchen nennt man auch die aus leichtem Holze gemachten Käſtchen, worin die Cigarren in den Handel kommen.

Tabakskette, ſ. Tabakspfeifenkette.

Tabaksklyſtier, ſowohl ein Klyſtier von einer Tabaksabkochung, als auch von Tabaksrauch, ſ. unter Klyſtier, Th. 41, S. 88 u. f.

Tabakskollegium, ſ. Tabaksgeſellſchaft.

Tabakskommiſſions-Geſchäft, ein von einer Tabaksfabrik einem Kaufmanne übergebenes Lager von Tabaken, um ſolche für deren Rechnung gegen einen bedungenen Rabatt zu verkaufen. Gewöhnlich geben Tabaksfabrikanten aus kleinen Städten, oder Tabaksfabriken, die in kleinen Städten wegen der wohlfeileren Fabrikationsmittel errichtet worden, ein Lager ihres Fabrikats an einen Kaufmann in einer großen Stadt in Kommiſſion, um dadurch den Abſatz ihrer Tabake um ſo leichter zu befördern, da der Uebernehmer des Geſchäfts dabei weiter kein Riſiko hat, ſondern auch alle Auslagen, Verpackungskoſten, Zeitungsinſertionsgebühren —

auf Koſten des Fabrikanten gehen. S. auch Tabaks-kompagnie.

Tabakskutſche, ſ. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 50.

Tabaksladen, ein Laden, in welchem ſowohl Rauch-, als Schnupftabake verkauft werden. Ein ſolcher Laden iſt mit Repoſitorien und Spinden verſehen, in welchen die Tabakspaquete aufgeſtellt ſind. In die Spinden legt man den Schnupftabak, und in die Fächer der Tabaksgeſtelle den Rauchtabak nach den verſchiedenen Sorten, ſo, daß jede Sorte ihr eigenes Fach erhält. Die Repoſitorien gehen von der Erde aus bis beinahe zur Decke oder dem Geſimſe, ſo daß man ſich zu den höchſten Fächern einer Leiter bedienen muß. Die unterſten Fächer gehen in einer Höhe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß erſt an, in welchen abgetheilten größeren Räumen der Stangenkanaſter und Stangentabak aufgeſtellt wird, ſo auch die größeren Fäſſer mit Schnupftabak; dann kommen die verſchiedenen Sorten Rauchtabak in Paqueten, deren jedes Fach eine Ueberſchrift der Sorte führt, die es enthält. Die Paquete werden ſo aufgeſtellt, daß ſie ins Auge fallen. Das Repoſitorium bildet, ſo weit als es die Fenſter und Thüren, und die angebrachten Spinden zulaſſen, alle vier Seiten des Ladens, wenigſtens wird der Raum überall benutzt. Der Ladentiſch geht entweder an zwei Seiten herum, und bildet einen langen Ladentiſch mit einem Schenkel, oder bloß einen Ladentiſch der Eingangsthür von der Straße aus gegenüber, und iſt ſo eingerichtet, wie bei den Kaufleuten der Materialhandlung, mit einem Gitter, hinter welchem die Wageſchale angebracht iſt, und die Fayancetöpfe mit dem Schnupftabake zum Einzelnverkauf ſtehen, auch die zum Verkaufe nöthigen Löffel und Kellen liegen. Auch unter dem Ladentiſche ſtehen noch Fäſſer mit Schnupftabak, auch liegen daſelbſt die Duten oder Tüten zum Einmachen des loſen Tabaks. Der Tiſch iſt mit einem oder zweien

Es gab eine Zeit, wo die Monopolien zu einer guten Finanzverwaltung gehörten, und die Staaten, in denen sie eingeführt waren, bedeutende Einkünfte daraus zogen. So waren die Monopolien in Frankreich auf den höchsten Gipfel gestiegen, und in Spanien waren sie nicht viel geringer, ja man hatte daselbst den Tabak zu einer ordentlichen Goldgrube gemacht; denn die einzige Tabaksfabrik im Königreiche Spanien, nämlich zu Sevilla, soll dem Könige 5 Millionen Piaster oder 6,423611 Thaler eingetragen haben, und ihre Verwaltung, wie ihre Arbeiten, beschäftigten 34,000 Personen, deren Unterhaltung jährlich 317,402 Pfund Sterling, oder 1,957,312 Thaler kosteten. Man macht den Waaren, die aus den Landesherrlichen Monopolien hervorgehen, den Vorwurf der Schlechtheit; so sey der Tabak, der in solchen Staaten zu einem unglaublichen Preise verkauft werde, so schlecht, daß man ihn in andern Ländern, wo der Handel frei sey, nicht von der Straße aufheben würde; und wenn der Tabak auch nicht unter die Bedürfnisse des Lebens gehörte, und es gleichgültig scheine, den Gebrauch desselben durch einen sehr hohen Preis schwer zu machen; so könne ihn aber eine allgemeine Gewohnheit nothwendig machen, und man ihn dann ebenfalls als ein nothwendiges Bedürfniß betrachten. Bei einem solchen Monopol könne weder die Erzeugung des Tabaks im Lande, noch der Handel damit gestattet werden, welches ein zehnmal größerer Schaden für das Land sey, als die Summe, die durch das Monopol in die Landesherrlichen Kassen komme. Man dürfe nur einen Ueberschlag machen, welch ein wichtiger Artikel der Handel und die Erzeugung des Tabaks in dem Lande sey, wo dergleichen Monopolien nicht Statt fänden, die Einkünfte von Zöllen und Accise von diesem Artikel würden eben so viel betragen, als die Einkünfte vom Tabaksmonopole. Durch dieses Monopol würden alle Unterthanen einem unleidlichen

immer seyn mag, fabriziren oder fabriziren lassen, noch auch Tabaksblätter, so wenig ausländische, als inländische, kaufen, bei Strafe der Confiskation des Tabaks und einer Geldbuße von mehreren Thalern für jedes Pfund. Auch darf bei Strafe sich Niemand unterstehen, sowohl einheimische, als ausländische Tabaksblätter an Jemand anders, als an die, von Seiten des Staates niedergesetzte Administration, oder an solche, welche durch Pässe derselben zum Einkaufe berechtiget sind, verkaufen, und da die Landblätter dem Pflanzer oder Landmanne doch nicht abgedrungen werden können, so werden die Preise von Seiten der Tabaksbehörde so gestellt, daß der Landmann dabei bestehen kann. Die von Seiten der Regierung errichtete General-Tabaks-Administration sorgt dafür, daß sowohl in den Städten, als auf dem Lande eine hinlängliche Anzahl Tabaksverkäufer angesetzt werden, welche mit Concessionen zu diesem Verkaufe versehen sind, und nicht über den vorgeschriebenen Preis bei ansehnlicher Strafe verkaufen dürfen, dagegen ist es allen andern nicht concessionirten Händlern verboten, fabrizirten Rauch- oder Schnupftabak, selbst nicht denjenigen, so die General-Tabaksadministration hat stempeln lassen, zu verkaufen; auch wird der Käufer, der nicht von concessionirten Verkäufern fabrizirten Rauch- oder Schnupftabak gekauft hat, mit der Confiskation des Tabaks und einer Geldbuße bestraft, und wenn der Verkäufer ein Soldat ist, so muß der Käufer eine noch ansehnlichere Geldbuße für jedes Pfund erlegen. Nach dem Königlich Preußischen Tabaksmonopole im vorigen Jahrhunderte ward allen Soldaten, ohne Ausnahme des Ranges, verboten, irgend Jemanden Tabak zu verkaufen, bei kriegsrechtlicher Strafe. Die General-Tabaksadministration in diesem Lande ließ alle Rollentabake, ingleichen die Schnupftabake, die in bleyernen oder blechernen, mit Papier umschlagenen und zugebundenen Büchsen, ver-

kauft wurden, mit Siegellack beſiegeln, welches Siegel den Preußiſchen Adler und die Umſchrift: Königl. Preußiſche General-Tabaksadminiſtration führte; die Paquete und Briefe aber, in welchen die geſchnittenen Rauchtabake verkauft wurden, waren mit dem Stempel der General-Tabaksadminiſtration verſehen. Auch mußten die Stücke vom Rollentabake, ſobald ſie über ein Viertelpfund wogen, mit dem Stämpel des Diſtributeurs verſehen ſeyn. Derjenige, bei dem Tabake ohne dieſe Siegelung oder Stämpelung angetroffen wurde, ward mit der Strafe der Confiskation und 10 Thaler für jedes Pfund belegt. Reiſende, es ſeyen Ausländer oder Einländer, wenn Letztere ſich über acht Tage außerhalb Landes aufhielten, ſollten nicht mehr, als ein Viertelpfund fremden Tabaks einzubringen erlaubt ſeyn, bei Strafe von 10 Thalern für jedes Pfund. Wenn nun der Ausländer auf der Grenze oder in der nächſten Stadt, wo er examinirt ward, ſolchen nicht verſchwieg, ſondern deklarirte, ſo fiel die Strafe weg, der Ueberſchuß des Tabaks, den er bei ſich führte, mußte außerhalb des Landes geſchickt, oder gegen Erlegung von 1 Thaler pro Pfund geſtämpelt werden. Diejenigen Einwohner, welche ſich an Tabak von auswärtigen Fabriken gewöhnt hatten, konnten ſich dieſen kommen laſſen; ſie mußten aber vorher, und ehe der Tabak über die Grenze ging, dazu einen Paß bei der General-Tabaksadminiſtration nachſuchen, und nachdem der Tabak in einem Königl. Magazine gewogen worden, ſolchen ſtämpeln laſſen, und pro Pfund dafür einen Thaler erlegen. Alle diejenigen, welche zu ihrer eigenen Conſumtion Tabak vorräthig hatten, waren gehalten, ſolchen in Zeit von acht Tagen, nach Publikation des Patentes, zu deklariren, und ihn, gegen Erlegung von einem Thaler für jedes Pfund, ſiegeln oder ſtämpeln zu laſſen. Hierzu ward ihnen der Magiſtrat angewieſen, bei welchem ſie ſich dieſerhalb weiter zu melden hatten.

Fall aber Jemand den angeordneten Thaler Stämpelgeld für das Pfund nicht erlegen wollte, ſo mußte er ſich wegen Ueberlaſſung des Tabaks mit der General-Tabaksadminiſtration vergleichen, oder ſolchen außer Landes ſchicken. Wer dieſes unterließ, oder auch in ſeiner Wohnung nicht ordentlich nachſehen ließ, ob irgendwo alter, vielleicht ſchon verdorbener Tabak, der in Vergeſſenheit gekommen, ſtehen geblieben, hatte ſich die Schuld ſelbſt beizumeſſen, wenn man bei ihm über kurz oder lang ungeſtämpelten und ungeſiegelten Tabak vorfand, und er deshalb in die ſchon oben angeführte Strafe verfiel, oder doch deswegen angeklagt ward. Alle diejenigen, welche vor der Erſcheinung des Edikts Tabak fabrizirt oder fabrizirte Tabake, ingleichen Blätter zum Verkaufe gehabt, waren angewieſen, ihre Vorräthe ſogleich den Tabaksofficianten, welche dieſerhalb Nachfrage hielten, oder in Ermangelung dieſer Nachfrage, dem Magiſtrate des Orts anzugeben, und wenn ſolche wegen Ueberlaſſung des Tabaks für Rechnung der General-Tabaksadminiſtration ſich nicht vergleichen konnten, ſo ſtand denſelben frei, ſie außerhalb Landes zu ſchicken, bis wohin ſie aber unter dem Siegel der Tabaksadminiſtration verblieben, und mit einem Ausgangspaſſe, welcher gratis ertheilt ward, begleitet werden mußten. Zum Vortheile der Tabaksadminiſtration ſollte aller Tabak, von welcher Gattung und Güte er auch ſey, ſo auch alle Materialien, als Bley, Papier, Utenſilien, die für Rechnung derſelben ein oder außer Landes gehen würden, oder innerhalb des Landes von einem Orte zum andern, von allen Abgaben zu Waſſer und zu Lande frei ſeyn, und ohne die geringſte Schwierigkeit paſſirt werden, und in Anſehung des Tranſito des fremden Tabaks ſollte es bei den frühern Verordnungen verbleiben. — Das Tabaksmonopol oder Tabaksregal hat ſowohl ſeine Gegner, die es verwerfen, wie ſeine Freunde, die es vertheidigen.

Es gab eine Zeit, wo die Monopolien zu einer guten Finanzverwaltung gehörten, und die Staaten, in denen sie eingeführt waren, bedeutende Einkünfte daraus zogen. So waren die Monopolien in Frankreich auf den höchsten Gipfel gestiegen, und in Spanien waren sie nicht viel geringer, ja man hatte daselbst den Tabak zu einer ordentlichen Goldgrube gemacht; denn die einzige Tabaksfabrik im Königreiche Spanien, nämlich zu Sevilla, soll dem Könige 5 Millionen Piaster oder 6,423611 Thaler eingetragen haben, und ihre Verwaltung, wie ihre Arbeiten, beschäftigten 34,000 Personen, deren Unterhaltung jährlich 317,402 Pfund Sterling, oder 1,957,312 Thaler kosteten. Man macht den Waaren, die aus den Landesherrlichen Monopolien hervorgehen, den Vorwurf der Schlechtheit; so sey der Tabak, der in solchen Staaten zu einem unglaublichen Preise verkauft werde, so schlecht, daß man ihn in andern Ländern, wo der Handel frei sey, nicht von der Straße aufheben würde; und wenn der Tabak auch nicht unter die Bedürfnisse des Lebens gehörte, und es gleichgültig scheine, den Gebrauch desselben durch einen sehr hohen Preis schwer zu machen; so könne ihn aber eine allgemeine Gewohnheit nothwendig machen, und man ihn dann ebenfalls als ein nothwendiges Bedürfniß betrachten. Bei einem solchen Monopol könne weder die Erzeugung des Tabaks im Lande, noch der Handel damit gestattet werden, welches ein zehnmal größerer Schaden für das Land sey, als die Summe, die durch das Monopol in die Landesherrlichen Kassen komme. Man dürfe nur einen Ueberschlag machen, welch ein wichtiger Artikel der Handel und die Erzeugung des Tabaks in dem Lande sey, wo dergleichen Monopolien nicht Statt fänden, die Einkünfte von Zöllen und Accise von diesem Artikel würden eben so viel betragen, als die Einkünfte vom Tabaksmonopole. Durch Monopol würden alle Unterthanen einem un

ken zerstreuen; was kann er dann wohl noch einwenden, wenn er erfährt, daß der Monarch diese ganze Einrichtung nicht gemacht hat, um seine Schatzkammer dadurch zu bereichern, sondern um dem gesammten Besten des Staats nachtheilige Gegenstände aus dem Wege zu räumen, und einen mehr reellen Reichthum dadurch zu verschaffen. Ein solcher unüberlegt Klagender muß zuletzt völlig verstummen, wenn er sieht, daß alle davon erübrigten Gelder, welche vorher die Ausländer von uns gewannen, jetzt zu so vielen nützlichen Gebäuden und Anstalten verwendet werden, welche nicht nur zu seiner und der allgemeinen Sicherheit nothwendig sind, sondern auch auf vielerley Art zu seinem Vergnügen dienen, ja er muß vielmehr, wenn er das Vergnügen eines menschenfreundlichen Herzens zu empfinden noch fähig ist, sich freuen, daß durch alle diese Anstalten einer Menge dürftiger Bürger Gelegenheit verschafft wird, ihr Brod ehrlich und reichlich zu verdienen. Man wende hiergegen ein, was man immer wolle, so wird doch jeder redlich denkender und vernünftiger Unterthan nichts weiter als eine Landesväterliche und weise Anstalt hierin erblicken ꝛc.

Auch der Kammerrath Philipp Engel Klippstein zu Darmstadt billiget das Landesherrliche Tabaksmonopol in seiner Preisschrift: Vom Nutzen und Schaden der Monopolien (Kassel). Er sagt: „Niemand wird wohl behaupten wollen, daß die freie Concurrenz nach solchen Waaren, wofür viel Geld aus dem Lande, und wenig dagegen herein geht, nützlich sey. Eben diese freie Concurrenz ist vielleicht oft der Hauptgrund, daß die Billanz umschlägt, und ganze Staaten unvermerkt entnervt werden. Wäre in den ersten Zeiten des Kaffees, Tabaks, Thees ꝛc. irgendwo eingesehen worden, welche Folgen ein zu allgemeiner Verbrauch dieser Artikel nach sich ziehen könnte; der Regent hätte Einem oder wenigstens in Städten die Erlaubniß gegeben, mit Ausschließung aller Andern damit zu handeln, hätte einen solchen Preis gesetzt, daß der mittelmäßige

Privatmann dieſe ausländiſchen Produkte nur zur Arzney brauchen könne (und doch wären magenſtärkende Arzneyen oder Tropfen wohlfeiler als Kaffee). Das Uebel würde nie ſo unheilbar geworden ſeyn, und ſollte auch ein verderblicher Krieg den Monopoliſten auf einige Jahre außer Aktivität geſetzt haben, ſo würde er ſich doch bald hernach wieder wirkſam bezeugt haben.“ An einem andern Orte, wo dieſer Schriftſteller von Arten der nützlichen oder doch unſchädlichen Monopolien handelt, ſagt er: „Wenn der innere Abſatz einer Waare dem ganzen Handel, und folglich ſelbſt dem Staate nachtheilig iſt, wenn es deshalb rathſam wird, die Aufnahme dieſer Art des Handels zu unterdrücken, ſo liegt ein unvergleichliches Niederſchlagungsmittel im Monopol. Was oben vom Kaffee und Tabak geſagt worden iſt, gehört auch hierher; denn jeder Krämer darf dieſe Waare führen, jeder findet ſeinen Gewinnſt dabei, bemühet ſich ſeinen Abſatz, folglich die verderbliche Verzehrung zu erweitern. Wäre dieſem bei Zeiten ein Monopol entgegen geſetzt worden, ſo würden viele Menſchen nie Kaffee getrunken, nie Tabak geraucht haben, es wäre ihnen zu beſchwerlich geweſen, die Hinderniſſe, die zwiſchen ihnen und dieſen Waaren gelegt worden, zu überſteigen, und die meiſten würden vielleicht eben ſo wenig davon erfahren haben, als jetzt noch von dem Daſeyn der Vanille, des Cacaos ꝛc.; ſie würden nicht wiſſen, wie man die Kaffeebohnen braun und zum Genuſſe zubereiten muß. Bei Monopolien der Art, wo der Zweck die Beſchränkung des Abſatzes iſt, bei ſolchen Monopolien kann auch der Preis höher geſetzt werden, als er bei den Nachbaren ſteht, und ſo hoch, als nöthig iſt, um die Klaſſe von Unterthanen, die ſich und dem Staate durch den übermäßigen Verbrauch des Artikels am meiſten ſchaden, davon abzuhalten. Kein Monopol ſollte ohne Preisfeſtſetzung gegeben werden, und der Grund dieſer Feſtſetzung ſollte ſeyn, die Unterthanen vor Bedrückung zu ſichern. Die Preiſer-

zog vorher allen Tabak von auswärtigen Orten, und die außerordentlich starke Einfuhr ausländischer Tabake hatte verschiedenen Handelshäusern ansehnliche Reichthümer verschafft, und eine große Anzahl von Kaufleuten fanden dabei eine gute Rechnung. Da dieses nun seine Richtigkeit hat, so kann man auch nicht leugnen, daß die Einführung der Tabaksferme, den vielseitigen Klagen Stoff genug darbot. Waren nun diese Klagen durchgängig gerecht, und haben sie durch diese Einführung des Tabaksmonopols wirklich soviel verloren, oder ist nur der Privatnutzen einzelner Glieder dahin geleitet worden, daß daraus jetzt ein allgemeiner Vortheil für den ganzen Staat entspringt? Ohne erst weitläuftig zu erwähnen, daß in Spanien, Oesterreich ꝛc. diese Einrichtung schon längst eingeführt und der Tabakshandel als ein Regal betrachtet worden, mithin dieses Recht auch unserm Monarchen mit Recht gehöre, und kein Eingriff in die Handelsfreiheit sey, wollen wir näher untersuchen, wie weit diese Verfassung dem Gesammtstaate nützlich, und wie wenig schädlich es den damit handelnden Kaufleuten sey. Es ist schon erwähnt worden, daß vor Einrichtung der Tabaksferme man alle Tabake aus dem Auslande, aus Hamburg, Holland u. England, zog. Es ging daher eine Menge des Geldes aus dem Staate, welches zum inländischen Tabaksbaue hätte angewendet werden können, der nur sehr lau oder unbedeutend betrieben wurde. Der mittelmäßige Preis der ausländischen Sorten lockte einen Jeden an, nach seinem Vermögen von den besten Sorten zu gebrauchen, wodurch der Ausfluß vielen Geldes, und zugleich dessen gänzlicher Verlust für eine Sache, welche zur Erhaltung und Gesundheit der Einwohner eigentlich nichts beiträgt, möglichst befördert wurde. Es ist nicht zu leugnen, daß verschiedene Kaufleute auch im Lande dadurch in der Geschwindigkeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangten, wenn aber gleich der Staat einige wohlhabende Bürger mehr aufzuweisen hatte, so war dennoch für das allgemeine Beste dieser Handel höchst schädlich; ihn auf einmal zu verbieten, wäre ein zu harter Schritt von einer weisen und gütigen Regierung gewesen, indem dadurch nicht allein ein großer Theil der Handelnden ihren ganzen Vortheil, die gesammten Unterthanen aber

zugleich eine Sache verloren hätten, welche die Gewohnheit sowohl dem Reichen, als dem Armen unentbehrlich gemacht hat. Die Errichtung dieser Ferme war also der weise und gelindeste Schritt, welcher nur möglich war, und Niemand verliert eigentlich viel dabei. Der Liebhaber des Tabaks kann, um dem unsterblichen Nicot sein tägliches Rauchopfer zu bringen, alle möglichen Sorten haben, und ist es wohl unrecht, wenn der darauf gesetzte Preis einen Jeden erinnert, mit einem so kostbaren Kraute auch wirthschaftlicher umzugehen, und durch seinen zu starken Gebrauch nicht seiner Gesundheit selbst Schaden zuzufügen? Und da zugleich der Anbau im Lande nicht allein dadurch stärker befördert wird, sondern auch in seiner innern Güte und Zubereitung immer mehr und mehr Fortgang und Verbesserung erhält, so wird dadurch eine ansehnliche Summe Geldes dem Lande erhalten, welches sonst für eine so vorzügliche Sache auf immer aus dem Staate und verloren ging. Und verliert dann endlich der Kaufmann seinen ganzen Vortheil und Verdienst? Keinesweges, ungeachtet er sich nunmehr mit einem gewissen festgesetzten, und sowohl seiner Arbeit, als angelegtem Kapitale nach, reichlich gemäßen Verdienst begnügen muß, so hat er doch dabei den ansehnlichen Vortheil, daß er um in diesem Fache sein Waarenlager gehörig zu bestellen, weder ein großes Kapital darauf anlegen, noch weniger sich einiger Gefahr böser Schulden oder anderer Mühe unterziehen darf, wie nicht weniger auf eine Weise in Sorgen stehen, daß die listigen Abredungen von andern gewinnsüchtigen Kaufleuten ihm seinen Absatz schmälern werden. Er verdient bei dieser Einrichtung ohne Mühe und große Kosten Geld, und dabei wird doch von Seiten höchster Regierung eine der weisesten und nothwendigsten Grundregel, nämlich so viel als möglich den Ausfluß des Geldes für entbehrliche Waaren zu hemmen, zum allgemeinen Besten in Ausübung gebracht. Zieht man nun dieses noch in Betrachtung, daß durch diese Veranstaltung eine größere Menge Unterthanen in Beschäftigung gesetzt werden, so ist es unmöglich, daß ein billig denkender Mensch nur eine Klage hervorbringen kann. Und gesetzt, alle aufgestellten Sätze können noch nicht den Nebel seiner tiefsinnigen Gedan-

ken zerſtreuen; was kann er dann wohl noch einwenden, wenn er erfährt, daß der Monarch dieſe ganze Einrichtung nicht gemacht hat, um ſeine Schatzkammer dadurch zu bereichern, ſondern um dem geſammten Beſten des Staats nachtheilige Gegenſtände aus dem Wege zu räumen, und einen mehr reellen Reichthum dadurch zu verſchaffen. Ein ſolcher unüberlegt Klagender muß zuletzt völlig verſtummen, wenn er ſieht, daß alle davon erübrigten Gelder, welche vorher die Ausländer von uns gewannen, jetzt zu ſo vielen nützlichen Gebäuden und Anſtalten verwendet werden, welche nicht nur zu ſeiner und der allgemeinen Sicherheit nothwendig ſind, ſondern auch auf vielerley Art zu ſeinem Vergnügen dienen, ja er muß vielmehr, wenn er das Vergnügen eines menſchenfreundlichen Herzens zu empfinden noch fähig iſt, ſich freuen, daß durch alle dieſe Anſtalten einer Menge dürftiger Bürger Gelegenheit verſchafft wird, ihr Brod ehrlich und reichlich zu verdienen. Man wende hiergegen ein, was man immer wolle, ſo wird doch jeder redlich denkender und vernünftiger Unterthan nichts weiter als eine Landesväterliche und weiſe Anſtalt hierin erblicken ꝛc.

Auch der Kammerrath Philipp Engel Klippſtein zu Darmſtadt billiget das Landesherrliche Tabaksmonopol in ſeiner Preisſchrift: Vom Nutzen und Schaden der Monopolien (Kaſſel). Er ſagt: „Niemand wird wohl behaupten wollen, daß die freie Concurrenz nach ſolchen Waaren, wofür viel Geld aus dem Lande, und wenig dagegen herein geht, nützlich ſey. Eben dieſe freie Concurrenz iſt vielleicht oft der Hauptgrund, daß die Billanz umſchlägt, und ganze Staaten unvermerkt entnervt werden. Wäre in den erſten Zeiten des Kaffees, Tabaks, Thees ꝛc. irgendwo eingeſehen worden, welche Folgen ein zu allgemeiner Verbrauch dieſer Artikel nach ſich ziehen könnte; der Regent hätte Einem oder wenigſtens in Städten die Erlaubniß gegeben, mit Ausſchließung aller Andern damit zu handeln, hätte einen ſolchen Preis geſetzt, daß der mittelmäßige

Privatmann dieſe ausländiſchen Produkte nur zur Arzney brauchen könne (und doch wären magenſtärkende Arzneyen oder Tropfen wohlfeiler als Kaffee). Das Uebel würde nie ſo unheilbar geworden ſeyn, und ſollte auch ein verderblicher Krieg den Monopoliſten auf einige Jahre außer Aktivität geſetzt haben, ſo würde er ſich doch bald hernach wieder wirkſam bezeugt haben.“ An einem andern Orte, wo dieſer Schriftſteller von Arten der nützlichen oder doch unſchädlichen Monopolien handelt, ſagt er: „Wenn der innere Abſatz einer Waare dem ganzen Handel, und folglich ſelbſt dem Staate nachtheilig iſt, wenn es deshalb rathſam wird, die Aufnahme dieſer Art des Handels zu unterdrücken, ſo liegt ein unvergleichliches Niederſchlagungsmittel im Monopol. Was oben vom Kaffee und Tabak geſagt worden iſt, gehört auch hierher; denn jeder Krämer darf dieſe Waare führen, jeder findet ſeinen Gewinnſt dabei, bemühet ſich ſeinen Abſatz, folglich die verderbliche Verzehrung zu erweitern. Wäre dieſem bei Zeiten ein Monopol entgegen geſetzt worden, ſo würden viele Menſchen nie Kaffee getrunken, nie Tabak geraucht haben, es wäre ihnen zu beſchwerlich geweſen, die Hinderniſſe, die zwiſchen ihnen und dieſen Waaren gelegt worden, zu überſteigen, und die meiſten würden vielleicht eben ſo wenig davon erfahren haben, als jetzt noch von dem Daſeyn der Vanille, des Cacaos ꝛc.; ſie würden nicht wiſſen, wie man die Kaffeebohnen braun und zum Genuſſe zubereiten muß. Bei Monopolien der Art, wo der Zweck die Beſchränkung des Abſatzes iſt, bei ſolchen Monopolien kann auch der Preis höher geſetzt werden, als er bei den Nachbaren ſteht, und ſo hoch, als nöthig iſt, um die Klaſſe von Unterthanen, die ſich und dem Staate durch den übermäßigen Verbrauch des Artikels am meiſten ſchaden, davon abzuhalten. Kein Monopol ſollte ohne Preisfeſtſetzung gegeben werden, und der Grund dieſer Feſtſetzung ſollte ſeyn, die Unterthanen vor Bedrückung zu ſichern. Die Preiſer-

höhung einer durch häufige Conſumtion ſchädlichen Waare hat zwar den Schein, als ob wenigſtens die einzelnen Käufer gedrückt würden; allein dieſer ſcheinbare Druck arbeitet gegen die zu häufige Verzehrung, wendet alſo ein größeres Uebel ab, ein Uebel, welches, wenn ihm nicht geſteuert würde, eigentlich den ganzen Staat, und alſo wieder jedes einzelne Glied deſſelben drückte. Auf dieſe Weiſe wird zwar Niemanden der Verbrauch dieſer Waare unterſagt, jedoch nur unter der Bedingung erlaubt, daß er den Staat durch eine verhältnißmäßige Vergütung, oder gleichſam durch eine Strafe, die eigentlich in der Bezahlung deſſen ſteckt, um welches dem eigentlichen Werthe zugeſetzt worden iſt, gewiſſermaßen entſchädige, das Staatsvermögen dadurch in den Stand ſetze, gewiſſe Staatsbedürfniſſe zu beſtreiten, wozu doch ſonſt auch der Unterthan hätte beitragen müſſen. Um aber dieſe Wirkung von dem Monopole zu erhalten, ſo darf der eigene Gewinnſt des Monopoliſten nicht zu groß ſeyn, er muß etwas Verhältnißmäßiges an die Staatskaſſe abgeben. Wenn ſolche Monopolien auf Rechnung des Regenten oder des Staats, die hier für eins gelten, verwaltet werden können, ſo iſts am beſten; denn bei Verwaltung derſelben kann immer nach Umſtänden und Zeiten ungehinderter ab- und zugethan werden. Dieſes ſind die Gründe, welche man ſowohl gegen, als für das Landesherrliche Tabaksmonopol anführt. Nun giebt es aber auch Schriftſteller, welche hier den Mittelweg einſchlagen, das heißt, das Landesherrliche Tabaksmonopol weder ganz verwerfen, noch ganz billigen. Es kommt hierbei viel, wo nicht Alles auf die beſondern Umſtände und Verfaſſung eines Staates, als auch auf die Einrichtung dieſes Monopols ſelbſt an. Die bloße Nachahmung anderer Staaten kann hier keinen Beweggrund abgeben; denn andere Staaten können hierbei Fehler begangen haben, ſoll man dieſe auch begehen? Der Zweck bei der Einführung dieſes Mo-

nopols, sagt ein Schriftsteller, konnte wohl nicht darin bestehen, daß man dadurch ein Polizeyübel aus dem Wege räumen wollte, da der mäßige Gebrauch des Tabaks gerade nicht schädlich ist. Wollte man aber den schädlichen Mißbrauch der Lebensmittel aus einem Lande verbannen, so müßte man auch aus dem Wein, Branntwein, Biere (den berauschenden), dem Kaffee, Thee ꝛc. ein Monopol machen. Man kann zugeben, daß gleich anfangs, als der Tabak in einem Lande bekannt wurde, derselbe und dessen Gebrauch durch ein Landesherrliches Monopol hätte können anders geleitet, oder noch besser, gänzlich verboten werden. Da aber der Tabak und dessen Gebrauch durch die Gewohnheit einmal allgemein und so zu sagen unentbehrlich geworden ist, da kann auch ein Monopol nicht mehr als ein Polizeymittel gebraucht werden, und ein Monopol würde auch nicht einmal vermögend sein, den Mißbrauch des Tabaks zu verhindern; auch kann die Hemmung des Geldausflusses nicht der Zweck des Tabaksmonopols seyn; da man nicht die feinen Tabake in Deutschland erzeugen wird, die in Amerika erzeugt werden, wo das Klima ganz anders ist; auch bei der besten Beitze oder Sauce wird man hier nur Mittelsorten erzeugen, die an und für sich sehr gut sind, aber nicht den Tabaksraucher des gebildeten Standes, den Feinschmecker, befriedigen, der feinen Kanaster zu rauchen wünscht. Man wird also immer noch genöthiget seyn, sowohl Rauch- als Schnupftabak aus dem Auslande kommen zu lassen, und dafür werden auch noch große Summen aus dem Lande gehen. Es sind die mittleren und schlechten Sorten Tabak, die man im Lande aubauen kann, und in Ansehung dieser Tabake wird man den Ausfluß des Geldes um ein Bedeutendes vermindern. Hierzu hat man aber kein Monopol des Landesherren nöthig; denn man kann diesen Zweck auch bei dem freien Tabakshandel erreichen. Man darf nur alle fremde Mittel- und schlechte Sorten bei schwerer

das an der Welle eines Waſſerrades befeſtiget iſt, die horizontale Welle aber durch das am äußerſten Ende derſelben befeſtigte Waſſerrad durch die Kraft des Waſſers in Bewegung, und ſo das ganze Werk durch den Zuſammenhang des Mechanismus in Thätigkeit geſetzt wird. Man hat nun noch eine Tabaksſtampfmühle, die eine ähnliche Einrichtung, wie die meiſten Packwerke der Oel- und Papiermühlen hat. Die Stampfer, deren Schuh oder unterer Theil mit zwei oder drei ſchneidenden Stampfeiſen verſehen iſt, werden von den Daumen der Welle in die Höhe geſtoßen, um durch ihr eignes Gewicht niederzufallen, und den in den Stampfmühlen befindlichen Tabak zu zermalmen oder klein zu ſtoßen; beſonders den Abfall von den Tabaksblättern, ſo wie die Rippen und Stengel der Tabaksblätter. Dieſer zerſtampfte Tabak wird dann zu Schnupftabak geſiebt, damit das Zurückbleibende im Siebe, welches noch gröblich iſt, mit der Handſtampfe oder auf die oben beſchriebene Tabaksmühle weiter zerkleinert oder zermalmt (gemahlen) werden kann, um einen reinen und feinen Tabak zu erhalten. Man findet auch noch einige andere Conſtruktionen der Tabaksmühlen und Tabaksſtampfmühlen, doch kommen ſie im Ganzen überein. Die Tabaksſpinnmühle, ſ. weiter unten.

Tabaksöl, das Oel, welches aus dem Tabaksſamen gepreßt wird; ſ. unter Oel, Th. 104, S. 542 u. f. Daß man aus dem Tabaksſamen Oel bereiten kann, iſt ſchon ſeit dem Jahre 1781 bekannt, und durch Borowsky's Verſuche wiederholt beſtätiget; auch hat Breitenbach in ſeiner „Oel-Oekonomie“ gezeigt, wie man ſowohl den Tabak bauen muß, um guten Samen zu gewinnen, als auch das Oel aus dem Samen zu preſſen. Die Urſache, warum die Tabakspflanze bisher weder in Deutſchland, noch auch in dem Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaate, ſo wie auch in dem Preußiſchen

Landes iſt, als im Intereſſe des Regenten liegt, daß man den Unterthanen nicht mehr an öffentlichen Laſten aufbürden muß, als ſie tragen können. Bei der Einführung eines Landesherrlichen Tabaksmonopols muß auch dahin geſehen werden, daß die ſchlechteſten Tabaksſorten, deren ſich der Soldat, Bauer und Tagelöhner bedient, von der Beſteuerung ausgeſchloſſen werden, oder doch, um alle Unterſchleife zu verhindern, um den ehemaligen geringen Preis verkauft werden müſſen. Leute von den genannten Klaſſen conſumiren zwar den meiſten Tabak, aber auch den ſchlechteſten, der keine Beitze bekommt, ſondern nur, wie er von Natur iſt, geſponnen wird. Die geringſte Erhöhung dieſes Tabaks würde dem armen Manne beſchwerlich fallen; und auch hierbei, wenn nämlich dieſer Tabak in dem alten Preiſe von der Tabaksadminiſtration gekauft werden müßte, würde wohl zu überlegen ſeyn, ob dieſes nicht der Tabakskultur im Lande hinderlich ſeyn dürfte. Der Landmann behält gewöhnlich von allen ſeinen Produkten, die er erzeugt und verkauft, ſo viel zurück, als er zu ſeiner eigenen Conſumtion bedarf. Wenn er nun von dem Tabake, den er baut, die ſchlechten Erd- oder Sandblätter, die für ihn gut ſind, nicht behalten darf, ſondern alle ſeine Blätter ohne Unterſchied an die Tabaksadminiſtration abliefern, und dagegen ſeinen benöthigten Tabake von derſelben kaufen muß, ſo bekommt er, da ihm vorher ſein Tabak nichts gekoſtet hat, eine neue Ausgabe, die ihn unwillig und verdrießlich macht; kommt nun noch hinzu, daß ihm die Adminiſtration weniger für die Blätter bezahlt, als er ſonſt von den Tabakshändlern bekommen hat, ſo ſinkt ſein Muth noch mehr; er berechnet ſeinen Nutzen von ſeiner Tabakskultur, und wenn er findet, daß er ſolchen für ſein Tabaksbedürfniß wieder hingeben muß, ſo wird er mißmüthig, läßt ſeinen Tabaksbau fahren, und beſtellt ſeinen Acker mit andern Früchten. Der Schaden davon würde dann nur f-

das an der Welle eines Waſſerrades befeſtiget iſt, die horizontale Welle aber durch das am äußerſten Ende derſelben befeſtigte Waſſerrad durch die Kraft des Waſſers in Bewegung, und ſo das ganze Werk durch den Zuſammenhang des Mechanismus in Thätigkeit geſetzt wird. Man hat nun noch eine Tabaksſtampfmühle, die eine ähnliche Einrichtung, wie die meiſten Packwerke der Oel- und Papiermühlen hat. Die Stampfer, deren Schuh oder unterer Theil mit zwei oder drei ſchneidenden Stampfeiſen verſehen iſt, werden von den Daumen der Welle in die Höhe geſtoßen, um durch ihr eignes Gewicht niederzufallen, und den in den Stampfmühlen befindlichen Tabak zu zermalmen oder klein zu ſtoßen; beſonders den Abfall von den Tabaksblättern, ſo wie die Rippen und Stengel der Tabaksblätter. Dieſer zerſtampfte Tabak wird dann zu Schnupftabak geſiebt, damit das Zurückbleibende im Siebe, welches noch gröblich iſt, mit der Handſtampfe oder auf die oben beſchriebene Tabaksmühle weiter zerkleinert oder zermalmt (gemahlen) werden kann, um einen reinen und feinen Tabak zu erhalten. Man findet auch noch einige andere Conſtruktionen der Tabaksmühlen und Tabaksſtampfmühlen, doch kommen ſie im Ganzen überein. Die Tabaksſpinnmühle, ſ. weiter unten.

Tabaksöl, das Oel, welches aus dem Tabakſamen gepreſſt wird; ſ. unter Oel, Th. 104, S. 542 u. f. Daß man aus dem Tabaksſamen Oel bereiten kann, iſt ſchon ſeit dem Jahre 1781 bekannt, und durch Borowsky's Verſuche wiederholt beſtätiget; auch hat Breitenbach in ſeiner „Oel-Oekonomie“ gezeigt, wie man ſowohl den Tabak bauen muß, um guten Samen zu gewinnen, als auch das Oel aus dem Samen zu preſſen. Die Urſache, warum die Tabakspflanze bisher weder in Deutſchland, noch auch in dem Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaate, ſo wie auch in dem Preußiſchen

Staate als Oelmaterial benutzt worden ist, werden auf folgende bezogen: 1) Wird der Tabaksbau in Deutschland nicht sehr im Großen betrieben; auch hängt die Samenreife, vorzüglich in den nördlichen Gegenden, von der zufälligen Beschaffenheit der Witterung ab, und ist nicht jedes Jahr gewiß. Es kann folglich daselbst nicht leicht Jemand die Erzeugung dieses Oels im Großen unternehmen, da er auf das hierzu erforderliche Material keine sichere Rechnung machen darf. — 2) In Preußen wird der Tabaksbau zwar sehr ansehnlich in den Provinzen Brandenburg, Pommern und Schlesien betrieben; allein auf die Oelerzeugung aus dem Samen wird wenig gesehen. — 3) In den Deutsch-erbländischen Provinzen des Oesterreichischen Kaiserstaats, Gallizien allein ausgenommen, konnte sich um so weniger Jemand mit der Erzeugung des Tabaksöls beschäftigen, da in demselben, der bestehenden Verfassung gemäß, gar kein Tabak gebauet werden darf, und auch aus Ungarn, welches in gewisser Hinsicht, in Beziehung auf Oesterreich, als Ausland betrachtet wird, der erforderliche Tabakssamen nicht bezogen werden kann. — 4) In Ungarn steht der Erzeugung dieses Oels, die beinahe allgemeine bestehende Gewohnheit im Wege, die Blüte und Samenreife der Tabakspflanze durch das sogenannte Wipfeln und Ausgeizen zum Behufe der Vergrößerung der Blätter zu verhindern. Da diese Gewohnheit, wenn gleich nothwendig, um große Blätter zu erzielen, wenn man bloß die Pflanze zur Tabaksbereitung berücksichtiget, bei der Erziehung zur Oelbereitung nicht so nothwendig zu seyn scheint, indem auch von diesen Tabakspflanzen, die man des erforderlichen Samens zur Fortpflanzung wegen verblühen läßt, die Blätter ebenfalls eingesammelt und gleichmäßig verwendet werden können, so dürfte es sich, bei dem in Ungarn so ausgebreiteten Tabaksbaue gewiß der Mühe lohnen: a) genau und wiederholt zu beobachten,

Meerschaumköpfe. Die Tabakspfeife, wie sie hier betrachtet werden soll, besteht aus dem Mundstücke, dem Rohre und dem Kopfe, nebst Deckel und Kette zur Befestigung, dem Abgusse und der Pfeifenschnur mit den Quasten. Das Pfeifenrohr besteht gewöhnlich aus einem Stücke, dann auch aus zwei und drei Stücken, außer der Spitze, oder es bildet einen gewundenen Schlauch, der aus gewundenem Drahte und einer überzogenen Blase oder einem überzogenen Leder besteht. Man hat kleine, mittel und große Tabakspfeifen. Von den kleinen Tabakspfeifen ist das Rohr 6, 8 bis 10 Zoll, außer der Spitze, von den mittlern, 18 bis 20 Zoll, und von den großen 24, 30 bis 32 Zoll; die Spitzen sind von 3 Zoll bis 9 Zoll und darüber, wie die sogenannten Göttinger Spizzen, der Abguß, in den der Kopf gesteckt wird, 3 bis 4 Zoll. Die Spitzen bestehen aus Horn, die größeren haben ein elastisches Mittelstück, von Posamentierarbeit. Man hat auch Spitzen von Bernstein, von Cocosnuß, von Elfenbein, Glas, Porzellan ꝛc. Die Pfeifenabgüsse sind von Horn, Holz, Porzellan, Zinn, Neusilber und Silber. Die zinnernen Abgüsse sind lackirt und unten mit verschiedenen Verzierungen, als Köpfen von Thieren, Eicheln ꝛc., versehen. Die Porzellanabgüsse haben gleichfalls Verzierungen, als Köpfe berühmter Männer ꝛc. Die Röhre bestehen aus Holz, Horn, auch Hirschhorn, Glas, Porzellan ꝛc., mit Verzierungen, sowohl ausgelegter Arbeit, als von farbigem Holze, Perlmutter, Elfenbein, Silber ꝛc.; oft hat das Rohr auch oben eine Krone von Hirschhorn gedrechselt. Die Köpfe bestehen aus Porzellan von bekannter Form, dann mit Verzierungen, auch aus verschiedenen Figuren bestehend, als aus Vögeln, deren Kopf zugleich einen Pfeifendeckel bildet, der aufgeklappt werden kann, so auch aus Katzen, Hunden, auch aus menschlichen Figuren, Früchten ꝛc. Ferner aus Köpfen von Elfenbein,

von Hirschhorn, mit eingeschnittenen Jagdstücken, dann aus Holzköpfen (Maser), im Innern mit Blech ausgefüttert), mit eingeschnittenen Stücken; aus Meerschaum (s. Th. 87, S. 160 u. f.), und aus andern Thonarten, mit gepreßten Figuren ꝛc. Alle diese Köpfe werden mit Messing, Neusilber, Silber ꝛc. beschlagen. Mancher Kopf hat an dem Beschlage auch noch ein Kettchen, welches den Kopf und Abguß zusammenhält. Die theils zum Nutzen, theils zur Verzierung dienenden Schnüre und Quasten in verschiedenen Formen und Farben, größtentheils aus Seide, sind Posamentierarbeit, und die Zusammensetzungen der Farben in den Schnüren und Quasten richten sich theils nach der Mode, theils sind es die Farben des Landes oder Nationalfarben. Auch hat man an den Schnüren statt der Quasten kleine Knöpfe, Eicheln von Cocosnuß, Elfenbein, Schwarzebenholz ꝛc. So hat man auch dergleichen Schnüre und Quasten mit Schmelz- oder Glasperlen überzogen, wie man sie zu den Perlarbeiten der Damen gebraucht. Die Pfeifenarbeiten, außer der Pfeifenbrennerey, macht der Horndrechsler. — Was den Handel mit den Tabakspfeifen, das heißt, mit den Tabakspfeifenröhren und Köpfen mit ihrem Zubehör betrifft, so ist derselbe sehr ansehnlich, nur sind die Preise der Pfeifen seit der Gewerbefreiheit gegen die frühern sehr gesunken; denn eine gewöhnliche kurze, Mittel- oder lange Tabakspfeife, aus einem polirten schwarzen oder braunen hölzernen Rohre mit Hornspitze, nebst seidenem Schlauche und porzellanenem Kopfe und Abgusse bestehend, wird für 5 Sgr. und im Dutzend noch geringer verkauft. Ehemals kostete eine solche Pfeife 20 Sgr. bis 1 Rthlr., da jeder Kopf, nebst Abgusse, 12 Gr. Cour. kam, und jetzt 2 Gr. Cour., und das Rohr 1 Gr., welches sonst 6 bis 8 Gr., außer der Spitze, kam. Nach diesem Verhältnisse der weißen Porzellan-Pfeifenköpfe werden auch die mit gewöhnlicher und feiner Malerey

jetzt weit billiger eingehandelt. Man bezieht sie größtententheils aus den Staats-Porzellan-Fabriken; auch aus Privatfabriken in den Ländern, wo die Regierung die Freiheit der Porzellanfabrikation gestattet hat, da es sonst ein Monopol der Krone ist. Porzellanköpfe, sowohl weiße, als mit Malerey, liefern in den Handel Deutschlands, auch nach dem Auslande, die Porzellanfabriken von Berlin, Wien, Meißen, München (aus der Fabrik in der Nähe von Nymphenburg), und aus diesen Fürstlichen ꝛc. Fabriken kommen auch die Pfeifenköpfe von Sanitätsgut; auch aus Braunschweig, Kassel, Hanau, Bayreuth, Durlach, aus mehreren Städten von Hessen und bei Rhein ꝛc. Diese Köpfe werden besonders auf die Messen gebracht, und von dort aus gehen sie in das Ausland, außer den Bestellungen, welche direkt in den Fabriken gemacht werden. Auch die Köpfe von Halbporzellan oder Fayance werden mit verschiedenen Gegenständen bemalt. Von Frankreich kommen dergleichen Pfeifenköpfe aus Paris, Straßburg und andern Orten. — Die hölzernen Pfeifenköpfe, die man von vielen verschiedenen Formen und Ansehen, in Hinsicht der Schnitzwerke, hat, und die sowohl von natürlichem, schon gemaserten, als auch von gebeitztem, lackirtem ꝛc. Holze gemacht werden, kommen in Menge von Lemgo, in der Grafschaft Lippe, Zelle, Eisenach, Gotha, Merseburg, Berchtesgaden, Nürnberg, Fürth ꝛc.; sie kommen sowohl in den Kleinwaarenhandlungen, als auch auf den Messen Deutschlands vor. — Preifenköpfe aus Hirschhorn ꝛc. liefern die Drechsler in den Handel. — Mit Meerschaumpfeifenköpfen treiben die Türken, Griechen, Wallachen, Polnischen Juden einen starken Handel nach Breslau, Wien, Leipzig, Frankfurt an der Oder, Nürnberg ꝛc. Man bringt diese Waaren bei Hunderten und Tausenden in großen Kisten und Fässern, die mit Baumwolle ausgefüttert sind. Ein Theil von diesen Pfeifenköpfen wird

nur polirt und wieder roh verhandelt, ein anderer in Wachs gesotten, mit Steinen und Schmelzkorallen geziert ꝛc. Es giebt glatte, gemusterte, solche, worauf mancherlei Zierrathe mehr künstlich erhoben, als tief eingeschnitten sind, mit Silber, Neusilber ꝛc. beschlagen. Bei uns in Deutschland werden zu Lemgo, Zelle, Rühl und Nürnberg dergleichen Pfeifenköpfe häufig verfertiget und in den Handel gebracht. S. auch den Artikel Meerschaum, Th. 87. — Die Tabakspfeifen von gebrannter Thonerde, welche ehemals in übergroßer Menge zum Tabaksrauchen gebraucht wurden, jetzt aber durch die vielen künstlichern Tabakspfeifen, die von den Drechslern gearbeitet werden, sehr abgenommen haben, kommen zwar noch immer in Menge vor, werden aber wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht mehr auf den Kaffeehäusern und in den Tabagien so gesucht, als ehemals. Man hat davon verschiedene Arten, nämlich kurze und lange, gerade und gekrümmte, groß- und kleinköpfige, mit aufstehendem und herabhängendem Kopfe, glatte oder gemusterte, unglasirte, weißglasirte, mit verschiedenen Farben glasirte ꝛc. Einen großen, und vielleicht den größten Theil der thönernen Pfeifen liefert Holland, indessen ist nicht Alles, was unter Holländischem Namen und Zeichen zu Markte kommt, Holländisches Fabrikat; denn viele dieser Pfeifen sind in Deutschland gefertiget worden, und kommen nur durch die Holländer in den Handel. Der Preis der zu Gouda verfertigten Waare ist so geringe, daß von der kleinsten und schlechtesten Sorte das Dutzend nur 8 Stüver kostet, welcher Preis nach der Feine des Thons und der Größe der Pfeifen auf 36 bis 40 Stüver steigt. Die Pfeifen gehen in großer Menge nach allen Gegenden der Welt, besonders in die Seestädte der verschiedenen Länder. Sie kommen in großen und kleinen Kisten zum Handel. Von den Letztern, welche man lieber hat, weil immer weniger Bruch darin ist, hält die Kiste langer Waare 6 Groß, die Kiste

kurzer dagegen, noch einmal so viel, das Groß zu 12 Dutzend oder 144 Stück. Bei uns in Deutschland werden diese Pfeifen sehr häufig zu Grimma in Sachsen, wie auch zu Muska, Görlitz und Königsbrück in eben diesem Lande; dann zu Kölln, Großalmerode, Grenzhausen, Halle ꝛc. fabrizirt S. auch den Art. Tabakspfeifenbrennerey, Th. 109. Die ersten Thonpfeifen oder thönernen Pfeifen in Europa sollen die Engländer verfertiget haben; die erste Fabrik von Thonpfeifen wurde in der Holländischen Stadt Gouda oder Ter-Gouw angelegt. Mit Tabakspfeifenköpfen und ganzen Tabakspfeifen wird auch auf den Jahrmärkten Handel getrieben. Man hat auch Cigarrenpfeifen, kleine Pfeifen von Horn, die mit dem Rohre und der Spitze die Größe von 3 bis 6 Zoll haben. In die Oeffnung des Köpfchens dieser Pfeifen steckt man die angezündete Cigarre, um sie so zu rauchen, statt sie in den Mund zu nehmen. Auch hat man Cigarrenspitzen von Bernstein, Horn, Porzellan ꝛc., die gleichfalls dazu dienen, die Cigarren in die untere Oeffnung aufzunehmen, um sie so rauchen zu können. Die Cigarrenpfeifen und Spitzen erhält man bei den Drechslern und Galanterie- und Quincailleriehändlern.

Tabakspfeifenabguß, s. unter Tabakspfeife.

Tabakspfeifenbrennerey, s. Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 589 u. f.

Tabakspfeifendeckel, ein kleiner Deckel von Eisen- oder Messingblech, Neusilber oder Silber, welcher mit einer gleichen Fassung so an einem Pfeifenkopfe befestiget ist, daß er denselben schließt, damit kein Feuer heraus fallen kann. Die Form ist verschieden: flach, erhaben, mit Verzierungen, auch mit dem eingravirten Namen des Besitzers der Pfeife ꝛc. Bei den Thonpfeifen hat man ähnliche erhabene Deckel von gleichem Materiale, auch von Messingdrahte, an einem messingenen Kettchen, auch Drahtkettchen mit einem Ringe, den man an der

Pfeifenröhre herunterlaufen läßt; auch hat man Deckel unten mit Zacken, die man ohne Kette aufsteckt. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenfabrik, s. Tabakspfeifenbrennerey, unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 589 u. f. — Dann kann man hierher auch die Werkstätten der Horndrechsler rechnen, die sich mit Verfertigung der Pfeifenröhre, Pfeifenspitzen, Pfeifenabgüsse aus Horn und Holz, auch der Köpfe aus Hirschhorn, Holz ꝛc. beschäftigen, und mit diesen Artikeln auch Handel treiben, sowohl mit ganzen Pfeifen, die sie zusammensetzen, als auch mit den einzelnen genannten Stücken.

Tabakspfeifenfisch, Tabakspfeife, Pfeifenfisch, Fistularia tabacaria, eine Fischgattung, welche in dem Atlantischen Oceane lebt, und zu den Pfeifenfischen, (s. Th. 109, S. 603) gehört. Er hat einen cylindrischen, mehrere Fuß langen Leib, ist silberglänzend, oben braun und blau gefleckt, hat rothe Flossen, nur eine Rückenflosse; zwischen der gabeligen Schwanzflosse verlängert sich ein fischbeinartiger Faden, der die Länge des Leibes hat.

Tabakspfeifenform, die Formen oder Gestalten der verschiedenen Tabakspfeifen, sowohl der irdenen oder thönernen, als auch der hölzernen, hörnernen ꝛc., in Beziehung auf die ganze Pfeife, sowohl der aus einem Guß hervorgegangenen, als auch der künstlich zusammengesetzten in Hinsicht des Geschmacks, der Mode ꝛc. — Dann auch die messingene Pfeifenform in den Tabakspfeifenbrennereyen oder Fabriken; s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 594.

Tabakspfeifenhandel, s. den Art. Tabakspfeife, oben, S. 239 u. f. Der Handel mit thönernen Tabakspfeifen wird immer noch ansehnlich in Holland und Deutschland betrieben, und der Preis derselben richtet sich nach der Länge der Pfeifen. So kostete in Großalmerode das Hundert Pfeifen zu 40 Zoll Länge

1⅔ Rthlr. Cour., zu 10 Zoll 1 Rthlr., zu einer Brabanter Elle 24 Sgr., etwas kürzer 18 Sgr., zu einer gewöhnlichen Elle Länge 16 Sgr., etwas kürzer 10 Sgr. In den Pfeifenfabriken in der Provinz Brandenburg kostete 1 Groß oder 12 Dutzend

	Zoll Länge.	in Kisten.
Wappenpfeifen	—	2 Rthlr. 16 Gr.
Pabstpfeifen	—	2 „ 16 „
Kaiserpfeifen	27	2 „ 6 „
Königspfeifen	24	1 „ 16 „
Comptoirpfeifen	—	1 „ 16 „
Davidspfeifen	—	1 „ 6 „
Mittelpfeifen	21	1 „ 8 „
Desgleichen	13	- „ 22 „
Bruchpfeifen	—	- „ 22 „
Bauerpfeifen	—	- „ 10 „

Tabakspfeifenkasten, ein Kasten von Thon, worin die Tabakspfeifen in den Brennofen eingesetzt werden; s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 599.

Tabakspfeifenkopf, Tabakspfeifenköpfe, hierunter versteht man die aus Porzellan, Holz, Horn, Elfenbein, Meerschaum ꝛc. verfertigten Köpfe, welche von dem Rohre getrennt sind, nicht wie bei den thönernen Pfeifen mit dem Rohre ein Stück bilden, und die man von den verschiedensten Formen mit Malerey, Schnitzwerken ꝛc. hat. S. den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenmesser, ein Messer, womit der Tremmer die fertig geformten Pfeifen säubert, glättet und stämpelt. Dieses Messer besteht aus einer Klinge, woran die eine Schneide stumpf ist, die andere aber Zähne, wie eine kleine Säge, hat; s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 596 u. f.

Tabakspfeifenofen, in den Tabakspfeifenbrennereyen, der Ofen, worin die thönernen Tabakspfeifen gebrennt werden; s. unter Pfeifenbrennerey, T. 109, S. 598 u. f. Die Holländischen Oefen sind back-

ofenförmig, mit einem runden Gewölbe, welches in der Mitte ein Zugloch hat, dergleichen Löcher auch unten am Gewölbe angebracht ſind. Das Feuer läuft in verſchiedenen Zügen unter dem Boden umher. Man feuert mit Torf. Andere Arten ſind viereckig, haben einen durchbrochenen Boden, und gleichen den Fayanceöfen; noch andere, welche kleinere Arbeiter haben, gleichen einem abgekürzten Kegel, ſind oben offen, haben eine doppelte Wand, zwiſchen welcher die Hitze um den ganzen Ofen aus dem unten angebrachten Feuerherde herumzieht. In der Mitte des Ofens iſt ein kleiner Kegel angebracht, um welchen die erſten Pfeifen angelehnt werden, oder die Pfeifen werden nur kreuzweiſe in verſchiedenen Schichten übereinander gelegt. Bei jedem Brande wird der gefüllte Ofen mit Backſteinen zugelegt, und um dieſe Decke völlig zu ſchließen, wird über die Mitte ein mit Thon überſchmiertes Papier gedeckt, welches vom Feuer verzehrt wird, und ein dünnes, thönernes Dach zurückläßt. In den Oefen dieſer Art ſind keine Kapſeln nöthig.

Tabakspfeifenpuſchel, ſ. den folgenden Artikel.

Tabakspfeifenquaſte, Tabakspfeifenpuſchel, die von den Poſamentieren verfertigten farbigen Pfeifenquaſten, an den Pfeifenſchnüren.

Tabakspfeifenrauchklyſtiermaſchine, Machina clysmatica pro fumo tabaci, bei den Wundärzten, eine Maſchine, wodurch der Tabaksrauch in die Gedärme, um einen größern Reiz zu erwecken, getrieben wird. S. unter Klyſtier, Th. 41, S. 88 u. f.

Tabakspfeifenräumer, ein ungefähr 4 bis 5 Zoll langer ſtarker Draht, der oben einen aus Draht gewundenen Griff hat, gleich einem Degengefäße, womit man die Pfeifenköpfe reiniget; dann auch lange, oben mit einer Aehre verſehene Halme; auch Binſen, womit man die Pfeifenſpitzen und Pfeifenröhre reiniget, indem man den Halm durch die Röhre zieht, und ſo die Unreinig-

keit mit fortnimmt. S. auch den Art. Pfeifenräumer, Th. 109, S. 605, und den Art. Tabakspfeifenreinigungsmaſchine, weiter unten.

Tabakspfeifenregal, ſ. Tabakspfeifenträger.

Tabakspfeifenreinigungsmaſchine, eine in neueſter Zeit erfundene, durch den Klempnermeiſter Großmann in Berlin zuerſt angefertigte kleine Maſchine, die Pfeifenröhre vermittelſt des erwärmten Spiritus zu reinigen. Dieſe Maſchine, welche Fig. 9070 zeigt, beſteht aus einem Untergeſtelle von Eiſenblech a. Dieſes Geſtell hat unten eine runde Scheibe b, worauf ein breiter blecherner Ring c, von drei gebogenen Blechfüßen getragen, ungefähr 2 Zoll hoch, ruht. In dieſen Ring, der unten innerhalb einen kleinen Rand hat, wird eine blecherne geſchloſſene kleine Büchſe d, von 2 Zoll Höhe, eingeſetzt, aus der in der Mitte eine meſſingene gekrümmte Röhre e geht, die vorn ſpitz zuläuft, ſo daß ſie in das Rohr geſteckt werden kann. Dieſe Röhre beträgt ungefähr 6 Zoll. Dann befindet ſich in der Büchſe, neben der Röhre, noch eine kleine ungefähr 1 Zoll lange Röhre f, die gleichfalls in die geſchloſſene Büchſe geht, wodurch der Spiritus eingegoſſen wird, welche man dann mit einem Pfropfen feſt verſchließt. Eine kleine Lampe wird unten in das Geſtell unter die Büchſe geſetzt, und angezündet, ſo daß der erhitzte Spiritus durch die meſſingene Röhre in die Pfeifenröhre getrieben wird, und ſo durchläuft und unten in ein darunter geſetztes Gefäß wieder abfließt. Hierdurch wird nun der ſich in der Röhre geſammelte Tabaksſaft herausgeſpült. Dieſe Maſchine fand anfangs Beifall, und wurde von vielen Tabaksrauchern gekauft, beſonders da der Preis derſelben nur ſehr mäßig war; allein die Verſuche, die mit dieſer Maſchine angeſtellt worden ſind, haben zwar gezeigt, daß die Reinigung der Röhre dadurch vollkommen bewirkt worden iſt, es hat ſich aber dabei der Nachtheil herausgeſtellt, daß die gebeitzten und polirten hölzernen Röhre

nicht nur die Politur und Beitze verloren haben, sondern das Holz hat sich auch durch die Hitze ausgedehnt, ist dann zusammengetrocknet, und hat Risse erhalten, so daß man diese Reinigungsmethode eingestellt, und zu den frühern Reinigungsmitteln wieder seine Zuflucht genommen hat.

Tabakspfeifenrohr, von Horn, beim Horn- oder Kunstdrechsler, ein Pfeifenrohr, welches entweder aus einem oder mehreren Stücken besteht, und in dem letzteren Falle zusammen geschraubt wird. Wenn ein solches Rohr lang seyn soll, so ist es nicht anders möglich, als es aus verschiedenen Stücken zu verfertigen, weil das Horn nicht lang genug ist, um das Rohr aus einem Stücke zu machen. Ein solches zusammengesetztes Rohr ist auch weit leichter rein zu machen, und bequemer bei sich zu tragen. Man setzt ein solches Pfeifenrohr aus fünf Stücken zusammen, oder vielmehr schraubt die Stücke zusammen, als: aus dem Fuße, der unten etwas spitz zuläuft, gleich einem abgekürzten Kegel, damit man ihn bequem in den Pfeifenkopf stecken kann; dem Abgusse, auch Schwammdose genannt, um das Tabakswasser darin zu sammeln, der inwendig nach einer Kugelfläche ausgehöhlt wird; dem Mittelstücke, deren das Rohr manchmal zwei, auch drei, hat; es ist gemeiniglich bei guten Röhren von Ebenholz, dann auch von einem schwarz gebeitzten Holze, oder auch von Buchsbaum, Taxusbaum, oder einem andern gelben Holze, auch wohl von Knochen, wenn es lang und stark ist, gemacht. Kurze und dünne Röhre sind von Horn. Das Mundstück besteht wieder aus zwei Theilen, aus dem Oberstücke, und dem eigentlichen Mundstücke. Die Theile des Pfeifenrohrs, die aus Horn verfertiget werden, macht man aus der Spitze des Horns. Das Horn wird erst in Wasser gekocht, bis es sich erweicht hat, und dann wird jede Hornspitze nach der Länge in zwei bis vier gleich dicke Stücke, nachdem die Hornspitze

ſtark iſt, zerſchnitten. Jedes Stück wird rund geſchnitten, und wenn das Horn bei dieſer Arbeit wieder erkaltet iſt, ſo wird es nochmals gekocht, dann über ein Kohlenfeuer gehalten und gebraunt, und zuletzt gerade gebogen. Ein jedes zu einem Pfeifenrohre taugliches Stück Horn wird, nachdem es aus dem Groben zu einem Cylinder geſchnitten worden, auf der Drehbank rund abgedrehet; iſt das Horn ſpröde, ſo wird es mit dem Spitzſtahle abgedrehet, weil dieſer nur nach und nach mäßig abdrehet, iſt es aber weich, ſo geſchieht dieſes Abdrehen mit dem Rundſtahle, und dann wird es mit dem Breitſtahle völlig geebnet, und die Stäbe und Geſimſe werden aus den dazu ſtehen gebliebenen ſtarken Stücken gleichfalls ausgedrehet. Nach dem Runddrehen wird das Stück ausgehöhlt. Es wird horizontal in ein Futter der Docke der Drehbank befeſtiget, auf die Lehre und die Banklehne der Drehbank ein Stab gelegt, und auf dieſen der Pfeifenbohrer, welcher völlig horizontal nach und nach gegen die Achſe des Hornes bewegt wird, und eine zweite Perſon tritt und bewegt die Drehbank, bis das Horn völlig durchbohrt iſt. Wenn alle Stücke eines Pfeifenrohrs dergeſtalt durch- oder ausgebohrt ſind, ſo werden die Zapfen an den Enden zu den Vaterſchrauben gedrehet, in die Oeffnung des nächſt angrenzenden Stückes eingepaßt, und die Schraubengänge mit dem Schraubeneiſen eingeſchnitten, welches ganz langſam auf der Drehbank geſchieht; dann werden die Stäbe und Geſimſe mit der Kante des Spitzſtahls völlig ausgebildet, und alle Flächen nachher mit einem ſcharfen Schlichtſtahle geſchlichtet; hierauf mit Schachtelhalm, fein gepulvertem Tripel, mit Baumöl vermiſcht, polirt und glatt gerieben. Die Kugel des Abguſſes wird mit dem Bauchhaken ausgehöhlt. Gemeiniglich ſteht in dem Abguſſe oder der Schwammbüchſe (Waſſerſacke), eine Röhre von Eiſenblech, die der Drechsler in dem untern Theile, der bloß ausgebohrt iſt, feſt ein-

preßt. Dergleichen Abgüsse kommen jedoch jetzt selten noch vor, da man sie einfacher und dabei zierlicher hat, auch die porzellanenen Abgüsse vorzieht, die sich besser reinigen lassen. Zu dieser Röhre, so auch zu dem Futter des Mundstückes, wird ein dünnes Eisenblech um einen Draht, welcher der Röhre statt eines Dorns dient, gebogen. Dieses mit Blech umgebene Drahtstück wird durch das Zugeisen mit einer Zange durchgezogen. Hierdurch wird das Blech in eine glatte Röhre verwandelt, und der Draht wieder herausgezogen. Das blecherne Futter wird nun in das ausgebohrte Loch des Mundstücks gepreßt, und solches auf der Drehbank völlig abgedrehet, polirt, und an der Flamme des Lichtes vorne krumm gebogen. Die Röhre in der Schwammbüchse wird gleichfalls eingesetzt. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenschlauch, wird das Mittelstück an der Pfeife genannt, welches elastisch durch eine Drahtfeder und mit Seide in Posamentierarbeit überzogen ist. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenschmirgel, die dicke schmierige Substanz, welche bei dem Tabaksrauchen sich in dem Pfeifenrohre und im Kopfe festsetzt, auch zum Theil in den Abguß übergeht, und hier ausgeleert wird.

Tabakspfeifenschnur, eine vom Posamentier gearbeitete seidene Schnur, von schwarzer, grüner, brauner ꝛc. Farbe, womit man das Pfeifenrohr mit dem Abgusse, welcher den Kopf trägt, verbindet. Sie wird oben an der Pfeifenspitze befestiget, und unten am Abgusse durch einen Ring oder eine Oehse, wodurch man die Schnur zieht. Diese Schnur ist stark gedrehet und besitzt oben an den Enden Puscheln oder Quasten von gleicher Farbe, auch von einer oder mehreren andern brillanteren vermischt. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenspitze, die angeschraubte Spitze an einer Tabakspfeife, welche das Mundstück enthält. Man hat

ſie von Horn, hartem Holze, Bernſtein, Glas, Elfenbein, Porzellan ꝛc. ꝛc., und verkauft ſie in dem Handel Dutzend- und Stückweiſe. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenſtiel, die zerbrochenen thönernen Pfeifenſtiele, welche die Knaben gewöhnlich zu den Armbruſten und zu den Blaſeröhren gebrauchen, um damit zu ſchießen.

Tabakspfeifenſtopfer, ſ. Pfeifenſtopfer, Th. 109, S. 606. — Man hat die Tabakspfeifenſtopfer von Holz, Horn und Porzellan in verſchiedenen Formen; der untere Theil, womit der Tabak in den Pfeifenkopf geſtopft wird, iſt von der Breite oder Rundung eines Silbergroſchens und darüber. Die gewöhnlichen Formen ſind die kegelförmigen ganz einfachen, welche die Geſtalt eines gläſernen Farbenreibers haben; dann hat man ſie in Porzellan in der Geſtalt eines Frauenſchenkels, nebſt Bein und Fuß, mit einem goldenen Strumpf- oder Kniebande; der mit einem Schuh oder Schnürſtiefel angethanene Fuß bildet den Griff des Pfeifenſtopfers; ſo hat man auch Spargelſtangen ꝛc. Fig. 9071 zeigt dieſe Pfeifenſtopfer.

Tabakspfeifenſtummel, die abgebrochenen Thonpfeifen, woraus gewöhnlich die Matroſen auf den Schiffen rauchen, und auch ehemals die alten Soldaten in den Feldlagern. Auch zu den Seifenblaſen bedienen ſich Knaben dieſer abgebrochenen Pfeifen, die mit dem Kopfe ungefähr 4 bis 6 Zoll in der Länge betragen.

Tabakspfeifenthon, ſ. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 590.

Tabakspfeifenträger, Tabakspfeifenhalter, Tabakspfeifenregal, ſ. Pfeifenhalter, Th. 109, S. 603. Man hat auch Pfeifenträger oder Halter auf den Kaffeehäuſern und in den Tabagien, die eine Art Riegel von Holz bilden, worauf eine breite Leiſte befeſtiget iſt, die eine Reihe von Einſchnitten oder Kerben

dicht nebeneinander hat, worein man den Stiel der thönernen Pfeifen, dicht am Kopfe, steckt, so daß der Kopf auf der Leiste liegt, und so neben einander eine ganze Reihe von Pfeifen auf diese Weise ihren bequemen Platz findet. Ein jeder Gast oder vielmehr Stammgast (weil diese nur ihre Pfeifen aufheben), der seine Pfeife auf diese Weise verwahren will, schreibt mit Bleystift seinen Namen darauf, und steckt sie dann auf den Riegel oder die Leiste, um sich der Pfeife nach seiner Bequemlichkeit zu jeder Zeit bedienen zu können.

Tabakspflanze, s. oben, unter Tabak.

Tabakspflanzer, Tabakskultivateur, ein Anbauer des Tabaks; ein Gutsbesitzer, der sich nur mit dem Anbaue des Tabaks beschäftiget, seine Aecker oder Felder nur zum Tabaksbaue bestimmt hat, nur hieraus einen Gewinn zu ziehen sucht. Wie der Anbau der verschiedenen Tabaksarten geschieht, sehe man oben unter Tabak und Tabaksbau nach.

Tabakspflanzung, Tabaksplantage, s. oben, unter Tabak und Tabaksbau. Man spricht nur von Tabakspflanzungen, Tabaksplantagen, wo man ganze Felder oder Aecker mit Tabak besetzt, wo eine ganze Gegend sich mit dem Tabaksbaue beschäftiget.

Tabaksplantage, s. Tabakspflanzung.

Tabakspreise, die Preise, sowohl der rohen Tabaksblätter, als auch des fabrizirten Tabaks in Fässern und in Paqueten. Die Preise der rohen oder unsaucirten und unverarbeiteten Tabaksblätter bestimmen theils die Tabaksbauer, theils die Fabrikanten, welche diese Blätter einkaufen; denn da der Einkauf im Ganzen geschieht, so richtet sich darnach auch der Preis. Es kommt hier freilich viel auf die Concurrenz und auf die Güte des einheimischen Tabaks an, um den Preis von dem Tabaksbauer, oder von dem Fabrikanten ausgehen zu lassen. Ein anerkannt guter Tabak wird imm-

ſeinen Preis durch den Kultivateur machen laſſen, dagegen wird ein minder guter Tabak eher den Fabrikanten zum Stellen des Preiſes beſtimmen; auch hat die gute oder ſchlechte Tabakserndte darauf Einfluß. Der fabrizirte Tabak erhält ſeinen Preis von dem Fabrikanten. Anerkannte Sorten, beſonders ausländiſche Tabaksarten, haben ihre beſtimmten Preiſe, die faſt alle Fabriken halten; neu erfundene Sorten, das heißt, in der Saucirung, beſonders bei inländiſchen Tabaken, werden ſo lange einen beſondern Preis haben, oder der Fabrikant kann dafür einen eigenen Preis beſtimmen, als dieſe Sorte von andern Fabriken nicht nachgemacht wird, geſchieht dieſes, wie es in der Regel der Fall iſt, ſo hört auch das Preismachen auf. Die Kaufleute und Tabakshändler, welche ihre Tabake aus der einen oder der andern Fabrik nehmen, verkaufen ſolche nach dem Preis-Courante der Fabrik, und genießen einen Rabatt, der um ſo anſehnlicher iſt, je größer der Abſatz des Tabaks iſt; denn je mehr ſich der Kaufmann oder Tabakshändler bemühet, für den Abſatz einer Fabrik zu wirken, um ſo mehr giebt ihm auch die Fabrik eine Anerkennung dieſes Wirkens durch einen anſehnlicheren Rabatt; denn beide, der Kaufmann und der Händler, haben gewöhnlich Tabake von mehreren Fabriken. Mit einem Kommiſſionslager iſt dieſes anders; denn der Kommiſſionair und Verkäufer wirkt nur für die alleinige Fabrik, deren Fabrikate er in Kommiſſion hat, genießt aber auch anſehnlichere Vortheile, als der Tabakshändler, und hat nicht das Riſiko, daß ihm Tabake auf dem Lager für ſeine Rechnung liegen bleiben, wie Jenem. Die Detailpreiſe des Tabaks laſſen ſich hier nicht anführen, man erſieht ſie aus den Preis-Couranten der Fabriken, ſie ſteigen beim Rauchtabake von 4 Groſchen das Pfund an, bis zu 2 Thalern und darüber. Die letzteren Tabake ſind feine Ka-

naster in Rollen ꝛc. ꝛc. Dasselbe findet auch bei dem Schnupftabake Statt. S. auch Tabakshändler.

Tabakspresse, eine, gleich einer Buchbinderpresse gestaltete, Maschine, die Tabaksblätter, wenn sie mit Salzwasser eingesprengt worden, hinein zu legen und zusammen zu pressen, damit die Beitze ꝛc. gehörig durchziehe, und eine vollkommene Fermentation bewirkt werde oder erfolge, wie beim Einpacken in Fässer; s. oben, S. 90.

Tabaksprise, eine kleine Quantität Tabak, die man mit zwei Fingern, dem Daumen und dem Zeigefinger, fassen kann. Gewöhnlich wird derjenige Schnupftabak, den man aus einer Dose mit zwei Fingern greift, eine Prise genannt. Siehe auch den Art. Prise, Th. 117, S. 409. Die Benennung Prise kommt auch bei den Samenhändlern vor, um damit so viel vom Blumensamen zu bezeichnen, als man mit den beiden angeführten Fingern fassen kann; eine solche Prise kostet dann ½, 1 Groschen, 2 Groschen ꝛc. Von dem Worte Tabaksprise hat man auch im gewöhnlichen Leben einige sprichwörtliche Redensarten abgeleitet, wie z. B. eine eigene Prise, womit man einen Pedanten bezeichnet, der Alles, was er macht, mit einer gewissen Pünktlichkeit oder Genauigkeit und Verständlichkeit verrichtet; dann: eine ekelhafte Prise, eine Person, mit der man schwer umgehen kann, die sich über Alles, was vorgeht oder begangen wird, aufhält, über Alles ihre Glossen macht, oder Alles bespöttelt, bekrittelt, was nicht von ihr selbst ausgeht. Eine beißende Prise, Einen mit spitzfindigen Redensarten abfertigen. — Prise, in der Schiffahrt, s. den angeführten Theil, S. 410 u. f.

Tabakspritsche, eine eichene, auf einem Gestelle ruhende, und mit einem emporstehenden Rande von Tannenholze versehene Tafel, welche 6 Fuß lang und 2½ Fuß breit ist. Der Rand der Hinterseite ist 1¼ Fuß hoch, die Seitenränder aber laufen von hinten nach vorn schief

zu. Der Vorderrand ist 3½ Zoll hoch, und das Fußgestelle hat die gewöhnliche Höhe eines Tisches. Hierzu gehört noch das Mischbrett, das 1 Fuß lang, ½ Fuß breit, ½ Zoll dick, und auf seiner Oberfläche mit einem Griffel versehen ist, den durchgesiebten Tabak, wenn er etwa zu trocken, und mit Fluß- und Salzwasser besprengt worden, drückt und mischt, bis Alles gleichförmig angenetzt worden.

Tabaksrauch, der beim Rauchen des angezündeten Tabaks aus dem Pfeifenkopfe und dem Mundstücke ziehende Rauch, welcher durch das Aufziehen oder Anziehen mit dem Munde sich entwickelt, indem dadurch der Tabak in Brand gebracht wird. Die Eigenschaften dieses Tabaksrauches in Beziehung auf die Gesundheit des Rauchenden, werden von mehreren Aerzten, als dem Körper nicht nachtheilig, empfohlen, von andern aber als schädlich bezeichnet; zu diesen Letzteren gehört auch Hufeland, der in seiner Makrobiotik, Th. 2, 4te Auflage, S. 208 und 209, Folgendes darüber sagt: „Der Rauchgenuß ist einer der unbegreiflichsten; etwas unkörperliches, schmutziges, beißendes, übelriechendes, kann ein solcher Lebensgenuß, ja ein solches Lebensbedürfniß werden, daß es Menschen giebt, die nicht eher munter, vergnügt und lebensfroh werden, ja die nicht eher denken und arbeiten können, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehen. Ich will hier nichts von den Vorzügen weiter sagen, denn die würden sie doch nicht begreifen, die keine Tabaksraucher sind, und unentbehrlich zum Wohlseyn und zur Glückseligkeit sind sie nicht; denn wir sehen die, welche nicht rauchen, eben so heiter, eben so glücklich, eben so gesund, ja noch gesunder. Ich muß hier aber etwas von den Nachtheilen sagen, die diese Gewohnheit hat, besonders um der jungen Leute willen, die dieses Buch lesen, und die noch die freie Wahl haben, sie anzunehmen, oder nicht. Das Tabaksrauchen verdirbt die Zähne, trocknet den Körper

aus, macht mager und blaß, schwächt Augen und Gedächtniß, zieht das Blut nach Kopf und Lunge, disponirt daher zu Kopfbeschwerden und Brustkrankheiten, und kann denen, die hektische Anlagen haben, Bluthusten und Lungensucht zuziehen. Ueberdies giebt es ein Bedürfniß mehr, und je mehr ein Mensch Bedürfnisse hat, desto mehr wird seine Freiheit und Glückseligkeit eingeschränkt. Ich warne daher Jedermann dafür, und werde mich sehr freuen, wenn ich hierdurch etwas zur Verminderung dieser üblen Sitte beitragen kann." Andere Aerzte wollen darin nichts Nachtheiliges sehen oder finden, und wenn auch der Tabak etwas Narkotisches an sich habe, welches man auch bei dem ersten Rauchen durch Uebelkeiten und Erbrechen empfinde, welches auch manchen Jüngling, der dieses nicht zu überwinden vermöge, vom Tabaksrauchen abhalte, so schade er doch weiter nicht, wenn man es überwunden habe; man empfinde dann eine gewisse Behaglichkeit darin, den Rauch um sich her zu blasen, könne sich allein um so ungestörter seinen Meditationen hingeben, sich auch dabei die Zeit vertreiben, welches ohne dieses Genußmittel nicht so gut möglich sey, und dann befördere es den Stuhlgang, mache einen offenen Leib, hindere also jede Verstopfung, die bei Hypochondristen um so nachtheiliger wirke, da sie an Verdauungsbeschwerden litten, wodurch ihnen der Kopf eingenommen sey, und sie sich nach dem Essen, überhaupt nach dem Genusse von Speisen, zu allen Geistesarbeiten untauglich fühlten. Diese erhielten nun gleichsam eine Erleichterung durch das Tabaksrauchen, indem die Verstopfungen gehoben würden, und daß dieses der Fall sey, zeige die Wirkung des Tabaksrauches bei Verstopfungen, indem man denselben zu Klystieren benutze, und ihn bei der fürchterlichsten aller Verstopfungen, dem Miserere, anwende, und durch ihn allein dieses Uebel oft gehoben sehe. — Bei Gehörübeln soll auch der Tabaksrauch, zum öftern mit einer Feder oder

einem Pfeifenſtiele in die Ohren geblaſen, das wegen unterlaſſener fleißiger Reinigung der Ohren erhärtete Schmalz auflöſen und die davon entſtehende Harthörigkeit oder Taubheit entfernen; ſ. unter Gehör, Th. 16, S. 655. — Das Tabaksrauchen vermehrt auch die Ausdünſtung. Ein Phyſiker, welcher Verſuche mit ſeinem Körper wegen der Ausdünſtung anſtellte, und ihn deshalb alle Monate des Jahres in jeder Nacht eine Stunde, und täglich eine Stunde für die gehabte Ausdünſtung wog, hat gefunden, daß das Tabaksrauchen die Ausdünſtung vermehrt. Er rauchte nämlich des Vormittags im März acht Pfeifen. Nach der erſten Pfeife ward er, den Speichel abgerechnet, um 1¾ Unzen, nach der andern 2, und nach allen acht Pfeifen 12¾ Unzen leichter, außer acht Unzen Speichel. Nachmittags um fünf Uhr deſſelben Tages verlor er durch zwei Pfeifen fünf Unzen. Vom Speichel verlor er in einem Sommertage acht Unzen, im Wintertage über ſechzehn, und daher raucht man im Sommer weniger, als im Winter, da der Rauch erwärmt, wenn man vor Froſt zittert. Im Auguſt machte die erſte Pfeife den Körper um 2½ Unzen leichter, und Nachmittags zwei Pfeifen hintereinander geraucht, um 7 Unzen leichter und zugleich träge. — In der Oekonomie dient der Tabaksrauch in den Glas- und Treibhäuſern zur Tödtung der Inſekten, die ſich an den Myrthen-, Roſen-ꝛc. Bäumchen und Sträuchern aufhalten; dann kann man damit auch die Kornwürmer von den Kornböden vertreiben; ſ. Th. 44, S. 809 u. f. — In Hinſicht der Staatspolizey iſt das Tabaksrauchen ſowohl in den Städten auf den Straßen, als auch in den Dörfern, und in der Nähe von Scheunen, und dann auch in den Wäldern verboten. Man will zwar die hinlängliche Erfahrung gemacht haben, daß der Tabak, wenn er brennend aus der Pfeife fällt, nicht zündet, ſondern nur ſchwelet, welches Schwelen jedoch ſogleich aufhört, ſobald die Tabakskohle, wel-

ches ſehr bald geſchieht, verlöſcht, und dann geſchieht dieſes nur bei Tabaksſtengeln oder zuſammengerollten Blätterſtücken, nicht aber bei offen zerſchnittenen Tabaksblättern, die niemals zünden, und noch weniger eine Flamme verurſachen. Hieraus könne man alſo mit Gewißheit annehmen, daß durch das Tabaksrauchen in den Kiefern- und Tannenwäldern die gewöhnlichen Brandſchäden nicht entſtänden, ſondern dieſe geſchähen mehr aus Bosheit oder aus Nachläſſigkeit von unausgelöſcht gebliebenen Feuern, die oft in den Wäldern, verſchiedener Urſachen wegen, angemacht würden. Wenn aus dem Tabaksrauche ein Unglück entſtehe, ſo wäre daran mehr der Schwamm Schuld, womit die gemeinen Leute ihre Pfeifen anzuzünden pflegten, aber nicht der Tabak. Daher ſollte man auch mehr das Schwammanzünden in den Wäldern, aber nicht das Tabaksrauchen verbieten, um ſo weniger, da auch die Tabakspfeife des geringſten Tagelöhners mit einem Deckel verſehen zu ſeyn pflege; es ſey daher nicht wahrſcheinlich, daß durch das Tabaksrauchen ein Brandſchaden in den Wäldern entſtehe, wohl aber durch die angeführten Urſachen. Indeſſen iſt es doch gut, daß geſchärfte Gebote wider das Tabaksrauchen gegeben werden, wenn ſie auch in dem angeführten Falle überflüſſig zu ſeyn ſcheinen; denn es kann dennoch durch den Schwamm und ſonſtige Mittel der Anzündung in den Dörfern, ſo wie überhaupt auf dem Lande viel Unglück angerichtet werden. Auch das Beſteigen der Stroh- und Heuböden mit brennenden Tabakspfeifen, das Eintreten in die Scheunen damit, muß ſtrenge unterſagt, ja unter keinem Vorwande von den Gutsbeſitzern und Landleuten ihren Knechten und Arbeitern geſtattet werden. Eben ſo wenig iſt das Tabaksrauchen in den großen und andern Städten auf der Straße, hauptſächlich am Tage, zu geſtatten, nicht bloß wegen der Gefahr, ſondern auch wegen des Unanſtändigen, welches oft damit getrieben wird, indem man den Rauch

den Frauensleuten ins Geſicht bläſet, und dann auch des Geruchs wegen, der aus den mannigfaltigen Tabaken, womit die Pfeifen gefüllt oder geſtopft ſind, emporſteigt. Das Tabaksrauchen an den genannten Orten wird gewöhnlich mit der Wegnahme der brennenden Pfeife und mit einer Geldbuße beſtraft, die im Wiederholungsfalle geſchärft wird.

Tabaksrauchen, ſ. den vorhergehenden Artikel, und oben, unter Tabak, S. 109 u. f. Der Tabak wird nicht bloß von den Männern geraucht, auch gekäuet, ſondern auch an mehreren Orten von Frauen, wie z. B. in Holland, bei uns in Deutſchland im Hannöverſchen, Heſſiſchen ꝛc. In Holland rauchen ihn angeſehene Frauen, im Hannöverſchen bloß die Frauen der Landleute und Tagelöhner an einigen Orten.

Tabaksraucher, derjenige, welcher den Rauchtabak ſowohl geſchnitten aus einem Pfeifenkopfe raucht, als auch den aufgerollten Tabak, unter dem Namen Cigarre oder Glimmſtengel, aus einer Pfeifenſpitze oder aus dem bloßen Munde. S. auch oben, S. 185 u. f.

Tabaksrauchgebläſe, eine Rauchklyſtierblaſe, wie ſie unter Klyſtier, Th. 41, S. 88 u. f., vorgekommen.

Tabaks (Rauch-) und Schnupftabakspaquete, Tabakspackete, der in Paquete eingeſchlagene Rauch- und Schnupftabak, ſowohl in $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Pfund-, als auch in Pfundpaquete. Der Tabak in dieſen Paqueten hat eine Bleyumhüllung innerhalb des Papiers beim Rauchtabake, und beim Schnupftabake iſt er gänzlich in Bley eingeſchlagen. Hierüber wird dann das Papier mit der Vignette und der Etiquette geſchlagen, und feſtgeſiegelt, das heißt, das Papier, worauf die Vignette ꝛc. ſich befindet, hat die jedesmalige Größe der oben angeführten Paquete, ſo, daß das Einſchlagen genau darein trifft, nämlich zu einem $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Pfunde, wenn das Einſchlagen mit der Form geſchieht; ſ. oben, S. 201. — Zu den Tabakspaqueten

gehört noch der Brieftabak, oder das Einſchlagen in Briefe; ſ. oben, S. 128.

Tabaksregal, ſ. Tabaksmonopol.

Tabaksregie oder Tabaksverwaltung, ſ. das letztere Wort.

Tabaksreibe, Rappe, in den Tabaksfabriken, ſ. oben, S. 151, und Th. 120, S. 639.

Tabaksrippe, Tabaksrippen, die Rippen der Tabaksblätter, die man herauszieht, um die reinen Blätter zu erhalten; ſ. oben, unter Tabaksfabrikation, S. 122.

Tabaksſamen, ſ. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 82 u. f.

Tabaksſauce, Tabaksbrühe, Tabaksbeitze, ſ. oben, unter Tabaksfabrik.

Tabaksſchild, das an dem Tabaksladen angebrachte Schild, worauf verſchiedene, auf den Tabak Bezug habende Gegenſtände gemalt worden ſind, z. B. Paquete Tabak, Rollen- oder Stangenkanaſter, eine Tonne mit Tabak, Tabaksbüchſen, Cigarrenkiſten, thönerne Pfeifen, Schwefelhölzer ꝛc. Auf dem andern Ladenſchilde, da an beiden Ladenthüren Schilder angebracht werden, ſtehen die Namen der vorzüglichſten Tabaksſorten; auch bringt man wohl noch darauf ein Schiff an, welches mit Tabak beladen ankommt, oder im Hafen liegt, und ſeiner Laſt entladen wird. Ein drittes Schild wird über der Thür angebracht, und enthält die Firma der Handlung, entweder auf ſchwarzem, oder auf blauem, grünem, weißem und gelbem Grunde, und dazu paſſenden Buchſtaben, entweder in Gold, oder auf weiß, grün und gelb in ſchwarzen Buchſtaben, auf ſchwarz und blau mit weißen Buchſtaben. Dieſes Alles hängt von dem Geſchmacke des Handlungsbeſitzers ab.

Tabaksſchmaucher, eine Perſon, welche den Tag über die Pfeife nicht ausgehen läßt, beſtändig raucht.

Tabaksſchneidelade, ſ. den folgenden Artikel.

Tabaksſchneidemaſchine, Tabaksſchneidelade, eine Maſchine, worauf der Tabak zum Rauchen geſchnitten wird, bei der man das Vorwärtsſchieben des Bodens mit dem Tabake auf folgende Art ins Werk ſetzt. In die, an den beweglichen Boden a b, Fig. 9072, der länglicht viereckigen Lade befeſtigte, gezahnte eiſerne Stange, greifen die Schraubengänge d der mit a b parallelen Spindel c d. Man gewahrt hier leicht, daß der bewegliche Boden a b vorwärts oder rückwärts bewegt wird, je nachdem man die Spindel c d rechts oder links um ihre Achſe dreht. Dieſe Spindel hat an einer gewiſſen Stelle unter der Lade ein Paar Schraubenzüge, welche in die gezahnte Stange auf ähnliche Art, wie bei der Schraube ohne Ende in das Stirnrad, eingreifen. Wird nun das außerhalb der Lade mit ſeiner Mitte an die Spindel befeſtigte Sperrad e langſam umgedrehet, ſo bewegt ſich auch die Spindel c d langſam um ihre Achſe, folglich wird dann auch der Boden a b mit dem darauf liegenden Tabake langſam vor- oder rückwärts geſchoben, alſo vorwärts unter das Meſſer gebracht, und auch wieder zurückgeführt. Es kommt alſo nur darauf an, daß durch das Auf- und Niedergehen des Meſſers, auch das an dem Ende der Schraubenſpindel befeſtigte Sperrrad allmählig von Zahn zu Zahn herumbewegt wird. Das Schneidemeſſer f g wird außerhalb der Lade, über dem Boden a b an dem Griffe g auf- und niedergehoben. Von ihm geht in einiger Entfernung von ſeinem Umdrehungspunkte f eine Stange h i herunterwärts nach dem Arm i einer, runden oder viereckigen eiſernen Welle r o hin, welche ſtets hin und her gewiegt wird, wenn das Meſſer f g, folglich auch die Stange h i, auf- und niederſteigt. Bei o hat die Welle r o gleichfalls einen Arm; in dieſem iſt der Sperrhaken k befeſtiget, welcher mit ſeiner vordern Klaue in die ſchrägen Zähne des Sperrrades e eingreift. Die Sperrklaue wiegt daher auch hin und her, wenn o r durch obige Be-

wegung des Meſſers zum Hin- und Herwiegen gebracht wird. Das Hin- und Herwiegen des Sperrhakens iſt, in Beziehung auf das Sperrrad, zugleich eine ſtoßende Bewegung. Die Klaue des Sperrhakens ſtößt nämlich beſtändig das Sperrrad um einen, um zwei, oder um mehrere Zähne, zwiſchen welchen ſie liegt, herum. Dadurch wird nun auch die Spindel c d allmählig herumgedrehet, und ſo wird auf die beſchriebene Art der Boden a b fortgeſchoben. Damit das Sperrrad e beim Herumdrehen nicht willkührlich zurückbleiben kann, ſo liegt noch ein beſonderer Sperrkegel l zwiſchen ſeinen Zähnen. Macht man mit dem Meſſer f g einen größeren Hub, ſo wiegt ſich auch die Welle r o um einen größeren Weg hin und her, und dann fährt auch der Sperrhaken k über mehrere Zähne hinweg, und ſtößt das Sperrad jedesmal mehr herum. So wird der Boden a b bei jedem Meſſerhube eine größere Strecke vorgeſchoben, und der Tabak gröber zerſchnitten, welches aber auch auf folgende Weiſe geſchehen kann. Der Arm o, woran der Sperrhaken durch ein Querholz befeſtiget iſt, hat mehrere Löcher, eben ſo das untere Ende des Sperrhakens ſelbſt. Durch das Stellen und Befeſtigen in einem andern Loche kann man die Weite des Fortſtoßens jenes Hakens verändern. Aus demſelben Grunde hat auch der Arm f, worin der Meſſerſtiel befeſtiget iſt, mehrere Löcher. Die zuſammengenommenen Tabaksblätter müſſen ſo gleichförmig als möglich in die Lade gelegt, und an den beweglichen Boden ſo angelegt werden, daß ſie mit dieſem ſich gleichförmig unter das Meſſer ſchieben. Dieſerhalb gehört auch ein Deckel m n dazu, welcher auf den Tabak zu liegen kommt, und durch ein Paar Schrauben p q gerade ſo feſt an den Tabak gepreßt wird, daß jene Wirkung Statt findet. Quer über der Lade, und zwar von Rand zu Rand derſelben, ſind nämlich zwei eiſerne Stangen befeſtiget, welche für die Schrauben p und q die Mütter enthalten. — Iſt der Boden a b mit

dem Tabake weit genug herausgeschoben, und Letzterer, bis auf ein geringes Ueberbleibsel, den man noch zu zerstampften Schnupftabak verarbeitet, zerschnitten, so hebt man k und l aus den Zähnen des Sperrads e, und dreht dieses an einer Kurbel oder an einem Griffe rückwärts; dann schiebt sich der Boden wieder hinein. Man belegt ihn mit neuem Tabake, und setzt das Schneiden auf die beschriebene Art fort. Läßt man von dem Ende des Messergriffs g eine Stange bis an den Griff einer Kurbel herabhängen, welche in der Achse einer umlaufenden Welle sich befindet, so braucht man zum Auf- und Niederbewegen des Messers keinen Menschen anzustellen. Die bewegende Kraft kann dann ein Wasserrad seyn, welches noch andere Theile der Tabaksmanufaktur, z. B. ein Stampfwerk, die Spinnmaschine, die Maschine zum Zerreiben der Schnupftabakskarotten, eine Walzenplättmaschine ꝛc., auch mehrere Maschinen von jeder einzelnen Art zugleich, in Thätigkeit setzen kann.

Eine Tabaksschneidemaschine hat der Professor Martinowiz in Lemberg erfunden, und solches für die Winiker Fabrik, eine der größten Tabaksfabriken in Gallizien. Sie soll sich von den andern ähnlichen Maschinen sehr vortheilhaft durch ihre Wirkung unterscheiden, indem sie binnen drei Monaten 30,000 Centner Tabak schneiden kann, soviel nämlich in ganz Gallizien jährlich consumirt wird, wozu sonst dreiundsechzig Menschen auf einundzwanzig Schneidemaschinen nöthig waren, und wovon 10,000 Centner, zu 16½ Kreuzer auf 1 Centner, 2750 Rheinländische Gulden Arbeitslohn betrugen, da jetzt nur dreißig Menschen zum Rammeln und Einpacken des Tabaks nöthig sind. Rechnet man nun, daß jetzt von diesen Menschen jeder mit 20 Kreuzern täglich bezahlt wird, so kosten 30,000 Centner zu schneiden 900 Gulden, und Schlosserreparaturen 1000 Fl.; daher belaufen sich alle Unkosten nicht höher als

1900 Fl. zusammen. Diese Maschine besteht nur in einem senkrechten Wellbaume, mit zwei großen und einem kleinen Stirnrade, welche in Trillinge greifen, wodurch die Räder in Bewegung gesetzt werden. Das kleine Stirnrad am Wellbaume hat an acht Orten nur fünf Zähne, und auch eben so viele Zwischenräume; der Wellbaum dagegen in der erforderlichen Distanz acht Arme, an welchen die Schneidemesser angebracht sind, unter welche die mit Tabaksblättern eingepreßten Kästchen geschoben werden. Jeder Kasten hat inwendig wieder einen kleinen Trilling, welcher die Schraube, die den Boden des Kastens ausmacht, mit dem Tabake zugleich aufhebt. Sobald also das große Stirnrad vermittelst des Hebels in Bewegung gesetzt wird, so greifen die fünf Zähne des kleinen Stirnrades oben in dem Wellbaum in die Trillinge der Kästen, und der Tabak hebt sich heraus, welcher sogleich durch die acht Messer auf einmal abgeschnitten wird, so daß in zehn Minuten 8 Centner Tabak geschnitten sind. Man kann darauf den Tabak so fein als Saffran schneiden. Zur Bewegung der Maschine sind acht Leute hinlänglich, die Arbeit ist aber ungleich leichter zu verrichten, als bei der bisher gewöhnlichen Maschine, bei der es auch die stärksten Leute nicht lange aushalten können. — Man hat auch eine Tabaksschneidemaschine zum Feinschneiden des Tabaksabfalles, der Tabaksrippen und der Stengel, die sonst gewöhnlich durch Zerstampfen zerkleinert werden. Diese Maschine besteht aus einem langen cylindrisch ausgehöhlten Trog, worin, in geringer Entfernung vom Boden und parallel mit der Länge des Troges, eine Welle, woran unten, nicht völlig nach ihrem halben Umfange, nämlich nach der Quere derselben, und ziemlich nahe an einander, viele halbmond- oder sichelförmige Messer befestiget sind, deren Schneiden nach unten hin gekehrt sind. Wird nun der Tabak in dem Troge gehörig vertheilt, und die Welle um ihre Achse stets hin und her

gewiegt, so schneidet sie den Tabak, der sich in dem Troge leicht von selbst umwendet, nach und nach ganz fein. Das Hin- und Herwiegen der Welle kann man durch eine Kurbel in der Achse einer umlaufenden, durch das Mühlwerk getriebenen, Welle verrichten lassen. Man braucht nur wieder auf die bekannte Art mit dem Kurbelgriffe eine Leitstange, und diese wieder mit einem auf der Messerwelle festsitzenden Arme zu verbinden. Durch Umdrehen der Kurbel wird dann die Leitstange hin und her geschoben, folglich auch die Messerwelle hin und her gewiegt. Dieses Verfeinern des Tabaks mit Messern hat vor dem Zerstampfen den Vorzug, daß es den Tabak nicht so erhitzt, und daß deswegen die Beitze nicht so, wie bei dem Zerstampfen, verflüchtiget werden kann. S. auch oben, unter Tabaksfabrikation. — Eine Tabakshandschneidemaschine besteht aus einem langen Messer, welches einen langen Heft hat, und an der Spitze zwischen einer Rolle eingesenkt und fest ist. Man schneidet nun damit auf dem Schneidetische beim Tabaksspinner die zu Wickeln zusammengedreheten Blätter klein, indem man die Klinge hebt und niederdrückt; der eingerollte Tabak, den man in die linke Hand nimmt, liegt auf dem Brette. So hat man auch kleine Tabakshandschneideladen, deren sich Tabaksraucher bedienen, um ihren Vorrath an Kanaster selbst zu schneiden, und auch Tabakshändler, um ihren Kunden den Rollenkanaster zu schneiden. Figur 9073 zeigt eine solche Maschine. Es ist ein 1 Fuß auch darüber langes, und 8 bis 10 Zoll breites Brett, oft mit einer Leiste eingefaßt, worauf sich ein 1½ bis 2 Zoll dickes, länglich viereckiges, 8 bis 9 Zoll langes, und 4 bis 6 Zoll breites Brett befindet, welches aufgeleimt ist. Auf diesem Brette ist vorn eine kleine eiserne, oben geöffnete Stange, durch welche Oeffnung das Schneidemesser vorn mit einem Stifte befestiget ist, so, daß es auf- und niedergeführt werden kann. Beim He-

den des Meſſers ſchiebt man die Tabaksrolle hinunter, und ſchneidet ſo den Tabak, wie bei einer Hechſelſchneidemaſchine.

Tabaksſchneidezeug, hierunter verſteht man die Tabaksſchneidemaſchinen; ſ. den vorhergehenden Artikel.

Tabaksſchnupfen, das Einziehen des Schnupftabaks in die Naſe, vermittelſt der Finger, indem man eine Priſe aus einer Doſe mit dem Zeigefinger und Daumen nimmt, und ſie vermittelſt des Letzteren in die Naſe ſchiebt, wozu das Aufziehen der Luft durch die Naſe hilft. Ueber die Benutzung des Schnupftabaks und deſſen Gebrauch ſehe man unter Schnupftabak, Th. 147, S. 552 u. f., das Nöthige nach.

Tabaksſchnupfer, derjenige, welcher Tabak ſchnupft, dem das Tabaksſchnupfen zur Gewohnheit geworden iſt; ſ. Th. 147, unter Schnupftabak.

Tabaksſorten, Tabaksarten, die verſchiedenen Arten des Rauch- und Schnupftabaks; ſ. unter Tabaksfabrikation und Tabakshandel.

Tabaksſpinde, ein Spinde von Kienenholz, gebeitzt und polirt, auch wohl vorher mit einer Fournirung ausgeſtattet, und innerhalb mit Fächern verſehen, um den feinen Rauch- und Schnupftabak darin aufzuſtellen; auch andere auf den Rauch- und Schnupftabak ſich beziehende Gegenſtände, wie chemiſche Feuerzeuge, Pfeifenköpfe, Doſen ꝛc. ꝛc. Man kann dieſe Spinden auch von Eichen- und anderm Holze machen, und ſie mit einer weißen, braunen oder mahagonyartigen Oelfarbe anſtreichen laſſen. Die Fächer im Innern richtet man nach dem Gebrauche ein, daher läßt ſich hier darüber nichts weiter ſagen, nur muß jedes Fach ſo groß ſeyn, daß es mehrere Paquete faſſen kann. Das Spinde muß daher eine gehörige Tiefe haben, um, außer den Schaupaqueten, noch mehrere dahinter aufſtellen zu können, auch mit Glas- oder Scheibenthüren verſehen ſeyn, und

ſo vorn im Laden ſtehen, daß es in die Augen fällt, beſonders im Sommer bei geöffneten Ladenthüren. Man hat auch Schaufenſter, in die man die angeführten Gegenſtände ſtellt.

Tabaksſpinnen und **Tabaksſpinnerey**, das Spinnen der Tabaksblätter in Rollen, und der Ort, wo ſolches geſchieht, und überhaupt der Tabak zugerichtet, das heißt, gebeitzt und saucirt wird. Man ſpinnt nur den inländiſchen Tabak. S. oben, unter **Tabaksfabrikation**, S. 128 u. f.

Tabaksſpinner, ein Profeſſioniſt, der den Blättertabak in Stangen ſpinnt, wie oben, S. 128 u. f., beſchrieben worden. Er erlernt dieſes Gewerbe in drei Jahren, und verfertiget zum Meiſterſtücke eine fein geſponnene Rolle Tabak. Einige Tabaksſpinner verſtehen auch die Kunſt, den Tabak mit allerley Saucen oder Beitzen zuzurichten, und auf dieſe Weiſe verſchiedene Sorten Rauchtabak darzuſtellen, und eben ſo auch Schnupftabak zu fabriziren, und treten dann in die Reihe der Tabaksfabrikanten; ſ. oben, unter **Tabaksfabrik** und **Tabaksfabrikation**, S. 115, und S. 119 u. f. In einigen Ländern macht man auch gepreßten Rollentabak, der gleichfalls mit einer Sauce zugerichtet, und dann gepreßt wird, wie z. B. der **ſchwarze Braſilientabak**.

Tabaksſpinnerey, ſ. **Tabaksſpinnen**.

Tabaksſpinnmühle, ſ. oben, unter **Tabaksfabrikation**, S. 129.

Tabaksſtampfe, ſiehe **Tabakshandſtampfe**, oben, S. 215.

Tabaksſtampfmühle, ſ. oben, unter **Tabaksmühle**, S. 236.

Tabaksſtange, **Glimmſtengel**, **Cigarre**, ſ. oben, unter **Tabaksfabrikation**, S. 185 u. f.

Tabaksſtaub, eine Benennung des ganz feinen in Staub verwandelten Schnupftabaks, z. B. des Spaniols, ſo

wie auch aller ganz trocken gewordener Schnupftabake, ſo daß ſie wie Staub beim Anrühren oder Bewegen in die Höhe auffahren; dann auch der Staub, der beim Rauchtabake durch das Zerdrücken deſſelben in den Paqueten entſteht. Mit dem in den Werkſtätten zuſammengefegten Staube oder Pulver beſtreut man Bäume, Saaten und Pflanzen, um ſie vor Ungeziefer zu bewahren. Mengt man dieſen Staub unter den zu ſäenden Samen, oder ſtreuet man ihn auf die beſäeten Beete, ſo ſoll er ein ſehr wirkſames Mittel gegen Erdflöhe, Ameiſen und Schnecken ſeyn. Begießt man mit dem im Waſſer erweichten Pulver die Pflanzen von Zeit zu Zeit, ſo ſchützt man ſie gegen Raupen und Läuſe.

Tabaksſtengel, die Stengel und Rippen der Tabaksblätter, welche gleichfalls zu Tabak verarbeitet werden; ſ. oben, unter Tabak und Tabaksbau, und unter Tabaksfabrikation.

Tabaksſtopfer, Tabakspfeifenſtopfer, ſ. das letztere Wort, oben, S. 251.

Tabakstaſche, eine Taſche zur Aufbewahrung des Rauchtabaks. Dieſe Taſche iſt von Leder, hat eine Höhe von 7 bis 8 Zoll, und eine Länge von 1½ Fuß und darüber. Die äußere Seite iſt gewöhnlich mit Seehundsfell überzogen, und die innere gleicht einer Brieftaſche. Die Taſche von Leder iſt nämlich ſo eingenähet oder geſteppt, daß ſie bequem ¼ Pfund und darüber Rauchtabak faſſen kann; dann iſt noch ein Täſchchen daran, worein man Stahl, Stein und Schwamm legen kann. Das Ganze wird nun zuſammengerollt, mit einem daran genäheten Bande befeſtiget, und ſo beim Spazierengehen in die Taſche geſteckt. Man überziehet die Taſche auch mit anderm Leder, z. B. mit Corduan, Marroquin ꝛc., je nachdem man ſie zierlich haben will.

Tabakstrockenhaus, ſ. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 91 u. f.

Tabakstrocknen, Tabakstrocknung, s. oben, unter Tabak und Tabaksbau.

Tabaksverbot, das von der Polizey ausgehende Verbot, Tabak zu rauchen, sowohl auf den Straßen in den Städten, als auch in den Dörfern, in den Wäldern, und bei der Arbeit der Arbeitsleute, besonders wo feuerfangende Gegenstände sich befinden; s. auch den Art. Tabaksrauch.

Tabaksverordnung, Verordnungen, Reſcripte und Publicanda, wegen der Abgaben vom Tabake, sowohl von den eingehenden rohen Tabaksblättern, als auch von den im Inlande erzeugten Schnupf- und Rauchtabaken, dann auch von andern Gegenständen, die sich auf den Tabak beziehen. Dergleichen Verordnungen ꝛc. kommen besonders in den Ländern vor, wo der Tabak ein Monopol oder ein Regal der Krone ist, aber auch in andern Ländern, wo dieses nicht der Fall ist, man aber von der starken Tabaksconsumtion zum Nutzen des Staats Vortheil ziehen will. Bei uns in Preußen sind zur Zeit der Tabaksverwaltung von Seiten des Staats in dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts mehrere Verordnungen deshalb erschienen, z. B. Verordnung, wie es mit dem Transito der fremden Tabake durch die Königl. Preußischen Lande diesseits der Weser gehalten werden soll. — Publikandum gegen den Ver- und Aufkauf der Tabaksblätter auf dem platten Lande. — Publikandum, wodurch die Tabaksfabrikation allgemein wieder frei gegeben wird. — Publikandum, daß nicht Jeder ohne Unterschied soll Tabak fabriziren können. — Erneuertes Verbot wegen alleiniger Fabrizirung der Tabake in den Städten. — Publikandum, daß die Tabaksfabrikanten und Kaufleute zu Rolltabaken sich zunftmäßiger Meister und deren Gesellen bedienen sollen. — Publikandum, die Tabake nicht in den gedruckten Umschlägen anderer Fabrikanten zu verpacken

und zu verkaufen. — Reſcript, den Aufkauf der Tabaksblätter betreffend. — Reſcript wegen der Urtels-Gebühren in Appellations-Sachen unvermögender Tabaksdefraudanten. — Reſcript wegen Beſchleunigung der aus der bisherigen Tabakseinrichtung entſtehenden Prozeſſe. Alle dieſe Verordnungen erſchienen in den 1780ger und 1790ger Jahren. — Eine Verordnung wegen der Abgaben vom Tabake in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, erſchien 1786, und in demſelben Jahre erſchien auch eine Verordnung wegen Abgabe auf eingehende rohe Tabaksblätter in den Braunſchweigiſchen Landen; auch im Heſſen-Caſſelſchen erſchien eine dergleichen Verordnung. Im zweiten Decennium des jetzigen Jahrhunderts erſchienen auch einige Verordnungen wegen des Tabaks im Bayerſchen und Würtembergiſchen. In einer der von dem Könige Max Joſeph in Bayern erlaſſenen Verordnung, ſoll der Staats-Schulden-Tilgungskaſſe durch den Tabaksabſatz eine Rente geſichert werden, dabei aber auch von der Conſumtion alles Drückende und Läſtige des Tabaksaufſchlages entfernt werden. Nach dieſer Verordnung ſoll der an der Grenze des Königreichs von jedem Centner aller eingehenden ausländiſchen Tabaksſorten und Karotten erhobene Zoll und Conſumtionsaufſchlag, von 2 Fl. Maut und 24 Fl. Aufſchlag nicht noch ferner beſtehen, ſondern alle vom Auslande eingehenden Tabaksblätter ſollen von der Bekanntmachung der Verordnung an, nicht allein 1 Fl. Maut, ſondern auch noch beſonders 6 Fl. Conſumtions-Aufſchlag für jeden Centner zahlen. Schnupftabak einzuführen ſoll in Zukunft ganz verboten ſeyn. Der Aufſchlag auf den im Innlande erzeugten Schnupf- und Rauchtabak ſoll mittelſt Compoſition erhoben werden. Compoſitionspflichtig ſind die ſämmtlichen Tabaksſpinner und Tabakshändler im Königreiche, welche bei der General-Zoll- und Mautdirektion in Tabaksregie-Ge-

genständen eigene Patente, worin ihr jährlicher Compositions-Betrag ausgedrückt ist, lösen müssen, wenn nicht ihr Geschäft als aufgehoben betrachtet werden soll. Der Maaßstab zur Compositions-Erhebung giebt, im Falle eines Widerspruchs, die Bevölkerung der Städte, Märkte und Dörfer, nach den bestehenden Polizey-Abtheilungen. Bei Städten und Märkten wird der Tabaks-Compositionsaufschlag jährlich zu 3 Gulden, in Dörfern zu 2 Gulden auf die sechste Seele der Bevölkerung gerechnet. Die Zeit der Dauer der Composition wird einstweilen auf drei Jahre festgesetzt. Dieses Geschäft leitet die General-Zoll- und Mautdirektion als Tabaksregie mit Zuziehung der Staatsschulden-Tilgungskommission, und sie sollte sich deswegen mit den General-Kreis- und Stadt-Kommissariaten in Verbindung setzen, und diese sollen wieder durch die Polizey-Behörden die Tabaksregie in allen Gegenständen, welche sowohl auf die allgemeine und spezielle Berichtigung dieses Geschäfts, als überhaupt auf den Tabaksbau und die Fabrikation Beziehung haben, mit Nachdruck und Thätigkeit unterstützen. Den Polizey-Behörden soll zur Vollziehung der obliegenden Verrichtungen kein längerer Termin, als von 14 Tagen nach erhaltener General-Kommissariatsweisung zugestanden werden; nach Verlauf dieses Termins soll man sie vermittelst Execution dazu anhalten. Wenn in den Städten oder Märkten, wo mehrere Tabakshändler sich befinden, wegen Vertheilung der jährlich zu bezahlenden Tabakscompositionen sich Anstände ergeben, so sollen dieselben durch ein Compromiß von Handelsleuten unter Leitung der oben gedachten Behörden gehoben werden. — Niemand soll zum Tabakshandel berechtiget seyn, als wer es schon ist, und wer sogleich das Patent dazu von der General-Zolldirektion löset. Selbst die ausländischen Tabaksfabrikanten sollen ihre Fabrikate nur an solche patentisirte Tabakshändler verkaufen. Das schon verbotene Hausiren soll in Bezug

auf den Tabak unbedingt verboten seyn; auch soll auf öffentlichen Jahrmärkten kein Tabak verkauft werden, als von den Tabakshändlern des Orts aus ihrem gewöhnlichen Magazine. Sämmtliche Tabaks-Fabrikanten, Tabaksspinner und Tabakshändler werden aufgefordert, dieser Verordnung ganz zu entsprechen; denn im entgegengesetzte Falle sollen in Ansehung des Tabakshandels und der Tabaksfabrikationen andere Verfügungen eintreten, wodurch man die Betreiber mehr in die Abhängigkeit der Tabaksregie setzen will.

Die im Königreiche Würtemberg zu gleicher Zeit erschienenen Verordnungen wegen des Tabaksbaues, der mit Tabak handelnden Kaufleute, und der Tabaksfabrikanten, enthalten folgende Vorschriften:

Um die Nachtheile abzuwenden, welche bei dem zunehmenden Tabaksbaue aus einer willkührlichen Benutzung der eingeerndteten Tabaksblätter für das Interesse der Königlichen Tabaksregie entstehen könnten, werden, unter Hinweisung auf die diesfalls bereits bestehenden Verordnungen, folgende nähere Bestimmungen gegeben: 1) Es darf nur in solchen Garten- und Ackerbeeten Tabak gepflanzt werden, die wenigstens ½ Morgen im Maaß halten. Kleinere Gutstheile dürfen mit dieser Pflanze nicht angebauet werden. 2) Vor dem wirklichen Anbaue muß der Gutsbesitzer dem Königlichen Accisebeamten seines Wohnorts Anzeige von seinem Vorhaben machen, und ihm das zum Tabaksbaue bestimmte Feld, nebst dessen Maaßgehalt, genau benennen. Wenn kein gesetzliches Hinderniß im Wege steht, so hat der Accifer dem Pflanzer einen Concessionsschein zu ertheilen, der, neben des Letztern Namen und dem Jahrgange, zugleich die Benennung und den Flächeninhalt des anzubauenden Feldes enthält, und wofür er ein Honorar von 12 Kr. vom Morgen zu erheben berechtiget ist. — 3) Müssen die Ortsaccifer über die einzelnen Tabaksanpflanzungen, wofür sie Concessionsscheine ausgestellt, Verzeichnisse

ser Auszug soll den Namen und den Wohnort des Abnehmers, auch die Gattung und Qualität des Tabaks, so wie die Zeit und Art der Versendung enthalten. — 4) Wer sich in diesen Auszügen oder in der ad Nr. 2 anbefohlenen Buchführung eine Nachläßigkeit zu Schulden kommen läßt, wird mit 10 Rthlrn., bei einer absichtlichen Unrichtigkeit aber mit 30 Rthlrn. bestraft. Auf die Wiederholung ist die doppelte Strafe gesetzt, und auf den dritten Fall des Vergehens tritt die Confiskation des Vorrathes an Tabak und eine Strafe von wenigstens drei Monaten Festungsarrest ein. — 5) Auch die Tabaksfabrikanten des Königreichs haben eine dem Zwecke entsprechende Buchführung in ihrem Gewerbe einzuführen, und zu dem Ende a) ein Fabrikations-Scontro über Empfang und Verarbeitung der rohen Blätter, und b) ein Waaren-Scontro über die fabrizirte Waare und deren Verkauf zu halten, und damit auf den 1. November jeden Jahres, wo zugleich in jeder Fabrik mit größter Pünktlichkeit ein Sturz vorzunehmen ist, den Anfang zu machen. — 6) Die in jedem Fabrikorte von der General-Direktion der Königl. Tabaks-Regie aufgestellten Controleurs, sollen nicht nur über die Buchführung wachen, sondern auch die Fabrik fleißig visitiren, alle Ein- und Ausfuhren controliren, dem Sturze, der wenigstens alle zwei Jahre zu wiederholen ist, beiwohnen, und überhaupt das Interesse der Regie gegen alle unerlaubte Handlungen der Fabrikanten bewahren. Besonders haben diese Controleurs, wenn der Fabrikant Blätter vom Auslande erwartet, das betreffende Grenzzollamt davon zu benachrichtigen, welches sogleich die ankommenden Wagen zu plombiren, und mit den versiegelten Frachtbriefen an den Controleur zu addressiren hat, von welchem wiederum dem Grenzzoller von der wirklich erfolgten Ankunft der Waare unverweilt Nachricht zu geben ist. Wenn diese mit dem nächsten Posttage nicht einlaufen sollte, so hat das Grenzzollamt unvorzüglich eine nähere Untersuchung einzuleiten. Auch die im Inlande erkauften Blätter sind von dem Acciser in dem Wohnorte des Verkäufers an den Fabrikcontroleur zu addressiren. Die angekommenen Wagen dürfen nur in Gegenwart des Controleurs abgeladen und nachgewogen

werden, ſo wie auch die geringſte Tabaksverſendung nicht anders, als nach einer in Gegenwart des Controleurs vorgenommenen Abwägung und Plombirung und mit einem von ihm viſirten Frachtbriefe geſchehen kann. Ueber dieſes Alles führt der Controleur ein Controlbuch nach der ihm beſonders ertheilten Inſtruktion. — 7) Unrichtigkeiten in der Buchführung der Fabrikanten werden eben ſo beſtraft, wie es oben in §. 4. bei den Kaufleuten beſtimmt worden. Wenn Blätter auf die Magazine gebracht werden, oder Tabak verſendet wird, ohne Beiſeyn des Controleurs, das heißt, ohne daß ſeine Ankunft abgewartet worden, ſo wird der Fabrikant mit dem Verluſte der Waare, der Fuhrmann aber mit 20 Rthlrn. beſtraft. — 8) Die dem Controleur übertragene Aufſicht bezieht ſich auf die Tabaksmühlen; daher iſt alle eingehende rohe und alle ausgehende gemahlene Waare bei Confiskationsſtrafe dem Controleur an Ort und Stelle vorzuzeigen und von ihm aufzunehmen, ſo wie er auch in der Zwiſchenzeit die Mühlen fleißig zu viſitiren hat. So weit die Verordnungen über den Tabak.

Tabaksverwaltung, Tabaksregie, die Verwaltung des Tabaks von Seiten der Regierung, als ein Regal der Krone. Es wird hierbei eine General-Direktion angeordnet und eine Buchhalterey, in welcher das Tabaksgeſchäft gebucht wird. Hiermit iſt zugleich das Tabakskomptoir und die Niederlage verbunden, woraus der Verkauf und die Verſendungen geſchehen.

Tabaksvignette, ſ. Tabaksetiquette.

Tabakswolke, elektriſche, nach Wilſons Beobachtung bei den Blitzableitern. Wenn der Wind eine Wolke vor ſich hertreibt, die mit elektriſcher Materie geladen iſt, und ſolches gegen eine andere Wolke, die nicht elektriſch iſt, ſo bildet ſich ein Blitzfunken auf eben die Art, wie man ſchon öfters zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß nämlich der Tabaksrauch einer Perſon, welche zu der Zeit rauchte, als man ſie elektriſirte, einer andern Tabakswolke von einer Perſon begegnete, welche nicht

Aussaats-Tabelle von Futterkräutern und Gewächsen.

Namen der Ackerstücke.	Flächen-Inhalt. Morg.	□ Rt.	Welche Sorte von Gewächsen.	Datum der Aussaat.	Nach Scheffeln oder Pfunden.	Ob allein, od. unter welcher Frucht.	In welchem Zustande der Acker.	Ob zur Weide, Abfüttern od. Heuen.

Getreide-Erndte-Tabelle.

Ackerstücke.	Flächen-Inhalt. Morg.	□ Rt.	Getreide-Arten.	Zahl der Gebünde.

Heu-Gewinn-Tabelle.

Namen der Wiesen und Aecker.	Flächen-Inhalt. Morg.	□ R.	Ob Klee, Luzerne, Grasheu ꝛc.	Zahl der Fuder oder nach dem Gewicht.

Dresch-Tabelle.

Nummer der Diele.	Datum des Aufmessens.	Getreide-Sorte.	Zahl der Gebünde.			Aufgemessenes Getreide.			Afterkorn.		Dreschlohn.		Auf den Boden gebracht.		

Tabelle. 83

Rindvieh-Bestand-Tabelle.

Bestand im	Samen-Rinder.	Milch-Kühe.	Güstes Vieh.	zwei-jähriges	einjähriges.	Kälber.	Zug-Ochsen.	Mast-Ochsen.	Abgang. verk.	Abgang. gesch.	Abgang. gest.	Bemerkungen.

Unter der Rubrik: Bestand im, folgen die Monate: Januar, Februar, März 2c. 2c., mit Linien durchschossen, so daß der ganze Viehstand des ganzen Jahres in der Tabelle verzeichnet steht, man also auch eine Uebersicht von dem Bestande eines jeden Monats erhält.

Schafvieh-Bestand-Tabelle.

Bestand im	Alte Schafe.	Alte Hammel u. Böcke.	Zeit-Schafe.	Zeit-Hammel.	Zibben. Jährlinge.	Hammel Jährlinge.	Zibben. Lämmer	Hammel. Lämmer	Abgang. verk.	Abgang. gesch.	Abgang. gest.	Bemerkungen.

Schweinevieh-Bestand-Tabelle.

Bestand im	Eber.	Zucht-Sauen.	2jährige Schw.	1jährige Schw.	Läufer.	Ferkel.	Mast-Schw.	Abgang. verk.	Abgang. gesch.	Abgang. gest.	Bemerkungen.

Auf großen Gütern kommen zu diesen Tabellen auch noch die Pferdebestand-Tabellen, die Fischbestand-Tabellen in den Teichen ꝛc. ꝛc. — Die Technologischen Tabellen beziehen sich auf die Fabriken und Handwerke, geben von diesen Zweigen der Industrie in den Städten, Provinzen und Reichen schnell faßliche Uebersichten, sowohl von der Anzahl der Fabriken und Arbeiter, als auch von der Menge der Fabrikationen oder Fabrikate, und deren Absatz im Großen, sowohl auf Messen, als durch den in- und auswärtigen Handel, durch Versendungen von den Fabriken und Manufakturen aus. Bei den Handwerkern die Anzahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge in den verschiedenen Handwerken ꝛc. Ueber die Stammtabellen sehe man den Artikel Stammbaum, Th. 169, S. 248 u. f., nach. Hierzu gehören auch die Regierungsfolgetabellen oder Tafeln, die Successionstafeln ꝛc. ꝛc. (T. G. Voigtel genealogische Tabellen zur Erläuterung der Europäischen Staatengeschichte. Fol. Halle, 1811.) Die chronologischen Tabellen oder Tafeln bedient man sich zur Abkürzung der Berechnung der Zeit, z. B. die Tabellen oder Tafeln der Sonntagsbuchstaben, die Ostertabelle ꝛc.; s. unter Jahr, Th. 28. Zu den chronologischen Tafeln oder Tabellen gehören auch die Geschichtstabellen oder Tafeln. Man hat zwei Methoden, die Begebenheiten in der Geschichte zu ordnen, nämlich die ethnographische Methode, in welcher man die Geschichte chronologisch erzählt, weil man hier ein Volk nach dem andern vornimmt, und bei der synchronistischen Methode setzt man Alles, was zu gleicher Zeit in mehreren Ländern und Völkern, Religionen und Wissenschaften vorgefallen ist, beisammen, und entweder so, daß man die Begebenheiten eines jeden Jahres oder Zeitraumes einander unmittelbar nachsetzt, wie in den Annalen, oder daß man sie in besondere Columnen oder Spalten ein-

ander gegenüber setzt. Bei dieser Methode wird die chronologische zugleich mit beobachtet. Bringt man nun die Begebenheiten in kurze Sätze, so entstehen die Tabellen, welche man synchronistische Tabellen oder Tafeln nennt, die man aber auch oft mit dem Namen der chronologischen Tabellen belegt. Man hat einzelne Tabellen im Großen, vornämlich Landchartenformat. Auch hat man ganze Bücher zu diesem Behufe in verschiedenen Formaten: Folio, Quart und Octav; sie dienen hauptsächlich dazu, um die Zeit, wo etwas geschehen ist, geschwinder zu finden, und das, was um dieselbe Zeit anderswo vorgefallen ist, mit einem Blicke zu übersehen, taugen aber nichts zur Erklärung für Anfänger, noch weniger dürfen dergleichen Tabellen auswendig gelernt werden. Man hat mit dergleichen Tabellen schon mehrere Künsteleyen getrieben; man hat sogar eine Maschine erfunden, wo eine chronologische Tafel von ungeheurer Länge auf zwei Cylindern auf- und abgerollt werden kann; besser soll es seyn, wenn man ein Paar chronologische Charten an die Wand hängt, oder ein Buch, wie Bergers synchronistische Tabellen bei der Hand hat. Man kann auch Gatterers Synopsis Historiae Universalis in sex tabulis fol. dazu gebrauchen, und eine jede einzelne Tafel besonders auf Pappe kleben, und aufhängen, oder in ein Buch zusammenbinden lassen. Die zwei letzten Tafeln sind sehr künstlich eingerichtet; man kann aus ihnen die Dauer eines jeden Reichs sogleich auf den ersten Blick übersehen. Man muß übrigens bei allen solchen Tabellen darauf achten, welchem Systeme der Verfasser in der alten Chronologie gefolgt ist, um nicht irre zu werden, wenn man in andern Büchern andre Jahreszahlen findet, und da auch in der Chronologie, besonders in der alten, Vieles ungewiß ist, so kann man diese Tabellen nur als ein ungefähres Hülfsmittel gebrauchen. Die ersten chronologischen Tafeln hat Paul Constan-

Auf großen Gütern kommen zu diesen Tabellen auch noch die Pferdebestand-Tabellen, die Fischbestand-Tabellen in den Teichen ꝛc. ꝛc. — Die Technologischen Tabellen beziehen sich auf die Fabriken und Handwerke, geben von diesen Zweigen der Industrie in den Städten, Provinzen und Reichen schnell faßliche Uebersichten, sowohl von der Anzahl der Fabriken und Arbeiter, als auch von der Menge der Fabrikationen oder Fabrikate, und deren Absatz im Großen, sowohl auf Messen, als durch den in- und auswärtigen Handel, durch Versendungen von den Fabriken und Manufakturen aus. Bei den Handwerkern die Anzahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge in den verschiedenen Handwerken ꝛc. Ueber die Stammtabellen sehe man den Artikel Stammbaum, Th. 169, S. 248 u. f., nach. Hierzu gehören auch die Regierungsfolgetabellen oder Tafeln, die Successionstafeln ꝛc. ꝛc. (T. G. Voigtel genealogische Tabellen zur Erläuterung der Europäischen Staatengeschichte. Fol. Halle, 1811.) Die chronologischen Tabellen oder Tafeln bedient man sich zur Abkürzung der Berechnung der Zeit, z. B. die Tabellen oder Tafeln der Sonntagsbuchstaben, die Ostertabelle ꝛc.; s. unter Jahr, Th. 28. Zu den chronologischen Tafeln oder Tabellen gehören auch die Geschichtstabellen oder Tafeln. Man hat zwei Methoden, die Begebenheiten in der Geschichte zu ordnen, nämlich die ethnographische Methode, in welcher man die Geschichte chronologisch erzählt, weil man hier ein Volk nach dem andern vornimmt, und bei der synchronistischen Methode setzt man Alles, was zu gleicher Zeit in mehreren Ländern und Völkern, Religionen und Wissenschaften vorgefallen ist, beisammen, und entweder so, daß man die Begebenheiten eines jeden Jahres oder Zeitraumes einander unmittelbar nachsetzt, wie in den Annalen, oder daß man sie in besondere Columnen oder Spalten ein-

ander gegenüber ſetzt. Bei dieſer Methode wird die chronologiſche zugleich mit beobachtet. Bringt man nun die Begebenheiten in kurze Sätze, ſo entſtehen die Tabellen, welche man ſynchroniſtiſche Tabellen oder Tafeln nennt, die man aber auch oft mit dem Namen der chronologiſchen Tabellen belegt. Man hat einzelne Tabellen im Großen, vornämlich Landchartenformat. Auch hat man ganze Bücher zu dieſem Behufe in verſchiedenen Formaten: Folio, Quart und Octav; ſie dienen hauptſächlich dazu, um die Zeit, wo etwas geſchehen iſt, geſchwinder zu finden, und das, was um dieſelbe Zeit anderswo vorgefallen iſt, mit einem Blicke zu überſehen, taugen aber nichts zur Erklärung für Anfänger, noch weniger dürfen dergleichen Tabellen auswendig gelernt werden. Man hat mit dergleichen Tabellen ſchon mehrere Künſteleyen getrieben; man hat ſogar eine Maſchine erfunden, wo eine chronologiſche Tafel von ungeheurer Länge auf zwei Cylindern auf- und abgerollt werden kann; beſſer ſoll es ſeyn, wenn man ein Paar chronologiſche Charten an die Wand hängt, oder ein Buch, wie Bergers ſynchroniſtiſche Tabellen bei der Hand hat. Man kann auch Gatterers Synopsis Historiae Universalis in sex tabulis fol. dazu gebrauchen, und eine jede einzelne Tafel beſonders auf Pappe kleben, und aufhängen, oder in ein Buch zuſammenbinden laſſen. Die zwei letzten Tafeln ſind ſehr künſtlich eingerichtet; man kann aus ihnen die Dauer eines jeden Reichs ſogleich auf den erſten Blick überſehen. Man muß übrigens bei allen ſolchen Tabellen darauf achten, welchem Syſteme der Verfaſſer in der alten Chronologie gefolgt iſt, um nicht irre zu werden, wenn man in andern Büchern andre Jahreszahlen findet, und da auch in der Chronologie, beſonders in der alten, Vieles ungewiß iſt, ſo kann man dieſe Tabellen nur als ein ungefähres Hülfsmittel gebrauchen. Die erſten chronologiſchen Tafeln hat Paul Conſtan-

Hierher gehören die Intereſſen- oder Zinstabellen, die Rabatt-Tabellen (ſ. unter Rabatt, Th. 129), Leibrententabellen (ſ. Th. 71, unter Leibrente ꝛc.), Mortalitätstabellen, ſiehe unter Sterbekaſſe, Th. 173, Combinationstabellen ꝛc. ꝛc. — Die Seelen- oder Bevölkerungstabellen, welche den Anwachs der Bevölkerung in den Städten, Provinzen ꝛc. zeigen; ſ. unter Volksvermehrung und Volkszählung. — Die Naturhiſtoriſchen Tabellen beziehen ſich auf das ganze Thierreich, alſo auf alle Thiere, auf die Botanik und auf die Mineralogie, und zeigen ſowohl die Verwandtſchaftsgrade der verſchiedenen Thiere (Vierfüßer, Amphibien, Vögel, Fiſche ꝛc.), nach den Klaſſen, Familien, Gattungen, Arten, Abarten ꝛc., als auch der Pflanzen, Steine und Erze, nach einer ziemlich gleichen Klaſſifikation, mit Berückſichtigung ihrer Unterordnungen. Beiſtehende Tabellen zeigen nach den Rubriken, wie man eine ſchnelle Ueberſicht von den Naturreichen erhält. — Die Forſt- oder Waldtabellen beziehen ſich nicht bloß auf die Holzanſchläge und den Holzanwuchs in den Schonungen, den Holzverkauf, die Forſtreviere ꝛc., ſondern auch auf die in den Forſten befindlichen Berg-, Hammer-, Schmelz- und andere Werke; ſ. die mit Forſt zuſammengeſetzten Artikel, Th. 14, und den Artikel Wald und Waldkultur, unter W. — Die Rechentabellen, ſ. oben, mathematiſche Tabellen. — Die Wirthſchaftstabellen beziehen ſich auf die Hauswirthſchaft, und geben eine Ueberſicht von der Wäſche, dem Küchengeräthe ꝛc. ꝛc. — Die militairiſchen Tabellen beziehen ſich ſowohl auf das Militair ſelbſt, als auf die Militair-Oekonomie in allen ihren Zweigen. Dergleichen Tabellen findet man in den Theilen 49 — 52, wo Alles, was das Militairweſen betrifft, abgehandelt worden iſt. — Die Bergwerkstabellen beziehen ſich auf den

vier

Tab. V.

Thiere.

Feuer	euer- rden. Erze.	autthiere. Geschlechts- thiere.	Lungen- thiere.	Rückgratthiere. Fleisch- thiere.	Sinnen- thiere.
1. Schwere	1. derze- cher.	4. Nieren- thiere. Quallen.	7. Darm- thiere. Würmer.	10. Knochen- thiere. Fische.	13. Sinnen- thiere. Säuge- thiere.
2. Licht.	2. lzerze- alde.	5. Geschleid- thiere. Muscheln.	8. Aderthiere. Krabben.	11. Muskel- thiere. Amphi- bien.	
3. Feuer.	3. nzerze- ende e.	6. Geschröt- thiere. Schnek- ken.	9. Lungen- thiere. Fliegen.	12. Nerven- thiere. Vögel.	
	4. rzerze. tall				

Dic.

Bergwerksbetrieb in ſeiner ganzen Ausdehnung, ſowohl auf den Betrieb der Schachten und der Bergleute, als auch auf die Erzgewinnung und das Hüttenwerk. — Bei der Entwerfung von Tabellen iſt es nöthig, daß man mit dem Gegenſtande, der tabellariſch entworfen werden ſoll, ganz vertraut iſt, und ihn daher gehörig zu rubriziren weiß, weil hiervon Alles abhängt, um eine genaue Ueberſicht vom Ganzen zu erhalten. Man muß daher im Ordnen der Rubriken erfahren ſeyn, ſo daß die Gegenſtände, welche zuſammengehören, auch genau auf einander folgen, wie man es in den oben angeführten Tabellen findet, beſonders iſt dieſes da nothwendig, wo viele Abtheilungen in Klaſſen, Familien, Gattungen, Arten und Unterarten vorkommen, damit keine Verwechſelungen entſtehen, welches leicht möglich iſt, wodurch dann große Irrthümer erzeugt werden, die Nachtheil auf eine Wiſſenſchaft haben können. Auch muß man, um deutlich zu ſeyn, nicht zu viele Rubriken machen, weil dieſes die Ueberſicht ohne Noth erſchwert; denn wo nicht viele Unterrubriken zur Erklärung und Ergänzung nöthig ſind, und man ſie doch macht, da treten auch die Gegenſtände in den Tabellen nicht klar hervor, worauf es doch ſo ſehr ankommt, um bei der Kürze der tabellariſchen Einkleidung auch deutlich zu ſeyn.

Tabelle (anatomiſche), ſ. oben, S. 287.
— (aſtronomiſche), ſ. daſelbſt.
— (Bergwerks-), ſ. daſ., S. 288.
— (Bevölkerungs-), ſ. Tabelle (Seelen-).
— (chronologiſche), ſ. oben, S. 284.
— (Combinations-), ſ. daſ., S. 288.
— (Forſt-), Waldtabelle, ſ. daſelbſt.
— (genealogiſche), ſ. daſ., S. 284.
— (Geſchichts-), ſ. daſelbſt.
— (Holz-), ſ. unter Holz, Th. 24.
— (Jagd-), ſ. unter Jagd, Th. 28.
— (Intereſſen-), Zinstabelle, ſ. oben, S. 288.

Tabelle (Landwirthſchafts-), ökonomiſche Tabelle, ſ. oben, S. 281.
— (Leibrenten-), ſ. daſ., S. 288.
— (mathematiſche), ſ. daſ., S. 287.
— (meteorologiſche), Witterungstabelle, ſiehe daſelbſt.
— (militairiſche), ſ. daſ., S. 288.
— (mineralogiſche), ſ. daſ., S. 287.
— (Mortalitäts-), ſ. daſ., S. 288.
— (naturhiſtoriſche), ſ. daſelbſt.
— (ökonomiſche), ſ. Tabelle (Landwirthſchafts-).
— (Rabatt-), ſ. oben, S. 288.
— (Rechen-), ſ. daſelbſt.
— (Regierungsfolge-), ſ. daſ., S. 284.
— (Renten-), Tabellen, worin die Renten bei einer Renten-Verſicherungsanſtalt berechnet worden.
— (Seelen-), Bevölkerungstabelle, ſ. oben, S. 288.
— (Stamm-), ſ. daſelbſt, S. 284.
— (ſtatiſtiſche), ſ. daſ., S. 287.
— (Succeſſions-), ſ. daſ., S. 284.
— (ſynchroniſtiſche), ſ. daſ., S. 285.
— (technologiſche), ſ. daſ., S. 284.
— (Wald-), ſ. Tabelle (Forſt-).
— (Wirthſchafts-), ſ. oben, S. 288.
— (Witterungs-), ſ. daſelbſt, S. 287.
— (Zins-), ſ. daſ., S. 288.

Tabellie, beim Sattler, das einfache Leder, welches zwiſchen dem Kaſten und den beiden Vorderrädern einer Kutſche ausgeſpannt, und an die Hangriemen angeſchnallt wird. Dieſes Leder hält den Schmutz von dem Kutſchenkaſten ab, womit er beim Fahren beſpritzt werden würde; ſ. Th. 57, S. 385.

Tabelliones, bei den Römern, Leute, die ſowohl in Privat- als öffentlichen Sachen oder Angelegenheiten Alles, was gerichtlich abgefaßt werden mußte, zu Papiere brachten oder abfaßten, das heißt, ein Inſtrument

darüber aufnahmen, und daher mit unsern Stadtschreibern, Notarien oder Aktuarien übereinkamen. Sie hatten dabei ihre besondern Stationes, welche Gradus oder Scamna hießen, und dienten in den Landstädten oder Municipiis auch für Advokaten, wenn sie gleich solche nicht waren, sondern ihr Ansehen sich bloß auf Gewohnheitsrechte gründete. Sie gingen daher mit ihren Aufsätzen den eigentlichen Sachwaltern vor Gericht zur Hand, und wurden erst späterhin zu ordentlichen öffentlichen Notarien ernannt, und bekamen zum Zeichen ihres Standes eine Feder und Federbüchse. Sie mußten ihr Amt treu und redlich verwalten, weil sie sonst leicht wieder daraus entfernt werden konnten.

Taberna, s. Taberne.

Tabernacula, bei den Römern, Zelte für die Soldaten, die eigentlich, wie die Buden (Tabernae), aus Brettern zusammengesetzt waren, und sich daher von den Zelten (Tentoria) aus Leinwand, Fellen, Matratzen, Schilf und Stroh, die mit Stricken oder Leinen gespannt oder befestiget waren, unterschieden. Man findet sie aber oft gleichbedeutend angeführt, und also auch Tabernacula genannt. Auch bei diesen Letzteren war immer das Hauptzelt des Generals ein Tabernaculum, aus Brettern zusammengesetzt, und an Größe, Höhe und Kostbarkeit auch von den andern unterschieden; es hieß Praetorium, und hatte gemeiniglich vor sich die Elite des Fußvolks und der Reiterey, neben sich, zur rechten Hand, das Quaestorium oder Zelt eines Quästors, zur linken die Zelte zweier Beigeordneten der Statthalter in den Provinzen, und hinter sich die Zelte der Obersten. Da aber zu Rom die Volksversammlungen vor der Stadt auf dem Marsfelde gehalten wurden, und auch der Bürgermeister zugleich mit als General dabei war, wenn das Volk bewaffnet erscheinen mußte, so war auch für ihn ein Zelt (Tabernaculum) aufgeschlagen, wozu der Ort von den Auguren oder Zei-

chendeutern ausgeſucht werden mußte, ſonſt hatte die Verſammlung kein Anſehen; und kehrte er während der Verſammlung einmal wieder zur Stadt zurück, ſo mußten die Zeichendeuter von Neuem befragt werden; denn es galt eben ſo viel, als wären ſie früher oder vorher nicht befragt worden. Diejenigen, welche im Kriege für die Zelte zu ſorgen hatten, wurden Tabernacularii oder Zeltaufſeher genannt.

Tabernacularii, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Tabernaculum, die Stiftshütte, welche nach der heiligen Schrift dem Moſe von Gott, wie ſie gebauet werden ſollte, ſelbſt vorgeſchrieben worden. Sie beſtand aus der eigentlichen Hütte und den Vorhöfen derſelben. Die Hütte war ein längliches Viereck, 30 Ellen lang und 10 Ellen breit, von denen die eine lange Seite gegen Mittag, die andere aber gegen Mitternacht lag, die beiden ſchmalen Seiten aber gegen Morgen und Abend, von denen die drei Seiten gegen Mittag, Abend und Mitternacht aus acht und vierzig Brettern eines leichten Holzes zuſammengefügt waren, welches dem Wurme widerſtanden; die Seite gegen Morgen wurde mit Vorhängen zugezogen. Ein jedes Brett war 1½ Elle breit und 10 Ellen lang, und ſtand auf zwei ſilbernen Füßen, von denen jeder aus 1 Centner Silber gemacht war; dann waren ſie auf allen Seiten mit goldenen Blechen beſchlagen, die von Einigen zu der Dicke eines Dukatens erhoben werden, welches Andere aber in Zweifel ziehen, weil ſonſt das Gold zu einer Seitenwand ſo viel an Gewicht weggenommen haben würde, als zur ganzen Hütte und ihren Gefäßen genommen worden, um ſo mehr, da die Bretter außerordentlich dick geweſen ſeyn, und die Geſtalt von Säulen gehabt haben ſollen, alſo wahrſcheinlich viereckige Bohlen geweſen ſind. Von dieſen Bretter ſtanden zwanzig auf ieder langen Seite, und acht auf der ſchmalen Abendſeite, dabei wurden ſie oben auf den Kanten mit Klammern von Gold,

ſonſt aber mit fünf Reihen Stangen durch die goldenen Ringe, ſo an ihnen befeſtiget waren, zuſammengehalten. Die Hütte war oben, ſtatt des Daches, mit horizontal liegenden Teppichen bedeckt, wovon ein zwanzig Ellen langer Teppich über das Heilige, und ein zehn Ellen langer über das Allerheiligſte, und dann noch achtzehn Ellen zur Zierde über die Wände von außen herunter hingen. Das Zeug der Teppiche, war ein köſtliches Linnen, Byſſus genannt; die Farben Himmelblau, Purpur, Weiß und Scharlach. In dieſe Decken oder Teppiche waren Cherubinen und verſchiedenes Blumenwerk aufs Künſtlichſte und zugleich auf beiden Seiten recht eingewirkt. Die Geſtalt der Cherubinen iſt jedoch unbekannt. Ueber die ſchönen Teppiche oder Decken waren zwei andere von Ziegenhaaren ausgebreitet, eine von fünf, die andere von ſechs Stücken, jene zwanzig, dieſe aber vier und zwanzig Ellen breit, jede aber dreißig Ellen lang, welche auf die Art des jetzigen Merinos gewebt waren. Auf dieſer lag noch eine Decke von Widderfellen, mit ihrer von Natur ſchön gefärbten Wolle, die etwas tiefer hing, als die Haardecke, und dieſe hing wieder tiefer, als die farbige Decke. Auf der Widderfellsdecke lag noch eine Dachsfelldecke. Die Hütte ſelbſt war in zwei Theile getheilt, wovon der vordere Theil gegen Morgen zwanzig Ellen, der andere und innere aber nur zehn Ellen lang, der eine, wie der andere, aber zehn Ellen breit, und zehn Ellen hoch war. Der größere Theil wurde das Heilige, Sanctum, der kleinere und innere aber das Allerheiligſte, Sanctum Sanctorum, genannt. Beide Theile wurden durch einen farbigen Vorhang unterſchieden. Vor dem Heiligen hing auch ein dergleichen Vorhang, nur nicht gewirkt, wie der Erſtere, ſondern geſtickt, und auch auf beiden Seiten recht, vermuthlich ohne Cherubinen, jedoch mit Blumenwerk, welcher Vorhang gleichſam die Thür zur ganzen Hütte war, die er ganz verdeckte, damit Niemand hineinſehen konnte. Vor dieſem ſoll noch ein lei-

nener Vorhang gewesen seyn, den man bei regnichtem Wetter vorziehen konnte, damit der prachtvolle Vorhang keinen Schaden nahm. Der Vorhof der Stiftshütte war hundert Ellen lang und funfzig Ellen breit, anstatt der Seitenwände hatte er nur Vorhänge zwischen sechzig Säulen befestiget, davon zwanzig auf der einen langen Seite, und zwanzig auf der andern, und zehn auf der vordern und zehn auf der hintern Seite standen, die nach Einigen von Erz, nach Andern nur von Holz waren, jedoch eherne Füße hatten, die mit Silber überzogen waren. Sie hatten eine Höhe von acht Ellen, man weiß jedoch nicht, ob diese Höhe von der Erde oder von der Spitze des Altars zu rechnen sey. Eine jede Säule stand von der andern fünf Ellen entfernt; nur gegen Morgen standen vier weiter von einander, welche den Eingang bildeten, vor dem ein sehr köstlicher Teppich hing. Man glaubt, daß der innere Theil oder Platz wieder mitten oder quer durch getheilt war, auf dessen innerem Theile die Stiftshütte stand, und da diese dreißig Ellen lang und zehn Ellen breit war, so blieb rings herum ein Platz von zwanzig Ellen frei. Im Vordertheile stand der Altar zu dem Brandopfer, da aber die Leute sich demselben nicht nähern durften, so hält man es für wahrscheinlich, daß auch dieser Vordertheil gleichfalls wieder in die Vorhöfe der Israeliten und Priester getheilt gewesen. Die Vorhänge waren ungefähr gerade so hoch wie der Vorhof war, und in den Vorhöfen herum. Die Stiftshütte wurde in der Gegend des Berges Sinai von Bezaleel und seinen Gehülfen Aholiab als Vorbilden der Zukunft gemacht. Die Stiftshütte war neun und dreißig Jahre in der Wüste, zwölf Jahre zu Gilgal, dreihundert und neun und sechzig Jahre zu Silo und sieben und siebenzig Jahre zu Nob und Gibeon. Hierauf wurde sie nach Jerusalem gebracht und verblieb in einem großen Saale über dem Tempel, wo sie verfaulte und sieben und siebenzig

Jahre nach ihrer Errichtung aufbewahrt; wo sie aber späterhin geblieben ist, da der erste Tempel von den Babyloniern verbrannt wurde, ist unbekannt. S. auch den folgenden Artikel.

Tabernakel, Tabernaculum, beim Bildhauer und in der Baukunst, eine Bilderblinde, welche mit Säulen und Giebeln geziert ist, und einen kleinen Altar erhält. Man findet dergleichen Bilderblinden in katholischen Kirchen, welche für die Heiligen bestimmt sind, und auch zur Aufstellung der Bilder von Heiligen dienen; auch zur Aufbewahrung der Reliquien und anderer Heiligthümer. Besonders bekommt diesen Namen das kleine Behältniß, Sakramentshäuschen genannt, auf dem Hochaltare, worin die Monstranz mit der geweiheten Hostie oder Oblate aufbewahrt wird. Diese Behältnisse sind gewöhnlich von schöner künstlicher Arbeit, sowohl der Baukunst, als der Bildhauerey, die oft sehr reich mit Gold und Edelsteinen verziert sind. Ursprünglich bedeutet das Wort Tabernakel ein Zelt, in der Lateinischen Bibelübersetzung die Stiftshütte der Israeliten. S. oben Tabernaculum. — Die Methodisten nennen auch ihre Bethäuser so, um dadurch an die Stiftshütte zu erinnern. — Auf einer Galeere ist der Tabernakel eine kleine Erhöhung gegen das Hintertheil, wo der Kapitain, wenn er kommandirt, seinen Stand hat.

Taberne, Taberna, ein noch hin und wieder im nördlichen Deutschland übliches Wort, ein öffentliches Wirthshaus, eine Schenke zu bezeichnen. Im Niedersächsischen Taverne, Engl. Tavern; daher Taverner, ein Gast- oder Schenkwirth. In einigen Oberdeutschen eigenthümlichen Namen ist es in Zabern verwandelt worden: Bergzabern, Tabernae montanae, Elsaßzabern, Taberna Aelsatiae, Rheinzabern, Tabernae Rhenanae.

Bei den Römern hießen Tabernen, Tabernae, eigentlich alle Gebäude, in denen man wohnen konnte, be-

ſonders aber nur geringe, von Brettern zuſammengeſchlagene Hütten; auch Buden, Laden oder Gewölbe, in denen man Gegenſtände verkaufte. Hierzu gehörten auch die Läden der Buchhändler in dem Argileto, die Argentariae, Casearіae etc., die geſchloſſen wurden, wenn eine große offentliche Trauer einfiel. Dann waren die Tabernen auch öffentliche Gaſthöfe und Weinhäuſer oder Weinſchenken, die aber zu Rom vor neun Uhr nicht geöffnet werden durften; und Tabernagium ward die Strafe genannt, die ein Weinſchenker geben mußte, wenn er den Wein gegen die Taxe zu theuer verkaufte. Die Taberna bannalis war ein Gaſthof, in welchen nur ein Fremder an einem Orte einkehren durfte. Bei den Juden mußten die Tabernen den Abend vor dem Sabbathe geſchloſſen werden, ſobald man mit der Trompete das Zeichen gab. Man fand dieſe Tabernen auch auf dem ſogenannten Monte Templi, wo man Opfervieh verkaufte, und Geld wechſelte. Im alten Rom kamen folgende Tabernen vor: Tabernae argentariae, Laden oder Gewölbe, in welchen man Geld wechſeln oder umſetzen, auch auf Zinſen geliehen erhalten konnte; auch war darin Silbergeräth zum Verkaufe ausgeſtellt. Schon Tarquinius Priscus ſoll dieſe Tabernen am Markte angelegt haben, die ſich auf ſieben beſchränkten. Da ſie aber im Jahre 542 der Stadt mit abbrannten, ſo wurden nur fünf davon wieder hergeſtellt, die man Tabernae novae nannte. Als Hannibal im Jahre 541 bis an die Stadt anrückte, und das Feld, worauf er lagerte, zu Rom verkauft wurde, ſo galt dieſes als ein Zeichen, daß man ſich vor ihm nicht fürchtete. Er ließ daher, um ſich zu rächen, dieſe Tabernen oder Silberläden feil bieten; allein Niemand fand ſich, der etwas darauf bot, worin wiederum der Glauben der Einwohner Roms lag, daß er die Stadt nicht bekommen würde. — Die Tabernae Argiletanae waren Buchläden in dem Argileto zu Rom, wie ſchon oben be-

merkt worden. Außerhalb waren die Bücher verzeichnet, die man darin kaufen konnte. — Die Tabernae Caediciae will man für Gasthöfe halten, die von einem Cädicio den Namen darum erhalten haben, weil er den ersten angelegt haben soll; in welchem Theile der Stadt sie sich befanden, findet man nicht angeführt.—Die Tabernae diversoriae waren Gasthöfe, wo Fremde einkehrten und wohnen konnten. Sie wurden bloß Tabernen (Tabernae) genannt, wie schon oben angeführt worden, und da man darin auch Wein schenkte und verkaufte, so erhielten späterhin alle Weinhäuser den Namen Tabernen, in denen es nicht zum sittlichsten herging, da man auch der Tafel und der Venus darin opferte. Wenn man daher aus diesen Tabernen Wein holen ließ, und nicht aus den dazu bestimmten Kellern, so wurde man zu den geringen Leuten gezählt, es nicht als eine Handlung seiner Leute betrachtet.—Die Tabernae meritoriae waren gleichfalls Gasthöfe, die dem öffentlichen Genusse für Geld gewidmet waren. Besonders war eine dieser Tabernen im zwölften Stadtviertel Roms daher ausgezeichnet, weil zur Zeit der Geburt Christi daselbst ein Brunnen mit Oel entsprungen seyn soll, das bis in die Tiber geflossen sey. Die Christen baueten deshalb unter dem Kaiser Alexander Severus eine Kirche an diesem Orte; und da die dort herum wohnenden Gastwirthe Klage darüber erhoben, so wurden sie vom Kaiser mit dem Bedeuten abgewiesen: daß es besser sey, daß ein Gott da, auf welche Weise es auch sey, verehrt, als Ausschweifungen im Essen und Trinken verübt würden. Diese Kirche ist noch bis jetzt eine der vornehmsten und ansehnlichsten Kirchen zu Rom, unter dem Titel di S. Maria in Trastevere, auch ist sie die Erste gewesen, welche der Jungfrau Maria in Rom gewidmet worden, deren Oberhaupt immer ein Kardinalpriester ist. Sie wurde dem heiligen Calixtus zugeschrieben, der sie auch erbauet hat, und dem heiligen Julius, von dem

ſie renovirt, und die Säulen daran aufgerichtet worden. Späterhin wurde immer mehr dafür gethan, bis ſie zu der Bedeutung einer Hauptkirche gelangte, aber immer der Mariae Transtiberinae geheiliget blieb. — Die Tabernae nivariae waren Anſtalten zu Rom, wo man den ganzen Sommer hindurch Eis, um das Getränk anzufriſchen, erhalten konnte.

Tabernola, eine ehemalige Gaſſe zu Rom, in dem zweiten Stadttheile, zwiſchen dem Coliſeum und der jetzigen Kirche des heiligen Clemens, welche den Namen von den Tabernen erhalten haben ſoll, in denen Peitſchen für die Knechte verkauft wurden.

Tabia, eine Art Doppeltaffet, und die ſtärkſte Art unter allen Taffeten. Er wird eben ſo wie die gemeinen Taffete gewebt, nur daß er ſowohl in der Kette, als auch im Einſchlage ſtärker von Fäden iſt. Man giebt ihm bei der Appretur ein ſogenanntes Waſſer oder Moiré, wo er unter einer Art von Preſſe einen Glanz erhält, der wie Waſſerwogen ausſieht. Dieſes geſchieht mit einer Rolle und mit eiſernen oder metallenen Walzen, worauf Flammen oder Wogen geſtochen ſind, die ihm gewiſſe flammige Eindrücke ertheilen, welche wie Wellen ausſehen. Von dieſem äußern Anſehen pflegt man ihn auch gewäſſerten Taffet zu nennen, obgleich dazu kein Waſſer kommt, ſondern nur bei dem Moiré eine gummiartige Subſtanz, womit daſſelbe bei der Appretur beſtrichen wird. Er iſt wie der andere Taffet $\frac{3}{4}$ oder 1 Elle breit.

Table, nennt man ein Gewicht, welches ehemals in den Provinzen Languedoc und Provence im Gebrauche war.

Tableau, wird jedes Gemälde genannt, welches ein Maler von einer oder mehrereu Perſonen entwirft, alſo ein Portrait in ganzer Figur, oder mehrere handelnde Perſonen, ein hiſtoriſches Gemälde. In einem Tableau iſt dreierley zu beobachten: die Kompoſition oder Zuſammenſtellung der Figuren mit den andern Umgebun-

gen, worin sie handelnd auftreten, oder worin sie der Künstler handelnd auftreten läßt; das Dessin oder die Zeichnung, sowohl der Figuren, als auch der Umgebung, und das Kolorit oder die Färbung, Farbengebung. Die Zeichnung muß correkt in allen Theilen seyn, und in der Farbengebung muß Licht und Schatten gehörig vertheilt, und die Farben weder zu brillant oder glänzend, noch zu matt aufgetragen werden, und nach dem Verhältniß des Costüms der Aufgestellten, und der Handlung selbst. Auch jedes andere Gemälde wird Tableau genannt, im ausgedehntesten Sinne des Worts. — In neuester Zeit nennt man Tableaux die mimisch-plastischen Darstellungen von lebenden Personen nach Gemälden, welche theils als künstlerische Uebungen, theils als sinnreiche Festspiele, auch Zwischenspiele, auf der Bühne benutzt werden, und beim Publikum Anklang gefunden haben. Man will ihren Ursprung bei den pantomimischen Tänzen der Alten suchen, obgleich diese zu schnell wechselten, um eine Reihenfolge von Stellungen festzuhalten, die wahre Tableaux bildeten, und kaum eine Minute dauerten. In der neuern Zeit war Lady Hamilton, die Gemahlin des Englischen Gesandten in Neapel, die eigentliche Erfinderin jener Darstellungen, von denen uns zwölf der interessantesten der Maler Rehberg aus Hannover gezeichnet hat, und die in Kupfer gestochen worden sind. Man gewahrt darin Lady Hamilton in folgenden Darstellungen: 1) als Sibylle, 2) als Maria Magdalena, 3) als die liebende einsame Träumerin, 4) als Sophonisbe, 5) als die aufgeschreckte Nymphe Amymone, 6) als die Muse der Tanzkunst, 7) als Iphigenia, 8) als die Nymphe mit dem Tambourin, 9) als die betende Priesterin, 10) als die heilige Rosa, 11) als Cleopatra, und 12) als Niobe. Man will diese Vorstellungen nicht als Tableaux gelten lassen, und

auch wohl mit Recht; denn es ſind doch nur Attitüden oder Stellungen, da ſie nur zu einigen noch ein junges Mädchen zu Hülfe nahm, ſonſt aber immer allein ſtehend, mehr einer Statüe, als einem Gemälde glich, wozu ihre ſchöne Körpergeſtalt ſehr viel beitrug, indem ſie groß und ſchlank von Geſtalt war, und dabei ein Geſicht beſaß, das mehr an das Ideal der Antike grenzte; auch beſaß ſie das ſeltenſte Talent der Pantomime. Wenn ſie zu ihrem Vergnügen im Zirkel vertrauteſter Freunde und Freundinnen, oder auch vor gebildeten Bekannten, auftrat, um eine Attitüde zu geben, ſo beſtand ihr Anzug dabei nur aus einem einfachen langen weißen Kleide, das gleich einer Tunika unter der Bruſt mit einem Bande gegürtet war, und einem weiten, ſehr feinen Indiſchen Schleier. Dieſe leichte vortheilhafte Kleidung, und ihr langes, kaſtanienbraunes Haar, richteten ſich augenblicklich nach jeder Stellung, und machten bei ihrer Geſtalt und ihren angenehmen Zügen ein ſchönes Bild. Der Lady Hamilton folgten in dieſen Darſtellungen die Madame Henriette Hendel-Schütz und der Freiherr von Seckendorf, unter dem Namen Patrik Peale, und dieſe Künſtler in mimiſchen Darſtellungen lenkten auch in Deutſchland das Publikum darauf hin; allein auch ſie gaben nur wenige Tableaux, mehr einzelne Attitüden. Ein Tableau, welches Madame Hendel-Schütz oft gab, war Hagar und Ismael, worin ſie beſondern Beifall mit ihrer verſtorbenen Tochter Thekla, die, noch unter zwölf Jahren, ſchon Tauſende von Zuſchauern zum lauteſten Ausbruche des Entzückens hinriß, beſonders in der ſchon angeführten Darſtellung als Ismael; dann als ein Kind in der Gruppe der Niobe, als die Erſcheinung eines Engels in mehreren Madonnen-Darſtellungen, als der zwölfjährige Chriſtus im Tempel, als das Johannes-Kind ꝛc. Auf dem Berliner Königlichen Nationaltheater hat man wirkliche Tableaux aufgeführt, oder viel-

mehr dargeſtellt, wozu man die Gemälde der Italieniſchen und Niederländiſchen Schulen, auch anderer Schulen, und ſelbſt aus der neueſten Zeit benutzte. Da ſie von den vorzüglichſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen dargeſtellt wurden, die durch mehrere Proben ſich dazu geſchickt gemacht hatten, ſo erhielten ſie auch einen ungetheilten Beifall vom Publikum, ſo daß ſie nicht nur als Zwiſchenſpiele benutzt wurden, ſondern auch als reine Darſtellungen in den Theaterſälen. Dieſes waren nun wirkliche Tableaux, da die Gemälde ganz dargeſtellt wurden, und nicht bloß einzelne Erſcheinungen, einzelne Gegenſtände aus denſelben. Indeſſen ſcheinen dieſe mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen wohl momentan anzuziehen, aber keinen vortheilhaft bleibenden Eindruck hervorzubringen; denn man hat ſie nicht oft wiederholt. Auch ſcheint die Darſtellung einer Malerey oder eines Gemäldes in lebenden Bildern, das heißt, von Perſonen dargeſtellt, aber dennoch plaſtiſch, ohne weitere Belebung durch Pantomimen ꝛc., nur daß ſich hier die Friſche der Natur, durch das Mienenſpiel, die leuchtenden Augen, mehr und deutlicher ausdrückt, als in einem Gemälde, wohl einen Anziehungspunkt durch lebende Perſonen zu gewinnen, aber nur auf kurze Zeit, und überhaupt nur nach dem Eindrucke, den der Gegenſtand macht; größer aber wird die Anziehung ſeyn bei einem verhältnißmäßigen Wechſel der Tableaux, indem immer neue ausdrucksvollere Gruppen geordnet werden; hierdurch ſteigt das Intereſſe, wie bei Gemälden in einer großen Sammlung, da man hier von Einem zum Andern übergeht. Freilich nimmt der Gedanke: lebende Perſonen vor ſich zu ſehen, viel von dem Zauber weg, den man bei einem ſchönen Gemälde empfindet, wo der Künſtler ſeiner Phantaſie noch einen Spielraum gelaſſen hat, hier das Schönſte, was die Natur giebt, in Verein mit den einzelnen Körpern und mit der Kompoſition zu bringen; alſo zu idealiſiren, die Natur in ihren

Schönheiten zu belauſchen, und die Reſultate dieſes Belauſchens dann geiſtig wieder der Leinwand anzuvertrauen; nur dieſes bringt Produktionen hervor, die einen feſſelnden Zauber an ſich tragen, den Naturbilder nur ſelten geben, auch nicht geben können, weil ſich ſonſt Alles mit ihnen vereinigen müßte, um eine Fülle körperlicher Reize und Schönheiten zu zeigen. Man kann freilich auch bei lebenden Bildern jede Täuſchung anbringen, aber nur in der Ferne, im Bühnenverlaufe, als ſzeniſche Darſtellung durch die Beleuchtung, nicht aber wie bei einem Gemälde, welches auch in geringer Entfernung von dem Beſchauer ſeinen Zauber verbreitet und feſſelt. Uebrigens will man die lebenden Bilder ſehr zweckmäßig für die bildende Kunſt halten, weil man hier gleich Stellung der Figuren und Kompoſition des Ganzen zuſammentrifft, und ſo viel abändern kann, als man für nöthig hält, um dann nach dem lebenden Bilde eine Skizze zur Malerey zu entwerfen. Dieſes möchte indeſſen doch wohl zu umſtändlich ſeyn, eine ſolche Vereinigung zu dieſem Zwecke zuſammen zu bringen; auch würde ſie immer den Künſtler in ſeinen Idealen beſchräuken, und ihm eine Wirklichkeit geben, der der Zauber, die Anziehungskraft, fehlte. Mit Unrecht hat man aber wohl dieſe Tableaux mit den Wachsfiguren verglichen, und die Ruhe, das Statuariſche der lebenden Perſon mit einem erzwungenen Scheintode; denn Wachsfiguren haben nur ein erſtarrtes Scheinleben, und der erzwungene Scheintod fehlt auch bei den lebenden Perſonen durch die Haltung, Fülle und den Ausdruck. Die Darſtellungen eigentlicher Tableaux wurden durch dasjenige, was Göthe in den Wahlverwandtſchaften darüber ſagt, mehr ins Leben gerufen, und durch glückliche Darſtellungen von einzelnen Künſtlern, wie die ſchon oben genannten, befördert, und bei dem gebildeten Publikum auch ſehr beliebt. Auch hochgeſtellte Fürſtliche Perſonen haben ſich nicht nur dieſer Darſtellungen angenom-

men, sondern sie auch selbst in ihren Kreisen zum eigenen Vergnügen geleitet. Die prachtvollsten und vollendetsten Tableaux waren gewiß diejenigen, welche während der Zeit des Congresses in Wien von der höchstseligen Kaiserin Ludovica von Oesterreich selbst geleitet, und von dem Kaiserlichen Hofkammer-Kupferstecher Joseph Fischer geordnet wurden; theils wurden diese Tableaux in den Zimmern der Kaiserin, theils auch in dem großen Redoutensaale gegeben, und Geist, Genie und Pracht sollen bei diesen Darstellungen gewetteifert haben. In der Mitte des Redoutensaals war ein auf acht Säulen ruhendes Zelt aufgeschlagen, unter welches sich die höchsten Herrschaften und ein nicht über zweihundert Personen starker, aus den ersten Fremden und dem hohen Adel bestehender Kreis versammelte. Die Wand der Tableaux war immer zu fünf Gemälden eingerichtet. Vier kleine goldene Bilderrahmen, von 3 bis 4 Fuß Höhe und 2½ Fuß Breite, umgaben den großen Hauptrahmen, von ungefähr 14 bis 15 Fuß Länge und 10 bis 11 Fuß Höhe. Hinter und in diese glänzenden Rahmen stellten sich, nach aufgezogenem Vorhange, folgende von lebenden Personen hohen Ranges in Beleuchtung und Costüm schön nachgebildete Gemälde dar, die noch durch einen zarten darüber gespannten Flor einen magischen Reiz bekamen, indem dadurch die zu grellen Farben mit einem mildernden, die Aehnlichkeit sehr erhebenden Lufttон überzogen wurden. Die erste Vorstellung hatte zum Hauptgemälde: das Zelt des Darius, nach Charles Le Brün, aus funfzehn Personen bestehend. Gemälde zur Rechten waren oben das Portrait von van Dyks Frau; unten Ossian, den Tod Fingals besingend; neben ihm die trauernde Malvina, nach Fischers Komposition. Zur Linken oben Circe, nach Guercino, unten die Spinnerin, nach Domenico Feti. Die zweite Vorstellung bestand aus den schönen Nätherinnen, nach

Guido Reni, acht Perſonen. Zur Rechten oben, Portrait der Johanna Seymour, Gemahlin Heinrichs des Achten, nach Holbein, unten Titian und ſeine Frau, nach einem Gemälde von Titian. Zur Linken oben das Portrait Heinrichs des Achten, nach Holbein; unten Gemälde, im Geſchmak von Mieris: eine Frau, welche Guitarre ſpielt, ein Knabe, vor ihr ſtehend, hält die Noten, eine zweite Frau, hinter der Erſten ſtehend, ſingt dazu. Die dritte Vorſtellung hat zum Hauptgemälde: die Zuſammenkunft Maximilians des Erſten mit Maria von Burgund in Gent, nach einem Gemälde von Better, einem jungen in Wien lebenden talentvollen Hiſtorienmaler, zwölf Perſonen. Zur Rechten oben Rembrandts Frau, nach Rembrandt, unten Rubens Frau mit ihren zwei Kindern, nach Rubens. Zur Linken oben ein alter Jude, der die Mitgift ſeiner Tochter auszahlt, nach Rembrandt; unten die Muſe Clio, nach Mignard. Während dieſer Vorſtellungen ſpielte ſowohl die Harfnerin Müllner, als auch der Violiniſt Mayſeder, und erhöheten den ſtummen Genuß durch ihren Vortrag. Dieſe Darſtellungen waren nun, wie ſchon bemerkt worden, mit aller Pracht ausgeführt; minder prachtvoll, aber doch ſehr anziehend ſind dergleichen Tableaux auch zu Berlin, Dresden, Prag, Hamburg, Eutin ꝛc. ꝛc., ausgeführt worden. In Berlin, wie ſchon bemerkt worden, auch auf den Bühnen und in Conzertſälen; auch in Wien haben beſondere Vorſtellungen von Privatperſonen Statt gehabt. Auch in großen geräumigen Zimmern laſſen ſich dergleichen Tableaux darſtellen, nur muß der Hintergrund gehörig dunkel, und die Beleuchtung von einer Seite hoch herab gegeben werden, das heißt, das Licht muß von oben ſchief auf dieſe Tableaux fallen, man muß daher den untern Theil der Fenſter verhängen. Patrik Peale gab oft Ta-

bleaux nach eigener Erfindung, wie z. B. einen Faun Amoretten verfolgend, einen Tänzer und Beckenschläger, mehrere hetruriſche Figuren, wie man ſie abgebildet findet, und ſo noch mehrere einzelne Figuren, die ſich auch auf dieſe Weiſe beſſer und ohne Zwang geben laſſen, als Darſtellungen nach Bildern, die treu kopirt werden müſſen, und dann oft etwas Steifes zeigen. — Auch die Tanzkunſt giebt in Balletts Tableaux, allein ſie können mit den vorerwähnten nicht verglichen werden, theils weil die Stellungen in Tänzen ganz anders, und oft übertrieben ſind, ſo daß ſie keinen rein künſtleriſchen Effekt machen, und dann fehlt es ihnen auch an eine gehörige Beleuchtung. Sie haben etwas Anziehendes, aber mehr in frivoler Beziehung, als in Beziehung auf Kunſt, und mehr auf Attitüde, als auf Handlung und Kompoſition. Der Dichter Friedrich Kind hat eine neue Erfindung mit Tableaux in Dramen gemacht, das heißt, in Dramen jede Szene ſo anzubringen, daß ſie ein beſtimmtes Gemälde bildet, und dieſen Verſuch in ſeinem Schauſpiele: van Dyks Landleben, zur Ausführung gebracht, ſo daß alle Umgebungen und Nebenfiguren mit hineingezogen werden, alſo jede Szene ein ganzes Gemälde bildet. Dieſes Schauſpiel wurde in Dresden zuerſt 1810 auf die Bühne gebracht, und fand Beifall. — Auch ein Verzeichniß von Gegenſtänden erhält die Benennung eines Tableaus. — Tableau de la Cour, war in Frankreich ein Verzeichniß, worin alle Beamten nach der Zeit ihrer Aufnahme zu finden waren, damit der Premier-Préſident mit der Austheilung ihrer Verrichtungen ſich darnach richten konnte.

Tableau de Camelot, nennt man zu Smirna die Ballen derjenigen Zeuge, die man nach Europa ſendet. Der Name rührt daher, weil die Ballen viereckig und flach ſind, alſo die Form eines Tableaus haben. Man findet in einer mitgetheilten urſprünglichen Rechnung, oder Rechnung aus der erſten Hand: 6 Bal-

len Camelot, welche enthalten 82 Stück, das Stück zu 20 Piaſters, 1640 Piaſters. Man ſagt auch Table de Montrayart, jeder Ballen 122 Stück, das Stück zu 4½ Piaſter, 549 Piaſters.

Table d'hôte, in einem Gaſthofe oder in einer Reſtauration, der Tiſch, an welchem Reiſende und einheimiſche Fremde gemeinſchaftlich ſpeiſen, ſowohl nach einer feſtgeſetzten Einrichtung der Gaſttafel, als auch à la Carte. Bei der Erſteren folgen ſich die Gerichte in mehreren Gängen nach der Einrichtung des Wirthes, nach der Andern ſucht ſich jeder Gaſt auf der ausgelegten Karte oder dem Speiſezettel, was er ſpeiſen will, ſelbſt aus, und diejenige Speiſe, die ſchon vergriffen iſt, wird auf dem Zettel geſtrichen. Hier ſpeiſet alſo Jeder nach Belieben, dort iſt er aber an den Gang gebunden.

Table de marbre war in Frankreich das Gericht über das Waſſer und die Gehölze durch das ganze Königreich.

Tablette, ein Bücherrahmen, Repoſitorium, ein Büchergeſtell, ein Hangſims oder einfaches Brett, oben und unten mit Stricken befeſtiget, das an der Wand hängt, um etwas darauf zu ſtellen oder legen; dann führt dieſe Benennung eine Schreibtafel, Tabelle, eine Steinplatte ꝛc. ꝛc.

Tablinum, s. Tabulinum, ein Ort, wo man die öffentlichen Akten, auch andere gerichtliche Urkunden, aufbewahrte. Zu Rom hatte man ſie neben den Vorhäuſern oder Atriis. Auch in den Provinzen ſollten ſie angelegt werden, wozu der Kaiſer Antoninus Philoſophus den Befehl gab.

Tablirholz, beim Zuckerbäcker oder Conditor, ein rundes langes Holz, das gegen das eine Ende etwas zugeſpitzt abfällt, womit bei der Schwengkeſſelarbeit der ſiedende Zucker umgerührt wird.

Tabor, heißt 1) ein Berg in Galiläa, auf dem die Jünger Jeſum verklärt ſahen. 2) In der Slaviſchen Sprache

ein mit Mauern und Thürmen befeſtigter Kirchhof auf einem Berge; auch ein verſchanztes Berglager, daher Ziska die von ihm als Waffenplatz der Huſſiten erbauete Bergfeſtung im Bechiner Kreiſe in Böhmen Tabor nannte. Auch die Koſaken nennen eine Wagen- oder Lagerburg, die ſie gewöhnlich da, wo ſie bei oder auf ihren Zügen lagern, zu machen pflegen, Tabor.

Tabouret, ein kleiner Stuhl ohne Lehne, entweder beflochten oder gepolſtert. Er beſteht aus einem vierkantigen Rahmen, woraus der Sitz gebildet wird, in deſſen Ecken die Füße eingezapft ſind. Dieſe werden nach einer Schablone mehr oder weniger künſtlich ausgeſchnitten, und das Holz nachher mit einer Holzbeitze gebeitzt, und dann polirt. Man hat dergleichen Tabourets auch mit weißer Farbe angeſtrichen und dann lackirt. Die Polſterung beſteht aus Pferdshaaren, Kälberhaaren, Seegras, Heu ꝛc., und der Ueberzug iſt erſt Leinwand, und dann Seide, Merino, Kattun, oder ſonſt ein Zeug.

Das Tabouret d'Equitation iſt eine von Herrn Gennette erfundene Maſchine, die an der Decke eines Zimmers befeſtiget wird. Derjenige, der ſich derſelben zur Erholung bedient, und ſich darauf ſetzt, kann damit alle Bewegungen, die ein Pferd durch den Schritt, Trott oder Trab und Galopp macht, nachmachen. Dieſe Maſchine ſcheint aber nicht recht in Gebrauch gekommen zu ſeyn, da man ſie jetzt nicht mehr ſieht. Nach der Beſchreibung ſcheint es eine Art Schaukel geweſen zu ſeyn, die mit einem dicken Stricke, einer Art Tau, an der Decke befeſtiget worden. Dergleichen Schaukeln findet man auch noch jetzt, nur ſind ſie anderer Art, indem nämlich das Tau unten eine Oeſe hat, durch welche man ein kleines Brett ſteckt, worauf man bequem, gleichſam reitend, ſitzt, indem man das Tau in die Mitte nimmt, oder in der Mitte hat, und ſich dann nach Gefallen, indem man mit den Füßen aufſtößt, fortſchwingt, und

ſich ſo im Schwingen einige Zeit erhalten kann, bis man die Füße wieder auf die Erde ſtößt oder ſtemmt, und ſich dann von Neuem fortſchwingt. — Tabouret, ein Flor, ſ. Taburet.

Täbſtein, ein beſonderer Stein, der in dem Lande ob der Ens gefunden wird, lichtgrau, glatt und dicht, wie Marmor iſt, ſich aber wie Kreide ſchaben läßt, und ſehr ſchwer iſt. Er ſoll für alle Schäden gut ſeyn, wenn er darein geſtreuet wird.

Tabula, bei den Römern, eine Schrift, ein Gemälde, eine Schreibtafel, Rechentafel, Auktionstafel, Votivtafel, ein Verzeichniß ꝛc. ꝛc. Man bezeichnete damit Alles, was aus Tafeln oder flachem Holzwerke beſtand, worauf man ſchreiben, zeichnen, malen ꝛc. konnte, ehe man das Pergament, Papier oder auch die Leinwand dazu zu gebrauchen erfunden hatte. Bei den Römern kamen folgende Tafeln vor:

Tabulae accepti et expensi, womit man die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe bezeichnete, dergleichen Tafeln fand man in jeder guten Haushaltung, die der Hausherr führte. Da es aber ſpäterhin oft vorkam, daß Jemand durch eine dergleichen Rechnungsführung bei einem verwaltetem Amte oder bei andern Geſchäften überführt wurde, wenn er etwas nicht mit gutem Rechte beſaß, ſo kam mit der Zeit dieſe Gewohnheit ab. Denn wenn z. B. Jemand einer Unterſchleife oder anderer begangenen Betriegereyen halber verklagt wurde, und der Gegner verlangte ſeine häusliche Rechnungsführung als ein Beleg, ſo mußte ſie der Beklagte produciren. Man ging auch wohl von Seiten des Gerichts hin und verſiegelte ſie, damit daran nichts abgeändert werden konnte.

Tabulae auctionariae waren Verzeichniſſe der Gegenſtände, welche öffentlich verſteigert werden ſollten. Dieſe Tabulae oder Tafeln fertigten die Wechsler (Argentarii) an, die dabei ſehr aufmerkſam verfahren

mußten, da ſie oftmals zum Beweiſe der vorhandenen Gegenſtände mit dienten.

Tabulae Caeritum, das Verzeichniß der Caeriten, die ſich der Veſtaliſchen Jungfrauen mit ihren Heiligthümern annahmen, als die Gallier Rom fortgenommen hatten, wofür ſie ſpäterhin aus Dankbarkeit zu Römiſchen Bürgern aufgenommen wurden, jedoch mit Ausſchluß der Wahlſtimmen zu einem obrigkeitlichen Amte, alſo sine suffragio. Wenn nachher ein wirklicher Römiſcher Bürger durch ein Verbrechen ſein Stimmrecht verlor, ſo wurde er zur Strafe unter die Caeriten geſetzt und in die Matrikel oder Tafeln derſelben eingeſchrieben. Er blieb dann Römiſcher Bürger, mußte die Steuern und andere Abgaben erlegen, konnte aber zu den Wahlverſammlungen nicht gelangen, und ſeine Stimme geben. Was daher den Caeriten zur Ehre geſchah, das widerfuhr den Römiſchen Bürgern zur Strafe.

Tabulae Censoriae, waren die Verzeichniſſe der Cenſoren, worein ſie die Namen der Cenſirten ſchrieben, oder derjenigen, die durch ihre Muſterung paſſirt waren; dabei wurde zugleich das Vermögen, auch andere Umſtände, verzeichnet; dann auch auf welche Bedingungen ſie die Zölle oder Einkünfte, beſonders von den Ländereyen, verpachten wollten, welche Tafeln oder Verzeichniſſe dann in dem Vorgebäude des Tempels der Freiheit oder auch in dem Tempel der Nymphen aufgehoben wurden. Auch jede Familie hob diejenigen von ihren Vorfahren als ein Heiligthum beſonders auf.

Tabulae ceratae, waren verſchiedene dünne Tafeln von Linden-, Buchen-, Tannen- und anderem Holze, welche dünn mit Wachs überzogen wurden, und anſtatt des Papiers dienten. Man ſchrieb mit einem ſpitzigen Griffel darauf, und ſobald man die Schrift nicht mehr nöthig hatte, ſo ſtrich man ſie aus, und gebrauchte die Tafeln wieder zu andern Zwecken. Man brauchte dergleichen Täfelchen nicht nur zu Briefen, ſondern auch zu

Teſtamenten; überhaupt zur Concipirung einer Sache. Schon das Concipirte, es mochte ſeyn, was es wollte, hieß oft allein Cerae, ohne einer Tabulae oder Tafel dabei zu gedenken.

Tabulae domesticae waren Verzeichniſſe von allen Gegenſtänden des Hausweſens, beſonders in Hinſicht der Einnahme und Ausgabe. Sie waren in beſondere Kapitel oder Titel unterſchieden, welche Nomina hießen, als Artificia, Negotiationes, Foenera, Adventitia, Legata, Hereditates etc., worunter ſie dann brachten, was zu jedem gehörte. Sonſt waren ſie nach ihrer Art einerlei mit den Diariis, Ephemeridibus und Kalendariis.

Tabulae XII. Legum Romanarum, zwölf Tafeln von Erz, worein die Römiſchen Geſetze gegraben waren. Es kamen davon im Jahre der Stadt 303 erſt zehn zum Vorſchein, im Jahre 304 aber noch zwei hinzu, und im Jahre 306 wurden ſie öffentlich bei den Rostris aufgeſtellt, ſo daß ſie Jedermann ungehindert leſen konnte, von da man ſie zuletzt auf das Kapitol brachte. Sie gingen in den Zuſtänden Roms bei der Auflöſung des Weſtrömiſchen Reichs verloren, und wie man vermuthet, durch die Verheerung der Gothen, die alle Seltenheiten der Stadt zerſtörten.

Tabulae novae waren zu Rom diejenigen Tafeln, welche an die Stelle der alten zerbrochenen Schuldtafeln geſetzt wurden. Wenn nämlich der gemeine Mann bei ſeinen Creditoren, den Reichen, ſo in Schulden gerathen war, daß er ſich nicht zu helfen vermochte, ſo mußte ſich die Obrigkeit ins Mittel legen, um einen Aufſtand in Rom zu verhindern. Da nun ſowohl der Creditor, als auch der Debitor, ſeine Tafel hielt, auf deren eine Seite das Guthaben, und auf der andern das Schuldigſeyn gegen einander geſchrieben waren, ſo kaſſirte ſie ſolche, und ließ neue dagegen anlegen. Da aber die Creditoren, welche die größten und rei

Häuſer in Rom waren, oft viel verloren, wenn ſie gleich durch ihren Wucher ſolches nur zu oft verdient hatten, ſo hielt es mit den Tabulis novis oder neuen Tafeln ſehr ſchwer, ehe ſie zu Stande kamen, obgleich von der andern Seite auch oft ſchlechte Schuldner ſie mehr als zur Ungebühr nachſuchten.

Tabulae nuptiales waren Contrakte, welche zwei Eheleute mit einander errichteten, und die man auch dotales nannte, weil darin die Mitgift mit eingeſchloſſen wurde. Man vollzog und beſiegelte einen ſolchen Contrakt erſt nach geſchloſſener Ehe. Man rief ſich dabei ein Feliciter! zu, und hielt ein Gaſtmahl. Bei der Trennung der Ehe wurden die Tafeln zerbrochen, womit man die Ehe als zerriſſen bezeichnen wollte.

Tabulae pactionales waren anfangs nur hölzerne, mit Wachs überzogene Tafeln, ſpäterhin Pergament oder Papier, worauf ein Contrakt zwiſchen zwei oder mehreren Perſonen gemacht, und ſchriftlich abgefaßt worden war. Anfangs hatten ſie ihre gewiſſen Formeln, wonach dieſe Contrakte gemacht wurden. Am Ende mußte der Ort, die Zeit, und der Bürgermeiſter mit genannt werden. Sie wurden von Notarien oder Aktuarien im Beiſeyn mehrerer Zeugen abgefaßt und beſiegelt, und um jedem Betruge vorzubeugen, wurden ſie dreimal mit Schnüren durchzogen.

Tabulae pictae waren Gemälde, die man auch ſchlechthin Tabulae nannte, da ſie auf Holz gemalt waren, weil man damals noch keinen andern Stoff, um darauf zu malen, kannte. Nach den Tafeln oder dünnen Brettern, worauf ſie gemalt waren, führten ſie auch den Namen.

Tabulae Proscriptionum war ein grauſames Geſetz des Sylla bei ſeiner Rückkehr in Rom, nach welchem er jeden ſeiner geweſenen Gegner auf eine Tafel ſchreiben, und ſie öffentlich aufhängen ließ, wobei er einem Jeden die Befugniß ertheilte, wo er Einen der Angeſchrie-

nen anträfe, ihn zu tödten. Dabei wurden ihre Güter confiscirt, und ihre Kinder von allen Ehrenämtern ausgeschlossen. Cäsar hob dieses Letztere wieder auf. Da zugleich eine Belohnung auf den Kopf eines jeden Getödteten gesetzt worden, so fehlte es nicht an Leuten, die, um diese zu verdienen, die Proscribirten auszuspähen suchten, um sie anzugeben, oder wohl gar selbst zu ermorden.

Tabulae Quaestionis waren die Registratur, die bei der Tortur über die Aussage der Gefolterten gehalten, dann versiegelt und aufbewahrt wurden.

Tabulae Syngraphae waren die Handschriften, die ein Schuldner seinem Creditor gab, worin er sich zu dem empfangenen Gelde bekannte, welche dann versiegelt von dem Creditor aufbewahrt wurden, und wenn es, des Geldes wegen, zur Klage kam, von dem Kläger vor Gericht mit vorgezeigt werden mußten.

Tabulae Testamentariae, Testamentstafeln, welche die gewöhnlichsten waren, und anfangs auch aus Holz bestanden, woher sie ihren Namen hatten. Das Holz mochte seyn, von welcher Baumart es wollte, so mußte es doch die Gestalt der Tafeln haben, und viereckig seyn. Diese Tafeln bestanden aus mehr als einer Tafel, wurden gehörig zusammengelegt, mit einer Schnur durchzogen, und von dem Testator selbst versiegelt, auch mehr als ein Exemplar angefertiget, die aber sämmtlich genau mit einander übereinkommen mußten. Von diesen Exemplaren mußte wenigstens eins in einem Tempel niedergelegt werden; zu Rom bei den Vestalischen Jungfrauen. Die Besiegelung geschah auch von den Zeugen, und solches nicht auf die Tafeln selbst, sondern nur auf die Leinwand, worein sie gewickelt waren. Niemand durfte sie aufmachen, wenn er nicht als Betrieger bestraft werden wollte, obgleich solches dem Testator frei stand, wenn er sein Testament ändern wollte. Ein solches Testament konnte auch in einem öffentlichen Archive oder bei einem sichern Freunde niedergelegt werden; wenn

aber der Teſtator geſtorben war, mußte es bei dem Prätor geöffnet werden, wobei die Zeugen ihre Siegel erſt anerkennen mußten, worauf es abgeleſen, eine Kopie davon in das Archiv niedergelegt, dann aber auch innerhalb drei, längſtens fünf, Tagen die Erbſchaftsſteuer abgetragen werden mußte.

Tabulae Triumphales waren Tafeln, worauf verzeichnet ſtand, was Einer im Kriege gethan hatte, die im alten Latein ganz kurz abgefaßt waren, und auf dem Kapitol aufgehängt wurden.

Tabulae Vestium waren bald viereckige, bald runde Zeugſtücke, die zur Zierde auf die Kleider vornehmer Leute genähet oder geſtickt wurden, und von den Griechen ταβλια genannt wurden.

Tabulae votivae, Gedächtnißtafeln zu Ehren der Götter, bei Errettung aus einer Gefahr.

Tabularia, bei den Römern, eine Art der Tortur, da man nach Gefallen einen Menſchen zwiſchen zwei Bretter oder Tabulas legen, und ſo lange zuſammendrücken konnte, bis er ſein Verbrechen bekannte.

Tabularii waren bei den Römern Beamte, welche die Quittungen aufbewahrten, die diejenigen von den Einwohnern bekamen, die ihre Abgaben abtrugen, um ſehen zu können, was davon bezahlt ſey, oder nicht. In jeder Provinz befanden ſich deren zwei, wovon der Eine Tabularius arcae fiscalis, der Andere aber Tabularius largitionalium titulorum hieß. Im Anfange waren ſie nur Knechte, ſpäterhin freie Leute. — Die Tabularii bei Hofe der Kaiſer und Kaiſerinnen waren Beamte, welche über die Domainen und Patrimonialgüter, den 20ſten von den Erbſchaften, die Marmorbrüche ꝛc. ꝛc. geſetzt waren. Auch Privatleute hatten dergleichen Beamte, welche über deren Einnahme und Ausgabe Rechnung führten, und Alles aufſchreiben mußten; ſie waren anfangs auch bloß Knechte.

Tabularium, war ein Ort, wo die öffentlichen Tafeln

(Tabulae) oder schriftlichen Urkunden aufgehoben wurden, welches man jetzt ein Archiv nennt. Zu Rom war ein solches Archiv vor alten Zeiten her auf dem Kapitol, obgleich das Kapitol nicht ein solcher Ort war, wo man dasjenige, was Jedem zur Nachricht dienen sollte, angeheftet und aufgestellt hielt.

Tabulat, Tabulatum, ein noch hin und wieder in den Klöstern übliches Wort, einen gedielten Boden oder mit Brettern belegten Gang zu bezeichnen; auch ein Verschlag, Stockwerk in einem akademischen Collegium ꝛc.

Tabulatur, in der Musik, die Bezeichnung der Töne (Melodieen, Gesangweisen) durch Buchstaben und Ziffern, wonach man, außer dem Generalbasse, auf Instrumenten spielt. Bei der Italienischen Tabulatur geschieht solches durch Noten; in der Deutschen theilt man die Buchstaben in sieben große, als C, D, E, F, G, A, H, in sieben kleine und ungestrichene, als c, d, e, f, g, a, h, in sieben einmal gestrichene, da über diesen Buchstaben ein Strich steht, und in sieben zweimal gestrichene, da sie zwei Striche über sich haben, wozu noch das dreigestrichene c kommt. In Lauten-, Theorben-, Guitarren-ꝛc. Stücken, wird jede Seite, welche bloß das ist, ohne Fingerapplikation der linken Hand gegriffen mit einem T.; der erste Bund mit B, da der Zeigefinger gebraucht wird, der zweite mit E ꝛc. bemerkt.—Bei den Meistersängern bezeichnet Tabulatur den Inbegriff der Regeln und Gesetze, nach welchen sie ihre Gesänge verfertigen und absingen mußten; daher ist im gewöhnlichen Leben nach der Tabulatur noch so viel, als nach der Ordnung. Daß man unter Tabulatur auch die Wandmalerey verstanden wissen will, ist ungewöhnlich. Es kommt von dem mittlern Lateinischen Tabulatura, und dieses wieder von Tabella, her.

Tabulet, ein aus leichten Brettern zusammengesetzter Kasten oder ein ähnliches Behältniß, worin herumwandernde Krämer, die mit kurzen Waaren, Quincaillerie-

handeln, dieſe mit einem Riemen am Halſe tragen. Ein ſolcher Kaſten oder ein ſolches Kaſtengeſtell, hat mehrere Schubladen mit Fächern, worin die Waaren, die in Scheeren, Meſſern, Ohrringen, Ringen, Buſennadeln, Näh-, Haar- und Stecknadeln, Pfeifenſpitzen, Pfeifenköpfen, Brillen, Ferngläſern ꝛc. beſtehen, liegen. An dem Kaſtengeſtelle iſt ein breiter Riemen, wie eine Schleife befeſtiget, welche man über den Kopf ſchlägt, und ſo den Kaſten am Halſe trägt. Man nennt dergleichen Verkäufer, die ihre Waaren mit ſich in ſolchen Kaſten herum tragen, nach ihrem Kaſten Tabuletkrämer, im Franzöſiſchen Col-Porteur, von Col, der Hals. Es ſind wandernde Krämer, die ſowohl in den Städten ihre Waaren von Haus zu Haus ausbieten, als auch auf dem Lande, in den Dörfern ꝛc. Sie löſen ſich einen Hauſirſchein in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit eingeführt iſt, und auch in denen, wo das Zunftweſen noch beſteht, müſſen ſie ſich einen Schein zu dieſem Gewerbe löſen. Das Wort iſt aus dem mittleren Latein Tabuleta, welches einen kleinen Tiſch bedeutet, nach Adelungs Vermuthung, weil ſie ihre Waaren auf einem ſolchen kleinen Tiſche, wie die Kaſten ausſehen, vor ſich hangen haben. Der Colporteur wird auch Refftträger genannt, wenn er ſeine Waaren auf dem Rücken herumträgt. — Bei dem Leinendamaſtweber iſt das Tabulet der innere Rahmen, der in der Treck- oder Ziehleiter des Damaſtſtuhls oben unter den Schwanzgorten liegt, und worin in verſchiedenen Reihen zweihundert und dreißig Rollen mehr oder weniger, je nachdem das Muſter des Damaſtes groß oder klein iſt, ſtecken. Die Rollen liegen reihenweiſe mit einem Drahte in dem Tabulet.

Tabuletkrämer, ſ. den vorhergehenden Artikel. Ueber den Handel dieſer Leute, ſehe man den Art. Hauſiren, Th. 22, nach.

Tacamahac, ein hartes, durchſichtiges, und wohlriechen-

des Baumharz von bunter oder gesprengter Farbe, theils röthlich, theils gelbbraun, von dem man zwei Sorten hat, die auch von zwei verschiedenen Bäumen kommen. Die erste oder beste Sorte kommt von der filzigen Fagare, Fagara octandra, welche auf Curacao und Madagaskar wächst. Das Harz rinnt entweder von selbst in Tropfen aus, oder wird durch Einschnitte gewonnen, und heißt Tacamahaca sublimata seu in testa, Fr. Tacamahac en coque ou sublimé. Man fängt es in kleinen Kürbisschalen auf, worin es auch verschickt wird, und die man mit Palmenblättern bedeckt. Das Geschäft des Einsammelns geschieht von den Indianern. Diese Sorte muß bei vollkommener Güte wohl trocken, gut durchsichtig, von blaßgelber Farbe, ins Röthliche schillernd, und von bitterem gewürzhaftem Geschmacke seyn, dabei einen starken lavendelartigen Geruch haben, und sich in Weingeist gänzlich auflösen. — Die zweite Sorte liefert der Balsambaum, die Balsampappel, Populus Balsamifera, Fr. Tacamahac, Baumier, welche in Nord-Amerika und in Sibirien wächst. S. auch unter Pappel, Th. 107, S. 380 u. f. Das Harz kommt in Sorten, Klumpen oder Massen vor, und heißt daher Tacamahac en Masse, auch nennt man es gemeinen Tacamahac, Tacamahaca communis. Man soll diese Sorte aus den Rinden, Blättern und Zweigen dieser Pappel durch starkes Kochen erhalten. Es kommt in Stücken von verschiedener Größe und Farbenmischung in den Handel, ist abwechselnd an einigen Stellen weißlich gefleckt, an andern gelbroth oder braun. Der Geruch dieses Tacamahacs ist auf glühenden Kohlen sehr angenehm, und er löset sich, wenn er rein ist, gänzlich in Weingeist auf. Die kaustischen und kohlensauren Alkalien lösen es gleichfalls auf. Durch wiederholtes Abziehen von Salpetersäure über dieses Harz konnte es Hatchett in diejenige Art der Ger-

beſubſtanz verwandeln, welche die metalliſchen Auflöſungen, nicht aber den Leim, niederſchlägt. Bei der Behandlung des Tacamahacs mit Schwefelſäure wird viel ſchweflichte Säure erzeugt, und die dritte Abänderung der Gerbeſubſtanz gebildet. Hundert Theile Tacamahac geben zwei und ſechzig Theile Kohle, dem Gewichte nach. Das ſpecifiſche Gewicht dieſer Subſtanz beträgt: 1, 046. Die gelblichen reinen Stücke ſind die beſten; die braunen, rothen und aſchgrauen taugen nicht viel. Auch der Baum, welcher nach Lamark Colophyllum Inophyllum genannt wird, und auf der Inſel Bourbon und auf Madagaskar wächſt, ſoll Tacamahac liefern. In Holland unterſcheidet man den Tacamahac in Tropfen- und Sorten-Tacamahac, und gebraucht ſowohl den einen, wie den andern wegen ſeiner zertheilenden erwärmenden Kräfte in der Medizin. Bei uns in Deutſchland wurde er früher häufig zu reizenden Pflaſtern benutzt, in welchen er ungefähr den dritten oder vierten Theil ausmachte. Man erhält ihn aus London über Hamburg; dann auch aus Holland und Frankreich.

Tache, der Name einer der vorzüglichſten Sorten unter den Burgunderweinen; ſie fällt in der Nachbarſchaft von Nuits, und wird ſtark geſucht.

Tachenianiſches Salz, Tacheniſches Salz, ſiehe Salz (Kräuter-), Th. 133, S. 715. Dieſe Salze ſind von Otto Tachenius zuerſt in Anwendung gekommen. Nach einer Vorſchrift, die von einigen Chemikern gegeben worden, nimmt man keine Potaſche dazu, weil die zur Aſche verwandelte Kohle ſchon Potaſche enthält. Man wirft die trocknen Pflanzen in einen eiſernen Topf, macht darunter Feuer, und wenn die Pflanzen durch und durch zu brennen anfangen, ſo ſchließt man den Topf mit einem Deckel, um die Flamme zu erſticken, die Pflanzen langſam zu verbrennen, und einen Theil der Dämpfe zurückzuhalten, welche ſich in der Luft zerſtreuen würden. Nach dem Verbrennen

des Baumharz von bunter oder geſprengter Farbe, theils röthlich, theils gelbbraun, von dem man zwei Sorten hat, die auch von zwei verſchiedenen Bäumen kommen. Die erſte oder beſte Sorte kommt von der filzigen Fagare, Fagara octandra, welche auf Curacao und Madagaskar wächſt. Das Harz rinnt entweder von ſelbſt in Tropfen aus, oder wird durch Einſchnitte gewonnen, und heißt Tacamahaca sublimis seu in testa, Fr. Tacamahac en coque ou sublimé. Man fängt es in kleinen Kürbisſchalen auf, worin es auch verſchickt wird, und die man mit Palmenblättern bedeckt. Das Geſchäft des Einſammelns geſchieht von den Indianern. Dieſe Sorte muß bei vollkommener Güte wohl trocken, gut durchſichtig, von blasgelber Farbe, ins Röthliche ſchillernd, und von bitterem gewürzhaftem Geſchmacke ſeyn, dabei einen ſtarken lavendelartigen Geruch haben, und ſich in Weingeiſt gänzlich auflöſen. — Die zweite Sorte liefert der Balſambaum, die Balſampappel, Populus Balsamifera, Fr. Tacamahac, Baumier, welche in Nord-Amerika und in Sibirien wächſt. S. auch unter Pappel, Th. 107, S. 380 u. f. Das Harz kommt in Sorten, Klumpen oder Maſſen vor, und heißt daher Tacamahac en Masse, auch nennt man es gemeinen Tacamahac, Tacamahaca communis. Man ſoll dieſe Sorte aus den Rinden, Blättern und Zweigen dieſer Pappel durch ſtarkes Kochen erhalten. Es kommt in Stücken von verſchiedener Größe und Farbenmiſchung in den Handel, iſt abwechſelnd an einigen Stellen weißlich gefleckt, an andern gelbroth oder braun. Der Geruch dieſes Tacamahacs iſt auf glühenden Kohlen ſehr angenehm, und er löſet ſich, wenn er rein iſt, gänzlich in Weingeiſt auf. Die kauſtiſchen und kohlenſauren Alkalien löſen es gleichfalls auf. Durch wiederholtes Abziehen von Salpeterſäure über dieſes Harz konnte es Hatchett in diejenige Art der

beſubſtanz verwandeln, welche die metalliſchen Auflöſungen, nicht aber den Leim, niederſchlägt. Bei der Behandlung des Tacamahacs mit Schwefelſäure wird viel ſchweflichte Säure erzeugt, und die dritte Abänderung der Gerbeſubſtanz gebildet. Hundert Theile Tacamahac geben zwei und ſechzig Theile Kohle, dem Gewichte nach. Das ſpecifiſche Gewicht dieſer Subſtanz beträgt: 1, 046. Die gelblichen reinen Stücke ſind die beſten; die braunen, rothen und aſchgrauen taugen nicht viel. Auch der Baum, welcher nach Lamark Colophyllum Inophyllum genannt wird, und auf der Inſel Bourbon und auf Madagaskar wächſt, ſoll Tacamahac liefern. In Holland unterſcheidet man den Tacamahac in Tropfen- und Sorten-Tacamahac, und gebraucht ſowohl den einen, wie den andern wegen ſeiner zertheilenden erwärmenden Kräfte in der Medizin. Bei uns in Deutſchland wurde er früher häufig zu reizenden Pflaſtern benutzt, in welchen er ungefähr den dritten oder vierten Theil ausmachte. Man erhält ihn aus London über Hamburg; dann auch aus Holland und Frankreich.

Tache, der Name einer der vorzüglichſten Sorten unter den Burgunderweinen; ſie fällt in der Nachbarſchaft von Nuits, und wird ſtark geſucht.

Tachenianiſches Salz, Tachenifches Salz, ſiehe Salz (Kräuter-), Th. 133, S. 715. Dieſe Salze ſind von Otto Tachenius zuerſt in Anwendung gekommen. Nach einer Vorſchrift, die von einigen Chemikern gegeben worden, nimmt man keine Potaſche dazu, weil die zur Aſche verwandelte Kohle ſchon Potaſche enthält. Man wirft die trocknen Pflanzen in einen eiſernen Topf, macht darunter Feuer, und wenn die Pflanzen durch und durch zu brennen anfangen, ſo ſchließt man den Topf mit einem Deckel, um die Flamme zu erſticken, die Pflanzen langſam zu verbrennen, und einen Theil der Dämpfe zurückzuhalten, welche ſich in der Luft zerſtreuen würden. Nach dem Verbrennen

bleibt eine kohlenartige Aſche zurück, welche noch immer die Form der Pflanzen an ſich trägt; man rührt ſie unter fortdauerndem Erhitzen um, damit ſie ganz zur Aſche werde; dann mit Waſſer ausgelaugt und die Lauge bis zum Trocknen abdampfen laſſen, ſo erhält man dieſe Salze; ſie haben eine gelbe Farbe, welche immer mehr in das Braune, der Farbe nach, fällt. Man findet darin bei der Zerlegung Potaſche, kohlenſaure, ſchwefelſaure und ſalzſaure Potaſche, kohlenſauren und phosphorſauren Kalk ꝛc. Das Verhältniß der Materien weicht nach der Beſchaffenheit der Pflanzen und der größern oder geringern Verbrennung, welcher ſie unterworfen wurden, ab. Man wandte ehemals Wermuthſalz, Ginſterſalz und mehrere andere Salze in der Waſſerſucht, bei Obſtructionen ꝛc. an, allein mit zweifelhaftem Erfolge, um ſo mehr, da die Eigenſchaften dieſer Salze nicht immer dieſelben ſind, alſo auch nicht ihre Wirkungen. Um dieſe Salze ganz rein zu haben, ſo muß man ſie in acht- bis zehnmal ſo viel rectificirtem Weingeiſte, als ihr Gewicht beträgt, auflöſen, und dieſe Auflöſung in verſchloſſenen Gefäßen bis zum Trocknen abdampfen. Da der Weingeiſt nur die reine Potaſche auflöſet, ſo läßt er die übrigen Theile, die ſich noch in dem Pflanzenſalze befinden, fahren. Die auf dieſe Weiſe erhaltene Potaſche ſieht weiß oder grau aus, iſt nicht kryſtalliſirbar, und ſehr ſcharf und ſehr ätzend, man mag ſie in eine größere oder geringere Menge Waſſer oder Schleim aufgelöſet haben; ſie iſt immer dieſelbe, immer bis auf einen bekannten beſtimmten Punkte wirkſam, wenn man ſie mit einer einmal beſtimmten Menge Waſſers giebt. Die Benennung ätzendes Laugenſalz, welche ſie in dieſem Zuſtande oft erhält, darf keine Furcht erregen; denn die Aetzbarkeit, die dieſes Salz im trocknen oder feſten Zuſtande hat, ſchmeckt man faſt gar nicht, wenn man es in einer großen Menge Waſſer giebt. Wenn man eine der Säure

entgegenwirkende, absorbirende, schmelzende, eingreifende schnelle Wirkung zu Stande bringen will, so kann man kaum ein wirksames und sicheres Mittel anwenden. Man giebt es zuweilen in Steinkrankheiten. Es ist in allen Fällen, wo Alkalien indicirt sind, schicklich, und man kann, was wenigstens die Wirkung betrifft, sehr sicher seyn, weil man genau weiß, was man anwendet, und den genauen Zustand des Mittels kennt, welches die Kranken nehmen. Es giebt nur wenige Mittel, die mit diesem auf die Wirkung, die es in einigen Krankheiten leisten soll, verglichen werden kann. Wenn man ein sehr mildes Alkali anwenden will, so nehme man kohlensaures Kali oder kohlensaure Potasche, das heißt, Potasche, die mit Luftsäure stark gesättiget ist. Es gab eine Zeit, wo man den Chemikern und Pharmaceuten anrieth, das kohlensaure Kali stark gesättiget zu präpariren, und solches auf folgende Weise, indem sie eine reine Potaschenlauge mit so viel Luftsäure imprägniren, als sie nur absorbiren können, und dann die Auflösung langsam abdampfen lassen, so werden sie regelmäßige rhomboidalische Krystalle erhalten, die nicht zerfließen, sondern sich an der Luft ein wenig auflösen. Dieses Salz ist weit weniger schmelzend und weit weniger wirksam, als die reine Potasche.

Tachtel, ein niedriger Ausdruck für Ohrfeige. Einem eine Tachtel geben, eine Ohrfeige.

Tachydromia, Rennfliege, eine Gattung Fliegen, welche zu den Raubfliegen, Tanystomata, gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: die Brust ist wenig gewölbt und länglich; die Fühler zweigliedrig mit langen Endborsten; der Rüssel kurz, senkrecht. Es sind kleine Fliegen, die schnell auf den Blättern hin und her laufen, indem sie die Flügel beständig heben und fallen lassen, ohne sie auszubreiten. Man findet sie besonders in den Hecken.

Tachydromus, die lateinische Benennung einer Gat-

tung Eydechſen, welche ſich dadurch auszeichnen, daß ſie keinen Halsband haben. Dieſe Arten haben Schienen auf Bauch und Rücken, und eine lange geſpaltene Zunge.

Tachyglossus, Landſchnabelthier. Kennzeichen: Der Mund hat die Geſtalt eines Entenſchnabels. Die Kiefer ſind nämlich ſehr verlängert und abgeplattet. Von dem Vogelſchnabel unterſcheidet er ſich weſentlich durch die Lage der Naſenlöcher, die nicht, wie bei den Vögeln, an der Wurzel, ſondern an der Spitze liegen, ganz beſonders aber dadurch, daß er nicht der ganzen Länge nach geſpalten, ſondern nur wie eine Saugröhre vorne offen iſt. Statt der Zähne ſtehen am Gaumen mehrere Reihen von Hornſpitzen; der Rücken iſt mit Stacheln beſetzt, der Schwanz kurz. Es lebt in ſelbſt gegrabenen Höhlen und nährt ſich von Ameiſen, welche es mit ſeiner verſteckbaren Zunge fängt. Die breiten Stacheln auf dem Rücken von dem Landſchnabelthiere (Tachyglossus Histrix) ſind $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, das Haar iſt braun, und die Länge beträgt 10 Zoll.

Tachygraphie, Schnellſchreibekunſt, ſ. Stenographie, Th. 173, S. 117 u. f.

Tachypetes, der Lateiniſche Gattungsname des Fregattenvogels. Die Fregattenvögel ſind tropiſche Vögel, mit langem Gabelſchwanze, halben Schwimmfüßen, und langen Flügeln; ſie fliegen ſehr ſchnell und weit ins Meer hinein, daher ihr Name. Es ſind Stoßtaucher; ſie fangen beſonders Fliegfiſche, und jagen den Möven ihre Beute ab. Bekannt iſt die Fregatte oder der Fregattenvogel, Tachypetes aquilus. Dieſer Vogel iſt einfarbig ſchwarz; die Haut des Kopfes blau und roth; Schnabel und Füße roth. Von allen Seevögeln fliegt dieſer am beſten. Er mißt bis 14 Fuß mit ausgeſpannten Flügeln, und kreuzt nach allen Richtungen auf dem Meere umher.

Er lebt weniger von eigenem Fischfange, als von Fischen, welche er andern Vögeln abjagt.

Tachypore, Tachyporus, eine Käfergattung, deren Beine meist mit Dornen, die Flügeldecken härtlich, und die Fühler vor den Augen eingesetzt sind. Der Körper ist nach hinten zugespitzt. Der gemeinste von diesen Käfern ist der Tachyporus chrysomelinus, von glänzend schwarzer Farbe, Fühlergrund, die Beine, Vorderbrust und Flügeldecken sind ziegelroth. Die Länge beträgt 2 Linien; er ist sehr gemein.

Tact, s. Takt, und auch die damit zusammengesetzten Wörter.

Tadel, im engeren Verstande, eine Unvollkommenheit, ein Fehler am Körper. Keiner unter seinen Knechten ist ohne Tadel, Hiob, 4, 18. Eine Sache, an der kein Tadel ist. Einen Tadel an etwas finden. Einem Jeden einen Tadel anhängen, im gemeinen Leben, etwas an ihm zu tadeln finden. Die Mehrzahl kommt nur selten vor, ist aber nicht ganz ungewöhnlich, daher kann man auch nicht sagen, wie einige Sprachlehrer vorgeben, daß dieses Wort keinen habe; denn viele Tadel an etwas finden, ist eben so richtig, als viele Makel. Im weitläufigen Verstande, eine Unvollkommenheit, ein Fehler, der von einem andern gerügt wird; denn der Fehler, welcher begangen wird, die Unvollkommenheit, die sich am Körper oder an irgend einem Gegenstande findet, treten erst dadurch hervor, daß man sie rügt, sonst bleiben viele verborgen und treten nicht an das Licht; hierdurch entsteht im Allgemeinen erst die Unvollkommenheit, Tadel genannt; daher sagt man: sein Tadel ist mir unerträglich. Laß Dich meinen Tadel bessern. Das verdient keinen Tadel. Die Niedersachsen kennen dieses Wort nicht, und auch bei den ältesten Oberdeutschen Schriftstellern hat man es nicht finden können, und doch soll es, nach Adelung, ein altes

bleibt eine kohlenartige Aſche zurück, welche noch immer die Form der Pflanzen an ſich trägt; man rührt ſie unter fortdauerndem Erhitzen um, damit ſie ganz zur Aſche werde; dann mit Waſſer ausgelaugt und die Lauge bis zum Trocknen abdampfen laſſen, ſo erhält man dieſe Salze; ſie haben eine gelbe Farbe, welche immer mehr in das Braune, der Farbe nach, fällt. Man findet darin bei der Zerlegung Potaſche, kohlenſaure, ſchwefelſaure und ſalzſaure Potaſche, kohlenſauren und phosphorſauren Kalk ꝛc. Das Verhältniß der Materien weicht nach der Beſchaffenheit der Pflanzen und der größern oder geringern Verbrennung, welcher ſie unterworfen wurden, ab. Man wandte ehemals Wermuthſalz, Ginſterſalz und mehrere andere Salze in der Waſſerſucht, bei Obſtructionen ꝛc. an, allein mit zweifelhaftem Erfolge, um ſo mehr, da die Eigenſchaften dieſer Salze nicht immer dieſelben ſind, alſo auch nicht ihre Wirkungen. Um dieſe Salze ganz rein zu haben, ſo muß man ſie in acht- bis zehnmal ſo viel rectificirtem Weingeiſte, als ihr Gewicht beträgt, auflöſen, und dieſe Auflöſung in verſchloſſenen Gefäßen bis zum Trocknen abdampfen. Da der Weingeiſt nur die reine Potaſche auflöſet, ſo läßt er die übrigen Theile, die ſich noch in dem Pflanzenſalze befinden, fahren. Die auf dieſe Weiſe erhaltene Potaſche ſieht weiß oder grau aus, iſt nicht kryſtalliſirbar, und ſehr ſcharf und ſehr ätzend, man mag ſie in eine größere oder geringere Menge Waſſer oder Schleim aufgelöſet haben; ſie iſt immer dieſelbe, immer bis auf einen bekannten beſtimmten Punkte wirkſam, wenn man ſie mit einer einmal beſtimmten Menge Waſſers giebt. Die Benennung ätzendes Laugenſalz, welche ſie in dieſem Zuſtande oft erhält, darf keine Furcht erregen; denn die Aetzbarkeit, die dieſes Salz im trocknen oder feſten Zuſtande hat, ſchmeckt man faſt gar nicht, wenn man es in einer groſſen Menge Waſſer giebt. Wenn man eine der Säure

entgegenwirkende, abſorbirende, ſchmelzende, eingreifende ſchnelle Wirkung zu Stande bringen will, ſo kann man kaum ein wirkſames und ſicheres Mittel anwenden. Man giebt es zuweilen in Steinkrankheiten. Es iſt in allen Fällen, wo Alkalien indicirt ſind, ſchicklich, und man kann, was wenigſtens die Wirkung betrifft, ſehr ſicher ſeyn, weil man genau weiß, was man anwendet, und den genauen Zuſtand des Mittels kennt, welches die Kranken nehmen. Es giebt nur wenige Mittel, die mit dieſem auf die Wirkung, die es in einigen Krankheiten leiſten ſoll, verglichen werden kann. Wenn man ein ſehr mildes Alkali anwenden will, ſo nehme man kohlenſaures Kali oder kohlenſaure Potaſche, das heißt, Potaſche, die mit Luftſäure ſtark geſättiget iſt. Es gab eine Zeit, wo man den Chemikern und Pharmaceuten anrieth, das kohlenſaure Kali ſtark geſättiget zu präpariren, und ſolches auf folgende Weiſe, indem ſie eine reine Potaſchenlauge mit ſo viel Luftſäure imprägniren, als ſie nur abſorbiren können, und dann die Auflöſung langſam abdampfen laſſen, ſo werden ſie regelmäßige rhomboidaliſche Kryſtalle erhalten, die nicht zerfließen, ſondern ſich an der Luft ein wenig auflöſen. Dieſes Salz iſt weit weniger ſchmelzend und weit weniger wirkſam, als die reine Potaſche.

Tachtel, ein niedriger Ausdruck für Ohrfeige. Einem eine Tachtel geben, eine Ohrfeige.

Tachydromia, Rennfliege, eine Gattung Fliegen, welche zu den Raubfliegen, Tanystomata, gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: die Bruſt iſt wenig gewölbt und länglich; die Fühler zweigliedrig mit langen Endborſten; der Rüſſel kurz, ſenkrecht. Es ſind kleine Fliegen, die ſchnell auf den Blättern hin und her laufen, indem ſie die Flügel beſtändig heben und fallen laſſen, ohne ſie auszubreiten. Man findet ſie beſonders in den Hecken.

Tachydromus, die lateiniſche Benennung einer Gat-

tung Eydechſen, welche ſich dadurch auszeichnen, daß ſie keinen Halsband haben. Dieſe Arten haben Schienen auf Bauch und Rücken, und eine lange geſpaltene Zunge.

Tachyglossus, Landſchnabelthier. Kennzeichen: Der Mund hat die Geſtalt eines Entenſchnabels. Die Kiefer ſind nämlich ſehr verlängert und abgeplattet. Von dem Vogelſchnabel unterſcheidet er ſich weſentlich durch die Lage der Naſenlöcher, die nicht, wie bei den Vögeln, an der Wurzel, ſondern an der Spitze liegen, ganz beſonders aber dadurch, daß er nicht der ganzen Länge nach geſpalten, ſondern nur wie eine Saugröhre vorne offen iſt. Statt der Zähne ſtehen am Gaumen mehrere Reihen von Hornſpitzen; der Rücken iſt mit Stacheln beſetzt, der Schwanz kurz. Es lebt in ſelbſt gegrabenen Höhlen und nährt ſich von Ameiſen, welche es mit ſeiner verſteckbaren Zunge fängt. Die breiten Stacheln auf dem Rücken von dem Landſchnabelthiere (Tachyglossus Histrix) ſind $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, das Haar iſt braun, und die Länge beträgt 10 Zoll.

Tachygraphie, Schnellſchreibekunſt, ſ. Stenographie, Th. 173, S. 117 u. f.

Tachypetes, der Lateiniſche Gattungsname des Fregattenvogels. Die Fregattenvögel ſind tropiſche Vögel, mit langem Gabelſchwanze, halben Schwimmfüßen, und langen Flügeln; ſie fliegen ſehr ſchnell und weit ins Meer hinein, daher ihr Name. Es ſind Stoßtaucher; ſie fangen beſonders Fliegfiſche, und jagen den Möven ihre Beute ab. Bekannt iſt die Fregatte oder der Fregattenvogel, Tachypetes aquilus. Dieſer Vogel iſt einfarbig ſchwarz; die Haut des Kopfes blau und roth; Schnabel und Füße roth. Von allen Seevögeln fliegt dieſer am beſten. Er mißt bis 14 Fuß mit ausgeſpannten Flügeln, und kreuzt nach allen Richtungen auf dem Meere umher.

Er lebt weniger von eigenem Fiſchfange, als von Fiſchen, welche er andern Vögeln abjagt.

Tachypore, Tachyporus, eine Käfergattung, deren Beine meiſt mit Dornen, die Flügeldecken härtlich, und die Fühler vor den Augen eingeſetzt ſind. Der Körper iſt nach hinten zugeſpitzt. Der gemeinſte von dieſen Käfern iſt der Tachyporus chrysomelinus, von glänzend ſchwarzer Farbe, Fühlergrund, die Beine, Vorderbruſt und Flügeldecken ſind ziegelroth. Die Länge beträgt 2 Linien; er iſt ſehr gemein.

Tact, ſ. Takt, und auch die damit zuſammengeſetzten Wörter.

Tadel, im engeren Verſtande, eine Unvollkommenheit, ein Fehler am Körper. Keiner unter ſeinen Knechten iſt ohne Tadel, Hiob, 4, 18. Eine Sache, an der kein Tadel iſt. Einen Tadel an etwas finden. Einem Jeden einen Tadel anhängen, im gemeinen Leben, etwas an ihm zu tadeln finden. Die Mehrzahl kommt nur ſelten vor, iſt aber nicht ganz ungewöhnlich, daher kann man auch nicht ſagen, wie einige Sprachlehrer vorgeben, daß dieſes Wort keinen habe; denn viele Tadel an etwas finden, iſt eben ſo richtig, als viele Makel. Im weitläufigen Verſtande, eine Unvollkommenheit, ein Fehler, der von einem andern gerügt wird; denn der Fehler, welcher begangen wird, die Unvollkommenheit, die ſich am Körper oder an irgend einem Gegenſtande findet, treten erſt dadurch hervor, daß man ſie rügt, ſonſt bleiben viele verborgen und treten nicht an das Licht; hierdurch entſteht im Allgemeinen erſt die Unvollkommenheit, Tadel genannt; daher ſagt man: ſein Tadel iſt mir unerträglich. Laß Dich meinen Tadel beſſern. Das verdient keinen Tadel. Die Niederſachſen kennen dieſes Wort nicht, und auch bei den älteſten Oberdeutſchen Schriftſtellern hat man es nicht finden können, und doch ſoll es, nach Adelung, ein al

aussehen sollten; auch wurden die Begräbnißurnen damit geschmückt.

Taenia, der Lateinische Gattungsname des Bandwurms; s. unter **Wurm**, in W., wohin von **Krünitz** verwiesen worden.

Taeniacei, der Lateinische Familienname der **bandfischartigen Fische**, deren Körper sehr lang, auf der Seite zusammengedrückt (bandförmig) ist. Der Kopf ist rund, und das Maul nach oben gerichtet; die Schuppen sind sehr klein, und die Kiemenhaut hat sechs Strahlen. Der After, der nahe an der Kehle liegt, hat eine bis zum Schwanze gehende Flosse. Die Rückenflosse geht über den ganzen Körper. Von dieser **Familie** kommen vor: 1) Die **Bandfische, Riemenfische**, Cepolae, Franz. Cepoles, deren Gattungskennzeichen die kurze Schnautze, die vorstehenden Unterkiefer, das etwas nach oben gerichtete Maul, und die sehr lange Afterflosse sind. Am bekanntesten davon ist der **gemeine Bandfisch, rothgefleckte Bandfisch**, Cepola rubescens, silberweiß, rothgefleckt, mit rothen Flossen. Die Länge beträgt 2 Fuß 1 Zoll. Man findet ihn im Mittelmeere, im Schlamme, und gebraucht ihn zum Köder.—2) Die **Schmalköpfe**, Leptocephali, mit bandformigem, fest zusammengedrücktem Leibe, fast durchsichtig. Bekannt davon ist der Leptocephalus Morrisii, mit langem, schmalen und so zusammengedrückten Körper, daß er fast durchsichtig ist. Er hat weder Brust-, noch Bauchflossen, und die Rücken- und Sterzflosse vereinigen sich mit der Schwanzflosse. Man findet ihn an der Englischen Küste. — 3) Die **Spitzschwänze**, Trichiuri, ohne Bauch-, After- und Schwanzflosse, das Schwanzende spitzig. Der **gemeine Spitzschwanz**, Trichiurus Lepturus. Es ist über 3 Fuß lang, mehrere Zoll breit, silberglänzend und eßbar. Im Meere von Amerika. — 4) Die Gattung Trachypterus mit naktem, zusammengedrückten Leib und ohne Afterflosse. Der Trachypterus Tae-

Bedeutung auch schelten, Mängel und Fehler ungestüm durch Worte entdecken, bedeutet hat. Bei den Krainerischen Wenden ist tadlam noch jetzt ich schelte; da aber das Deutsche tadeln weder den Begriff des Ungestüms, noch der Schwatzhaftigkeit bei sich hat, so scheint die erste Ableitung die wahrscheinlichste zu seyn, und da sollen unser tadeln, und das gemeine taddeln, schwatzen, eben so zufällige Onomatopöien seyn, als das Angels. taellan, Engl. tell, erzählen, und unser theilen, und das Schwedis. taelja, tadeln, und taelja, schneiden, theilen. Die Niedersachsen brauchen für tadeln, mäkeln, laken ꝛc.

Tadelsucht, die Sucht oder die untergeordnete anhaltende heftige Neigung oder Fertigkeit zu tadeln, das ist, Mängel und Fehler an andern Gegenständen zu bemerken und zu entdecken.

Tadelsüchtig, Bei- und Nebenwort, mit der Tadelsucht behaftet, darin gegründet, so auch die Tadelsüchtigkeit, die Tadelsucht, als eine Fertigkeit, einen Zustand betrachtet.

Tadler, Tadeler, Tadlerin, eine Person, welche etwas tadelt, und in engerer Bedeutung, welche Neigung und Fertigkeit besitzt, an andern Dingen Mängel zu bemerken und zu entdecken. Momus war ein großer Tadler. Wer am Wege bauet, hat viele Tadler.

Tael, ein Gewicht auf Batavia, womit das Gold, der Bezoar und Ambra oder Muskus gewogen wird. Es wiegt 2 Lth. 8½ Pf. Köllnischen Gewichts.

Taels, eine Chinesische Rechnungsmünze.

Taenia, Taeniae, Bänder von Wolle, bei den Römern und andern alten Völkern, womit sie ihre Köpfe auszierten; dann auch die Statüen oder Bildsäulen, und die geheiligten Bäume. Auch die Jungfrauen schnürten mit solchen Bändern ihre Brüste ein, damit sie nicht zu groß

Wort seyn. Die Endsylbe ist das Suffixum — el, ein Ding, ein Subjekt zu bezeichnen, daher kommt es nur auf die Sylbe Tad an, die ein Subjekt bezeichnet. Es scheint nach dem erwähnten Sprachforscher, daß solches körperliche Verunstaltung, Verstümmelung, oder auch Befleckung bedeutet habe, und dann würde es zu dem Holländischen Todde, Fetzen, Lumpen, Englisch Tatter, Nieders. Talter, oder auch zu dem Isländischen Tad, Koth, auch vielleicht zu unserm Sudel gehören.

Tadeler, s. Tadler.

Tadelhaft, Bei- und Nebenwort, 1) mit einem Tadel oder Fehler behaftet, werth getadelt zu werden. Eine tadelhafte Aufführung. Das gleichbedeutende tadelig ist nur in dem Gegensatze untadelig üblich. — 2) Neigung, Fertigkeit besitzend, Tadel oder Fehler an etwas finden, nur im gemeinen Leben einiger Gegenden. So auch die Tadelhaftigkeit.

Tadeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, Tadel, das ist, Mängel, Fehler, Unvollkommenheiten an einer Person oder Sache bemerken und anzeigen. Eine Waare, Jemandes Arbeit, Betragen, Sitten, Gesichtsbildung tadeln. Etwas an Einem tadeln. Ich finde nichts hieran zu tadeln. Man hat es an ihm getadelt, daß ꝛc. ꝛc. Immer etwas zu tadeln haben. Ich tadle Dich nicht ꝛc. Im Niedersächsischen und bei den älteren Oberdeutschen Schriftstellern, kommt es so wenig vor, als das Hauptwort Tadel. Es zeigt sich aber ein doppelter Weg, die Abstammung dieses Wortes anzugeben. 1. Von einem veralteten Tad, Verstümmelung oder auch Schmutzflecken, so daß das Zeitwort tadeln eigentlich von dem Hauptworte Tadel abstammen würde. — 2. Von dem noch in den gewöhnlichen Sprecharten mancher Gegenden üblichen taddeln, Nieders. tateln, plaudern, schnattern, als eine Onomatopöie, welches in engerer

Bedeutung auch schelten, Mängel und Fehler ungestüm durch Worte entdecken, bedeutet hat. Bei den Krainerischen Wenden ist tadlam noch jetzt ich schelte; da aber das Deutsche tadeln weder den Begriff des Ungestüms, noch der Schwatzhaftigkeit bei sich hat, so scheint die erste Ableitung die wahrscheinlichste zu seyn, und da sollen unser tadeln, und das gemeine taddeln, schwatzen, eben so zufällige Onomatopöien seyn, als das Angels. taellan, Engl. tell, erzählen, und unser theilen, und das Schwedis. taelja, tadeln, und taelja, schneiden, theilen. Die Niedersachsen brauchen für tadeln, mäkeln, laken ꝛc.

Tadelsucht, die Sucht oder die untergeordnete anhaltende heftige Neigung oder Fertigkeit zu tadeln, das ist, Mängel und Fehler an andern Gegenständen zu bemerken und zu entdecken.

Tadelsüchtig, Bei- und Nebenwort, mit der Tadelsucht behaftet, darin gegründet, so auch die Tadelsüchtigkeit, die Tadelsucht, als eine Fertigkeit, einen Zustand betrachtet.

Tadler, Tadeler, Tadlerin, eine Person, welche etwas tadelt, und in engerer Bedeutung, welche Neigung und Fertigkeit besitzt, an andern Dingen Mängel zu bemerken und zu entdecken. Momus war ein großer Tadler. Wer am Wege bauet, hat viele Tadler.

Tael, ein Gewicht auf Batavia, womit das Gold, der Bezoar und Ambra oder Muskus gewogen wird. Es wiegt 2 Lth. 8½ Pf. Köllnischen Gewichts.

Taels, eine Chinesische Rechnungsmünze.

Taenia, Taeniae, Bänder von Wolle, bei den Römern und andern alten Völkern, womit sie ihre Köpfe auszierten; dann auch die Statüen oder Bildsäulen, und die geheiligten Bäume. Auch die Jungfrauen schnürten mit solchen Bändern ihre Brüste ein, damit sie nicht zu groß

aussehen sollten; auch wurden die Begräbnißurnen damit geschmückt.

Taenia, der Lateinische Gattungsname des Bandwurms; s. unter Wurm, in W., wohin von Krünitz verwiesen worden.

Taeniacei, der Lateinische Familienname der bandfischartigen Fische, deren Körper sehr lang, auf der Seite zusammengedrückt (bandförmig) ist. Der Kopf ist rund, und das Maul nach oben gerichtet; die Schuppen sind sehr klein, und die Kiemenhaut hat sechs Strahlen. Der After, der nahe an der Kehle liegt, hat eine bis zum Schwanze gehende Flosse. Die Rückenflosse geht über den ganzen Körper. Von dieser Familie kommen vor: 1) Die Bandfische, Riemenfische, Cepolae, Franz. Cepoles, deren Gattungskennzeichen die kurze Schnauze, die vorstehenden Unterkiefer, das etwas nach oben gerichtete Maul, und die sehr lange Afterflosse sind. Am bekanntesten davon ist der gemeine Bandfisch, rothgefleckte Bandfisch, Cepola rubescens, silberweiß, rothgefleckt, mit rothen Flossen. Die Länge beträgt 2 Fuß 1 Zoll. Man findet ihn im Mittelmeere, im Schlamme, und gebraucht ihn zum Köder. — 2) Die Schmalköpfe, Leptocephali, mit bandformigem, fest zusammengedrücktem Leibe, fast durchsichtig. Bekannt davon ist der Leptocephalus Morrisii, mit langem, schmalen und so zusammengedrückten Körper, daß er fast durchsichtig ist. Er hat weder Brust-, noch Bauchflossen, und die Rücken- und Sterzflosse vereinigen sich mit der Schwanzflosse. Man findet ihn an der Englischen Küste. — 3) Die Spitzschwänze, Trichiuri, ohne Bauch-, After- und Schwanzflosse, das Schwanzende spitzig. Der gemeine Spitzschwanz, Trichiurus Lepturus. Es ist über 3 Fuß lang, mehrere Zoll breit, silberglänzend und eßbar. Im Meere von Amerika. — 4) Die Gattung Trachypterus mit naktem, zusammengedrücktem Leib und ohne Afterflosse. Der Trachypterus Tae-

nia, ſilbern, mit röthlicher Rückenfloſſe. Die Länge beträgt 2 Fuß. Im Mittelmeere. — 5) Die Gattung Gymnogaster (Bogmarus), ſchwerdtförmig und ohne alle Spur von Bauch- und Afterfloſſen. Bekannt davon iſt der Gymnogaster Islandicus, der über 4 Fuß lang und ½ Fuß breit iſt; er iſt ſilberweiß mit einigen ſchwarzen Flecken. Man findet ihn an den Küſten von Island. Man hält ihn für giftig, weil ihn die Raben nicht anrühren. — 6) Die Gattung Lophotus, mit ſehr zuſammengedrücktem Leibe, ſpitzem Schwanze, und ſchuppenlos. Man findet davon den Lophotus Cepedii im Mittelmeere. — 7) Die Kahlafter, Gymnetri, mit langem Leibe, und nur einer Rückenfloſſe; die Steißfloſſe fehlt. Der Gymnetrus Cepedianus findet ſich im Mittelmeere. — 8) Die Gattung Regalecus, ſchwerdtförmig, mit zwei Rückenfloſſen, keine After- und Schwanzfloſſe. Die Bruſtfloſſe klein. Die Bauchfloſſen an der Bruſt ſind nur lange Fäden. Regalecus Glesne (Gymnetrus remipes) ſilberweiß, 1 Fuß lang und länger; die Bauchfloſſen enden in einen häutigen Napf. Man findet ihn an den Norwegiſchen Küſten, unter dem Namen Häringskönig; ſ. unter Häring, Th. 20, S. 728. Ein Mehreres über dieſe Fiſchfamilie kann hier nicht geſagt werden, da ihr Nutzen in der Oekonomie nur gering iſt, und ihre Arten auch noch nicht alle entdeckt ſind.

Tafel, Tabula, Fr. Table, Engl. Table. Im weiteſten Verſtande, ein jeder gemeiniglich viereckiger ebener Körper, welcher ungleich länger und breiter, als dick iſt; gemeiniglich nur in ſolchen Fällen, wo ein ſolcher Körper keine andere eigene Benennung hat; denn Blatt, Platte, Brett und alle dergleichen ebene Flächen, die Körper bilden, wenn ſie auch noch ſo fein und zart ſind, kann man nur als Tafeln betrachten. In den Gewerben hat man Spiegelglas und Glas in Tafeln, wozu auch die Fenſterſcheiben gehören, Meſſing in Ta-

tafeln, und Gemälde gleichfalls Tafeln, Fr. Tableaux, weil sie auf hölzernen Tafeln gemalt waren. Die Liedertafel wird eine Gesellschaft genannt, welche den Zweck hat, an gewissen Tage zusammen zu kommen, und den Genuß der Tafel mit Liedern zu würzen. Eigentlich ein Gesangverein, der auf diese Weise sich eine Erholung bereitet.

2. In engerer Bedeutung ein jeder großer Tisch, er sey viereckig, rund oder lang, wie auch schon oben erwähnt worden, oder von welcher Gestalt er wolle, ohne Diminutivum. Der Schneider schneidet die Kleider auf einer langen Tafel zu; s. Tafelschneider; die Beilkentafel. So schneidet der Schuhmacher auf einem Tische die Schuhe und Stiefeln zu. Man hat noch mehrere Gewerbe, die Tafeln oder Tische zu ihrer Arbeit gebrauchen, wie die Lichtzieher, die Glaser, die Wachsbleicher, die Kattundrucker, die Tapetenfabrikanten ꝛc. ꝛc.; s. auch den Art. Tisch. Ein solcher großer Tisch, daran zu speisen. a) Eigentlich, wo ein jeder großer Tisch, woran viele Personen Platz haben, den Namen einer Tafel führt. Eine Tafel, woran zwanzig Personen speisen können. An einer runden Tafel speisen. Die runde Tafel oder die Tafelrunde, ein bekannter alter Roman. Eine ovale Tafel. Die Tafel decken. Die Speisetafel ist gewöhnlich von Holz, allein in der Form sehr verschieden; denn bald ist sie ein rechtes Viereck, bald hat sie zwei lange und zwei kurze Seiten, bald ist sie rund, bald oval, bald viereckig und gebrochen; ja bei besondern Festlichkeiten pflegt man auch besondere Formen zu den Tafeln zu wählen, und nach der Absicht der Herrschaft und nach der Ursache des angestellten Festes einzurichten. Die meisten stellen ein Hufeisen, einen halben Mond und dergleichen Figuren vor, weil man an eine Tafel, die eine krumme Linie macht, mehr Personen setzen kann, als nach einer geraden Linie.

gedruckt und mit dem Ballen der Hand völlig gereiniget wird, damit auf der Oberfläche, außer den Einschnitten, keine Schwärze verbleibe, welche sonst den Abdruck schmierig machen würde, Tafel. — Bei den Malern werden die aus Holz von den Tischlern zusammengesetzten Platten zur Oelmalerey Tafeln genannt. Man hat sie von Eichen-, Nußbaum-, Linden- und andern festen Hölzern, und zu verschiedenen Größen nach den Portraits oder Gemälden, die darauf ausgeführt werden sollen. — Beim Holzschneider führen die aus Buchsbaum und andern harten Hölzern eingerichteten Platten zum Holzschneiden, den Namen der Tafeln. — In einigen Gegenden nennt man auch die Scheiben oder Waben in den Bienenstöcken Tafeln. — Die Wurftafel, eine Benennung des Schachbrettes; eine Wandtafel, eine jede Tafel, worauf etwas verzeichnet ist, besonders in Schulen. Auch die Scheiben der Schützen, wonach geschossen wird, werden Tafeln genannt. — Tafel nennt man auch einen langen vom Tischler verfertigten Tisch, woran viele Personen speisen können. Eine solche Tafel besteht gewöhnlich aus einem langen, verhältnißmäßig breiten Brette, das aus zwei Längen und Breiten zusammengesetzt worden ist. Zwei Bretter von verhältnißmäßiger Länge und Breite werden also zu einem solchen Tische zusammengestoßen, das heißt, an einander geleimt, nachdem sie vorher gehörig behobelt und abgezogen worden sind, so daß sie eine ebene Fläche bilden. Dergleichen Tische oder Tafeln haben ungefähr die Breite von zwei Fuß, auch darüber, und die Länge von fünf bis sechs Fuß. Das Untergestell dieser Tafeln ist nur ganz einfach, und besteht aus vier oder sechs Füßen. Man hat auch Tafeln, die nur zwei Fuß breit, und zwei und einen halben Fuß lang sind. Um nun eine lange Tafel daraus zu machen, werden zwei dergleichen Tafeln mit vier Füßen so an einander gesetzt, daß man noch einen Schieber dazwischen stecken kann, der eine

gleiche Breite mit den Tafeln hat, wodurch dieselben nun um einen Fuß und darüber noch verlängert wird. Dergleichen Tafeln, Speisetafeln, nebst Untergestelle, werden gewöhnlich mit weißer Oelfarbe angestrichen, weil ein solcher Anstrich, wenn er gut bereitet worden, am unterhaftesten ist, und ihm das Reinigen mit warmen Seifenwasser wenig schadet. Das Untergestell hat einen Kasten (Tischkasten), worein man Tischtuch, Servietten ꝛc. legen kann. Da dergleichen Tafeln sehr bekannt sind, so bedürfen sie hier weiter keiner nähern Beschreibung. S. auch weiter unten. — Beim Diamantschneider ist die Tafel die oberste flache Facette eines Tafelsteins. S. unter Edelstein, Th. 10, S. 73, und unter Diamant, Th. 9, S. 207. — In den Glashütten nennt man jedes große viereckige Stück Glas, wie es aus dem Kühlofen kommt, eine Tafel. S. unter Glas, Th. 18, S. 619. — Bei dem Holzfloße besteht die Tafel aus dem Haupte und neun bis zehn Beschlahen. — In der Perspektive ist die Tafel eine Fläche, die zwischen dem Auge und dem Gegenstande, den man perspektivisch vorstellen soll, auf der geometrischen Fläche perpendikulair steht, worauf der Gegenstand sich perspektivisch darstellt.

Dann gebraucht man Tafel noch von solchen Gegenständen oder Körpern, die um darauf zu schreiben dienen. Eine Schiefertafel, Rechentafel. Die Schreibtafel, eine oder mehrere Tafeln von Pergament, die man in einer Brieftasche bei sich trägt, um darauf mit Bleystift zu schreiben. Man hat auch zu diesem Zwecke Tafeln von Elfenbein oder Wallroßzähnen, die man in einem Futterale trägt, worin zugleich ein Bley- oder Silberstift steckt, um mit diesem darauf dasjenige flüchtig zu notiren, was Einem im Geschäftsgange außer dem Hause, oder auf Excursionen zum Vergnügen, auf Reisen ꝛc. vorkommt. — In den Kegelbahnen und Billardzimmern die schwarze Ta-

Tafel, in den Gewerben, Handwerkstafel, s. oben, S. 325.
— (Glas-), s. das., S. 328.
—, in den Glashütten, s. daselbst.
— (Handwerks-), s. Tafel, in den Gewerben.
— (Hof-), s. oben, S. 332.
— (Holz-), s. das., S. 326.
—, beim Holzfloße, s. das., S. 328.
—, bei den Holzschneidern, s. das., S. 327.
— (Kloster-), s. Th. 40, S. 805.
— (Knochen-), s. Th. 41, S. 609.
— (Kupfer-), s. oben, S. 326, und Kupferplatte, Th. 56, S. 251.
—, beim Kupferschmid, s. oben, S. 326.
—, beim Kupferstecher, s. daselbst.
— (Land-), s. oben, S. 329, und S. 332, auch Th. 63.
— (Lehen-), s. Lehenbuch, Th. 69, S. 423, und Lehenhof, daselbst, S. 646; auch oben, S. 332.
— (Lieder-), s. oben, S. 330.
—, beim Maler, s. daselbst, und S. 327.
— (Marmor-), s. das., S. 326.
— (Messing-), s. das., S. 325.
— (Mittags-), s. das., S. 331.
— (Morsellen-), s. das., S. 326.
— (Pergament-), s. oben, S. 328, und unter Pergament, Th. 108, S. 463 u. f.
—, in der Perspektive, s. oben, S. 328.
— (Rechen-), s. daselbst.
— (runde), Table ronde, in der Hofsprache, ohne Aufwartung von Lakaien oder Pagen Tafel halten, statt welcher man sich kleiner beweglicher Tische mit verschiedenen Absätzen, die neben jeden Stuhl der an einem großen runden Tische sitzenden Herrschaften gestellt werden, oder der sogenannten stummen Knechte, bedient. S. auch oben, S. 330.
— (Schiefer-), s. oben, S. 328, und Th. 142, S. 494.

Tafel, beim Schneider, s. oben, S. 330.
— (Schreibe-), s. oben, S. 328, und Th. 148, S. 386.
—, beim Schuhmacher, s. oben, S. 330.
— (schwarze), s. oben, S. 328.
— (Speise-), s. daselbst, S. 327, und S. 330, 331.
— (Spiegelglas-), s. das., S. 325.
— (Stahl-), s. das., S. 326.
— (Stamm-), s. oben, unter Tabelle.
— (Stein-), s. das., S. 326.
—, beim Steinmetz, s. daselbst.
— (Taschenbouillon-), s. oben, S. 326, und diesen Art.
—, beim Tischler, s. oben, S. 326.
—, in der Toskanischen Ordnung, s. daselbst.
— (Wand-), s. das., S. 327.
— (Warnungs-), an den Landstraßen, s. Th. 62, S. 707. Man findet auch Warnungstafeln in den Städten, an öffentlichen Plätzen, in Thier- und Lustgärten, an öffentlichen Gebäuden, an Badestellen in Flüssen, kurz, an allen den Orten, wo öffentliche Gegenstände beschädiget, beschmutzt, angezündet, und Individuen in Gefahr gerathen können, verwundet oder getödtet zu werden. Diese Tafeln enthalten die erlassene Verordnung nur kurz, und die Bestrafung des Frevlers, der das gegebene Gesetz überschreitet. Sie sind in den großen Städten von dem Polizey-Präsidium, und auf dem Lande von dem Landrathe, dem Bürgermeister der kleinen Städte ꝛc. unterschrieben.
— (Wurf-), s. oben, S. 327.
— (Zink-), s. das., S. 326.
— (Zinn-), s. daselbst.

Tafelbesteck, ein Besteck oder Futteral, worin Messer und Gabel und ein silberner Eßlöffel stecken, die man auf oder bei der Tafel gebraucht. Man hat auch große Bestecke, worin ein Dutzend Messer und Gabel, und eben so viele silberne Löffel stecken.

Tafelbier, Speisebier, eine anständige Benennung

des Coventes oder dünnen Biers, welches man ehemals gern über der Tafel oder während der Mahlzeit zu trinken pflegte, welches aber jetzt außer Gebrauch an den Tafeln gekommen ist, und nur noch von armen Leuten getrunken wird, aber nicht mehr von der Qualität, wie ehemals, da man es als Dünnbier trank, weil das eigentliche Ganzbier zu stark war, und den Speisegenuß störte.

Tafelbirne, in der Haushaltung, eine allgemeine Benennung aller schmackhaften Birnen, welche man auf die Tafel zum Nachtische zu setzen pflegt, zum Unterschiede von den gewöhnlichen oder Wirthschaftsbirnen, welche gekocht oder gebacken werden. Eine besondere Art dieser schmackhaften Birnen führt auch diesen Namen; man nennt sie auch zugleich Herrenbirnen, Königsbirnen, und im Oberdeutschen auch Pfaffenbirnen; s. auch unter Birn-Baum, Th. 5.

Tafelbley, eine Sorte Fensterbley. Der Glaser zieht aus einem Pfunde Bley 18 Fuß schmales, 12 Fuß mittleres, und 9 Fuß breites Tafelbley.

Tafelbrett, Bretter, die zu den Tafeln eingerichtet sind, auch diejenigen Bretter, die man zu dem Tafelwerke in den Zimmern bestimmt.

Täfelchen, eine kleine Tafel, die man bei sich führt, um darauf etwas zu schreiben, kleine Notizen zu machen ꝛc.

Tafeldecker, an den Höfen und in vornehmen großen Haushaltungen, ein Bedienter, der das Amt hat, nicht nur die Tafel zu decken, sondern auch das leinene Tischgeräth in seiner Aufsicht zu haben. Ein solches Individuum muß nicht nur sehr gewandt seyn, sondern auch die Tafel bei Festlichkeiten gehörig zu ordnen verstehen; auch muß er die Servietten brechen können, das heißt, er muß sie zu verschiedenen Figuren zu gestalten wissen, so daß die gedeckte Tafel auch dadurch an Zierlichkeit gewinnt. Ein Tafeldecker muß daher Geschmack besitzen, um Alles auf der Tafel so anzuordnen, daß die Gäste beim

Eintritte in den Eßſaal oder das Eßzimmer dadurch überraſcht werden. Es giebt Tafeldecker, die nicht in Condition oder im Dienſte ſtehen, ſondern für ſich leben, und in großen Häuſern, in Reſtaurationen, bei Hochzeiten und andern Feſten, die im Hauſe oder an öffentlichen Orten gefeiert werden, die Tafeln für einen gewiſſen Lohn decken, das heißt, für den Tag, an welchem ſie beſchäftiget ſind, und dabei in großen Städten und Reſidenzen ihr gutes Auskommen finden, da ſie faſt täglich beſchäftiget ſind.

Tafeldiener, ein Bedienter, der bei der Tafel aufwartet, wozu man in großen Städten auch die Lohnbedienten gebraucht, weil ſie ſich dazu am beſten ſchicken, da ſie erfahren und gewandt in dieſem Geſchäfte ſind; das heißt, Familien, welche ein Diner geben wollen, und keine männliche Bedienung haben, wählen dazu einen Lohnbedienten, den ſie auf die Zeit des Diners engagiren, der alſo die Bedienung bei Tiſche allein übernimmt, und nur von den die Speiſen hinzutragenden Mädchen unterſtützt wird; ſonſt muß derjenige, der ſich als Bedienter in einem Hauſe vermiethet, auch die Aufwartung verſtehen, wenn dieſes von einem ſolchen Individuum gefordert werden kann.

Tafelessig, werden die aromatiſchen Eſſige genannt, indem man guten ſtarken Eſſig mit allerlei aromatiſchen wohlriechenden Kräutern und andern Pflanzentheilen, z. B. mit Eſtragonkraut, Kapernblumen, Zitronenſchalen, Pomeranzenſchalen, Estragon, Rosmarin, Lavendel ꝛc. digeriren läßt, und ihn dann ſeihet. Man kann dieſe Eſſige zu Salat ꝛc. gebrauchen.

Tafelfeuerwerk, ein Feuerwerk, welches in großen Zimmern bei der Tafel abgebrannt wird. Man braucht daher nicht das Feuerwerk auf dem Tiſche ꝛc. anzubringen, ſondern auch in den Zimmern und Sälen zum Vergnügen der Gäſte. Man kann dieſes Feuerwerk daher zu Geburts-, Namens-, Hochzeits- und andern Feſten ohne Be-

beutende Kosten in seinem Zimmer abbrennen, in welchem man es sogar am Tage und bei der Mittagstafel anbringen kann, wenn man die Fensterladen oder Vorhänge verzieht, und Thüren und Fenster öffnet, um den Pulverdampf heraus zu lassen. Den ersten Auftritt macht eine umlaufende Tafelsonne, welche das im Kleinen vorstellt, was das große Sonnenrad in einem Feuerwerke im Großen ist, wenn man es auf einem öffentlichen Platze abbrennt. Man kann dieser Tafelsonne die beliebigsten Gestalten von Rosen, Nelken, Narzissen, Sonnenblumen ꝛc. geben, und diese Blumen im Feuer auftreten lassen. Man bedient sich anfangs eines durchaus runden und völlig geraden Eisendrahts, welcher zwei Linien dick und achtzehn Zoll lang ist, das heißt, den Zoll zu zwölf Linien gerechnet. Dieser Draht giebt den rollenden Stock ab. Um aus diesem Drahte die Kartouschen von Papier zu verfertigen, hat man ein ungeleimtes Druckpapier nöthig, da das Schreibpapier mit seinem Leime im Wege stehen würde. Aus diesem Druckpapiere schneidet man Streifen, welche drei Zoll breit und funfzehn Zoll lang sind. Von diesen Papierstreifen werden so viel zugeschnitten, als man auf einmal Kartouschen zu machen willens ist. Man legt diese Streifen dergestalt auf einander, daß jeder Streif zwei Linien von dem andern absteht. Jetzt bestreicht man alle diese hintereinander folgende Linien vermittelst eines Pinsels mit Buchbinderkleister, legt den Rollstock etwa in die Mitte des Papierstreifens, welchen man am ersten zusammenrollen will, schlägt das Papier über den Rollstock, rollt es darauf zusammen, und zwar ohne alle Runzeln und recht glatt. Dieserhalb muß man dieses Rollen auf einem glatten Tische vornehmen, und wenn der erste Streif auf dem gedachten Drahte zu einer Rolle oder Kartousche gewickelt worden, so zieht man diesen Draht weiter aus dem Papiere heraus, um den zweiten, den dritten ꝛc. Streifen nacheinander auf die

beschriebene Art zu rollen, und allen Zeit zum Trockne zu geben. Diese auf diese Weise getrockneten Kartousche oder Rollen drückt man an dem einen Ende durch Ei biegung des Papiers zu, wozu man die Spitze ein kleinen Scheere oder ein zugespitztes Hölzchen bes als die Finger gebrauchen kann. Man füllt oder la nun diese Kartouschen auf folgende Art mit dem für sie bestimmten Satze. Man steckt nämlich einen klein blechernen Trichter, dessen Röhre genau die Weite der Kartouschrolle hat, in die Kartousche; eben so steckt man einen anderen Draht, der gleiche Länge hat, aber etwas dünner, als der erste ist, durch das Rohr des Trichters bis auf den Boden der Kartousche, um dieselbe mit einem der unten folgenden Sätze zu füllen, worüber man die freie Wahl hat. Erster Satz: Pulvermehl, zwölf Theile, Salpeter, vier, Schwefel, ein Theil (es ist hier Alles in Theilen angegeben, und dieses nach dem Gewichte, nicht nach dem Schöpfmaße). Der zweite Satz: Pulvermehl, sechzehn, Salpeter, vier, Schwefel, vier. — Der dritte: Pulvermehl, neun, Salpeter, zwei, Schwefel, eins, Goldsand, eins. — Der vierte: Pulvermehl, zwölf, Salpeter, vier, reingestoßenes Eisen, zwei. — Der fünfte: Pulvermehl, zehn, gröblicher Salpeter, vier, Schwefel, eins. — Der sechste: Pulvermehl, neun, Salpeter, zwei, Schwefel, eins, rein gestoßenes Eisen, eins. — Der siebente: Pulvermehl, achtzehn, Salpeter, vier, Schwefel, zwei, Bleyerz oder zerstoßene Feuersteine, zwei. — Der achte: Pulvermehl, fünf, rein gestoßene Kohlen, eins, welches ein dunkeles Feuer giebt. — Ein wohlriechender Satz: Pulvermehl, achtzehn, Salpeter, vier, Schwefel, zwei, Storax, zwei. Statt des Storax kann man Ambra, Mastix, Caskarillenrinde, Veilchenwurzel oder eine andere Materie des Wohlgeruchs, doch jedesmal nur zwei Theile davon wählen. — Ein Satz von allerlei Farben, aber ohne Wohlgeruch: Pulvermehl: neun, Salpeter, zwei, Schwefel, eins, und vom Metall-

schwefel, der röthlich, oder vom Grünspan, der grün brennt, oder dergleichen eins. Alle diese Materien werden fein zerstoßen, dann jede für sich dreimal fein gesiebt, und so auch aufbewahrt, das heißt, jede allein. Zu der Mischung kann man nach der vorhergehenden Formel, statt eines Theils, ein Loth ꝛc. abwägen. Nachdem man den zuerst erwähnten Trichter in das noch offene Ende der Kartousche gesteckt, und durch das Trichterrohr den dünnen Draht oder den Ladestock hinabgesenkt hat, so schütte man nach Belieben den Satz in den Trichter, entferne den Ladestock zwei Zoll von dem Boden der Kartousche, und stoße denselben so lange und so tief nieder, bis die Kartousche mit dem Satze ganz und gar angefüllt ist, oder völlig geladen worden. Wenn man aus einer einzigen Kartousche verschiedene Arten von Farbenfeuer herausprudeln sehen will, so stoße man unten, zwei Zoll hoch vom Kartouschenboden eine Sorte, zwei Zoll darüber eine andere Sorte des Satzes, wieder zwei Zoll hoch darüber eine dritte Sorte, und so weiter in die Kartousche, bis diese angefüllt ist. An der so geladenen Kartousche bedecke man die offene Mündung mit einem in Salpeter getauchten Papiere von Druckpapier, welches sehr dünn seyn muß, daher wähle man das Seidenpapier der Kupferstecher. Dieses Papier wird, damit es nicht von der Mündung herabfalle, gut angekleistert, und seine Spitze mit den Fingern zusammengedrehet, damit der Satz nicht verschüttet werden möge, wenn die Kunstsonne über der Tafel aufgeht. Das in Salpeter genetzte Papier wird wie ein Dreieck vorher zugeschnitten, um diejenige Spitze zu bilden, welche mit den Fingern zusammengedrehet oder zu einer Grenadiermütze gemacht werden soll. Um nun die geladene Kartousche auf den Umlauf des Tafelsonnensystems anzuwenden, so gebraucht man einen sechs Zoll langen, abgedreheten Cylinder, oder ein rundes Holz, welches an jedem Ende einen Griff hat, welcher bloß halb so dünn ist, als der Cylinder.

An dieſem Cylinder erſcheinen erhabene Streifen, einer neben dem andern, die in Fig. 9071 an der vorgeſtellten Kuchenwalzform durch die ſchwarzen Ribben und Rinnen vorgeſtellt worden. Die Kartouſchen beſtreiche man ein wenig mit einem feuchten Schwamm, um ſie biegſam zu machen. Hierauf legt man die Holzwalze auf die Kartouſche, und walzt ſolche mit einem Nachdrucke von einem Ende zum andern, damit die Kartouſche Vertiefungen annehme; man biegt und krümmt ſie dann ein wenig mit den Fingern, damit ſie ſich beſſer rollen laſſe, ohne zu zerberſten oder Riſſe zu bekommen. Diejenige Seite, auf welcher ſie gewunden wird, muß mit Papier beſtrichen werden, damit ſie nicht aus ihrer Rundung gebracht werden möge. Um ſie ſchneckenförmig zu winden, wie in Fig. 9072, ſo krümmt man ſie über einer hölzernen, flachen Knopfform, welche in der Mitte ein Loch hat, wie alle dergleichen Knopfformen zu der Figur einer Schneckenlinie. Wenn man nun der Kartouſche die Schneckenwindungen, vermittelſt des Umrollens, gegeben hat, ſo flicht man einen Faden um ſie, damit ſie nicht aufſpringen kann, um ſie hernach trocknen zu laſſen; ſ. weiter unten. — Das gefärbte Papier zu dem Tafelfeuerwerke, oder vielmehr zu den Blumen deſſelben, muß auf beiden Seiten gefärbt und Holländiſches Poſtpapier ſeyn. Man verfertiget es auf folgende Art. Zu der Roſenfarbe bindet man ½ Pfd. Saflor in ein leinenes Tuch, um es vier und zwanzig Stunden in Flußwaſſer zu hängen; man bewegt das Tuch oft darin, und ſo lange, bis keine gelbe Farbe mehr herausgezogen wird, und ſich das Tuch röthlich färbt. Dann legt man den Saflor in eine reine Schüſſel mit zwei Loth Pottaſche, und übergießt Alles mit drei Schoppen klaren Flußwaſſers. So läßt man es zwei Stunden lang ſtehen, um das Tuch in eine andere Schale völlig auszupreſſen. Das Waſſer beſitzt eine bräunliche Farbe. Das Papier, welches man färben will, muß bereits zu

blättern zerschnitten da liegen; dann gieße man von dem gedachten bräunlichen Wasser einen Schoppen in eine andere Schüssel, und zu diesem aus einer Bouteille, so hoch und so langsam als man kann, einen halben Schoppen starken Weinessig. Der hohe Fall des Weinessigs verursacht einen starken Schaum, welcher die rothe Farbe durch das Aufbrausen erzeugt. In diesen Schaum taucht und wendet man jedes Blatt so geschwind als möglich, jedoch so, daß es nicht runzlich werde, sondern glatt bleibe. Zuletzt verfährt man mit einem halben Schoppen des bräunlichen Wassers eben so, was das Papier und den Essig betrifft. Man zieht das Papier mit Geschicklichkeit aus der Schüssel hervor, legt es kreuzweise über das Papier der ersten Schüssel, und gießt das Wasser aus der zweiten Schüssel in die erste, und läßt es darin so lange, bis kein braunes Wasser mehr vorhanden ist, und alles Farbenpapier, nebst allem Wasser in die erste Schüssel gebracht worden. Um nun das Papier aus dem Wasser zu ziehen, hängt man ein Blatt nach dem andern über einen Bindfaden, und läßt es trocken werden, obgleich ein Blatt besser gefärbt zu seyn scheint, als das andere, weil diejenigen Blätter die lebhafteste Farbe annehmen, welche am längsten in der Dinte gelegen haben. Sie geben daher nach den Regeln der Schattirung verschiedene Schattirungen für die Rosen. Zuletzt kann man noch das Papier durch das Glätten verschönern, wenn man ein Blatt nach dem andern auf einen sehr ebenen Tisch legt, und mit einem Glase oder einem andern Glätter zum Glanze reibt. — Zur rothen Granatfarbe gießt man über vier Loth Zinnober und ½ Loth Alaun einen halben Schoppen Gummiwasser. Wenn dieses eine Nacht über gestanden hat, so taucht man einen reinen Schwamm ein, den man etwas ausdrückt, um mit diesem Schwamme das Papier zuerst auf der einen Seite zu bestreichen, und wenn es recht trocken geworden, auch auf der andern, welches so oft

wiederholt wird, bis es die gewünschte Scharlachfarbe angenommen hat. — Die gelbe Farbe wird aus vier Loth Curcumey und ½ Loth Alaun zusammengesetzt, oder auch aus so vielen gepulverten Franzbeeren (Grains d'Avignon) oder gepulverten Kreuzbeeren, mit dem gleichen Quantum Alaun. Man übergießt eines von diesen Ingredienzien mit dem Alaun mit einem Schoppen Wasser in einer glasurten Schüssel, um es ein wenig sieden und hierauf wieder kalt werden zu lassen. Man drückt die Materie durch ein leinenes Tuch in ein reines Gefäß, und wirft die Wurzel weg. Der Anstrich auf Papier geschieht ebenfalls mit einem Schwamme oder vermittelst eines großen Haarpinsels. — Das Meergrün erhält man aus vier Loth fein zerstoßenem Grünspan, den man in einem glasurten Topfe mit einem Schoppen starken Weinessig vier und zwanzig Stunden lang in warme Asche stellt. Nach dieser Zeit neigt man den grünen Essig von dem Bodensatze ab, um das Papier mit dem gefärbten Essig mittelst des Schwammes anzustreichen. — Das Grasgrün erhält man aus dem eben erwähnten Meergrüne, wenn man Saftgrün von Kreuzbeeren in Wasser einweicht, und das ausgezogene Gelbgrün über ein auf Meergrün gefärbtes und getrocknetes Papier mit dem Schwamme aufträgt. Auf diese Art verwandelt sich das blaugrüne Meergrün in einem Augenblicke in ein gelbgrünes Grasgrün, welches die Farbe der meisten Blätter an den Feuerwerksblumen sehr natürlich angiebt. — Zur blauen Farbe zerreibt man Indigo auf dem Farbesteine recht fein, und verdünnt ihn mit Alaunwasser. Das Anstreichen ist wie bei den vorhergehenden Farbenpapieren. — Die Feuerwerksblumen, welche mit Hülfe der angezündeten und oben erklärten Sonne als ein System von kleinen Sonnen in Blumengestalt zur Belustigung der Tafel umlaufen, kommen nun an die Reihe. Die Dunkelheit des Zimmers verknüpft die beiden größten

weil die Narzisse zu einem umlaufenden Planeten bestimmt ist. Der Verzierung wegen giebt man auch dem grünen Stengel ein erborgtes Laubwerk; denn Narzissen haben nur grasartige Blätter. Man verfertiget also ein Laubwerk von grün gefärbtem, geglättetem Papiere, welches man nach Belieben auszackt, wie Fig. 9074 und Fig. 9075 andeutet. Die Befestigung solcher Blätter geschieht vermittelst des feinsten Spinndrahts von drei bis vier Zoll Länge. Man steckt denselben durch das Blatt bis zur Hälfte seiner Länge; dann biegt man ihn zusammen, dreht ihn ein wenig, und umwickelt ihn mit grüner Flockseide, und so bindet man die drei Blätter in einer gefälligen Stellung um den Stengel. Zuletzt steckt man die Blume in den Zapfen auf eine Bouteille, zündet die Sonne an dem Salpeterpapiere an, und so thut die umlaufende Narzisse ihre Wirkung. Zu den Rosen des Feuerwerks werden alle Blätter der Rose, wie bei der Narzisse, jedoch rundlicher, zugeschnitten, wie Fig. 9076 zeigt. Die Vertiefung der Mitte wird, wie bei der Narzisse, ausgeschnitten. Die Zusammensetzung oder Legung giebt die sechs Blätter in der Fig. 9077. Um die Blätter biegsamer zu machen, verrichtet man zwischen jedem Blatte einen kleinen Schnitt. Um die Rose auszufüllen, giebt man sieben oder acht Lagen immer kleinerer Blätter. Jedes Rosenblatt wird mit einem Holze von glattem und rundem Ende gewölbt. Zuerst wird das größte Blatt auf die Stricknadel genommen und unten an die Sonne gekleistert, wie bei der Narzisse geschah, welches auch dem zweiten Blatte wiederfährt. Jede Lage der Blätter wechselt zwischen den Spalten der vorigen oder nächsten Lage, wie bei der Narzisse. Das gefärbte Papier bekommt seine Lage der natürlichen Schattirung gemäß, so daß das dunkelrothe allmählig in die Mitte, das blaßrothe aber nach außen zu stehen kommt. Der Rosenstengel wird, wie bei der Narzisse, zubereitet und ange-

eine Stricknadel durch das Loch der Knopfform, ſo daß die Nadel etwa einen Zoll lang hervorragt. Diejenige Bauchſeite, wo die Nadel am längſten iſt, wird mit Kleiſter beſtrichen. Man ſteckt die Nadel durch das Loch des erſten und größten Blattes bis an die mit Kleiſter beſtrichene Seite der Sonne, und ſtreicht es mit den Fingern zum Feſthalten ein wenig an, ſo daß die Wölbung des Blattes gegen das Auge hingekehrt bleibt. Dann wird auch die obere Seite der Sonne mit Kleiſter beſtrichen, und auf ſie das zweite Blatt dergeſtalt gelegt, daß jedes Blatt zwiſchen den Spalten der erſten Lage ſeine Lage bekommt, und man drückt es ein wenig an den Kleiſter der Sonne an. Jetzt wird das dritte Blatt dergeſtalt an das zweite gepappt, daß die Spitzen der Blätter auf die Spitzen des erſten Blattes gerichtet werden. Die Spitzen des vierten Blattes ſehen auf die Spitzen des zweiten Blattes. Dieſe Abwechſelung dient nach dem Muſter der vier erſten, für ſo viele, als man anbringen will. Der rothe Kranz in der Mitte der Narziſſen wird aus goldgelbem Papiere ebenfalls nach der Natur zugeſchnitten, abgerundet, und auf der flachen Hand und durch den Druck des Fingers ein wenig gewölbt. Den Ring ſelbſt malt man mit Karminfarbe aus, und ſteckt ihn durch die Nadel auf die Mitte des obern Blattes der Blume. Jetzt zieht man die Stricknadel wieder heraus, und läßt die Blume trocknen. Um nun die Blume auf ihren Stengel zu ſetzen, gebraucht man einen ſechs bis ſieben Zoll langen Draht, welcher die Dicke einer der ſtärkſten Stricknadeln hat. Das eine Ende dieſes Drahtes wird nun einen halben Zoll ein wenig krumm gebogen; dann ſteckt man durch die Blume eine etwas lange Stecknadel, legt die Spitze derſelben auf den gebogenen Theil des Drahtes, und umwindet es mit grüner Flockſeide, ſo lang der Stiel iſt, und man bläſet mit dem Munde auf die Seite der Blume, um zu verſuchen, ob ſie jetzt Leichtigkeit habe umzulaufen,

will die Narziſſe zu einem umlaufenden Planeten beſtimmt iſt. Der Verzierung wegen giebt man auch dem grünen Stengel ein erborgtes Laubwerk; denn Narziſſen haben nur grasartige Blätter. Man verfertiget alſo ein Laubwerk von grün gefärbtem, geglättetem Papiere, welches man nach Belieben auszackt, wie Fig. 9074 und Fig. 9075 andeutet. Die Befeſtigung ſolcher Blätter geſchieht vermittelſt des feinſten Spinndrahts von drei bis vier Zoll Länge. Man ſteckt denſelben durch das Blatt bis zur Hälfte ſeiner Länge; dann biegt man ihn zuſammen, dreht ihn ein wenig, und umwickelt ihn mit grüner Flockſeide, und ſo bindet man die drei Blätter in einer gefälligen Stellung um den Stengel. Zuletzt ſteckt man die Blume in den Zapfen auf eine Bouteille, zündet die Sonne an dem Salpeterpapiere an, und ſo thut die umlaufende Narziſſe ihre Wirkung. Zu den Roſen des Feuerwerks werden alle Blätter der Roſe, wie bei der Narziſſe, jedoch rundlicher, zugeſchnitten, wie Fig. 9076 zeigt. Die Vertiefung der Mitte wird, wie bei der Narziſſe, ausgeſchnitten. Die Zuſammenſetzung oder Legung giebt die ſechs Blätter in der Fig. 9077. Um die Blätter biegſamer zu machen, verrichtet man zwiſchen jedem Blatte einen kleinen Schnitt. Um die Roſe auszufüllen, giebt man ſieben oder acht Lagen immer kleinerer Blätter. Jedes Roſenblatt wird mit einem Holze von glattem und rundem Ende gewölbt. Zuerſt wird das größte Blatt auf die Stricknadel genommen und unten an die Sonne gekleiſtert, wie bei der Narziſſe geſchah, welches auch dem zweiten Blatte wiederfährt. Jede Lage der Blätter wechſelt zwiſchen den Spalten der vorigen oder nächſten Lage, wie bei der Narziſſe. Das gefärbte Papier bekommt ſeine Lage der natürlichen Schattirung gemäß, ſo daß das dunkelrothe allmählig in die Mitte, das blaßrothe aber nach außen zu ſtehen kommt. Der Roſenſtengel wird, wie bei der Narziſſe, zubereitet und ange-

eine Stricknadel durch das Loch
die Nadel etwa einen Zoll lan
Sonnenseite, wo die Nadel
Kleister bestrichen. Man ste
des ersten und größten B
bestrichene Seite der Son
gern zum Festhalten ein
des Blattes gegen das
wird auch die obere
strichen, und auf ste
daß jedes Blatt zw
seine Lage bekomm
den Kleister der
dergestalt an de
Blätter auf die
den. Die
Spitzen des
nach dem
anbringen
ziffen wi
Natur
Hand
wölbt.
aus,
obern
nadel
nun
man
die
En
we
ein
a
e
l

, der Natur
rothen, weißen
Narzisse. Mit
dere Blumen eben
uerwerk in einer
em flachen Zuber
einen, Schwäne, Tau-
Wasserſonnen auf. Hier
als in den großen Feuer-
überzogen, damit kein
und man zündet es an, ehe
Die Sonnenhülsen wer-
und mit Papier überzo-
und mit folgendem Satze
der ersten Hülse besteht nämlich
und einem Theile fein
Verlangt man, daß jede Hülse eine
so lade man die zweite Hülse mit
und einem Theile Goldsand.
macht ein Chinesisches Feuerwerk mit
und einem Theile fein zersto-
Wenn diese Hülsen wohl geschlagen und
Regel zubereitet sind, so binde
Größe auf eine Pappe, in
Die Kommunikation geht aus
in den Anfang der andern,
der zweiten in den Anfang der drit-
Dasjenige Ende der ersten Hülse,
zeigt, muß ebenfalls seine Kommu-
bekommen. Wenn nun Alles ge-
man es mit Unschlitt, läßt es kalt
und wirft es in eine Schüssel voll
Zuber.

Lycoperdon Bovista Linn., eine Art
Chaetodon Rondelet, die hier weiter nicht berührt werden kann.
Cylinder, bei den Bleyarbeitern, ein langer Kasten

wohl aus dem zur Seite gelegenen Wohnzimmer, als aus der Küche, ohne vielen Umschweif zu nehmen, bequem hinein gehen kann. Es liegt am besten zwischen den Vorgemächern, und muß auch von außen seinen Eingang haben. Es ist von dem Speisesaale verschieden, in dem zu Familien- und allen andern Festen die Tafel servirt wird. Das Tafelgemach muß nun die Größe haben, daß an zwanzig Personen bequem darin speisen können, und daß zur Aufstellung der Tafeln nicht der Raum fehlt. Es ist also in vornehmen Häusern, überhaupt in großen und wohlhabenden oder reichen Familien das gewöhnliche Festzimmer, wo die Tafel immer so eingerichtet ist, daß noch einige Fremde, welche sich vor dem Essen zum Besuche einfinden, dazu geladen werden können. S. auch Speisezimmer, Th. 157, S. 169.

Tafelglas, s. unter Glas, Th. 18, S. 619 u. f. Die Glastafeln werden, sobald sie aus dem Ofen kommen und erkaltet sind, eigenen, in der Fabrik angestellten Glasern übergeben, welche sie mit dem Diamante, oder mit einem in einem hölzernen Hefte oder Griffe befindlichen Diamantsplitter an Linealen heraus rechtwinklich viereckig schneiden, auch wohl an aufgelegten runden Scheiben (Modeln) heraus kreisrund, elliptisch, oval ꝛc., wie gerade zu irgend einem Behufe ihre Gestalt seyn soll.

Tafelgrund, die Grundlinie bei einer Zeichnung oder einem Gemälde, welche man unten längs der Linie annimmt.

Tafelgut, Güter, welche dem Landesherrn zur Bestreitung der Tafel und des ganzen Hofstaats von dem Lande ausgesetzt sind, oder auch solche Güter, welche dem Landesherrn eigenthümlich angehören, mit der Krone, wenn es ein Kaiser oder König ist, verbunden sind, und daher auch Kronengüter genannt werden. Franz. Domaines, Kammergüter. Die Domainen liefern dem

bunden. Eben so schneidet man das Laub, der Natur gemäß, zackig aus. Die Anzündung der rothen, weißen oder gelben Rosen geschieht, wie bei der Narzisse. Mit einiger Veränderung lassen sich alle andere Blumen eben so anbringen. — Ein Wasserfeuerwerk in einer etwas tiefen Schüssel oder in einem flachen Zuber führt gemeiniglich Raketten, Enten, Schwäne, Taucher, Wallfische, oder kleine Wasserfontänen auf. Hier sind die Sätze etwas stärker, als in den großen Feuerwerken. Alles wird mit Unschlitt überzogen, damit kein Wasser den Satz auslösche, und man zündet es an, ehe man es auf das Wasser setzt. Die Sonnenhülsen werden aus Kartenblättern gerollt, und mit Papier überzogen, an einem Ende zugedrückt, und mit folgendem Satze geladen. Der Satz zu der ersten Hülse besteht nämlich aus sechs Theilen Pulvermehl und einem Theile fein zerstoßener Kohlen. Verlangt man, daß jede Hülse eine andere Farbe sprudele, so lade man die zweite Hülse mit fünf Theilen Pulvermehl und einem Theile Goldsand. Die dritte Hülse macht ein Chinesisches Feuerwerk mit fünf Theilen Pulvermehl und einem Theile fein zerstoßenem Eisen. Wenn diese Hülsen wohl geschlagen und nach der gewöhnlichen Regel zubereitet sind, so binde man sie in proportionirlicher Größe auf eine Pappe, in der Figur eines Dreiecks. Die Kommunikation geht aus dem Ende der ersten Hülse in den Anfang der andern, und aus dem Ende der zweiten in den Anfang der dritten Hülse hinüber. Dasjenige Ende der ersten Hülse, da man das Feuer anlegt, muß ebenfalls seine Kommunikation oder Stopine bekommen. Wenn nun Alles geleimt ist, so überzieht man es mit Unschlitt, läßt es kalt werden, zündet es an, und wirft es in eine Schüssel voll Wasser oder in einen Zuber.

Tafelfisch, Chaetodon Marolepidotus Linn., eine Art Klippfische, die hier weiter nicht berührt werden kann.

Tafelform, bei den Bleyarbeitern, ein langer Kasten

mit hölzernen Füßen, der länger, als breit ist, mit einem aus drei Theilen bestehenden Deckel von Zimmerwerk bedeckt, um ihn gemächlicher abzunehmen und wieder aufzulegen. Das Ganze ist von Eichenholz. Der Kasten dieser Form hat eine Tiefe von drei Zollen, und enthält in seiner ganzen Breite und Länge eine Sandlage von sechs Zollen Dicke. Auf diesen Sand gießen die Bleyarbeiter ihre bleyernen Tafeln, nachdem sie solchen begossen, umgearbeitet, und mit Streichlineale überstrichen haben.

Tafelgedeck wird in großen Haushaltungen das Tischgedeck genannt, welches damastartig gewebt ist; s. Tischzeug. Ein solches Tafelgedeck besteht aus Tischtüchern und Servietten. Auf ein Tischtuch werden zwölf Servietten gerechnet, welches zusammen ein Gedeck ausmacht. Das im Gebrauche befindliche Gedeck wird gemeiniglich in einem Tafelkorbe oder in dem Tischkasten aufbewahrt. Man rollt jede gebrauchte oder im Gebrauche befindliche Serviette zusammen, und umwindet sie mit einem Serviettenbande, der entweder auf Gaze gestickt ist, oder bloß aus einem farbigen seidenen Bande besteht. Nach der Anzahl von Servietten, die täglich im Gebrauche sind, wählt man auch die Farben der Serviettenbänder verschieden, damit jede derselben von demjenigen, der sie gebraucht, wieder erkannt wird. Auf den in Gaze gestickten stehen gewisse, auf den Tischgenuß sich beziehende Sinnsprüche, wie z. B.: Gott erhalte die Eßlust! Gute Verdauung! Wohl bekomme es! Bon Appetit! ꝛc. ꝛc. Der Tafelkorb ist so eingerichtet, daß auf der einen Seite das Tischtuch und die Servietten, nebst den Löffeln, auf der andern die Messer und Gabeln liegen können. Es geht nämlich durch die Länge des Korbes eine geflochtene Wand, welche denselben in zwei Abtheilungen trennt. Werden die Servietten und Löffel, nebst dem Tischtuche,

in dem Tiſchkaſten aufbewahrt, ſo hat man zu den Meſſern und Gabeln nur einen kleinen Korb nöthig.

Tafelgelder, Gelder oder Geldſummen, die einem vornehmen Herrn zur Beſtreitung ſeiner Tafel, und in anderer Bedeutung zur Führung ſeines Hofſtaats angewieſen und beſtimmt ſind. In mehreren Staaten, auch in dem Preußiſchen, erhielten hohe Staatsbeamte, namentlich Miniſter und wirkliche Geheime Räthe, noch, außer ihrem Gehalte, Tafelgelder. In dem Preußiſchen Staate kommen ſie vor Friedrich dem Großen unter dem Namen der Neujahrsgelder vor, und nur unter dem genannten Monarchen führen ſie den Namen Tafelgelder, wofür dieſe Beamten auch noch einige Verpflichtungen zu übernehmen hatten, das heißt, bei allen Hoffeſten und jährlich zur Zeit des Carnevals mußten ſie Aſſembleen, die von dieſen Geldern beſtritten wurden, geben. Oft beliefen ſich die Neujahrs- oder Tafelgelder ſo hoch, als das Gehalt ſelbſt. Die Beſoldung war nach den damaligen Zeitverhältniſſen zum Haushalte ꝛc. zwar hinlänglich, aber nicht ſo hoch, um auch noch dieſen Aufwand oder dieſe Koſten beſtreiten zu können, welche Aſſembleen erfordern, deshalb ward jährlich dem Gehalte noch dieſe anſehnliche Zulage, dieſe Gehaltsvermehrung, unter dem Namen der Tafel- oder Neujahrsgelder; ſie betrugen, wenn nicht das Ganze, doch $\frac{2}{3}$ des Gehalts, ſo daß ein Miniſter, der 6000 Thaler Gehalt jährlich bezog, noch 4000 Thaler an Neujahrsgeldern oder Tafelgeldern erhielt. In neueſter Zeit ſind die Beſoldungen ſo regulirt worden, daß dieſe Gehaltszulagen nicht mehr nöthig ſind, wenigſtens in unſerem, dem Preußiſchen Staate.

Tafelgemach, ein Zimmer, worin geſpeiſet wird, welches daher von anſehnlicher Größe ſeyn und ein gutes Licht haben muß; auch muß es ſo liegen, daß man ſo-

wohl aus dem zur Seite gelegenen Wohnzimmer, als aus der Küche, ohne vielen Umschweif zu nehmen, bequem hinein gehen kann. Es liegt am besten zwischen den Vorgemächern, und muß auch von außen seinen Eingang haben. Es ist von dem Speisesaale verschieden, in dem zu Familien- und allen andern Festen die Tafel servirt wird. Das Tafelgemach muß nun die Größe haben, daß an zwanzig Personen bequem darin speisen können, und daß zur Aufstellung der Tafeln nicht der Raum fehlt. Es ist also in vornehmen Häusern, überhaupt in großen und wohlhabenden oder reichen Familien das gewöhnliche Festzimmer, wo die Tafel immer so eingerichtet ist, daß noch einige Fremde, welche sich vor dem Essen zum Besuche einfinden, dazu geladen werden können. S. auch Speisezimmer, Th. 157, S. 169.

Tafelglas, s. unter Glas, Th. 18, S. 619 u. f. Die Glastafeln werden, sobald sie aus dem Ofen kommen und erkaltet sind, eigenen, in der Fabrik angestellten Glasern übergeben, welche sie mit dem Diamante, oder mit einem in einem hölzernen Hefte oder Griffe befindlichen Diamantsplitter an Linealen heraus rechtwinklich viereckig schneiden, auch wohl an aufgelegten runden Scheiben (Modeln) heraus kreisrund, elliptisch, oval ꝛc., wie gerade zu irgend einem Behufe ihre Gestalt seyn soll.

Tafelgrund, die Grundlinie bei einer Zeichnung oder einem Gemälde, welche man unten längs der Linie annimmt.

Tafelgut, Güter, welche dem Landesherrn zur Bestreitung der Tafel und des ganzen Hofstaats von dem Lande ausgesetzt sind, oder auch solche Güter, welche dem Landesherrn eigenthümlich angehören, mit der Krone, wenn es ein Kaiser oder König ist, verbunden sind, und daher auch Kronengüter genannt werden, Franz. Domaines, Kammergüter. Die Domainen liefern

Tafelring, ſ. Tafelkranz.

Tafelriß, beim Koch und Zuckerbäcker, ein Entwurf, wie eine Tafel, woran geſpeiſet wird, nach einer gewiſſen Figur mit Speiſen und Aufſätzen von Konfekt beſetzt werden ſoll. Zuerſt kommt hierbei die Tafel oder der Tiſch in Betrachtung, obgleich dieſes bei der Einrichtung oder Garnirung, Ausſchmückung deſſelben, nicht ſo weſentlich iſt, als die Garnirung ſelbſt; denn der Tiſch richtet ſich oft nach dem Zimmer, worin geſpeiſet wird, oder muß ſich vielmehr darnach richten, wo man keine beſondern Tafel- oder Speiſezimmer eingerichtet hat, die zur Setzung der Tafeln einen gehörigen Raum laſſen, alſo nicht mit andern Gegenſtänden angefüllt ſind; auch die gehörige Größe beſitzen, wenn man keinen Speiſeſaal oder überhaupt einen Saal bei der Wohnung haben ſollte. Man hat ovale und runde, am meiſten aber lange und eckige Tafeln. Von den ovalen Tafeln hat man auch verſchiedene Arten, als auf acht, zehn, zwölf, vierzehn, achtzehn, ja bis zwanzig Perſonen, nach welcher man ſeine Ordnung einrichtet, höher hinauf darf man aber nicht gehen, weil ſie ſonſt ganz unbequem und nicht zu füllen ſind. Man theilt ſie in drei Arten, in acht, zwölf und zwanzig Perſonen, worauf man den Tiſch garnirt. Bei einer größeren Anzahl von Perſonen muß man eckige Tafeln gebrauchen, bei welchen jedoch die Breite drei bis vier Fuß betragen muß. Der Tiſch muß immer nach der Zahl der Gäſte eingerichtet werden, damit ein jeder Gaſt Raum zum Sitzen habe, alſo ſeinen Nachbar zur rechten und linken Seite nicht behindere, und ſelbſt frei in ſeinen nöthigen Bewegungen beim Eſſen ſeyn kann, aber nicht, wie es zuweilen geſchieht, daß die Gäſte ſo enge bei einander ſitzen, daß es ihnen an Raum fehlt, um ſich mit den Armen zu bewegen. Dann muß die Tafel ſo ſtehen, daß die Diener oder Aufwärter rund herum gehen, und ein jeder Gaſt, ohne den andern zu

beschweren, aufstehen kann. Das Tischtuch und die Servietten müssen die gehörige Länge und Breite haben, und das Erstere muß wenigstens eine halbe Elle lang überhangen. Wenn man einen Tafeldecker bei dem Diner oder Souper hat, der die Servietten brechen kann, so ist es besser, weil dieses die Tafel ziert und füllt, ist dieses nicht der Fall, so läßt man sie viereckig. Es war eine Zeitlang ganz außer Mode gekommen, die Servietten zu brechen, theils wegen der Mühe, die es kostet, sie geschickt zu brechen, theils auch weil man glaubt, daß sie dadurch leiden. Die gebrochenen Servietten werden in die tiefe Teller gelegt, und die ungebrochenen eckigen legt man über jeden tiefen Teller. Jeder Gast erhält bei dem ersten Gange zwei Teller, einen flachen, und einen tiefen, so daß der Letztere auf dem Ersteren steht. Die tiefen Teller, welche zur Suppe oder Potage dienen, müssen vorher erwärmt worden seyn, damit die Suppe nicht zu schnell darauf erkaltet, der darunter stehende flache Teller erhält seine Wärme von dem Ersteren; dann müssen auch so viele reine und gut geformte Teller vorhanden seyn, daß man mehrere Male mit reinen wechseln kann, da sonst die Abspüler der Teller nicht schnell genug mit dem Abspülen fertig werden würden, und nichts unangenehmer ist, als wenn man schmutzige, nasse und krumme oder schiefe Teller zur Tafel bringt. Ein großes Milchbrod oder zwei kleine dergleichen Bröde, die unten auf einem Reibeisen abgerieben werden, müssen unter die Servietten gelegt werden, das übrige geschnittene Brod wird in roth oder grün lackirte Körbchen von Eisenblech gelegt, und so herum präsentirt, auch kann dieses auf Tellern von Porzellan geschehen. Vor jedem Teller nach der Mitte des Tisches zu, muß ein Eßlöffel liegen, und zur rechten Seite des Tellers Messer und Gabel auf einem Halter von lackirtem Eisenbleche, damit beim Gebrauche dieser Instrumente nicht das Tischtuch beschmutzt

werde. In die Mitte des Tiſches kommt das zum Tranſchiren des Bratens nöthige Paar Meſſer und Gabel zu liegen, und auch der Potagenlöffel zur Seite der Terrine; dann werden noch ein Paar ſilberne Löffel zur Sauce zur Seite der Saucière gelegt. — Die Teller müſſen in ſolcher Symmetrie geſetzt werden, daß immer ein Gaſt dem andern gegenüber ſitzt, ſowohl bei runden, ovalrunden, als auch bei eckigen Tiſchen, welches dem Anordner der Tafel überlaſſen bleibt, weil überhaupt in der Stellung der Teller, Schüſſeln ꝛc. Alles auf die Anordnung der Tafel ankommt. In der Mitte der Tafel werden in gewiſſen Diſtanzen nach der Länge derſelben, oder überhaupt nach dem mittlern Raume, Tafel- oder Schüſſelkränze oder Ringe gelegt, worauf die Schüſſeln zu ſtehen kommen. Zwiſchen den Schüſſeln bringt man Aſſietten mit Salat, Compot, Porzellankörbchen mit Confekt ꝛc. ꝛc. an; auch müſſen die Salznäpfchen oder Fäſſer, die Moſtrichbüchſen von Porzellan ꝛc. ſo geſtellt werden, daß man ſie bequem langen kann, ohne Andere zu ſtören. Man muß ſie daher ſo ſtellen, daß immer zwiſchen vier Gäſten, bei einer eckigen Tafel, das heißt, zweien von jeder Seite, ein Salzfaß und eine Moſtrichbüchſe ſtehe. Bei ovalrunden und runden Tiſchen ändert ſich dieſes in etwas ab. Die Wahl der Salznäpfchen und Moſtrichbüchſen richtet ſich nach dem Geſchmacke des Gaſtmahlgebers, ob von Porzellan, oder von geſchliffenem Glaſe, auch mit, und ohne Verzierungen. Auch hier kommt es auf das Service an, welches bei Tiſche gebraucht wird, ob ſolches nur einfach, oder verziert iſt. Wenn man bei Lichtern oder Erleuchtung ſpeiſet, ſo gebraucht man dazu in jetziger Zeit auch große Aſtral- oder sine Umbra-Lampen, mit Schirmen von weißer Seide oder vom Milchglaſe. Man hat auf einer Tafel von acht bis zwölf Perſonen, zwei dergleichen Lampen nöthig. gebraucht man Wachslichte, ſo ſind vier Leuchter nöthig, von denen immer zwe

der gegenüber stehen. Die beiden Lampen stehen nun in der Mitte des Tisches, zwischen den Schüsseln, in einer Reihe. Wenn man keine silbernen Leuchter hat, so bedient man sich der lackirten Leuchter von Englischem Zinne, von gelber, rother, grüner, oder gesprengter Farbe, die oben Manschetten haben, das heißt, ausgezackte Blätter von Blech, und grün gestrichen und lackirt. Die Lichtputzen liegen auf Schiffen von lackirtem Eisenbleche. Auf zwanzig Personen und darüber gebraucht man sechs Leuchter. Das Aufsetzen der Speisen geschieht auf mancherlei Art. Wenn man die Schüsseln auf einmal aufsetzen will, so stellt man die große Terrine in die Mitte, und auf beiden Seiten zwei kleinere. Die Terrine enthält die Suppe oder Potage, und die beiden andern Schüsseln das Fleisch und die Fische. Alles kommt hier wieder auf die Anzahl der Personen an; denn bei funfzehn bis zwanzig Personen und darüber, werden zwei Terrinen mit Suppe auf die Tafel gestellt, und dazwischen drei Schüsseln mit Fleisch, Ragout und Fischen, statt des Ragouts auch Fricassee. Der zweite Gang besteht dann aus Braten, Zugemüse und Salat. Hat man zweierlei Braten, z. B. Kalbsbraten und Geflügel (entweder Hühner, Enten oder Tauben), so setzt man zwischen die beiden Bratenschüsseln den Salat auf einer großen Schüssel, zu beiden Seiten der Bratenschüsseln die Saucièren mit der Bratensauce oder Brühe; dann vertheilt man noch einige Schüsseln mit Geräuchertem, Zugemüse und Gebackenem. Zu dem Zugemüse, besonders zu geschmorten Teltower Rüben, setzt man auch noch eine Schüssel mit Saucischen oder Bratwürsten auf die Tafel, und ordnet die Schüsseln so, daß immer eine gewisse Symmetrie herauskommt. Man überladet jetzt nicht mehr die Tafeln so mit Speisen, als ehemals, man setzt, nach Beschaffenheit der Größe derselben, zwei oder drei Aufsätze mit Confekt, und um dieselben Gelee, Salate ꝛc., zwischen diese Aufsätze werden die warmen

Speiſen auf die Tafelkränze geſetzt, und wenn davon gegeſſen worden, mit den folgenden Gerichten verwechſelt. Wenn man einen Baumkuchen aufſtellt, ſo muß ſolches in der Mitte der Tafel geſchehen, und rings herum ſetzt man dann Confekt und Gelee auf Aſſietten. Dasjenige, was man aufſetzt, und was zur Zierlichkeit und Ausſchmückung des Tiſches beſtimmt iſt, muß immer mit Geſchmack zwiſchen den großen Schüſſeln geordnet ſtehen, oder doch ſo, daß es Effekt auf die Gäſte macht. Wie man die Tafeln ordnet, und einen Tafelriß anfertiget, zeigt Fig. 9078 und Fig. 9079. — Was nun die Trinkgeſchirre betrifft, ſo kommt vor jedes Tellerpaar ein zierliches Waſſer- oder Bierglas und ein Weinglas zu ſtehen. Die Waſſer- und auch Weingläſer müſſen in Hinſicht der Form und der Verzierungen mit einander übereinkommen, alſo jede Gattung von einer Form ſeyn, weil es ſonſt keinen guten Effekt hervorbringen würde, wenn ſie ungleich, ein Glas groß, ein anderes klein, wären. Dann müſſen ein Paar mit Waſſer angefüllte Karaſinen auf der Tafel ſtehen. Die Weinflaſchen werden in Unterſätze von lackirtem Eiſenbleche geſtellt, und damit der Wein kühl bleibt, ſo ſetzt man ihn vorher in ein Gefäß mit Waſſer. — Was die Aufwartung anbetrifft, ſo müſſen die Diener oder Bediente geſchickt, vorſichtig und geſchwind ſeyn, den Gäſten die Speiſen nicht über den Leib gießen, oder ſonſt Schaden anrichten, ſich auch wohl betrinken. Ein jeder der Aufwartenden muß eine Serviette auf dem Arme haben, damit, wenn etwas abzuwiſchen vorfällt, ſie ſich deren bedienen können, welches beſonders beim Herumreichen friſcher Teller der Fall iſt, indem ſie ſolche mit der Serviette ſchnell abwiſchen, auch beim Wechſeln der Weinflaſchen, indem ſie die leeren fortnehmen, und ſie wieder mit gefüllten, die ihnen angewieſen werden, vertauſchen, auch dieſe Flaſchen mit der Serviette überfahren. Wenn der ſchon oben angeführte Potagenlöffel und das Tr...

messer noch nicht auf dem Tische liegen sollten, so muß sie Einer der Diener auf einem Teller dem Vorschneider überreichen. Die lackirten Präsentirteller müssen sie zum Ueberreichen und Wiederabnehmen der Gläser behalten. Ihr Augenmerk muß immer auf die Tafel gerichtet seyn, damit es nie an reinen Tellern oder sonst etwas Nöthigem auf derselben fehlt, welches sie in ihrem Bereiche zu besorgen haben. Dabei muß die Aufwartung auch mit Ruhe ohne Lärm geschehen.

In dem funfzehnten Jahrhunderte wurde die Tafel eines Fürsten oder einer Fürstin, besonders am Französischen Hofe, nur einfach gedeckt. Es waren dazu zwei Tischtücher nöthig, von welchen das eine auf beiden Seiten so breit, als es ist, herabhangen mußte; dann war ein verdecktes Salzfaß nöthig, in welches man das Salz schüttete; dasselbe ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und das Brod daneben, in eine Serviette eingeschlagen, eben so die silbernen Assietten. Von den Letzteren setzte man ungefähr vier, aber nicht mehr, um das Salzfaß; zwei kleine silbernen Schüsseln wurden neben das Salzfaß unter die Serviette gesetzt, worein man die Proben legte, um jedes Gericht, wenn es auf die Tafel gesetzt ward, zu kosten. Ueber das Salzfaß ward eine handbreit zusammengelegte Serviette gelegt, die man zu beiden Seiten über die ganze Breite des Tisches legte. Das Salzfaß mußte mitten auf dem Tische stehen. In der Serviette, in welche das Brod eingewickelt wurde, mußte, nebst dem Brode, noch eine andere Serviette liegen, mit welcher der Fürst oder die Fürstin beim Essen ihre Hände abtrockneten. Auch mußte ein bedeckter Becher oder ein Kelch auf der Tafel stehen, daneben eine Schale, um aus dem Becher zu kosten, welcher an dem vornehmsten Orte stehen mußte. (Das Ritterwesen des Mittelalters, nach seiner politischen und militärischen Verfassung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen ꝛc. versehen, von Joh. Lud. Klüber. 3r Bd. S. 487.)

Tafelrunde, eine ehemals in Britannien herrſchende Sitte der Ritter, ſich um eine runde Tafel zu verſammeln und hier ein frohes Gelag zu feiern. Das Ganze ſoll eine Fabel oder Mythe ſeyn, wenigſtens hält man die Begebenheit, da ſie in ein romantiſches Gewand gehüllt iſt, für eine ſolche. Zu Ende des fünften Jahrhunderts herrſchte nämlich in Britannien ein chriſtlicher König, Uterpendragon genannt, der einen mächtigen Zauberer, Namens Merlin, zum Freunde und Rathgeber hatte. Dieſer rieth ihm nun an einer runden Tafel zu frohen Gelagen alle ſeine Ritter zu verſammeln, die ſich durch Frömmigkeit, wie durch Tapferkeit und innige Freundſchaft unter ſich ſelbſt und Treue gegen den König auszeichneten. Dieſe Tafel ſollte funfzig der Auserwählten faſſen können, jedoch nur von neun und vierzig beſetzt werden; denn der funfzigſte Platz ſollte nach Merlins Rathe leer und dem aufbewahrt bleiben, deſſen Geburt man erſt erwartete. Der Verſuch, den ein nicht dazu berufener Ritter machte, in Merlins Abweſenheit dieſen Platz einzunehmen, endigte damit, daß der Uſurpator des Platzes im Nu verſchwand, in eine Tiefe hinabſank, und nicht wieder zum Vorſchein kam. Dieſer Verſuch, den leeren Platz einzunehmen, ſchreckte Jeden ab. Dieſe leere Stelle war nun dem Sohne des Königs Uterpendragon, dem ihm folgenden berühmten Könige Arthur oder Artus beſchieden, den der vorhererwähnte König mit der weiſen und verſtändigen Inguerne, Gemahlin eines widerſpenſtigen Vaſallen, erzeugt hatte, in die Uterpendragon ſterblich verliebt war, und die ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin deſſen Geſtalt gegeben hatte, und die der gedachte König, als ihr Gemahl bei einem Ausfalle geblieben war, auch ehelichte. Merlin erbat ſich für dieſen Liebesdienſt, den er dem Könige geleiſtet hatte, als Belohnung den Knaben aus, den Inguerne nach neun Monaten gebären würde, und

terstapfen, zeichnet die Schweifung der Lehnstühle nach der Schablone ab, und polirt und arbeitet sie aus. Dann werden die Zapfenlöcher für den Hinterriegel, Unterkrumpf der beiden Tiftriegel des Unterstuhls zugeschrieben, um alle diese Stücke in den Hinterstapfen einzapfen zu können. So wird auch oberwärts an den Hinterstapfen für die beiden Zapfen, worauf das Kopfstück geschoben, zugeschrieben. Die Zapfenlöcher werden hernach alle mit dem Stemmeisen ausgestemmt, und mit dem Stechbeutel geebnet. Die Zapfen aller oben genannten Stücke werden nach Maaßgabe der Löcher mit der Pinnsäge am Ende abgeschnitten, und nachher mit eben dieser Säge verdünnt, oder das Holz nach dem Anschnitte weggesägt. Dann wird auch das Stahnstück in das Kopfstück und den Unterkrumpf eingezapft, wozu beide Zapfenlöcher, das Stahnstück aber die Zapfen erhält. Hierauf wird Alles zusammengeleimt, und so das Hintertheil des Stuhls zusammengesetzt. Jetzt macht der Stuhlmacher den Unterstuhl. Zuerst macht er Vorderstapfen, dann den Vorderriegel und die beiden Tiftriegel. Alles wird, wenn es eine Schweifung erhält, nach der Schablone ausgezeichnet, mit der Rundsäge geschweift, mit dem Schneidemesser oder Hobel ins Feine gearbeitet, und mit dem Raspel, der Schabeklinge und der Fischhaut geglättet. Jetzt erhalten die Vorderstapfen die Zapfenlöcher zu dem Vorderriegel und den Tiftriegeln. Diese beiden erhalten auf beiden Enden Zapfen, und der Vorderriegel wird in die beiden Vorderstapfen, und die beiden Tiftriegel in die Vorder- und Hinterstapfen eingezapft und verleimt. Der Sitz, welcher auf dem Unterstuhle befestiget wird, besteht aus den oben angeführten vier Riegeln, welche, so wie alle andern Stücke, ausgearbeitet worden, zusammengesetzt. Die beiden Tiftriegel des Sitzes werden in den Vorderriegel desselben eingezapft, und der Hinterrigel in die beiden Tiftriegel des Sitzes, und wenn sie ihre Schwei-

in Rückſicht auf Deutſchland. Gotha, 1786. S. 40.) — Nach Andern ſoll Arthur der Stifter des Ordens der Tafelrunde geweſen ſeyn, und die von den Dichtern gefeierte Ginevra nicht ſeine Tochter, ſondern ſeine Gemahlin, welche aus dem Herzoglichen Hauſe Cornwalis ſtammte; ſie und ſein Neffe ſollen aber, während er auf ſeinen Heldenzügen Norwegen, Dänemark und Frankreich eroberte, gegen ihn Treuloſigkeit ausgeübt haben, ſo daß er zurückkehren mußte. Im Kampfe gegen die Rebellen, die er überwand, fand er im Jahre 542 ſeinen Tod. Ob Arthur wirklich exiſtirt hat, oder ob es nur eine Mythe mit ihm, mit Merlin und der ganzen Tafelrunde iſt, läßt ſich ſchwer ermitteln. Der Geſchichtsſchreiber Hume hält ihn für eine hiſtoriſche Perſon, deren Haupttheldenthaten gegen die Einfälle der Sachſen, Picten und Scoten gerichtet waren, die er als Anführer ſeines Volks, der Siluren, eines alten Brittiſchen Stammes, bekämpfte.

Tafelſchiefer, Tiſchſchiefer, Schreibſchiefer, eine Art feſten Schiefers, woraus Tiſchblätter und Schreibtafeln gemacht werden; ſ. unter Schiefer, Th. 142, S. 305. Eine zweite Art Tafelſchiefer wird zur Bedeckung der Dächer gebraucht, und heißt daher auch Dachſchiefer. Er ſieht grünlich, bläulich und ſchwarz aus, läßt ſich in dünne Blätter ſpalten, wird von den Säuren nicht angegriffen, bleibt in mittelmäßigem Feuer unverändert, ſchmilzt aber in ſtarkem zu einer Schlacke. S. unter Schiefer, Th. 142, S. 305.

Tafelſchneider, bei den Schneidern oder Kleidermachern, derjenige Geſell, der bei einer Wittwe die Meiſterſtelle verſieht, vor der Tafel ſteht und zuſchneidet. — In der Steinſchneidekunſt iſt der Tafelſchneider ein Steinſchneider in Halbedelſteinen, beſonders die in großen Stücken von der Natur hervorgebracht werden. Er ſchneidet daraus Doſen, Stock-

knöpfe ꝛc. ꝛc. Er gehört mit zu den vorzüglichsten Künstlern in diesem Fache.

Tafelschüssel, die Schüsseln, sowohl Braten-, als Suppenschüsseln, die mit Speisen auf die Tafel gestellt werden. Hierher gehören auch die Terrinen, Assietten ꝛc.

Tafelschwamm, eine Benennung des Waschschwammes oder Badeschwammes, weil damit die Schiefertafeln, die zum Schreiben und Rechnen dienen, vermittelst des Wassers gereiniget werden; s. auch den Art. Schwamm, Th. 150, S. 171.

Tafelservice, in den Haushaltungen und in den Porzellanfabriken, das Geräth, welches man zu einer gedeckten Tafel gebraucht, das heißt, zu einer großen mit Gästen besetzten Tafel, und das aus Porzellan, Fayance, Gold, Silber, Zinn ꝛc. besteht. In der Berliner Porzellanfabrik besteht ein Service aus folgenden Stücken: Terrinen, zwei große ovale, nebst Unterschalen, zwei mittlere runde, und zwei kleine ovale; Bratenschüsseln, zwei große ovale, zwei mittlere ovale, und zwei kleinere ovale; Schüsseln, vier große runde Nr. 4, vier dergleichen Nr. 3, vier mittlere Nr. 2, und vier kleinere Nr. 1; Suppenteller, vierundzwanzig Stück; Gemüseteller, zweiundsiebzig Stück; Salatièren, vier mittlere, vier kleinere; Saucièren, nebst Löffel und Unterschalen, zwei mittlere; Butterbüchsen, zwei Stück, nebst Unterschalen und Stecher; Salzfässer, vier Stück. Man hat diese Tafelservice sowohl weiß, als auch gemalt und vergoldet. Das gemalte Service in verschiedenen Dessins, mit Blumen, Früchten, Landschaften, Figuren ꝛc., auch mit vergoldetem Rande. In antiker Form, mit erhabener Arbeit, auch mit gemalten Basreliefs ꝛc. ꝛc. Die Preise sind nach dem Verhältnisse der Malerey und der Vergoldung sehr verschieden; nur bei dem Weißen ändern sich die Preise, nachdem es Mittelgut, Neuglatt, Königsglatt oder Ausschuß ist, nur wenig ab, nur weiß mit erhabe-

katellergeschmacke, welche im Oktober reift und sich sehr lange aufbewahren läßt. — Den zweiten Rang unter den Tafeltrauben nach den Muskatellern, nimmt die Art der Gutedeln (Chasselas Muscadin) ein. Der schwarze Gutedel, der rothe Gutedel, mit dunkelrother gewürzhafter Beere; der weiße oder gelbe Gutedel an den Häusern, mit einer großen zottigen hellglänzenden Traube, und süßen gewürzhaften Beeren, mit einer dicken fleischigen Haut. Der grüne Gutedel. Die Krachmost von sehr großer Traube und weißgelber Beere, von vortrefflichem Geschmacke. — Von den Burgunderarten empfehlen sich zur Tafel: der rothe Chiavenner, mit länglichen großen schwarzen und süßen Beeren; der schwarze Burgunder, dessen schwarze zarte Beere schon in der Mitte des Augusts reift. Die Müllertraube, deren Blätter im Aufschießen wie gepudert erscheinen, von großer Traube und süßlichem Geschmacke. — Dann sind noch gute Sorten zur Tafel die Zibebentraube mit länglichen eichelförmigen Beeren, die blau, oder weiß sind, und Blume, oder weiße Zibeben heißen. Von Oesterreicher oder Silvanertrauben hat man weiße, grüne, rothe und schwarze, darunter die schwarzen oder blauen den besten Gewürzgeschmack haben. Der rothe Traminer von kleinen engberigen, hellrothen Trauben und süßem Geschmacke. Der Ruländer, mit kleinen leberfarbenen süßen Beeren. Die Jakobstraube hat eine kleine zottige oder weitbeerige Traube, mit runden schwarzen Beeren, die süß sind; die Thräne Christi (Lacryma Christi) aus Neapel, mit sehr wohlschmeckenden Trauben. Von der Spanischen Muskateller gehen die Trauben, in Sägespäne gepackt, überall hin, selbst nach dem Norden. Sie kommen nach Berlin in großen weißen Holzkisten, und werden von den Italiänerwaarenhändlern verkauft. Es sind die schönsten Tafeltrauben; sie werden zum Dessert auf die Tafel

geſetzt. — Bei den Römern ſoll, nach dem Plinius, der duracina, welche der Kaiſer Auguſtus bloß mit Brod gern allein aß, der erſte Rang gebühren; nach dem Virgil ſollen aber die Rhodiſchen noch den Vorzug haben, indem ſich die Götter bei ihren Gaſtmählern daran erquickten.

Tafeltuch, wird das Tiſchtuch genannt; ſ. dieſen Artikel.

Tafeluhr, Stutzuhr, eine Uhr in einem Gehäuſe, die man auf die Tafel ſtellen kann, da ſie nur klein iſt, mit dem Gehäuſe nicht über 10 bis 12 Zoll Höhe und 7 Zoll Breite enthält. Sie hat den Namen Tafeluhr daher erhalten, weil man ſie gewöhnlich auf einem Wandtiſche zu ſtehen hat; auch ſtellt man ſie auf Conſolen, die an der Wand angebracht worden; ſ. unter Uhr, in U.

Täfelwerk, nennt man die zuſammengeleimten, in Form von Tafeln geſchnittenen Bretter, um damit den Fußboden zu bekleiden, auch die Wände, um ſolchen ein zierliches Anſehen zu geben. Die Fußbodentäfelung iſt gewöhnlich farbig carrirt, wie ein Damenbrett, braun und gelb ꝛc. Die Täfelung am Fuße im Zimmer herum nennt man Panele. Das Täfelwerk hat den Zweck, nicht nur die Malerey und die Tapeten zu erſparen, ſondern auch die Feuchtigkeit der Wände von den Möbeln, Büchern ꝛc. abzuhalten. Man täfelt daher auf zweierley Art, entweder geht das Tafelwerk nur mit der Bruſtlehne der Fenſter in gleicher Höhe, oder es geht durch die ganze Wand des Zimmers. Der erſteren Art bedient man ſich nur bei hohen Zimmern und Sälen. Dieſe werden daher von der Fenſterbrüſtung an entweder in Leimfarben gemalt, oder mit Tapeten überkleidet, und nur vom Fußboden bis zur Fenſterbrüſtung wird ein Panel gezogen, damit die Wände nicht von Tiſchen und Stühlen verletzt werden können, die man oft zu nahe hinanſchiebt. In kleinen niederen

Zimmern werden die Wände von dem Boden bis unter den Kranz ganz ausgetäfelt. Das Täfelwerk bekommt nun, um ein gutes Anſehen zu erhalten, verſchiedenes Rahmwerk und Füllungen oder vertiefte Felder, die mit verſchiedenen Gliedern der Baukunſt verziert werden. Man bringt allerlei Abtheilungen in dieſen Rahmen und Füllungen an, welche nach der Symmetrie ihre Verhältniſſe erhalten, damit die einander entgegenſtehenden Theile ſich überall entſprechen. Man macht dieſes Täfelwerk entweder von Kienenholz und ſtreicht es an, oder lackirt es, oder man läßt die Füllungen auch wohl ausmalen, oft werden ſie auch von ſchönem Holze verfertiget. Wird das Täfelwerk mit weißer Oelfarbe angeſtrichen und lackirt, ſo ſetzt man goldene Leiſten herum, und läßt das Täfelwerk ſo hervortreten, daß es wie erhabene Arbeit ausſieht. Ueberhaupt verziert man es ſo, daß die Wand dadurch etwas Gefälliges erhält.

Tafelzeug, das leinene Geräth, welches zur Beſtellung oder Deckung einer Tafel oder eines Speiſetiſches nöthig iſt, und wozu das Tafeltuch mit den Servietten gehört. Das Tiſchzeug bezieht ſich auf kleinere gewöhnliche Speiſetiſche; ſ. auch den Artikel Tiſchzeug.

Tafelzimmer, ſ. Tafelgemach.

Taffet, Taffent, Tafft, Fr. Taffetas, in der Seidenmanufaktur, ein glatter, dünner, leichter ſeidener Zeug, und unter den ſeidenen Zeugarten der leichteſte; es giebt aber auch andere Taffetarten, z. B. ſchwere, als Gegenſatz der leichten (einfache und doppelte), geſtreifte, gegitterte, pickirte, gemuſchelte, gerippte, flammige, broſchirte, faſſionirte, glaſirte oder Spiegeltaffete, changirte oder ſchillernde, reiche Kleider- und Envelopptaffete, Futter- und Zindeltaffete, Rolltaffete, Brillianttaffete, gemalte Taffete, Wachstaffete ꝛc. ꝛc. Der leichte und

ſchwere Taffent unterſcheiden ſich dadurch, daß bei einerlei Breite der leichte wenigere und dünnere Kettenfäden hat, als der ſchwere. Man nimmt zur Kette des Taffets Organſinſeide von 20 bis 40 Denes, nachdem er ſtark oder ſchwer werden ſoll. Der leichte Taffet führt den Namen Avignon, Florence, Futter- oder Zindeltaffet. Man webt den Taffet überhaupt mit acht oder vier Schäften, und zwei auch vier Fußtritten. Die einfarbigen, glatten und ſchweren Zeuge werden auf gewöhnliche Art, und auf einem gewöhnlichen einfachen Weberſtuhle gewebt (ſ. dieſen, unter W), nur müſſen die verſchiedenen Theile des Weberſtuhls genau und ſorgfältig eingerichtet und zuſammengeſetzt ſeyn; vorzüglich müſſen die Riedte in den Blättern eine hübſche Glätte beſitzen, man mag ſie nun von Rohr oder von Stahl verfertiget haben; ſind die glatten Zeuge nicht einfarbig, ſo ſetzt das Aufziehen der Kette in dem Stuhle ſchon viele Geſchicklichkeit voraus, weil die Kettenfäden nicht bloß nach den verſchiedenen Farben, ſondern auch nach den verſchiedenen Muſtern geordnet werden müſſen. Da der Taffet überhaupt einen glatten oder leinwandartigen Grund erhält, ſo müſſen mit jedem Tritte ebenſo viele Schäfte hinauf-, als hinabgehen, damit die Kette jedesmal in zwei gleiche Hälften oder Fächer abgetheilt werde, der Zeug mag nun mit vier oder acht Schäften gewebt werden. Wenn er mit acht Schäften oder Kämmen und zwei Fußtritten gewebt wird, ſo werden Schäfte und Tritte nach einer Vorſchrift, die man den Zettel nennt, vereiniget, ſo daß wechſelsweiſe vier Schäfte mit einem Fußtritte, und die vier andern mit dem zweiten Tritte verbunden werden, daß, wenn der eine Fußtritt getreten wird, der erſte, dritte, fünfte und ſiebente Schaft hinauf-, und der zweite, vierte, ſechſte und achte heruntergeht, und ſo umgekehrt bei dem zweiten Fußtritte. Sind vier Fußtritte und acht Schäfte vorhanden, ſo hangen mit jedem Fußtritte zwei

Schäfte zuſammen, und es werden jedesmal zwei Fußtritte zugleich getreten, wodurch die Kämme, wie vorher, zur Hälfte hinauf- und herabgehen. Man webt dieſen Zeug gemeiniglich mit zwei Schützen. Mit der einen ſchließt man einen groben Faden, mit der andern einen etwas feinen Faden ein, und zwar jedesmal wechſelsweiſe. Wenn alſo der grobe Faden etwa eine rauhe Stelle hat, ſo wird der Fehler wieder durch den feinen verbeſſert, und der Taffet wird dadurch glatt. Dieſes iſt jedoch nur von dem ſchweren Taffet zu verſtehen; denn der leichte wird nur mit einer Schütze gewebt. Der ſchwere oder doppelte, auch Engliſche Taffet genannt, iſt ſtets $1\frac{1}{16}$ Elle breit, und jedes Stück 60 Ellen lang. Er ſteht 1600 im Riedt des Blattes hoch, und zwiſchen zwei Riedten oder Röhren werden vier einzelne Fäden einpaſſirt; folglich hat er überhaupt 6400 Kettenfäden, die mit 80 Gängen, jeden Gang zu 80 einzelnen Fäden gerechnet, geſchoren werden. Die farbigen und ſchillernden Taffete, wo nämlich die Kette eine andere und der Einſchlag wieder eine andere Farbe hat, ſo auch die geſtreiften, geblümten ꝛc., werden wieder anders in dem Stuhle behandelt. Man hat zwei Arten des gezogenen Taffets. Die erſte Art enthält einen einfarbigen, oder doch einen ſchillernden oder changirenden Grund. In dieſem letztern Falle können entweder Kette und Einſchlag verſchiedene Farben haben, oder auch jedes Fach der Kette iſt von einer verſchiedenen Farbe, und dann auch der Einſchlag. Bei einer ſolchen Miſchung von drei Farben ſchillert der Taffet am ſtärkſten. Dieſer Taffet weicht von dem glatten in nichts Anderem ab, als daß er durch den Zug Figuren erhält, und die Kettenfäden daher nicht nur durch die Schäfte, ſondern auch durch die Maillons der Harniſchlitzen paſſirt werden müſſen. Es kommt daher hierbei auf die Einrichtung des Harniſches an, die Blumen bei dem Weben hervorzubringen. Gemeiniglich iſt das Muſter eines ſolchen

Taffets von der Beſchaffenheit, daß beſtändig hintereinander zwei Reihen kleiner Figuren folgen, ſo daß die Figuren beider Reihen eine verſchiedene Lage erhalten. Die andere Art von gezogenem Taffete iſt weit künſtlicher, ungeachtet er in Abſicht der Breite, der Anzahl Kettenfäden, des Riedts, der Fäden im Rohr, und der Anzahl der Kämme, mit dem glatten und jedem andern Taffet einerlei Beſchaffenheit haben kann. Die Kette dieſes Taffets iſt jederzeit geſtreift, und vermittelſt der Streifen werden mit Beihülfe des Harniſches vielfarbige Figuren hervorgebracht. Die Kette macht alſo auf der rechten Seite die Figur; z. B. eine Figurſtelle, welche die Streife hervorbringt, liegt in einem weißen Grunde, worauf eine Kanaleſtreife von beliebiger Farbe folgt, auf dieſe eine leere weiße Grundſtelle, wie der Kanale von der vorigen Farbe, worauf wieder eine Figurſtelle folgt ꝛc. Dieſes Muſter kommt in der Breite des Zeuges ſo oft vor, als es die Breite erlaubt, folglich kommen in dieſem Muſtergrunde Figur und Kanale vermiſcht vor. Hieraus folgt nun, daß drei Ketten auf drei Kettenbäumen zu dieſem Zeuge gebraucht werden müſſen; nämlich eine Grundkette, die durch das Ganze durchgeht, und einfache Fäden hat, und eine Figur- und Kanalkette, beide von doppelten Fäden. Die Grund- und Kanalkette wird gewöhnlich ohne viel Nachdenken geſchoren, aber bei dem Scheeren der Figurkette, welche dieſe vielfarbigen Figuren hervorbringt, muß der Seidenwirker ſeine ganze Geſchicklichkeit zeigen. So kann der Stengel einer Blume von einer Farbe, die Blume ſelbſt aber von einer andern Farbe mit ihren Schattenabweichungen ſeyn. Daher müſſen die Kettenfäden dieſer Figurkette in jeder Streife nach der Natur und Beſchaffenheit der jedesmaligen Blume oder Figur geſchoren werden, ſo, daß eine Streife von einer Farbe nicht mehr Raum in der Breite einnimmt, als die Breite des Theils einer Blume, welche ſie hervorbringen ſoll, es erfor-

nicht bewegt wird. Er ſchießt hierauf einen feinen Einſchußfaden ein, und bindet hierdurch die Figurfäden, auf der linken Seite des Zeuges; denn auf dieſer Seite liegen die Figurfäden an manchen Stellen in ſehr langen Theilen auf dem Grunde frei, weil nicht an allen Orten auf der rechten Seite Figur iſt, ſo iſt es nöthig, daß ſie auf der linken Seite zuweilen verbunden werden. Oefters bringt man auch in dieſem Zeuge Atlasſtreifen an, und dann müſſen noch die nöthigen Schäfte und Tritte angebracht werden. — Zu geſtreiften Taffet wird die Kette ſchon geſtreift auf den Stuhl gezogen; die Farbe des Einſchlages ſtimmt gewöhnlich mit der Hauptfarbe der Kette überein. Wenn der Taffet durch den Einſchlag mehrfarbige Streifen erhält, ſo heißt er Quadrilletaffet; der zu Sommerkleidern beſtimmte, gleichfalls taffetartige Baſt iſt einfach und leicht. — Der Gros de Tours unterſcheidet ſich von dem einfarbigen Taffete dadurch, daß er, wegen der vielfachen Einſchlagfäden, ſchwerer iſt. Der Franzöſiſche Gros de Tours hat in der Kette entweder 3600 doppelte, oder 7200 einfache Fäden; beim Aufziehen werden immer zwei Fäden zugleich eingeleſen, und je nachdem er ſchwerer werden ſoll, werden vier bis ſechs Fäden zugleich eingeſchoſſen. — Zu den faſſionnirten Seidenzeugen gehören der Brillanttaffet, der Spiegeltaffet, und das Seidenzeug mit Gerſtenkornmuſter. Der Brillanttaffet hat ſeinen Namen von den brillantähnlichen Quadraten, woraus ſeine Figuren beſtehen; der Spiegeltaffet von den ſpiegelförmigen länglichen Rechtecken. Die übrigen Arten, welche keine Brillanten und keine Spiegel haben, nennt man Gerſtenkorntaffete. Die kleinen geradlinigen Figuren werden bloß durch Hülfe von Schäften und Fußtritten gewebt. Ein Mehreres über die verſchiedenen Taffete findet man unter Seidenwirkerey, Th. 152, wo man auch über den Muſcheltaffet, S. 561 u. f., das Nöthige an-

wenn ihre Theile durch den Harnisch oder durch die Schäfte passirt werden; denn bloß die Figurkette geht durch die Maillons des Harnisches, und die beiden übrigen Ketten stehen mit dem Harnische in keinem Zusammenhange. Hierbei muß aber eine vielfache Einrichtung des Harnisches getroffen werden; denn wenn gleich die Figurstellen mit einander übereinstimmen, und eine gemeinschaftliche Einrichtung des Harnisches haben, so weichen sie doch in Ansehung ihrer Gestalt, als auch ihrer Lage von einander ab. Es wird daher zum Muster dieser Gattung eine dreifache Einrichtung des Harnisches erfordert, und da sich dieses Muster mehrere Male nach der Breite des Zeuges darstellt, so hat jede Einrichtung des Harnisches Theile; denn wenn ein solches Muster nach der Breite des Zeuges dreimal vorkommt, so entsteht auch die Figur einer Streife dreimal, und die Einrichtung des Harnisches, welcher zu dieser Figur gehört, hat drei Theil, und daher auch an jeder Rahmchorde drei Arkadenschnüre. Hiernach müssen nun die Arkadenschnüre jeder Einrichtung des Harnisches abgesondert, jede Parthie aber nach den bei dem Droguet gegebenen Gesetzen, durch die Löcher des Harnischbrettes gezogen werden. Nach dieser getroffenen Einrichtung des Harnisches werden die Fäden der drei Ketten folgendermaaßen durch die Maillons und durch die Schäfte einpassirt. Man webt diesen Zeug mit zwei Kanaleschäften, die ganz vorn hangen, ferner mit vier oder acht Grundschäften, die auf die vorhergehenden folgen, und endlich mit vier Figurschäften, die hinten hangen. Die Figurkämme haben, wie alle dieser Art, lange Augen, damit die darin befindlichen Kettenfäden bei dem Zuge nicht gehindert werden, in die Höhe gehen zu können. In diese sämmtlichen Schäfte werden die Fäden der sämmtlichen drei Ketten folgendermaßen einpassirt. Den Anfang macht ein einfacher Grundfaden, der die Maillons des Harnisches vorbeigeht, und durch das äußerste Letzenauge des hintersten Grundschafts passirt wird. Auf dieser folgt ein doppelter

Schäfte zuſammen, und es werden jedesmal zwei Fußtritte zugleich getreten, wodurch die Kämme, wie vorher, zur Hälfte hinauf- und herabgehen. Man webt dieſen Zeug gemeiniglich mit zwei Schützen. Mit der einen ſchließt man einen groben Faden, mit der andern einen etwas feinen Faden ein, und zwar jedesmal wechſelsweiſe. Wenn alſo der grobe Faden etwa eine rauhe Stelle hat, ſo wird der Fehler wieder durch den feinen verbeſſert, und der Taffet wird dadurch glatt. Dieſes iſt jedoch nur von dem ſchweren Taffet zu verſtehen; denn der leichte wird nur mit einer Schütze gewebt. Der ſchwere oder doppelte, auch Engliſche Taffet genannt, iſt ſtets $1\frac{1}{16}$ Elle breit, und jedes Stück 60 Ellen lang. Er ſteht 1600 im Riedt des Blattes hoch, und zwiſchen zwei Riedten oder Röhren werden vier einzelne Fäden einpaſſirt; folglich hat er überhaupt 6400 Kettenfäden, die mit 80 Gängen, jeden Gang zu 80 einzelnen Fäden gerechnet, geſchoren werden. Die farbigen und ſchillernden Taffete, wo nämlich die Kette eine andere und der Einſchlag wieder eine andere Farbe hat, ſo auch die geſtreiften, geblümten ꝛc., werden wieder anders in dem Stuhle behandelt. Man hat zwei Arten des gezogenen Taffets. Die erſte Art enthält einen einfarbigen, oder doch einen ſchillernden oder changirenden Grund. In dieſem letztern Falle können entweder Kette und Einſchlag verſchiedene Farben haben, oder auch jedes Fach der Kette iſt von einer verſchiedenen Farbe, und dann auch der Einſchlag. Bei einer ſolchen Miſchung von drei Farben ſchillert der Taffet am ſtärkſten. Dieſer Taffet weicht von dem glatten in nichts Anderem ab, als daß er durch den Zug Figuren erhält, und die Kettenfäden daher nicht nur durch die Schäfte, ſondern auch durch die Maillons der Harniſchlitzen paſſirt werden müſſen. Es kommt daher hierbei auf die Einrichtung des Harniſches an, die Blumen bei dem Weben hervorzubringen. Gemeiniglich iſt das Muſter eines ſolchen

Taffets von der Beſchaffenheit, daß beſtändig hintereinander zwei Reihen kleiner Figuren folgen, ſo daß die Figuren beider Reihen eine verſchiedene Lage erhalten. Die andere Art von gezogenem Taffete iſt weit künſtlicher, ungeachtet er in Abſicht der Breite, der Anzahl Kettenfäden, des Riedts, der Fäden im Rohr, und der Anzahl der Kämme, mit dem glatten und jedem andern Taffet einerlei Beſchaffenheit haben kann. Die Kette dieſes Taffets iſt jederzeit geſtreift, und vermittelſt der Streifen werden mit Beihülfe des Harniſches vielfarbige Figuren hervorgebracht. Die Kette macht alſo auf der rechten Seite die Figur; z. B. eine Figurſtelle, welche die Streife hervorbringt, liegt in einem weißen Grunde, worauf eine Kanaleſtreife von beliebiger Farbe folgt, auf dieſe eine leere weiße Grundſtelle, wie der Kanale von der vorigen Farbe, worauf wieder eine Figurſtelle folgt ꝛc. Dieſes Muſter kommt in der Breite des Zeuges ſo oft vor, als es die Breite erlaubt, folglich kommen in dieſem Muſtergrunde Figur und Kanale vermiſcht vor. Hieraus folgt nun, daß drei Ketten auf drei Kettenbäumen zu dieſem Zeuge gebraucht werden müſſen; nämlich eine Grundkette, die durch das Ganze durchgeht, und einfache Fäden hat, und eine Figur- und Kanalkette, beide von doppelten Fäden. Die Grund- und Kanalkette wird gewöhnlich ohne viel Nachdenken geſchoren, aber bei dem Scheeren der Figurkette, welche dieſe vielfarbigen Figuren hervorbringt, muß der Seidenwirker ſeine ganze Geſchicklichkeit zeigen. So kann der Stengel einer Blume von einer Farbe, die Blume ſelbſt aber von einer andern Farbe mit ihren Schattenabweichungen ſeyn. Daher müſſen die Kettenfäden dieſer Figurkette in jeder Streife nach der Natur und Beſchaffenheit der jedesmaligen Blume oder Figur geſchoren werden, ſo, daß eine Streife von einer Farbe nicht mehr Raum in der Breite einnimmt, als die Breite des Theils einer Blume, welche ſie hervorbringen ſoll, es erfor-

nicht bewegt wird. Er ſchießt hierauf einen feinen Einſchußfaden ein, und bindet hierdurch die Figurfäden auf der linken Seite des Zeuges; denn auf dieſer Seite liegen die Figurfäden an manchen Stellen in ſehr langen Theilen auf dem Grunde frei, weil nicht an allen Orten auf der rechten Seite Figur iſt, ſo iſt es nöthig, daß ſie auf der linken Seite zuweilen verbunden werden. Oefters bringt man auch in dieſem Zeuge Atlasſtreifen an, und dann müſſen noch die nötigen Schäfte und Tritte angebracht werden. — Zu geſtreiften Taffet wird die Kette ſchon geſtreift auf den Stuhl gezogen; die Farbe des Einſchlages ſtimmt gewöhnlich mit der Hauptfarbe der Kette überein. Wenn der Taffet durch den Einſchlag mehrfarbige Streifen erhält, ſo heißt er Quadrilletaffet; der zu Sommerkleidern beſtimmte, gleichfalls taffetartige Baſt iſt einfach und leicht. — Der Gros de Tours unterſcheidet ſich von dem einfarbigen Taffete dadurch, daß er, wegen der vielfachen Einſchlagfäden, ſchwerer iſt. Der Franzöſiſche Gros de Tours hat in der Kette entweder 3600 doppelte, oder 7200 einfache Fäden; beim Aufziehen werden immer zwei Fäden zugleich eingeleſen, und je nachdem er ſchwerer werden ſoll, werden vier bis ſechs Fäden zugleich eingeſchoſſen. — Zu den faſſonnirten Seidenzeugen gehören der Brillanttaffet, der Spiegeltaffet, und das Seidenzeug mit Gerſtenkorumuſter. Der Brillanttaffet hat ſeinen Namen von den brillantähnlichen Quadraten, woraus ſeine Figuren beſtehen; der Spiegeltaffet von den ſpiegelförmigen länglichen Rechtecken. Die übrigen Arten, welche keine Brillanten und keine Spiegel haben, nennt man Gerſtenkorntaffete. Die kleinen geradlinigen Figuren werden bloß durch Hülfe von Schäften und Fußtritten gewebt. Ein Mehreres über die verſchiedenen Taffete findet man unter Seidenwirkerey, Th. 132, wo man auch über den Muſcheltaffet, S. 361 u. f., das Nöthige an-

geführt findet, so wie auch über den Seidenwirkerstuhl.

Was den Handel mit den Taffeten anbetrifft, so war er ehemals sehr bedeutend, das heißt, noch bis zum zweiten Decennium dieses Jahrhunderts, wo die Frauen noch viel Seidenzeug in Kleidern, Enveloppen, Mänteln ꝛc., und die Männer in Westen, Beinkleidern ꝛc. trugen, da aber jetzt der wollene Zeug Mode geworden ist, auch die Frauen viel wollene Zeuge zu Kleidern und Mänteln tragen, so haben die seidenen Zeuge viel an Absatz verloren. Man hat sich zwar Mühe gegeben, durch neue Namen, und neue Muster den Handel in Seidenzeugen wieder in Aufschwung zu bringen, allein ohne großen Erfolg, da die wollenen Zeuge auch noch den Vortheil einer größeren Erwärmung im Winter besitzen, und jetzt auch in verschiedenen Mustern geliefert werden. Frankreich hatte den Ruf, die vorzüglichsten Seidenwaaren zu liefern, sowohl in der Arbeit, als auch in der Wahl der Desseins oder Zeichnungen, Muster, und so lieferte es auch Taffete von vorzüglicher Güte. Lyon, Tours, Nimes und Avignon sind die Plätze in Frankreich, welche von diesem Artikel das Meiste lieferten. In Lyon unterscheidet man die Waare in façonnirte Sorte, sogenannte simpletés, doubletés, tripletés, flammirte oder chinés, starke oder renforcés, pikkirte oder brillantés, und dann in streifige oder glatte Sorten. Die schwarzen Sorten, welche man gewöhnlich Angleterres nennt, kommen besonders stark im Seidenzeughandel vor. Man unterscheidet sie durch ihre Breite, Dicke und Schwere. Man hat in den Französischen Manufakturen Taffetas à un bout, von 54 bis 100 Aufzuglängen und einer halben Aune, $\frac{5}{8}$, $\frac{3}{4}$, bis $\frac{7}{8}$ breit; dann Taffetas à deux bouts, von 60 bis 100 Aufzuglängen und der vorigen Breite; à 3 bouts, von 85 bis 100 Aufzuglängen ꝛc. ꝛc. Man giebt auch den Französischen Taffeten noch andere Beinamen, z. B.:

Taffetas à la bonne femme d'Espagne, Taffetas de Tours, Florence, Demiflorence, Avignonaise, Armoisin etc. Die Taffetas à la bonne femme ſind ohne Glanz und Appretur; ſie übertreffen an innerer Güte alle übrige Sorten. Der breite iſt $\frac{5}{8}$, der ſchmale nur $\frac{7}{12}$, bis einen halben Stab breit. Die Stücke halten 60 Annes und darüber. Der Taffetas d'Espagne iſt ſchwarzer Glanztaffet, der weniger dick, wie der vorhergehende, und zu Lyon fabrizirt wird. Die Breite beträgt $\frac{5}{8}$, und die Länge 60 Stab. Der Taffetas d'Angleterre iſt Glanztaffet mit ſtarker Zurichtung, in Breite und Länge wie der vorige, und wird zu Lyon und Nimes gemacht. Florences liefert vorzüglich Avignon. Die Waare iſt dem Florentiniſchen Ermesini lustrati oder Glanztaffete nachgemacht; ihre Breite beträgt 26 Franzöſiſche Zoll bis $\frac{5}{8}$, die Länge 70 bis 80 Stab. Demi-Florences, ſind dünner und weniger dauerhaft, übrigens von gleicher Länge und Breite, wie die Florences. Beide Sorten werden zu Unterfutter der Kleider, zu Schürzen, Enveloppen, Mantillen ꝛc. ꝛc. verbraucht. Die Avignontaffete ſind eine Nachahmung der leichten Luccheſer Taffete. Die ſchwarzen haben ſtarke Appretur; ihre Breite beträgt $\frac{5}{8}$. Man macht ſie ſowohl zu Lyon, als zu Avignon. Rolltaffete ſind theils Oſtindiſche, theils dieſen in Europa nachgemachte Gewebe, welche zwar ſtark von Faden, aber weniger fein von Seide ausfallen. Sie haben breite Leiſtenbänder, und ſind ſtark gummirt. Man heißt ſie Rolltaffete, weil ſie nicht glatt, ſondern walzenförmig auf Stäbe gerollt ſind. Die meiſten halten $\frac{5}{4}$ bis $\frac{6}{4}$ Leipziger Ellen in der Breite, und ſind verſchieden in der Länge. Außer Frankreich liefern die Schweiz und Italien die meiſten Taffete in den Handel. Die Schweizeriſche Waare iſt auf Franzöſiſchen Fuß. Unter den Italieniſchen werden die Florentiner und Neapolitaniſchen, ihrer Güte wegen, vorgezogen. Die Erſte-

reu ſind beide zuſammengeſetzt, die andern doppelt überlegt, aber im Uebrigen auf Franzöſiſchen Fuß. Mantino oder Mänteltaffet iſt eine Art dünner Ermeſini, 4, 5, 6 bis 7 Viertel breit, die dem Luccheſertaffet in der Güte gleicht, und nur darin von ihm abweicht, daß er auf Franzöſiſche Art zuſammengelegt iſt. Dieſer Zeug hat ſo wenig Steife, daß zwei dünne mit Papier umſchlagene Brettchen in die Stücke eingelegt ſind, um das Ganze zuſammen zu halten. — Der Italieniſche Mantino wird in Mantino di Scomiglia, di Cappicciuola, mezzo Velo, Velo Sengro, Filo ad un Dente etc. unterſchieden. Luccheſer Tafete oder Ermeſini nennt man eine andere Gattung leichter Italieniſcher Futtertaffete, die ¾ breit, und wie Florentiniſche zuſammengelegt ſind. Man hat einfarbige, zweifarbige, geſtreifte, gegitterte, getäfelte ꝛc. Dieſe Gattung geht ſehr häufig nach der Moldau, Wallachey und Beſſarabien, den Häfen und Plätzen am ſchwarzen Meere und der Levante überhaupt. Auch in Deutſchland, namentlich in Preußen, Oeſterreich, Sachſen, Heſſen ꝛc., macht man nicht nur glatte einfarbige Taffete, ſondern auch changirte, mehrfarbige, gemuſterte oder gezogene, gerippte und dergleichen Taffete, ſowohl nach Franzöſiſchen Deſſeins, als auch nach Muſtern eigener Erfindung. Die Deutſchen Taffete ſind Kopien der Franzöſiſchen, ſo wie überhaupt die Deutſche Seidenfabrikation nur eine Kopie der Franzöſiſchen war, bis ſie eine ſelbſtſtändige Bildung annahm. Man will aber, daß dieſes noch dadurch befördert werde, daß man Lehrlinge, beſonders in den Seidenfabriken, anlerne, Taffet in vorzüglicher Güte zu weben, und ſie nicht eher zu einem andern Seidengewebe übergehen zu laſſen, als bis ſie im Weben des Taffetes einen erweislichen Grad der Fertigkeit erlangt haben. Dieſe Fertigkeit äußert ſich durch die Vielheit des Ellenmaaßes und durch die Schönheit des Gewebes. Dieſes Erforderniß iſt eine bedingte Noth-

wendigkeit, wenn der Zweck erreicht werden ſoll, die Seidenzeugfabrikation zu verbeſſern. Die Geſchicklichkeit der Franzöſiſchen Seidenfabrikanten entſtand aus dem Geſetze, den Lehrling bloß einer Fabrikationsart zu widmen. Die Verfaſſung der Deutſchen Seidenfabriken erlaubt dieſe Anordnung zwar nicht, allein ſie kann doch dadurch erreicht werden, wenn der Arbeiter nicht eher zu einer andern Fabrikationsart übergeht, als bis er in der einen eine ausgezeichnete Fertigkeit erlangt hat. Auch bei der Engländiſchen Seidenzeugfabrikation geht man von dieſem Geſichtspunkte aus, daß die Waare ſchön gewebt ſeyn müſſe, und daher iſt auch der Engliſche Taffet eben und ſchön, ſo wie überhaupt alle Engliſchen Seidenwaaren. Gute Taffete, von ſchönem Gewebe, liefert in Deutſchland Berlin, Wien, Leipzig, Hamburg, Frankfurt a. M., Hanau ꝛc. Dieſe Taffete kommen, außer den Seidenwaarenhandlungen in den großen Städten, auf den Meſſen von Leipzig, Frankfurt an der Oder, Braunſchweig, Frankfurt am Main, Botzen ꝛc. ꝛc. vor. Auf dieſen Meſſen kommen auch die Franzöſiſchen, Engliſchen und Italiäniſchen Taffete vor. Die Letzteren kommen hauptſächlich auf den Meſſen zu Botzen vor, wo die im großen damit handelnden Seidenhändler ihre Einkäufe machen, wenn ſie ſolche nicht direkt aus Florenz, Genua, Bologna und Lucca verſchreiben; die kleineren Seidenhändler kaufen ihren Bedarf auf den Leipziger Meſſen von den Augsburgiſchen und Nürnbergiſchen Kaufleuten, deren Einige auch in Italien, und vornehmlich zu Venedig, ihre Häuſer und Komptoire haben. Den Engliſchen Taffet bringen die Engländer ſelbſt ſtark nach Hamburg, von wo aus er dann weiter geht. Die Franzöſiſchen Taffete verſchreibt man direkt aus Frankreich, aus Tours, Lyon, Avignon ꝛc.; er geht theils über die Schweiz, wenn man ihn verſchreibt, oder man kauft ihn auf der Meſſe zu Frankfurt am Main ein. Man muß ein ſehr

genauer Kenner und von dem Käufer überzeugt seyn, daß er ein aufrichtiger Mann ist, beim Einkaufe der ausländischen Taffete, weil man sonst oftmals in Deutschland nachgemachte Taffete für ächte Waare erhält. Wenn die Waare denselben Werth hat, als die ausländische, so ist dabei nichts verloren, und es ist selbst oft nöthig, der Deutschen Waare durch einen solchen Tausch ein Anerkenntniß zu geben, da man sie sonst zurücksetzt, ob dieses gleich in neuester Zeit nicht mehr so geschieht, als noch vor mehr denn dreißig Jahren, wo man ihren Werth nicht anerkennen wollte. Indessen ist ihr Werth entschieden, wenn man sie mit den fremden Taffeten vergleicht, indem man wenig oder gar keinen Unterschied findet; denn auf eine genaue Vergleichung der Waare, der einheimischen und fremden, kommt es an. Ein vollkommen guter Taffet muß durchgängig gleich gewebt seyn, keine Knötchen, Nester oder Löcher haben, keine Runzeln werfen, und weder zu viel, noch zu wenig gummirt seyn.—Von Taffeten kommen, außer den oben, S. 368 schon angeführten, überhaupt noch vor: der Tabin oder Doppeltaffet, der Muscheltaffet, die gemusterten, farbigen und schillernden Taffete, der Quadrillen-, und Gerstenkorntaffet, der Florence (Zindel- oder Futtertaffet), der Englische Taffet, der Französische (von Tours, Avignon, Lyon ꝛc.), der Spanische und Italiänische Taffet, der Ostindische und Chinesische Taffet, von festem bastartigen Gewebe, auch feiner und rauschend, der Schürzentaffet, gemischte Taffet, der Bast- oder halbseidene Taffet ꝛc. ꝛc., von denen auch schon oben die Rede gewesen ist. — Um den Taffet mit Firniß zu überziehen, spannt man ihn über einen Rahmen, und überzieht ihn mit starkem Leim; dann überstreicht man ihn auf jeder Seite einmal mit folgendem Firniß: Man läßt zwei Unzen Venetianischen Terpentin in einem Topfe zergehen, und gießt, während er noch warm ist, drei

zen Terpentinöl und ½ Loth Maſtix dazu, miſcht es untereinander, und thut es in eine Phiole, die man in warme Aſche ſetzt, und oft umſchüttelt, bis der Maſtix zergangen iſt oder ſich aufgelöſet hat. Das Auftragen geſchieht mit einem Pinſel; man läßt ihn einige Tage trocknen. — Wählt man den feinſten weißen Taffet, ſo ſpannt man ihn gleichfalls über einen Rahmen und überzieht ihn mit einem mittelmäßigen ſtarken Gummiwaſſer, welches man darauf trocknen läßt. Will man eine Zeichnung darauf bringen, ſo punktirt man ſie darauf, fährt mit dem Pinſel nach, und malt ſie darauf mit feinen Waſſerfarben aus. Dann überzieht man dieſen Taffet mit folgendem Firniß. Man nimmt die hellſten und ſchönſten Maſtixkörner, und löſet ſie in Terpentinſpiritus in einer Flaſche auf, wobei man die Flaſche oft umſchüttelt, damit die Auflöſung leichter vor ſich gehe. Wenn man den Maſtix recht flüſſig aufgelöſet hat, ſo überzieht man den Taffet vier- bis fünfmal damit, und läßt jeden Anſtrich im Schatten trocknen, ehe man den folgenden aufträgt. — Ueber die Vergoldung des Taffets, ſ. Th. 19, S. 445. — Das Taffetleder, ſ. Th. 68, S. 651 und 653. — In Hinſicht der Sprache ſoll nach Adelung das Wort Taffet aus dem Morgenlande herſtammen und wahrſcheinlich aus dem Perſiſchen, in dem es Tafteh lautet. Die Namen Tobin und Tabinet, bezeichnen Arten gewäſſerten Taffets, und ſollen einen gleichen Urſprung haben. Im Deutſchen Taffet, Taffent und Tafft, im Franzöſiſchen Taffetas, im Italieniſchen Tafeta.

Taffet (Avignons-), ſ. oben, S. 369, 378.

— (Baſt-), halbſeidener Taffet, der aus Seide und Wolle, oder Baumwolle, oder Leinen, mit gemengter Kette, oder ganz ſeidener Kette, aber mit einem Einſchlage aus jenen genannten Stoffen.

— (Brillant-), ſ. oben, S. 368, 376.

— (Chineſiſcher), ſ. daſelbſt, S. 381.

Taffet (Deutſcher), ſ. oben, S. 379.
— (Doppel-), ſ. daſ., S. 368, 381.
— (Engliſcher), ſ. daſ., S. 380.
— (Florentiner), ſ. daſ., S. 378.
— (Franzöſiſcher), ſ. daſ., S. 377 u. f.
— (Frauen-) Taffetas à la bonne femme, ſ. daſ., S. 378.
— (Futter-), Zindeltaffet, ſ. daſ., S. 368, 369.
— (geblümter), gezogener Taffet, ſ. daſ., S. 370.
— (Gerſtenkorn-), ſ. daſ., S. 376.
— (geſtreifter), ſ. daſ., S. 368, 376.
— (gezogener), ſ. Taffet (geblümter).
— (glacirter), Taffetas glacé, ein zweifarbiger, ſehr glänzender Taffet, Glanztaffet, ſ. oben, S. 378.
— (halbſeidener), ſ. Taffet (Baſt-).
— (Italieniſcher), ſ. oben, S. 378 u. f.
— (Mäntel-), ſ. daſ., S. 379.
— (Muſchel-), ſ. oben, S. 376, und Th. 98, S. 416 u. f.
— (Oſtindiſcher), ſ. daſ., S. 381. Man hat Oſtindiſchen Taffet, deſſen Schattirung der eingelegten oder moſaiſchen Arbeit gleicht. Man gebraucht ihn zu Frauenkleidern und zu Schnupftüchern.
— (Quadrille-), ſ. oben, S. 376.
— (Roll-), ſ. daſ., S. 378.
— (Schürzen-), ſ. daſ., S. 381.
— (Spiegel-), ſ. daſ., S. 376.
— von Tours, ſ. daſ., S. 376.
— (Wachs-), ſ. dieſen Artikel.
— (Zindel-), ſ. Taffet (Futter-) und Zindeltaffet.

Taffetband, eine Art ſeidener, von Taffet gewebter Band.

Tafeten, tafften, Bei- und Nebenwort, von Taffet. Ein taffetnes Kleid oder tafftenes Kleid.

Taffetfirniß, ſ. oben, unter Taffet, S. 381.

Taffethandel, ſ. oben, unter Taffet, S. 377 u. f.

Taffetpapier, in der Buntpapiermanufaktur, ein ſchönes reines, einfarbiges Papier, auf welchem kein Pinſelſtrich *zu bemerken*, und welches auf beiden Seiten

gleich ſchön iſt. Man hat es ſeit verſchiedenen Jahren auf Färberart zu bereiten angefangen. Bei dieſem Papiere kommt es hauptſächlich auf die Behandlung der Farben und des Papiers an, welches man zur Annehmung der Farben geſchickt machen muß. Um z. B. ein ſchönes roſenrothes Papier zu färben, nimmt man das feinſte Papier, und macht die Farbe aus Saflor und Natron. Das Papier wird nach Verfließung von einer Viertelſtunde ſehr vorſichtig herausgenommen und über Löſchpapier ausgebreitet; hernach aber mit einem Waſſer befeuchtet, das aus $5\frac{1}{2}$ Loth gemeinem Waſſer, $\frac{1}{8}$ Loth Cremor Tartari, und $\frac{1}{4}$ Loth Alaun beſteht, und auf ausgeſpannten Fäden getrocknet. Die Verſchiedenheit der Farbe entſteht, wenn das feuchte Papier mit einer Flüſſigkeit aus Natron, Citronenſaft oder Schwefelſäure, mit Waſſer vermiſcht, oder mit einer ſchwachen Alaunauflöſung befeuchtet wird. Wenn man von den ſauren Theilen zu viel nimmt, ſo verſchwindet die rothe Farbe wieder.

Taffetpflaſter, ſ. Pflaſter (Engliſches).

Taffetſpiegel, in der Gazemanufaktur, in der Gaze, es mögen Tücher, oder Schürzen ſeyn, diejenigen Streifen, die von ſchöner gekochter feiner Seide eingewebt werden, und nach Taffetart unter der andern Gaze, die matt von Anſehen iſt, hervorſtechen und glänzen. Dieſe Streifen werden bei der Einrichtung eines ſolchen Stuhls nach Art des Taffets, in beſondere Schäfte einpaſſirt, und auch bei dem Weben beſonders getreten. In dieſen Taffetſtreifen oder Spiegel muß alſo auch eine beſondere Kette von Organſin geſchoren werden.

Taffetſtein, ſ. Taftſtein.

Taffetſtreifen, ſ. Taffetſpiegel.

Taffettritt, Serdintritt, ſachter Tritt, in der Gazemanufaktur, derjenige Fußtritt, wodurch die vier Schäfte des Gazeſtuhls in Bewegung geſetzt werden, welche die Taffetſtreifen hervorbringen. Sachter

Tritt heißt er zum Unterschiede des harten Tritts, da dieser alle vier Schäfte und den Badurstock mit ganzer Gewalt herunterzieht, der Taffettritt aber bloß, wie andere Tritte, mit den Schäften abwechselnd spielt.

Taffettücher, in der Seidenmanufaktur, Tücher, von ganz, oder auch nur von Halbseide gewebt. Ihre Größe ist ein rechtes Viereck von 1 bis $\frac{5}{4}$ Ellen. Man macht selten taffetartige Tücher ganz von Seide, die mehrsten werden von Halbseide gemacht, da die Kette feine Seide, der Einschlag aber feine Baumwolle ist. Die Einrichtung des Stuhls mit der Kette dazu, und auch das Weben geschieht eben so, wie bei dem Taffet. Man macht die halbseidenen gemeiniglich streifig, selten sind sie einfarbig.

Taffetweber, ein Seidenwirker, der sich besonders auf das Weben des Taffets gelegt hat; s. den Artikel Seidenwirker, Th. 152.

Taffia, s. Rum, Th. 128, S. 670.

Taftstein, Lasius, Nr. 30, im Bergbaue, ein Gestein, welches unter die Thonschieferarten gehört, weil der Hauptbestandtheil desselben Thonerde ist; auch enthält er etwas Sand, und zeigt zuweilen auf dem Querbruche etwas Sand; sein Gewicht ist 2,687. Der Bruch dieses Steins ist grobschiefrig, auf dem Spiegelbruche etwas rauh, doch sich dem matten ebenen Bruche etwas nähernd, und zu Wetzstein brauchbar; er nimmt aber keine sonderliche gute Politur an. Dieser Schiefer ist hellgrau und dunkelgrünlich, wechselsweise gestreift; seine Streifen gehen aber nicht mit den Blättern des Schiefers parallel, sondern sie durchschneiden solche beinahe in rechten Winkeln. Man findet ihn bei Volksmannskeller im Blankenburgischen.

Tag, Dies, Fr. Jour, Engl. Day, die Gegenwart des Sonnenlichts über der Oberfläche der Erdkugel, oder vielmehr diejenige Zeit, wo die Sonne sich über unserm Horizonte befindet und den Theil desselben erleuchtet.

Dann wird darunter auch der Zeitraum verſtanden, der von einer Mitternacht zur andern verfließt. Den Anfang des Tages mit dem Eintritte der Mitternacht zu zählen anfangen, iſt bei uns noch von den Römern her im Gebrauche. Die Aſtronomen oder Sternkundigen fangen dagegen den Tag mit dem Durchgange der Sonne durch den Meridian des Ortes, alſo um zwölf Uhr Mittags an, und zählen die Stunden nicht wie im gemeinen Leben von 1 bis 12, ſondern von 1 bis 24, alſo von einem Mittage bis zum andern fort, und nennen die gezählten Stunden aſtronomiſche Stunden, dagegen werden die andern Europäiſche Stunden genannt. Einige Italieniſche Staaten und die Chineſen, ehemals auch die Athenienſer, ſetzten den Anfang des Tages in den Untergang, die Babylonier ſetzten ihn aber in den Aufgang der Sonne, mit welchen die jetzigen Griechen ꝛc. übereinkommen. Die nach der erſten Art gezählten Stunden werden Italieniſche, die andern aber Babyloniſche Stunden genannt. Beide werden 24 in einer Reihe fortgezählt. Die Juden fangen den Tag mit dem Untergange der Sonne an, und daher dauert auch ihr Sabbath vom Freitage Abends bis zum Untergange der Sonne am Sonnabend. Ehemals theilten ſie jeden Tag, er mochte lang, oder kurz ſeyn, und ſo auch jede Nacht, in 12 Stunden; man nannte daher ſolche Stunden Jüdiſche Stunden; auch führen ſie den Namen Planetenſtunden. — Zuweilen führt auch das Sonnenlicht ſelbſt den Namen des Tages, im Gegenſatze der Nacht. In ſprachlicher Beziehung ſagt man: Der Tag bricht an. Mit anbrechendem Tage. Es wird und es iſt Tag. Es iſt noch nicht Tag. Es iſt ſchon heller Tag. Vor Tage aufſtehen. Noch bei Tage zu Bette gehen. In den Tag hineinſchlafen, im gemeinen Leben bis an den hellen Tag ſchlafen. Adelung will daher auch die im gemeinen Leben üblichen Redensarten: in den

Tag hinein handeln, so viel als unbesonnen, ohne Ueberlegung handeln, und in den Tag hinein leben, ohne zu wissen, wie man lebt, ohne sich Sorge um die Zukunft zu machen, hierher zählen. Die Welt lebt in den Tag, begehret nicht zu wissen, von Zucht und Frömmigkeit (Opitz). Man giebt die Herzen jetzt nicht so in den Tag hinein weg, ohne Bedenken. In den Tag hinein schwatzen, ohne Ueberlegung, ohne den Gegenstand zu überdenken. Etwas bei Tage besehen. Ich habe zu früh Tag gemacht (Less.), bin zu früh aufgestanden. Der Tag scheint durch die Ritze, das Sonnenlicht; so auch der Tag bricht durch die Fenster. Es ist noch nicht aller Tage Abend, es ist noch hin bis zur Entdeckung einer bösen That. In einigen Provinzen braucht man dieses Wort in mehreren Fällen für das Licht des Tages. Einem den Tag berechnen. Einem in dem Tage stehen, im Lichten. Gehe mir aus dem Tage. Welche Redensarten im Hochdeutschen selten vorkommen; jedoch sagt man hier: Es liegt am Tage oder ist am Tage, es ist klar, deutlich. Seine Unschuld liegt am Tage, ist offenbar. Alsdann ist ja unser Betrug am Tage. Etwas an den Tag bringen, eine verborgene Sache klar und deutlich machen; auch etwas entdecken. Himmel bringe es an den Tag, wer ein Betrüger ist (Gell.). An den Tag kommen, bekannt werden, von geheimen, verborgenen Dingen. Dein Betrug wird schon an den Tag kommen. Etwas an den Tag oder zu Tage legen, es äussern. Seine Gesinnung zu Tage legen. Er legte bald sein Mißvergnügen, bald seinen Beifall an den Tag (Gell.). In einigen Oberdeutschen Gegenden wurde es ehemals häufig für die freie Luft, den Luftraum gebraucht. Ein Rüstbaum lag noch in den Tag frey hinaus. Theuerd., Kap. 28. Herr, so

trett auf dieſen plock do, und meſt (meſſet) hinaus in freyen Tag anderthalb ſchuch, in der wag (im Gleichgewicht); eben daſ. Tewrdank ſich bald aus ſeiner Kraft ſchwang mit den füßen in den tag, durch daſſelb er gewann die Wag, eben daſ. Kap. 56. — Figürlich brauchen die Bergleute häufig dieſes Wort von der Oberfläche der Erde, im Gegenſatze der Grube. Erz am Tage antreffen, auf oder nahe unter der Oberfläche. Etwas zu Tage ausfördern, es aus der Grube auf die Oberfläche ſchaffen. Das Waſſer fließt zu Tage aus. Hundert Lachter unter Tage, unter der Oberfläche der Erde. Eine Ortung zu Tage bringen, bei den Markſcheidern, einen in der Grube angenommenen Punkt in einer ſeigern oder ſenkrechten Linie am Tage, das iſt, auf der Oberfläche angeben. Und ſo in vielen Fällen mehr. — 2. Diejenige Zeit, da die eine Hälfte der Erdkugel von der Sonne erleuchtet wird. Plur. die Tage, im Oberdeutſchen die Täge. 1) Eigentlich. (a) Im engſten Verſtande, die Zeit vom Morgen bis zum Anbruche der Nacht; die Zeit, wenn die Sonne über unſerm Horizonte ſichtbar iſt, im Gegenſatze der Nacht. S. oben, am Anfange. Der kürzeſte Tag. Der längſte Tag. Ein trüber, heller, warmer, ein naſſer, feuchter und kalter Tag. Den Tag mit etwas zubringen. Tag und Nacht arbeiten. Die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich ſind, die Tag- und Nachtgleiche. Es iſt noch hoch am Tage, der Tag geht ſo bald noch nicht zu Ende. Es iſt ſchon hoch am Tage, es iſt ſchon lange Tag geweſen. Der Tag geht zu Ende. Der Tag neigt ſich, in der höhern Schreibart. Schon neigt ſich der kurze Tag. Des Tages nur einmal eſſen, den Tag vorher oder Tages vorher; den Tag hernach oder Tages hernach. Von Tag zu Tage warten, von einem Tage zum andern. Tag für Tag

(nicht vor), alle Tage, einen Tag wie den andern. Du weißt, daß Tag für Tag dein alter Vater keifft, (Rost.) Tag vor (für) Tag muß ich es sehen (Op.). Guten Tag! der gewöhnliche Gruß, wenn man einander am Tage begegnet. Jemanden einen guten Tag bieten, ihn mit dieser Formel grüßen. Einen Tag zu etwas bestimmen, setzen. Sich einen guten Tag machen, einen Tag zu seinem Vergnügen anwenden. Gute Tage haben. Müßige Tage haben. Morgen des Tages, im gemeinen Leben, für morgen schlechthin, nicht morgendes Tages. Morgen des Tages sage ich ihr den Dienst auf (Weiße). Matt und kraftlos von den Zerstreuungen des Tages. Gott gebe ihm einen guten Tag! Tag und Nacht, wird oft für ununterbrochen, unaufhörlich gebraucht. Tag und Nacht sitzen und studieren. Tag und Nacht ist auch eine im gemeinen Leben übliche Benennung verschiedener Pflanzen. S. Glaskraut und Kuhweitzen. Ein Kleid auf alle Tage, ein Alltagskleid, im Gegensatze eines Sonntags- oder Feiertagskleides. — (b) Da eigentlich der Tag die zu Geschäften bestimmte Zeit ist, so wird er auch sehr häufig von der ganzen Zeit gebraucht, in welcher sich die Erdkugel einmal um ihre Achse drehet, so, daß er dann auch die Nacht mit in sich begreift, und eigentlich für Tag und Nacht oder 24 Stunden steht. In einigen nördlichen Gegenden braucht man das Wort Nacht auf eben dieselbe Art. Wenig Tage hernach. Vor drei Tagen. In ein paar Tagen. Es ist nun der dreizehnte Tag. Acht Tage, eine gewöhnliche Benennung einer Woche, ob sie gleich eigentlich nur aus sieben Tagen besteht, dagegen vierzehn Tage eine Zeit von zwei Wochen bezeichnet. In acht Tagen, vor acht Tagen, nach acht Tagen. Heute vor acht Tagen. Morgen über acht oder vierzehn Tage. Gestern vor vierzehn

Tagen. Nächſter Tag, das iſt, nächſtens. Dieſer Tagen, richtiger dieſer Tage, das iſt neulich, vor wenig Tagen. Er war dieſer Tage hier. Geſtrigen Tages, wofür im Hochdeutſchen geſtern oder am geſtrigen Tage üblicher iſt. Das bibliſche welches Tages, für wann oder an welchem Tage, iſt im Hochdeutſchen noch weniger gangbar. — (2.) Figürlich. (a) Ein zu einem gewiſſen feierlichen Geſchäfte beſtimmter Tag. Im gemeinen Leben, beſonders Oberdeutſchlands, wird Jemandes Namens- oder Geburtstag häufig deſſen Tag genannt. In den Gerichten bedeutete es ehemals häufig den Tag oder die Zeit, da Jemand vor Gericht beſchieden war. Ingleichen eine auf einen gewiſſen Tag beſtimmte feierliche Verſammlung. Einen Tag halten, ſich feierlich verſammeln. In dieſer Bedeutung iſt es nur noch in den Zuſammenſetzungen Kreistag, Landtag, Reichstag, Wahltag, Churfürſtentag, Städtetag, Grafentag ꝛc. üblich, eine Verſammlung der Kreis-, Land-, Reichsſtände ꝛc. zu bezeichnen. — (b) Die Lebenszeit eines Menſchen, indem der Tag die merklichſte Abtheilung der Zeit iſt, in welchem Verſtande es doch nur in der Mehrzahl allein gebraucht wird. Meine Tage oder häufiger mein Tag, ein im gemeinen Leben ſehr üblicher Ausdruck für: in meinem Leben. Das habe ich mein Tage nicht geſehen, in meinem Leben nicht. Da denn mein Tag noch häufig für jemals, und mein Tage nicht für niemals gebraucht wird. Das iſt der unverſchämteſte Menſch, den ich mein Tage geſehen habe. Das habe ich meine Tage nicht gewußt. Es iſt mein Tage nicht gut, wenn die Kinder wiſſen, daß die Eltern Geld haben. Ich kann das Tanzen mein Tage nicht leiden. So weiß man doch mein Tage den Morgen nicht, was den Abend geſchehen wird. (Weiße.) In unſern Tagen, zu unſerer Zeit. Die

Tage Moſes, des Meſſiä, zu ihrer Lebenszeit. Die Tage Klopſtocks, Bürgers, Göthes, Herders, Wielands ꝛc. In ſeinen beſten Tagen ſeyn, wofür man im Hochdeutſchen lieber ſagt: in ſeinen beſten Jahren, in ſeinem beſten Lebensalter. In meinen alten Tagen, meinem höhern Lebensalter. Was ihn angetrieben hat, auf ſeine alte Tage (in ſeinem hohen Alter) noch zu heirathen? Werden ſie mir auf meine alte Tage oder in meinen alten Tagen nicht noch eine Freude machen? Beſonders kommt es in der Deutſchen Bibel in dieſer Bedeutung häufig vor. Deine Tage ſind aus, ich will deiner Tage viel machen. Ingl. in der höhern und dichteriſchen Schreibart der Hochdeutſchen. So floſſen meine Tage ſtill und ruhig dahin. Zwar will ich mich jugendlich meiner Tage freuen (Weiße). Eine Tugend, die ehedeſſen meine Tage, heiter, wie die Tage des Frühlings machte. — Heil uns, daß unſer Morgen in die Tage des einzigen Monarchen fiel! (Raml.) Murre nicht, wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden miſcht. (Geßn.) Im Frühlinge meiner Tage habt ihr Muſen nie mich unerhört gelaſſen. (Geßn.) Ich denk an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage ꝛc. (Mahlm.). Wie deine Tage ſchön dahin fließen. Der Jugend Tage ſind die glücklichſten. Unſere Tage ſind gezählt. Seine Tage beſchließen, ſterben. Der Tag der Geburt. Der Tag der Hochzeit. Das war der ſchönſte Tag meines Lebens. Der Tag der Krönung, der Huldigung, auch der Krönungstag, der Huldigungstag. Der Tag der Gefahr, der Tag des Unglücks, auch der Unglückstag. Der Tag zum Fiſchzuge, oder der Fiſchzugstag. — (c) Zuweilen auch für eine unbeſtimmte Zeit überhaupt, gleichfalls in der Mehrzahl, im

Plural. Heut zu Tage oder heutiges Tages, zu unſern Zeiten. Nächſter Tage, nächſtens, in einigen Tagen. Beſonders in der höhern Schreibkunſt oder Schreibart. Die Tage der Zukunft, die künftige Zeit. O, daß es dir gefalle, wenn meine Muſe dir ſingt, wie in der Jugend der Tage (in dem erſten Alter der Welt) ein Hirt die Gartenkunſt erfand. (Geßner.) Wer es mit ſeinen Tagen ſo hoch gebracht hat, mit ſeinem Leben ꝛc. Auch unter Jahr, Th. 28, kommt Einiges über Tag vor. — Im Iſidor Dagh, bei dem Kero Tac, bei dem Ottfried Dag, im Niederſächſiſchen Dag, bei den Krimmniſchen Tartaren Tag, und mit andern Suffixis bei den Krainerſchen Wenden Dan, im Friſiſchen Dy, im Irländiſchen Dia, im Engliſchen Day, im Lateiniſchen Dies, und in einigen Redensarten Dia. Nach Adelungs Vermuthung ſoll der Begriff des Lichts in dieſem Worte der erſte und herrſchende ſeyn, ſo daß man es zum Geſchlechte des Arabiſchen daa, er hat geleuchtet, rechnen kann.

Tag (Acceptations-), Annahmetag, bei den Kaufleuten und Banquiers, derjenige Tag, an welchem ein präſentirter Wechſel durch die Unterſchrift: acceptirt ꝛc. desjenigen, auf den er gezogen iſt, oder auch p. pro cura, für gültig anerkannt wird, und er ihn am Verfallstage zu zahlen verſpricht.

— (Annahme-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Arbeits-), Werktag, derjenige Tag, an welchem gearbeitet wird, an dem alle Berufspflichten ausgeübt werden, von den höchſten Beamten im Staate, bis zu dem Tagelöhner herab, zum Unterſchiede von dem Ruhetage, dem Sonntage, und den Feiertagen; an welchen alle Arbeit ruhet, oder doch ruhen ſollte.

— (Aſch-), Dies cinerum, in älteren Zeiten der zweite Tag in der erſten Faſtenwoche, weil dieſer damals der erſte Tag der Faſten war, an welchem die öffentlichen

Büßer durch den Sack und Asche in ihre Klasse eingetheilt wurden. Da aber die Kirche hernach vier Tage zur Fasten vorausgesetzt, damit sie aus vierzig Tagen bestehen sollte, so kam der Name Dies cinerum auf den vorhergehenden Mittwoch, welcher jetzt der Aschermittwoch genannt wird, weil an diesem Tage mit dem Gebrauche der Asche die vierzigtägigen Fasten in der katholischen Kirche ihren Anfang nimmt. Die Asche war stets ein Sinnbild der Buße. So that Job, wie er von sich selbst im 24sten Kapitel bekennt, in Staub und Asche Buße. Judith im 4ten Kap. heißt es: die Priester verrichteten ihr Opfer mit von Asche bedecktem Haupte. Mardochäus (Esther im 4ten Kap.) legte einen Sack an, und bestreuete das Haupt mit Asche. Der König von Ninive (Daniel im 4ten Kap.) that ein Gleiches. (Jonas im 3ten Kap.). Auch Christus selbst zeigt die Asche als ein Bußzeichen an, als er von den Einwohnern zu Tyro und Sidon redet. (Matth. im 11ten Kap.). Die alten Väter und Kirchenversammlungen folgten nach, und vereinigten fast immer die Asche mit der Buße, woraus Reginon den Gebrauch des Aschermittwochs und die Weise die Sünder zu büßen, herausgezogen hat und auf folgende Weise beschreibt: „Die Büßenden stellten sich vor die Kirchthür, mit einem Sacke angethan, mit bloßen Füßen und mit den Zeichen eines zerknirschten und demüthigen Herzens. Der Bischof oder Pönitentiarius legte ihnen nach der Größe ihrer Sünden eine Buße auf. Nachdem sie die sieben Bußpsalmen gebetet hatten, legte man ihnen die Hände auf, besprengte sie mit dem Weihwasser, und streuete ihnen die Asche auf das Haupt.“ — Als späterhin die öffentlichen Bußen aufgehört haben, ist nur noch die Aufstreuung der Asche übrig geblieben. Die Weihformel der Aschenweihe in der katholischen Kirche besteht in Folgendem: 1) bittet die Kirche, daß durch die Auflegung der Asche, dem Menschen, der sie empfängt, zur

wirklichen Demuth des Herzens geholfen werde. 2) Daß der himmliſche Segen über diejenigen, welche mit der Aſche beſtreut werden würden, herunterſteige; daß dieſelben, ernſtlich zerknirſcht, ihre Sünden bereuen und bedenken ſollten, daß durch die Sünde des Menſchen ſogar die Erde ſelbſt verflucht worden ſey, und alle in Staub und Aſche verwandelt werden ſollen. 3) Daß dieſe Aſche, bittet die Kirche weiter, ein heilſames Mittel ſey, Nachlaſſung der Sünden und das ewige Leben zu erhalten. 4) Daß dem Leibe die Geſundheit verliehen werde, um Buße für die Sünden zu thun. 5) Daß die Seele durch den göttlichen Schutz erhalten werde. 6) Daß wir dasjenige von dem Herrn erlangen, was wir nach ſeinem Willen begehren. 7) Daß wir in dem Guten mit beſtändigem Gemüthe verharren. Das Ceremoniel der Biſchöfe verordnet aus Abſicht der Demuth, daß die Aſche aller Weltlichen ohne Rückſicht der Würde, erſt nach den Altarsdienern gereicht werde. Wenn ein hierarchiſcher Vornehmer zugegen iſt, ſo legt dieſer zuerſt ſtehend dem Weihenden, welcher ebenfalls ſteht, die Aſche auf die Stirn, dann empfängt er dieſelbe kniend von dem Weihenden. Sonſt legt der Weihende kniend dieſelbe ſich ſelbſt auf, ohne etwas zu ſprechen. Bei Andern aber, wenn er ihnen die Aſche mittheilt, ſpricht er: Gedenke, o Menſch! daß du Staub biſt, und zu Staub werden wirſt.

Tag (Aſtronomiſcher), ſ. oben, unter Tag.

— (Auferſtehungs-), ſ. Tag (großer).

— (Ausſchuß-), ſ. Landtag, Th. 63.

— (Bet-), Bitttag, Danktag; ſ. Kreuzwoche, Th. 49. S. 290.

— (Bitt-), ſ. Tag (Bet-).

— (Blut-), Dies sanguinis, bei den Römern, der 24ſte März, an welchem Tage die Prieſter der Bellona auf den Straßen zu Rom herum liefen, und ſich zur Verſöhnung ihrer Göttin mit Meſſer ritzten, ſo,

daß das Blut davon floß, daher die Bellona selbst auch Mater sanguinis oder Blutmutter genannt wurde. Nach Andern soll dieser Bluttag ein Fest der Cybele gewesen seyn, an dem sich ihre Priester, Galli, zerfleischten, und gewisser Speisen enthielten, welches hieß: erant in castu.

Tag (Bundes-), der Deutsche. Der Sturz Napoleons von dem Französischen Throne, oder dem Throne Frankreichs nach dem Pariser Frieden, am 30sten May 1814, hat für Deutschland die Auflösung des Rheinbundes und die Constituirung des Deutschen Bundes herbei geführt, nach welchem die Fürsten und die Staaten Deutschlands unabhängig und durch ein Föderativband vereiniget oder verbunden sind, das heißt, sie bilden einen souverainen Staatenbund. Der Bundestag hat seinen Sitz zu Frankfurt am Main, ist beständig, und kann sich höchstens auf vier Monat vertagen, wenn die Geschäfte es erlauben. Zu dem Staatenbunde gehören und haben Sitz und Stimme auf dem Bundestage: der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen nach allen ihren vormaligen und neuen Deutschen Besitzungen, der König von Dänemark wegen der Herzogthümer Holstein und Lauenburg, und der König der Niederlande, jetzt von Holland, wegen des Großherzogthums Luxemburg. Sonst gehören zum Deutschen Bunde die vier Könige von Bayern, Sachsen, Hannover und Würtemberg; der Churfürst von Hessen und Großherzog von Fulda; die Großherzöge von Baden, Hessen und bey Rhein, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg, die Herzöge von Nassau, Braunschweig, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg und Sachsen-Hildburghausen, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Siegmaringen, von Lichtenstein, Waldek, Lippe-Detmold

Lippe-Schaumburg, das Gesammthaus Reuß und der Landgraf von Hessen-Homburg, so wie die vier freien Städte: Frankfurt am Main, Hamburg, Bremen und Lübeck. Der Zweck des Bundes soll die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Deutschen Staaten seyn. Auf einer Bundesversammlung, welche am 5. November 1816 zu Frankfurt am Main eröffnet ward, wurden alle Angelegenheiten des Bundes verhandelt, und die Mitglieder desselben führten theils einzelne, theils Gesammtstimmen, wie es bestimmt worden, wobei Oesterreich den Vorsitz in der Bundesversammlung erhielt. Zur letzten Entscheidung aller in dem Bundesvertrage zweifelhaft gebliebenen Gegenstände über die inneren und äußeren Verhältnisse Deutschlands ward zu Wien am 25sten November 1819 ein Ministerialcongreß aller Mitglieder des Deutschen Bundes eröffnet, dem schon vorher die Berathschlagungen der Minister der Deutschen Hauptstaaten im August 1819 zu Karlsbad (wovon die am 20sten September 1819 am Bundestage bekannt gemachten und am 16ten August 1824 erneuerten Beschlüsse die unmittelbare Folge waren) vorangingen. Das Ergebniß dieser Versammlung war die am 15ten May 1820 unterzeichnete Schlußakte in fünfundsechzig Artikeln, welche am 8ten Juny zu Frankfurt als allgemeines Gesetz innerhalb der Deutschen Bundesstaaten angenommen ward. Auf den Bundesvertrag vom 8ten Juny 1815 gestützt, ward in derselben der Deutsche Bund als ein völkerrechtlicher Verein der Deutschen souverainen Fürsten und freien Städte zu der schon oben ausgesprochenen Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten, und zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands ausgesprochen. Die Aufrechthaltung der inneren Ruhe und Ordnung in den einzelnen Staa-

ten soll ihren Regierungen allein zustehen; als Ausnahme gilt der Fall einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesstaaten. In Hinsicht der Stellung gegen das Ausland hat der Bund, als Gesammtmacht, das Recht, Krieg, Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu schließen, jedoch übt der Bund diese Rechte nur zu seiner Selbstvertheidigung, zur Erhaltung der Selbstständigkeit und äußeren Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesstaaten aus; wenn daher ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als Europäische Macht einen Krieg führt, so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender, Krieg dem Bunde ganz fremd. Uebrigens versprechen alle Bundesglieder mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Und wenn sie sich das Recht der Bündnisse aller Art zu schließen zwar vorbehalten, so verpflichten sie sich doch, kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelne Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen, welche entweder vermitteln, oder richten soll, und die streitenden Theile gehorchen ihrem Ausspruche. In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung bestehen, und in Beziehung dieses Artikels erklärt die Schlußakte: daß diese Bestimmung in keinem Bundesstaate unerfüllt, den Bundesfürsten aber überlassen bleiben soll, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früherhin bestandenen ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden V

hältniſſe zu ordnen. Die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionspartheien ſoll in den Ländern des Deutſchen Bundes keinen Unterſchied im Genuſſe der bürgerlichen und politiſchen Rechte begründen, und wie eine bürgerliche Verbeſſerung der Bekenner des jüdiſchen Glaubens zu bewirken ſey, will die Bundesverſammlung in Berathung nehmen. — Die Unterthanen der Deutſchen Fürſten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzugehen, und dort bürgerliche oder Kriegsdienſte anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienſte gegen das bisherige Vaterland im Wege ſteht. Auch hat die Bundesverſammlung beſchloſſen, ſich mit Abfaſſung gleichförmiger Geſetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, ſo wie auch über den Handel und Verkehr zwiſchen den Bundesſtaaten zu beſchäftigen. Was nun die Stimmen auf dem Bundestage betrifft, ſo haben die Glieder theils einzelne, theils Geſammtſtimmen, nämlich Oeſterreich 1 Stimme, Preußen 1, Bayern 1, Sachſen 1, Hannover 1, Würtemberg 1, Baden 1, Churheſſen 1, Großherzogthum Heſſen und Heſſen-Homburg 1, Dänemark, wegen Holſtein und Lauenburg, 1, Holland, wegen des Großherzogthums Luxemburg, 1, die Großherzoglich und Herzoglich Sächſiſchen Häuſer 1, die Großherzoglich Mecklenburgiſchen Häuſer 1, Braunſchweig und Naſſau 1, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg 1, Hohenzollern, Lichtenſtein, Reuß-Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck 1, die freien Städte Lübeck, Frankfurt am Main, Bremen und Hamburg 1 Stimme, zuſammen 17 Stimmen. Oeſterreich hat bei der Bundesverſammlung den Vorſitz. In der weitern Verſammlung, in welcher es auf Abfaſſung und Abänderung von Grundgeſetzen des Bundes ankommt, führt jeder Bundesglied eine Stimme für ſich, nämlich Oeſterreich 4 Stimmen, Preußen 4, Bayern 4, Sachſen 4, Hannover 4, Würtemberg 4, Baden 3, Chur-

heſſen 3, Großherzogthum Heſſen 3, Holſtein und Lauenburg 3, Luxemburg 3, Braunſchweig 2, Mecklenburg-Schwerin 2, Naſſau 2, Sachſen-Weimar 1, Sachſen-Koburg-Gotha 1, Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen 1, Sachſen-Altenburg 1, Mecklenburg-Strelitz 1, Oldenburg 1, Anhalt-Deſſau 1, Anhalt-Bernburg 1, Anhalt-Köthen 1, Schwarzburg-Sondershauſen 1, Schwarzburg-Rudolſtadt 1, Hohenzollern-Hechingen 1, Lichtenſtein 1, Hohenzollern-Siegmaringen 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe-Detmold 1, Lübeck 1, Frankfurt am Main 1, Bremen 1, Hamburg 1, und Heſſen-Homburg 1, zuſammen 69 Stimmen. Dieſe Beſchlüſſe werden nach der Mehrheit der Stimmen abgefaßt, jedoch entſcheidet in der weitern Verſammlung nur eine auf $\frac{3}{4}$ der Abſtimmung beruhende Mehrheit. — Jeder Staat ſtellt zu einem Bundeskriege nach ſeiner Volkszahl ein gewiſſes Kontingent, welches von 100 der Bevölkerung 1 Mann beträgt; außerdem wird von 200 der Bevölkerung 1 Mann Reſerve geſtellt. Das Bundesheer iſt (ohne Reſerve) 301,637 Mann, nämlich 222,119 Mann Linien-Infanterie, 11,694 Jäger, 43,090 Mann Kavallerie, 21,717 Mann Artillerie und Train, 3017 Pioniers und Pontoniers, und 612 Stück Geſchütz. Es wird von einem Oberfeldherrn befehliget, der zu Kriegszeiten von dem Bunde in der engern Verſammlung erwählt wird, und bildet 10 Armeekorps, nämlich 7 ungemiſchte (Oeſtreich 3, Preußen 3 und Bayern 1), und 3 kombinirte oder gemiſchte aus den Kontingenten der übrigen Bundesſtaaten. Nach dem Maaße der Kontingente werden auch die Bundesanlagen beſtimmt.

Tag (bürgerlicher), ſ. Tag (natürlicher), weiter unten.

— (Buß-), Waldbußtag, Forſtbußtag, in der Jurisprudenz, ein Tag, an welchem die Forſtfrev-

ler geſtraft werden; ſ. Forſtſtrafe, Th. 14, S. 689. — Bei den Juden ſind die Bußtage diejenigen Tage, die zu beſondern Bußübungen gewidmet ſind. Sie fangen damit das Neujahr an. Nach ihrer Meinung hält Gott an dieſem Tage ein ſtrenges Gericht über die Sünden der Menſchen. Sie fangen daher ſchon den ganzen Monat Elul an, und erwägen alle Tage ihre begangenen Sünden; ſie betrauern ſie, wenn ſie aufſtehen, und wenn ſie ſich niederlegen, ſo oft ſie ſich zu Tiſche ſetzen, und von demſelben aufſtehen; denn ſie glauben, wer um dieſe Zeit ſeine Sünden, die er das ganze Jahr begangen hat, fleißig erwägt, der werde am Neujahrstage von denſelben losgeſprochen. Sie haben dazu beſondere Gebete, die ſie Selichos nennen, worin ſie Gott um Barmherzigkeit anflehen. Derjenige, welcher nicht im hohen Grade andächtig iſt, verrichtet ſolches nur vier Tage vor dem neuen Jahre. Den Tag vor dem neuen Jahre ſtehen ſie alſo früher, als gewöhnlich auf, weil ſie viele Gebete um die Vergebung ihrer Sünden zu verrichten haben. Einige nehmen vorher Speiſen zu ſich, Andere nicht. Die Letztern führen als Urſache an: Gott fordere von einem Jeden eine Genugthuung für ſeine Sünden; wenn ſie nun den Tag vorher faſteten, ſo erlaſſe Gott ihnen ſchon vorher den dritten Theil ihrer Sünden. Diejenigen dagegen, welche vorher etwas zu ſich nehmen, führen als Grund an, daß ſie es thäten, damit ſie ſich nicht den Chriſten gleich ſtellten, die an ihren Bußtagen faſteten. Die nächſten zehn Tage vom neuen Jahre bis zum Verſöhnungstage nennen ſie asseres ieme theschubah, die zehn Bußtage; und den Sabbath, der zwiſchen dem neuen Jahre und dem Verſöhnungstage fällt, nennen ſie den Bußſabbath. Dieſe Sabbathe feiern ſie, wie die übrigen im ganzen Jahre, außer daß ſie zu ihren ordentlichen Gebeten noch einige hinzu fügen, die davon handeln, wie die Buße dem Menſchen zur Seligkeit helfe. Auch muß

ihnen der Rabbiner, ehe er die Gesetzrolle aus dem Kasten nimmt, vorsagen, wie sie sich diesen Tag über verhalten sollen. Alle Gebete, welche sie in diesen zehn Tagen verrichten, müssen sie gebückt thun; auch müssen sie diese zehn Tage über vor Tages in die Schule gehen und ihre Sünden bekennen. In den genannten Tagen dürfen sie Niemanden einen Eid auflegen, Niemanden in den Bann thun ꝛc.; auch dürfen sie in denselben kein Brod von den Christen annehmen. Außer diesen Bußtagen feiern sie auch noch den großen Bußtag oder das große Versöhnungsfest. Zu den Bußtagen kann man auch noch die Festtage rechnen, die sowohl alle Juden überhaupt, als auch die Frommen insbesondere begehen. Die fünf großen Festtage sind: 1) Der Versöhnungstag, 2) der zehnte des Monats Thebet, 3) der siebzehnte im Monat Thamuth, 4) der neunte im Abh, und 5) der dritte im Monat Tisri. Die übrigen sind: a) der letzte Tag im Monat Elul, b) der Tag vor Purim, c) der zehnte im Monat Thamuth. Von den übrigen kleinen Festtagen, die nur die Frommen halten, ingleichen von der Art, wie sie solche begehen, s. den Art. Festtag oder Tag (Fest-). — Die Bußtage bei den Katholiken, Griechen und Protestanten oder Evangelischen gehören unter Buße, und müssen daher hier übergangen werden. — Es kommen übrigens in der christlichen Kirche noch Buß- und Bettage vor, welche die Regierungen zu manchen Zeiten angeordnet, auch in ihren Ländern einen oder mehrere öffentliche und allgemeine Bußtage in jedem Jahre befohlen haben. Die erste Veranlassung sind mancherlei Landesplagen und Unglücksfälle gewesen, z. B. Krieg, Aufruhr, Hungersnoth, Pest ꝛc., die man durch Gebete und wahre Bekehrung zu Gott abwenden wollte. Man hat damit auch in einigen Ländern ein allgemeines Fasten verknüpft, in andern es dagegen einem Jeden frei gelassen, daß er darin nach seiner eigenen

Wahl und Beſchaffenheit ſeiner Geſundheit und anderer Umſtände handeln könne. In Preußen iſt ein allgemeiner Bettag im April eines jeden Jahres eingeführt, der auch zugleich als Bußtag gilt, in einer kirchlichen Feier Vor- und Nachmittags, wie am Sonntage, beſteht, und ein Ruhetag iſt. Außer ſolchen feierlichen und beſtändigen Bußtagen, werden zuweilen, bei außerordentlicher Gelegenheit, noch außerordentliche dergleichen angeordnet, und an vielen Orten ſind überdies alle Monate auf einen gewiſſen Tag, Bet- und Bußtage eingeführt. An ſolchen Tagen wird die Litaney geſungen und der ganze Gottesdienſt zur Erweckung einer wahren Bußandacht eingerichtet. So iſt in Preuſſen auch jährlich ein Bettag im November zum Gedächtniß der Geſtorbenen eingeführt. Man hält dieſe Gewohnheit für ſehr löblich, nur müſſe die Bekehrung nicht auf die Feier des Bußtages eingeſchränkt werden.

Tag (Confirmations-), ſ. Einſegnungstag oder Tag (Einſegnungs-), welcher in den katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchen mit mehr oder weniger Feierlichkeit begangen wird, das heißt, an einem Orte mehr, als an dem andern. Die Confirmation geſchieht öffentlich in den Kirchen eines jeden Sprengels, in Gegenwart der Eltern, Taufzeugen und der ganzen Gemeinde. Die Kinder müſſen ein ſolches Alter erreicht haben, daß ſie von den Religionswahrheiten eine richtige Erkenntniß und Ueberzeugung haben können, wozu man mehrentheils das Alter von vierzehn Jahren feſtgeſetzt hat, es geſchieht aber auch noch ſpäter, im 15ten, 16ten und 17ten Jahre, da hierin von den Regierungen in evangeliſchen Ländern nichts feſtgeſetzt worden iſt, und es auf den Willen der Eltern ankommt, zu welcher Zeit ſie ihre Kinder für ſo reif halten, daß ſie an dem Religionsunterrichte Theil nehmen können; auch dauert dieſer Unterricht bei Einigen nur ein halbes Jahr, bei Andern ein Jahr, auch wohl zwei Jahre ꝛc. Es kommt hierbei Alles

auf die Lebensverhältnisse der Eltern und auf die künftige Bestimmung der Kinder an. Wenn z. B. die Knaben ein Handwerk, eine Kunst ꝛc., erlernen, und die Mädchen in Condition oder in den Dienst treten, so kann der Religionsunterricht bei ihnen nicht so lange fortgesetzt werden, höchstens ein Jahr, da sie größtentheils schon nach einem halben Jahre Unterricht zur Einsegnung gelangen, welche vor dem ersten Genusse des heiligen Abendmahls vorhergeht, und ein Zeichen ist, daß sie jetzt im Stande sind, die nöthige Selbstprüfung vorzunehmen. Der Geistliche legt den Catechumenen die wichtigsten Fragen aus der Religion vor, oder examinirt sie über den Catechismus. Er betet dann über dieselben, legt ihnen die Hände mit einer Einsegnungsformel auf den Kopf, und ermahnt sie zur Treue und Beständigkeit im Glauben und in der Gottseligkeit, die Zuhörer aber zum Gebete. Die Formel, womit sie der Geistliche einsegnet, ist bei den Evangelischen nicht an allen Orten gleich. — Die Englische Bischöfliche Kirche hält die Confirmation für einen apostolischen Gebrauch, und nur ein Bischof kann sie verrichten. Der Bischof bestimmt zum Voraus die Zeit, und die Pfarrer melden ihm die Namen derjenigen Kinder und Personen, welche sie dazu für fähig halten (wozu oft nichts weiter gehören soll, als daß sie den Kirchenkatechismus hersagen können). Am bestimmten Tage erscheinen die Confirmanden, ein Jeder mit einem Pathen und einer Pathin, als Zeugen seiner Confirmation, vor dem Bischofe, welcher ihnen einige Fragen vorlegt und sie das Taufgelübde, welches bei ihrer Taufe an ihrer Statt abgelegt worden, auf sich selbst nehmen, und feierlich vor der Gemeinde wiederholen und bestätigen läßt. Hierauf betet er, daß Gott ihnen die Gabe des heiligen Geistes schenken wolle, und confirmirt sie, indem er sie niederknien läßt, Einem nach dem Andern die Hand aufs Haupt legt, und spricht: Herr, nimm dieses Dein Kind (diesen Deinen

Knecht) in den Schutz Deiner himmliſchen Gnade, daß es ewig unter die Zahl der Deinigen gehöre, und täglich mehr und mehr wachſe an den Gaben Deines heiligen Geiſtes, bis es in Dein ewiges Reich komme. Amen. Hierauf folgt das Gebet des Herrn und andere Gebete. Zuletzt ſegnet er ſie mit den Worten: Der Segen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes ſey mit Euch, und bleibe bei Euch ewiglich. Amen.

Tag (Convokations-), Zuſammenberufungstag, Verſammlungstag des Parlaments in England, des Ober- und Unterhauſes. Man hat dieſes auch auf andere Verſammlungen übertragen, und nennt jetzt auch die Tage, wo der Provinziallandtag zuſammen berufen wird oder zuſammentritt, ſo auch andere Verſammlungen zu öffentlichen oder Staatszwecken, Convokationstage.

— (Dank-), ſ. Tag (Bet-).

— (Demüthigungs-), Demüthigungstage, the Days of humiliation, in England, zwei Bußtage, welche ſich auf die Enthauptung König Karls des Erſten am 30ſten Januar, und auf den großen Brand in London im Jahre 1660 beziehen.

— (Depoſitions-), Dies depoſitionis, der Begräbnißtag, welcher von dem Sterbetage, Dies obitus, verſchieden iſt, obgleich er oftmals darunter begriffen wird; denn der Sterbetag iſt eigentlich derjenige Tag, da Jemand zu leben aufhört, der durch den Geiſt in Thätigkeit erhaltene Körper, die künſtlichſte Maſchine der Natur, aufhört oder ſtille ſteht, der Geiſt entſchwindet, entweder durch die Schwäche der abgenutzten Maſchine, die Vertrocknung der Faſern, Abſtumpfung der Nerven und Muskeln, gleichſam Verknöcherung im höchſten Alter, oder durch eine tödtliche Krankheit, durch Gifte, kurz durch alle lebenszerſtörenden Urſachen. Der Begräb-

nißtag ist der Tag, an welchem der Abgeschiedene begraben, die todte Hülle der Erde übergeben wird. Beide Tage sind demnach verschieden. In der katholischen Kirche werden sie aber in den kirchlichen Dekreten, welche die Seelenmessen betreffen, für einen und denselben gehalten. Deshalb wird auch am Tage des Begräbnisses in der Collect des Meßopfers von dem Priester gebetet: für die Seele, die Gott heute von dieser Welt zu nehmen befohlen hat. Dieses geschieht aber, weil im sittlichen Verstande beide Tage für einen genommen werden, oder weil am Begräbnißtage der Sterbetag vorgestellt wird. Die Congregation der heiligen Gebräuche hat im Jahre 1628 den 12ten July befohlen: „Am Begräbnißtage soll das Meßopfer für den Verstorbenen verrichtet werden, was immer für eine Gewohnheit dagegen sey." Und das Römische Ritual sagt: „Dasjenige, was vor uralten Zeiten ist angeordnet worden, soll, so viel als möglich ist, beibehalten werden, daß die Messe in Gegenwart des Leibes des Verstorbenen für ihn gehalten werde, ehe er begraben würde." Der Gebrauch, den Abgeschiedenen sogleich durch die geistliche Funktion zu Hülfe zu kommen, wurde so beobachtet, daß der Priester zu einer jeden Stunde den ganzen Tag über das für solche Meßopfer verrichten konnte, und wenn er auch nicht mehr nüchtern war, das heißt, schon Speisen zu sich genommen hatte. Dieser letzte Punkt hat aber der dritten Kirchenversammlung zu Carthago im Jahre 397 nicht gefallen; sie verordnete daher, daß das Meßopfer nur von dem, der noch nüchtern wäre, gehalten werden sollte, und die Empfehlung der Seele sollte nur durch das Gebet geschehen, wenn der Priester schon zu Mittage gespeiset haben würde. Dieses wird in neuerer Zeit nicht mehr so genau beobachtet. Das Römische Ritual wünscht zwar und empfiehlt nachdrücklich, daß die Begräbnisse mit dem heiligen Meßopfer geschehen sollten, jedoch setzt es das Be-

dingniß hinzu: Si hora fuerit competens, wenn es noch die rechte Zeit seyn würde, wodurch die Nachmittagszeit gänzlich ausgeschlossen wird, und vielleicht durch den Umstand, da der Priester nicht mehr nüchtern ist. Man kann aus der eben angezogenen Stelle ersehen, wie sehr die Alten bedacht waren, den Seelen der Verstorbenen die große Hülfe des heiligen Meßopfers und das letzte Liebeszeichen angedeihen zu lassen. Ob diese neu eingeführte, oder die alte Gewohnheit besser sey, muß man denjenigen zu überdenken überlassen, die es besonders angeht. Bei den Protestanten oder Evangelischen kommen dergleichen Meßopfer bei der Beerdigung des Hingeschiedenen nicht vor. Bei dem Begräbnisse selbst wird ein Gebet verrichtet, sobald kein Geistlicher der Leiche folgt, und geschieht dies, so hält der Geistliche eine Rede am Grabe des Verstorbenen, worin er mit wenigen Worten die Verdienste des Verstorbenen hervorhebt, und sie dann mit einem Gebete schließt. Die Banquets an den Begräbnißtagen, welche ehemals den Leidtragenden gegeben wurden, sind in neuester Zeit größtentheils eingestellt. Wenn die Beerdigung am Vormittage geschieht, so giebt man in angesehenen Häusern Wein und Kuchen, auch wohl etwas kalte Küche, ein Frühstück à la fourchette etc., vor der Beerdigung, und geschieht sie am Nachmittage, ein Paar Tassen Chocolade mit Kuchen ꝛc.

Tag (Deputations-), s. Landtag, Th. 63.

— (Einsegnungs-), der Tag, an welchem ein Paar Brautleute kirchlich eingesegnet, das heißt, von dem Geistlichen in der Kirche ehelich verbunden werden. Die Ceremonien, welche dabei beobachtet werden, sehe man im Artikel Ehe, Th. 10, S. 161 u. f., nach. — In der protestantischen oder evangelischen Kirche, nennt man auch den Confirmationstag, an welchem die Catechumenen zu Gemeindegliedern nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse und Bestätigung des

Taufgelübdes gelangen, den Einsegnungstag. Auch die Firmelung bei den Katholiken wird so genannt.

Tag (Erleuchtungs-), Dies luminum, wird das Fest Epiphanias genannt, welches seine Benennung nicht von den Lichtern, welche auch zu andern Zeiten angezündet wurden, sondern von der Erleuchtung, die den Weisen aus Morgenland widerfahren, und von dem Andenken der Taufe Christi, welches an diesem Tage gefeiert worden. Man pflegte die Taufe häufig mit dem Namen Erleuchtung zu benennen. Man hat den Erleuchtungstag auch für die Lichtmesse ausgegeben, allein mit Unrecht, denn diese heißt Festum candelarum.

— (Fast-), s. Th. 12, S. 292.

— (Feier-), s. Th. 13, S. 257. Bei den Römern waren die Feiertage diejenigen Tage, an welchen, wegen irgend eines eingefallenen Festes kein Gericht gehalten wurde. Dies feriati.

— (Fest-), s. Th. 12, S. 634 u. f. Bei den Römern waren die Dies festi, Festtage, welche den Göttern gewidmet waren, und an denen entweder öffentliche Opfer zur Versöhnung der Götter, oder Göttermahle, epulae und lectisternia, oder öffentliche Spiele im Circus, Theater und Amphitheater angestellt wurden.

— (Fischzugs-), ein Volksfest in Berlin, welches am 24sten August gefeiert wird; s. den Art. Volksfest, unter V.

— (fortlaufender), wird ein astronomischer Tag genannt, welcher von einem Mittage bis zu dem andern fortläuft.

— (Frühlings-), nennt man den 21sten März, an welchem Tage des Frühlings Anfang im Kalender bezeichnet ist. Dann nennt man auch einen jeden schönen Tag, außer der Frühlingszeit, besonders im Herbste und Winter, einen Frühlingstag, des schönen heitern Wetters wegen, und wegen der Milde der Luft. Heute ist

ein Tag, wie ein Frühlingstag, wenn uns gleich der Winter noch nicht verlaſſen hat.

Tag (Geburts-), der Tag, an welchem Jemand geboren worden, an welchem er das Licht der Welt zuerſt als Säugling erblickt; ein feſtlicher Tag. — Bei den Römern wurden die Geburtstage feierlich begangen; denn die Römer feierten nicht nur ihre eigenen Geburtstage, ſondern auch die der Götter, der Kaiſer, und anderer großer Männer. So z. B. feierten ſie den Tag der Geburt der Tellus, der Diana, des Apolls; dann die Geburtstage der Kaiſer, die man öffentlich, ſowohl einen, auch wohl mehrere Tage nach einander, durch allerley Luſtbarkeiten auszeichnete, wozu auch die Tage der Thronbeſteigung der Kaiſer gehörten. Zuweilen wurden die Bürgermeiſter, die dergleichen feſtliche Tage nicht hatten ausrufen laſſen, abgeſetzt. Aber nicht bloß die Geburtstage der Lebenden, ſondern auch diejenigen der Verſtorbenen, beſonders der großen Männer, die ſich Verdienſte um das Vaterland erworben hatten, wurden gefeiert. Die eigenen Geburtstage wurden mit Gaſtmählern gefeiert, wobei man ſeinem Genius Wein, Weihrauch und Kränze opferte (welches Opfer auch die Frauen der Juno darbrachten), wobei man von ſeinen Freunden und Clienten Geſchenke und gute Wünſche für das fernere Wohlergehen erhielt. Auch ſelbſt der Städte Erbauungstage wurden gefeiert, wie z. B. diejenigen der Städte Rom und Konſtantinopel. — Dieſe Geburtstagsfeier pflanzte ſich auch bei den Chriſten fort, wenn gleich in der erſten Zeit nur im Stillen und ohne Gewohnheitsrecht, welches erſt ſpäterhin geltend gemacht wurde. Die Katholiken feiern den Namenstag, und die Proteſtanten den Geburtstag; indeſſen gehen die Erſteren darin nicht ſo ſtrenge zu Werke, und feiern auch den Geburtstag, mithin haben ſie eigentlich zwei Feſte, den Namens- und den Geburtstag. An katholiſchen Höfen wurde und wird noch das

Namensfest, also der Namenstag, mit großem Gepränge begangen, weil es zugleich das Fest von dem Heiligen dieses Namens ist, welcher als der besondere Schutzpatron desjenigen angesehen wird, der seinen Namen trägt. An protestantischen oder evangelischen Höfen werden wieder die Geburtstage der Regenten mit großer Gala gefeiert. Auch das Geburtsfest der Gemahlin des Fürsten, der Prinzen und Prinzessinnen des regierenden Fürstlichen Hauses, und anderer naher Anverwandte, werden mit ganzen, auch, nach Gutbefinden des Fürsten, mit halben Galatagen gefeiert. Auch ist das Geburtsfest des Landesvaters zugleich ein Volksfest, das mit Illumination, Feuerwerken, und andern Volksbelustigungen gefeiert wird. Die Beschreibungen solcher Geburtstagsfeierlichkeiten erschienen ehemals im Drucke, jetzt theilen die politischen Zeitungen, Staatszeitungen oder Hofzeitungen, und andere Blätter die Feierlichkeiten mit, die an einem solchen Tage begangen werden; auch geschehen gemeiniglich Beförderungen von Hof- und Staatsbeamten, Ordensverleihungen oder Vertheilungen ꝛc., die der Fürst auf diesen Tag aufspart und bekannt macht, und die auch zugleich Freudentage für diejenigen sind, welche Amtsbeförderungen oder Orden erhalten. Ein Schriftsteller sagt bei der Anführung der Begehung der Geburtsfeste der Regenten: „Heil dem Regenten, dessen Unterthanen, ohne Befehl, mit frohem Jubel den Tag als ihren glücklichsten preisen und feiern, an welchem ihnen Gottes beste Gabe, ein guter Fürst, geschenkt wurde!“ — Die Feier der Geburtstage bei Hofe in neuester Zeit, haben auch im Publikum die Feier dieser Tage wieder mehr als jemals hervorgerufen, so daß sie nicht bloß in den Häusern der Vornehmen und Reichen gefeiert werden, sondern auch in denen des Mittelstandes, selbst der Aermeren, nach dem Verhältnisse ihrer Einnahme, mehr oder minder

glanzvoll, das heißt, mit einem ausgezeichnetem Gerichte, und Kaffee, oder Chocolade mit Kuchen ꝛc.

Tag (Gedächtniß-), Erinnerungstag, werden diejenigen Tage genannt, an welchen wichtige Begebenheiten vorgefallen sind, und die deshalb von einem Volke entweder gefeiert werden, oder sie werden bloß durch öffentliche Denkmale, durch wohlthätige Spenden, durch die Feier von einzelnen Gesellschaften und Korporationen ꝛc. ꝛc. in Erinnerung gehalten. In neuester Zeit gehört z. B. hierher für das Preußische Volk: der Geburtstag Friedrichs des Großen, am 24sten Januar; das Erinnerungsfest an den Aufruf der Freiwilligen für die Freiheitskämpfe der Jahre 1813, 14 und 15, welcher Aufruf, am 3ten Februar des Jahres 1813 von Breslau aus, an das Preußische Volk, von dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten erlassen wurde; der Sieg bei Groß-Beeren, zur Errettung Berlins, am 23sten August 1813; die Völkerschlacht bei Leipzig, vom 16ten bis zum 19ten Oktober 1813; die Schlacht bei Belle-Alliance, 1815 ꝛc., und so hat jeder Staat und jedes Volk seine Gedächtniß- und Erinnerungstage, sowohl öffentliche, wie die angeführten, als auch Erinnerungstage in jeder Familie insbesondere.

— (Geld-), im gewöhnlichen Leben bei den Arbeitern, derjenige Tag, an welchem sie den Lohn für ihre Arbeit erhalten, der Löhnungstag, der letzte Tag in der Woche, der Sonnabend

— (Gerichts-), ein Tag, an welchem Gericht gehalten wird. Bei den Römern waren die Gerichtstage (Dies cognitionales) diejenigen Tage, an welchen der Prätor mit seinen Beisitzern die Rechtspflege verwaltete; sie hießen auch Dies decreti. Die eigentlichen Verrichtungen des Prätors an solchen Tagen waren dreierley: 1) Exercebat judicum, das heißt, er hielt mit den Zehnmännern, welche aus fünf Senatoren und fünf Rittern bestanden, Rathssitzungen, und untersuchte die streitigen

Sachen. 2) Praebebat consilium, das heißt, er gab denen seinen gutachtlichen Rath, welche ohne seinen Beyrath nichts Rechtsgültiges thun konnten. So konnte z. B. kein Unmündiger, ohne das Gutachten des Prätors vorher eingeholt zu haben, einen seiner Sklaven frei lassen. 3) Indicebat conventum, das heißt, er sagte eine Sitzung an, wenn eine Sache, wo es nicht bloß auf das Geschehene ankam, nach vorhergegangenen rechtlichen Erkenntnissen entschieden werden sollte. — Eine andere Art von Gerichtstagen waren die Dies fasti, an denen man Rechtshändel vor Gericht betreiben durfte, und die nach Macrobius ihren Namen von dem Lateinischen Zeitworte fari haben, weil der Prätor an denselben seine ihm eigenen Rechtsworte: do, dico, addico, aussprechen konnte. Schon Numa unterschied die Tage in fastos und nefastos, welchen Unterschied vermuthlich die Decemviri mit in die Gesetztafeln brachten; es soll jedoch wahrscheinlich seyn, daß man sie eine Zeitlang dem Volke nicht hat bekannt werden lassen, um mit demselben, wann und wie man wollte, gerichtliche Unterhandlungen zu pflegen, und es dadurch in einer größern Abhängigkeit von den Patriziern zu erhalten. Der Schreiber des Pontifex Appius Coecus (der vermöge seines Amtes das Verzeichniß dieser Tage in geheimer Verwahrung hielt) Cn. Flavius, soll auf Befehl seines Herrn ungefähr hundertundfunfzig Jahre nach der Ausstellung der Gesetze der zwölf Tafeln, diese Gesetze aus den bisher geheim gehaltenen Tafeln abgeschrieben, und sie im Kalender, damit sie das Volk wissen könne, aufgezeichnet haben. Bis dahin war der gemeine Bürger genöthigt gewesen, diese fastos dies bei seinem Patrone oder sonst einem Patrizier zu erfragen. Die fasti dies sind daher solche Tage im Römischen Kalender, an denen die ganze Zeit des Tages über Gericht gehalten wrrden konnte. Von ihnen waren verschieden die fasti primo oder verkürzt F. P., wo nur

Vormittags oder Morgens Gericht gehalten wurde; die nefasti primo, oder verkürzt N. P., wo nur Nachmittags gerichtliche Geschäfte verhandelt wurden, und zuletzt die endotercisi, oder abgekürzt E. N., Tage, wo nur zwischen dem Morgen und Abende, nicht aber am Morgen und Abend selbst, Gericht gehalten werden konnte. — Die Dies nefasti, oder verkürzt N., werden den Diebus fastis und endotercisis entgegengesetzt. Diese nefasti waren daher solche Tage, an denen kein Gericht gehalten werden konnte, und wo der Prätor die drei Worte: Do, Dico, Addico, nicht sprechen durfte. Wenn er es in dieser Absicht versah, so mußte er ein Sühnenopfer bringen, und was er an einem solchen die nefasto entschieden hatte, das war vitio, das heißt, nicht nach dem Herkommen und den Gesetzen entschieden, ob es doch gleich entschieden blieb, so wie derjenige, welcher vitio ein obrigkeitliches Amt bekam, und solches deswegen nicht verlor. Alle schwarzen Tage, Dies atri, waren auch nefasti, aber nicht umgekehrt; denn es konnten auch die glücklichsten Tage nefasti seyn, wie der Tag der Gedächtnißfeier von Rom und seiner ersten Erbauung. Ovid bestimmt die Dies nefastos in folgendem Distichon:

Ille nefastus erit, in quo tria verba silentur:
Fastus erit, per quem lege licebit agi.

— Der dritte Tag nach der Contestation einer Rechtssache, auf welchen eine Parthey die andere wieder vorladen ließ, hieß Dies comperendinus, und diejenigen Tage, an welchen nichts vor Gericht verhandelt wurde, hießen Dies exemti, oder waren Dies nefasti. — Der Gerichtstage giebt es nach neuerer Einrichtung der Gerichte zwei, drei, auch, nach der Menge der Arbeiten, mehrere Tage, an welchen Gericht gehalten wird, an denen ein jeder sein Anliegen vortragen kann, und welche Tage dann Gerichtstage genannt werden. Außer diesen Tagen wird in der Regel Niemand gehört, jedoch können, je nachdem es durch Observan-

zen hergebracht ist, schriftliche Eingaben auch außer den Gerichtstagen, dem Richter, Gerichtsschreiber oder einer andern Gerichtsperson übergeben werden. Wenn ein Fremder oder sonst Jemand in einer Eile erfordernden Sache, etwas vor Gericht außer einem gewöhnlichen Gerichtstage vorbringen will, so wird ihm auf sein Verlangen ein sogenanntes Gastgericht gehalten, wofür meistens die doppelte Sache, oder mehr Gerichtsgebühren erlegt werden müssen. Diese Rechtspflege ist jedoch in den verschiedenen Staaten Deutschlands sehr verschieden; es kommt daher auf den eingeführten Gebrauch an. S. auch die Art. Gericht, Gerichtsbarkeit ꝛc., Th. 17.

Tag (Grafen-), s. oben, S. 390.

— (Herbst-), der 23ste September, an welchem der Herbst nach dem Kalender anfängt; auch nennt man einen etwas kalten Sommertag, der sonst schön ist, einen Herbsttag.

— (großer), Dies magnus, eine Benennung der Ostertage, hauptsächlich des Ostersonntags in den ersten Zeiten der Kirche, wegen der Auferstehung Christi. Dieser Tag wurde auch der Tag des Lichts, Dies lucis, der geheimnißvolle Tag, Dies mysteriorum, genannt. Dann führt er noch die Namen Brodtag, Dies panis, königlicher Tag, Dies regalis, Auferstehungstag, Dies resurrectionis etc.

— (Herren-), Dies dominicus, bei den Christen der Sonntag, den sie in der ersten Zeit nicht mit dem Heidnischen Namen Sonntag belegt wissen wollten; denn der Sonntag, Dies Solis, erhielt erst späterhin bei ihnen Anerkennung, wo dann der Name Herrentag verschwand.

— (Hochzeits-), s. unter Hochzeit, Th. 24.

— (Hunds-), s. Th. 26, S. 476 u. f.

— (Jahrs-), Neujahrstag, s. Th. 28, S. 673.

— (jüngster), der Auferstehungstag, was darüber von Vielen gesagt worden ist, gehört nicht hierher.

Tag, in juriſtiſcher Beziehung, bei den Römern, gemeiniglich der Zeitverlauf von Mitternacht bis zur nächſtfolgenden Mitternacht; die Stunden des Tages fingen ſie dagegen vom Aufgange der Sonne anzurechnen. Unter dem Ausdrucke Dies et Consul verſteht man in den Römiſchen Geſetzen immer das Datum, wenn z. B. in den Rechnungen der Argentarien, in den Kaiſerlichen Reſcripten Dies et Consul erfordert wird. Am häufigſten kommt das Wort Dies als die zur Leiſtung einer Verbindlichkeit beſtimmte Zeit vor, wobei die Ausdrücke ex Die und ad Diem oder in Diem wohl zu unterſcheiden ſind; in jenem Falle wird durch Dies die Zeit beſtimmt, wo die Erfüllung einer Verbindlichkeit anfangen ſoll. Wenn man z. B. verſprochen hat, nach drei Jahren hundert Thaler zu bezahlen; im zweiten Falle iſt Dies die Zeit, wo die ſchuldige Leiſtung aufhört. Wenn man z. B. verſprochen hat, zehn Jahre lang jährlich hundert Thaler an Jemand zu bezahlen. Die Wirkung einer auf dieſe Weiſe entſtandenen Verbindlichkeit ex Die oder in Diem hängt davon ab, ob der beſtimmte oder unbeſtimmte Tag, Dies certus oder incertus, mit derſelben verbunden iſt. — Der beſtimmte Tag, Dies certus, wird in Fällen, wo Dies oder Tag einen Termin anzeigt, als gewiß angenommen, das heißt, daß er gewiß kommen muß; der unbeſtimmte Tag, Dies incertus, iſt ein Tag, von dem es nicht gewiß iſt, ob er jemals kommen wird. Dieſer Unterſchied zwiſchen dem gewiſſen und ungewiſſen Tag iſt beſonders bei Erbeinſetzungen, bei Vermächtniſſen, und bei Verträgen wichtig. In Erbeinſetzungen gilt die Beiſetzung eines beſtimmten Tages, Dies certus, gar nicht, und wird für nicht geſchehen betrachtet. Wenn z. B. der Teſtirer ſchreibt: In zehn Jahren nach meinem Tode ſoll A mein Erbe ſeyn, oder A ſoll zehn Jahre lang mein Erbe ſeyn, ſo wird in beiden Fällen der A ganz Erbe, gleich als ob der zehn Jahre nicht gedacht wäre; weil, wenn man vor oder nach dem A dem Inte-

ſtaterben die Erbſchaft überließe, der Erblaſſer zum Theil aus dem Teſtamente beerbt, zum Theil ohne Teſtament beerbt, abgehen würde, welches nach den Grundſätzen des Römiſchen Rechts ein Widerſpruch iſt. Wenn der Erbeseinſetzung ein unbeſtimmter Tag, Dies incertus, beigeſetzt worden, wenn z. B. der Teſtirer geſchrieben hat, A, wenn er nach meinem Tode Bürgermeiſter werden wird, ſoll, oder wenn mein Schiff glücklich aus Oſtindien kommen wird, ſoll A mein Erbe ſeyn, ſo gilt der beigeſetzte Tag als eine Bedingung. Wenn alſo dieſer Tag erſcheint, und z. B. A Bürgermeiſter wird, wenn zu ſeinen Lebzeiten das Schiff zurückkommt, ſo wird A Erbe, und ſolches auch rückgängig, als ob gleich nach des Teſtirers Tode jener Tag erſchienen wäre; erſcheint aber jener Tag zu Lebzeiten des Teſtirers nicht, ſo wird, wie bei nicht erfüllter Bedingung, der A nicht Erbe. Bei Vermächtniſſen oder Verträgen kann ſowohl Dies certus, als incertus beigeſetzt werden; in beiden Fällen iſt jedoch zu unterſcheiden, ob ad Diem oder ex Die etwas vermacht oder verſprochen worden? Wenn etwas ad Diem vermacht oder verſprochen worden, z. B. dem A vermache oder ſchenke ich mein Haus auf zehn Jahre, oder jährlich hundert Thaler auf zehn Jahre, ſo kann es der A gleich nach dem Tode des Erblaſſers, oder nach der Verſprechung fordern, aber nach zehn Jahren hört ſein Recht auf; wenn aber ex certo Die etwas geſchenkt oder vermacht worden, z. B. zehn Jahre nach meinem Ableben vermache ich dem A mein Haus, nach zehn Jahren ſchenke ich dem A mein Haus, ſo fängt zwar die Schuld gleich an (Dies cedit), aber A kann nicht eher, als nach dem Ablaufe der zehn Jahre fordern; wird ihm aber das Vermachte oder Verſprochene eher gegeben, ſo kann es nicht als indebite bezahlt von ihm zurückgefordert werden, und wenn er auch den beſtimmten Tag nicht erlebt, ſo können ſeine Erben das Vermachte und Verſprochene fordern. Iſt ex Die in-

certo etwas vermacht oder verſprochen worden, z. B. wenn A Bürgermeiſter wird, wenn mein Schiff zurückkommen wird, verſpreche oder vermache ich dem A tauſend Thaler, ſo wird die beigeſetzte Zeitbeſtimmung als eine ſuſpenſive Bedingung angeſehen; und wenn daher A Bürgermeiſter wird, oder das Schiff zurückkommt, ſo kann A die vermachten oder verſprochenen tauſend Thaler fordern; wenn aber jenes bei des A Lebenszeiten nicht geſchieht, ſo kann das Vermächtniß weder von A, noch von deſſen Erben, wenn gleich nach des A Abſterben das Schiff zurückkommt, gefordert werden; das Verſprochene kann zwar auch weder A, noch ſeine Erben fordern, wenn das Schiff gar nicht zurückkommt, wenn es aber nach des A Ableben zurückkommt, ſo können die Erben das Verſprochene fordern. Wenn zuletzt ad diem incertum etwas vermacht oder verſprochen worden, ſo wird dieſer Beyſatz als eine Conditio resolutiva angeſehen, und durch die Ankunft jenes ungewiſſen Tages hört die Verbindlichkeit auf. Wenn z. B. der Teſtirer ſchreibt: dem A vermache ich jährlich hundert Thaler, bis auf den Tag, wo er ein Amt bekommen wird, ſo kann A das Vermächtniß gleich und alle Jahre fordern, an dem Tage aber, an welchem er ein Amt bekommt, hört ſein Recht auf. Eben ſo, wenn der Teſtirer ſchreibt: dem A vermache ich mein Haus, ſo lange er hier in Berlin bleiben wird, ſo kann es A gleich fordern; aber ſobald er Berlin verläßt, muß er es dem Erben wieder abtreten. — Man findet nun noch bei den Römiſchen Juriſten: Dies justi, die rechtskräftige Friſt, während welcher wider einen Beklagten oder Verurtheilten nichts weiter vorgenommen werden durfte. So hieß es z. B. nach dem Gellius in den zwölf Tafeln: aeris confessi debitique judicatis triginta dies justi sunto. Dieſes waren Privatfriſten. Man hatte aber auch öffentliche Friſten, und ebenfalls dreißig Tage, nämlich während

der Zeit, als die Werbung, Delectus, gehalten, die Armee aufgeboten und das Vexillum, die Fahne, auf dem Kapitol aufgeſteckt war. — Die Dies stati waren die Gerichtstage, an denen die Fremden vor dem Richter erſcheinen mußten, wenn ſie eine Rechtsſache hatten; ſie wurden vom Prätor angeſetzt. Wenn aber die ſtreitenden Partheyen ſelbſt unter einander wegen eines Erſcheinungstages einig waren, ſo hieß ein ſolcher Tag Dies condictus.

Tag (Kampf-), Angriffstag, Angriffstage, Dies praeliares, nannten die Römer diejenigen Tage, an welchen es erlaubt war, den Feinden ein Treffen zu liefern, oder ſie anzugreifen; ſich zu vertheidigen, waren alle Tage gut. Das Gegentheil von dieſen waren die Dies non praeliares; wie ſie theils gewiſſe Feſttage nannten, beſonders den friedlichen Gottheiten geweihet, oder ſolche, von welchen ſie glaubten, daß an denſelben die Pforten der Unterwelt offen ſtänden; auch nannten ſie ſo diejenigen Tage, an welchen ſie einſt unglückliche Treffen geliefert hatten. Nach dem Macrobius ſoll ein Aruſpex oder Wahrſager im Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, 363, dem Senate die Bemerkung mitgetheilt haben, daß die Römer ihre beträchtlichſten Niederlagen an ſolchen Tagen erlitten hätten, welche mit Paſt in dem Kalender bezeichnet wären, worauf dann die Prieſter beſchloſſen, den nächſtfolgenden Tag nach allen Calenden, Nonen und Iden eines jeden Monats, welche in dem Römiſchen Kalender postridie Calendas, Nonas oder Idus hießen, für unglückliche Tage zu erklären. Julius Cäſar ließ das ſchwarze Poſtridie in ſeinem Kalender weg, und zählte dafür einen Tag ante Calendas, Nonas oder Idus weiter.

— (Kreis-), ſ. Th. 48, S. 515 u. f.

— (Kreuz-), ſ. Kreuzwoche, Th. 49, S. 290.

— (kritiſcher), ſ. unter Kriſis, Th. 53, S. 545 u. f.

Tag (Krönungs-), der Tag, an welchem ein Kaiser oder König gekrönt wird, die Krone aufsetzt, um als erwählter oder folgender Herrscher in einem Staate zu herrschen; s. unter Krönen und Krönungs-Ceremonien, Th. 53, S. 748. Da der Krönungstag in vielen Ländern feierlich begangen wird, und an demselben auch zugleich Orden und Ehrenzeichen verliehen werden, so nennt man ihn auch den Ordenstag. In Preußen werden an diesem Tage (18ten Januar) die neu ernannten Ritter und Inhaber von Ehrenzeichen, die in Berlin anwesend sind, und auch die vornehmsten ältesten Ritter auf dem Schlosse in dem weißen Saale und den angrenzenden Zimmern mit einem Gastmahle bewirthet. Die neuen Ritter und Ehrenzeichen-Inhaber empfangen von der General-Ordens-Kommission im Auftrage des Monarchen die für sie bestimmte Dekorationen und werden darauf von derselben in den Rittersaal geführt, wo in Gegenwart des Monarchen und des ganzen Hofes und der dazu eingeladenen Ritter von einem hohen Königlichen Beamten die vollzogene Liste der neuen Verleihungen verlesen wird. Dann begiebt sich der Monarch mit der ganzen Königlichen Familie, dem übrigen Hofstaate, und den älteren und neuen Rittern und Ehrenzeichen-Inhabern nach der Schloßkapelle, wo die religiöse Feier des Tages von dem dazu bestimmten Bischofe abgehalten wird; nach dem Schlusse desselben wird der Segen gesprochen und das Tedeum angestimmt, wo es dann zur Tafel geht. Nach aufgehobener Tafel begeben sich sämmtliche Ritter wieder in den Rittersaal, wo sie von dem Könige entlassen werden.

— (Kurfürsten-), s. Th. 56, S. 658.

— (kürzeste), der 22ste December, mit welchem der Winter anfängt. Es ist der Tag, wenn die Sonne in den Steinbock tritt, welches zwischen dem 19ten und 22sten December geschieht, und von ihrer größesten Abweichung

gegen den Südpol sich uns wieder nähert, oder zu uns zurückkehrt.

Tag (Land-), s. Th. 63.

— (längste), wenn die Sonne in den Krebs tritt, und dem Nordpole am nächsten gekommen ist, und von dort wieder zurückkehrt, am 21sten Junius oder Sommersanfang.

— (Löhnungs-), der Tag, an welchem die Soldaten ihre Löhnung erhalten. Der Gehalt der Officiere wird am 1sten jedes Monats pränumerando aus der Kasse des Bataillons an die Kompagnie auf Quittung des Kompagnie-Chefs gezahlt; den im Orte befindlichen Officieren wird der Gehalt durch den Feldwebel überbracht, der sich darüber quittiren läßt. Den Officieren, welche außerhalb der Garnison kommandirt sind, wird der Gehalt entweder durch Assignation auf eine Kasse, oder baar durch die Post unter portofreier Rubrik zugesandt; beurlaubte Officiere erhalten ihn, wenn sie es wünschen, nachgeschickt, jedoch auf ihre Kosten. Beides geschieht von Seiten des Kompagniechefs.—Die Löhnung der Unterofficiere und Gemeinen wird am 1sten, 11ten und 21sten eines jeden Monats gegen eine zehntägige, vom Hauptmanne unterschriebene und quittirte Löhnungsberechnung, durch den Feldwebel aus der Bataillonskasse empfangen. Der Kompagniechef oder Hauptmann ist dafür verantwortlich, bis sie in die Hände der Empfänger gelegt ist; wenn jedoch die Löhnung früher, als an den genannten Tagen gezahlt wird, so geschieht solches auf Risiko des Kassen-Curatoriums. Sobald der Feldwebel die Gelder zu einer leichtern Vertheilung abgezählt hat, was in der Regel dadurch geschieht, daß er sie in kleine Beutel abzählt, welche die Berechtigung für drei oder vier Mann enthalten, so wird an den angeführten Tagen die Löhnung beim Apell, oder beim Antreten zum Exercieren, oder vor dem Auseinandergehen an die Mannschaften ausgegeben. Der Feldwebel

berechnet dieſerhalb die Kompagnie genau und notirt ſich alle fehlenden Mannſchaften namentlich. Der Offizier, welcher den Apell abhält, überzeugt ſich, daß dieſe Rechnung mit dem Rapport ſtimmt. In der Regel dürfen nur Kranke und Kommandirte bei der Ausgabe der Löhnung fehlen. An demſelben Tage werden die Abrechnungsbücher der Mannſchaft korporalſchaftsweiſe dem Feldwebel überbracht, er trägt die gezahlte Löhnung ein, und giebt ſie am andern Tage beim Appell an die Korporalſchaften zurück. Auf dieſe Weiſe erhält jeder Soldat ſeine Löhnung gewiß. Wenn hierin jedoch ein Verſehen vorgehen ſollte, ſo wird am 1ſten jedes Monats die Frage an die verſammelte Kompagnie gerichtet: Ob Jemand noch eine Forderung irgend einer Art an ſeine Vorgeſetzten habe. Die Aufforderung wird gleichzeitig ins Parolebuch eingetragen, und dabei bemerkt, welchen Erfolg ſie gehabt hat, welche Notiz der Officier, welcher zugegen war, unterſchreibt. Der frühere Gehalt und die Löhnung der Soldaten; ſ. unter Kriegs-Etat, Th. 50, S. 235 u. f.

Tag (Luſt-), ſ. Tag (Vergnügungs-).

— (Mäuſe-), Würmertag, Mottentag, Dies Tinearium vel Murium, die Motten-, Würmer- und Mäuſetage, waren bei den neuern Römern die Tage, an welchen gewiſſe Perſonen glaubten, durch eine Feier derſelben, allen Schaden abzuwenden, welchen dieſe Inſekten und Thiere ihnen zufügen könnten. Gegen dieſen Mißbrauch ſetzte ſich der heilige Audoenus, Biſchof zu Rouen, welcher in dem zweiten Buche des heiligen Eligius, im 15ten Kapitel ſchreibt: „Niemand ſoll den Donnerſtag, wenn nicht ein heiliges Feſt darauf einfällt, weder im May, noch zu einer andern Zeit im Müßiggange zubringen, alſo auch nicht die Dies Tinearum vel Murium, die Würmer- oder Mäuſetage ꝛc.

— (Mittel-), Mitteltage, Dies intercisi, und in der älteſten Römiſchen Mundart indotercisi, und abgekürzt

EN., waren Tage, an denen man beides, gottesdienſtliche und weltliche Geſchäfte, jedoch an beſtimmten Zeiten verrichtet durfte. Dieſe Eintheilung der Tage ſoll urſprünglich von Numa hergekommen ſeyn. Der Morgen und Abend eines ſolchen Tages war nefas, die Mitte des Tages aber inter hostium caesam atque extra exporrecta, nach dem Varro, war fas. Man durfte alſo an ſolchen Tagen ſowohl kurz vor dem Mittage, als auch kurz nach demſelben Gericht halten, wenn nur zwiſchen beiden Zeiten, das iſt, am Mittage, das Opfer geſchlachtet und ausgenommen worden war. Während des Opferdienſtes mußte Alles feiern, und ſelbſt die Gerichtsbarkeit des Prätors.

Tag (Namens-), ſ. Th. 101, S. 2. In der katholiſchen Kirche geſchieht die Namensertheilung durch die Firmelung oder Firmung (Confirmation). Dieſe Handlung iſt in dieſer Kirche ein Sakrament, wodurch die Kinder nach dem ſechſten Jahre ihres Alters von dem Biſchofe oder deſſen Suffragan, im Beiſeyn einiger hierzu erbetenen Pathen, mit dem Chryſam geſalbt, mit dem Kreuze bezeichnet, mit einem neuen Namen belegt, und mit einem gelinden Backenſtreiche, die Geduld zu üben, ermahnt werden, wobei der Geiſtliche die vorgeſchriebenen Gebete und Worte verrichtet. Der eigentliche Firmpathe legt die Hand auf die rechte Schulter des dadurch zu Firmenden; er muß nach der Vorſchrift des Römiſchen Pontifikats gefirmt ſeyn, und tritt in eine geiſtliche Verwandtſchaft mit dem Gefirmten, welches er auch dadurch beweiſet, daß er ihm bei ſeiner Einſegnung mit einem Gebetbuche beſchenkt, und ſich auch ſeiner gleich einem Vormunde annimmt. In der Griechiſchen Kirche kann ein jeder Prieſter ſolches Sakrament einem jeden Getauften, jung oder alt, gleich nach der Taufe ertheilen. Der bei der Firmung erhaltene Name wird nun als Namenstag nach dem Kalender gefeiert, das heißt, der Tag, auf welchen der

Name fällt, wie bei den Evangelischen der Geburtstag, der bei den Katholiken aber auch noch gefeiert wird.

Tag (natürlicher), Dies naturalis, ein Zeitraum von vier und zwanzig Stunden, in welcher Zeit sich die Erde um sich selbst drehet oder nach alter Art zu reden, die Zeit des Umlaufes der Sonne um die Erde, also Tag und Nacht zusammen genommen. Der natürliche Tag wird in den astronomischen und bürgerlichen getheilt. Der bürgerliche Tag ist nicht bei allen Völkern gleich; er wird verschieden in Hinsicht der Zeit und Stundenzahl gerechnet; s. über beide Tage, oben, unter Tag, das Nöthige nach. Man scheint in Hinsicht des natürlichen und bürgerlichen Tages nicht recht einig zu seyn, wenigstens nicht in dessen Bestimmung der Zeit; denn nach Einigen wird der ganze Zeitverlauf von einer Mitternacht bis zur andern ein bürgerlicher Tag, Dies civilis, genannt, also ein Zeitverlauf von vier und zwanzig Stunden, welcher also auch die Nacht in sich begreift; dagegen wird der natürliche Tag, Dies naturalis, nur auf so lange gerechnet, als das Tageslicht währt. So z. B. wird in den Gesetzen im Zweifelsfall immer der bürgerliche Tag, Dies civilis, von vier und zwanzig Stunden verstanden; wenn aber von einer Handlung die Rede ist, welche bei Tage vorgenommen werden muß, so ist der natürliche Tag, Dies naturalis, darunter verstanden. Andere dagegen, und wohl mit mehr Recht, halten dafür, daß der bürgerliche Tag so lange währt, als man, ohne Licht anzuzünden, arbeiten kann, also vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange.

— (Neujahrs-), s. Tag (Jahres-).

— (Opfer-), Opfertage, Dies pandiculares, auch communicarii, die Tage der öffentlichen Dankfeste bei den Römern, an welchen die Tempel offen standen und die Opfer darin gebracht wurden. Sie haben ihren Namen von dem Zeitworte pandere, eröffnen. Fe-

stus sagt deswegen: Pandicularis dicebatur dies, idem et communicarius, in quo omnibus Dies communiter sacrificabatur.

Tag (Ordens-), s. Tag (Krönungs-).

— (Raths-), s. Th. 120, S. 733.

— (Reformations-), der Tag (31ste Oktober 1517), an welchem Dr. Martin Luther, Professor der Universität Wittenberg, durch einen öffentlichen Anschlag sich gegen den Unfug des Ablaßkrames erklärte, welchen vorzüglich der Dominikaner Tezel aus Leipzig in der Nähe von Wittenberg trieb, ein Subcollekteur des Churfürsten Albrecht von Mainz; denn dieser Churfürst hatte gegen die Hälfte des Ertrages den ganzen Ablaßhandel in Deutschland von dem Pabste gepachtet. Dieser Anschlag ward nun die Ursache zur Reformation oder Verbesserung der Kirchenlehre durch den genannten Professor; denn auf dem Reichstage zu Augsburg übergaben die Protestanten (25sten Juny 1530) ein von Melanthon in achtundzwanzig Kapiteln verfertigtes Bekenntniß ihres Glaubens, das man in der Folge die Augsburgische Confession nannte, und welches die Grundlage der protestantischen Kirche ist.

— (Reichs-), s. Th. 121, S. 762 u. f.

— (Reinigungs-), Dies lustricus, bei den Römern, der Tag der Reinigung eines Kindes nach der Geburt, der für die Mädchen der achte, für die Knaben der neunte war, und an welchem die Kinder ihre Namen bekamen. Diesen Gebrauch soll aber der Kaiser M. Antoninus verändert, und den dreißigsten Tag für die Reinigung des Kindes angeordnet haben, obgleich Einige bei dem Capitolin, der dies meldet, statt des dreißigsten den dritten lesen. An diesem Tage wurden die Verwandten und Freunde eingeladen, dem Reinigungsfeste beizuwohnen, welches in dem Opfer und der Beilegung des Namens bestand, und sich mit einem Gastmahle endigte. Diesem Tage war die Göttin Nun-

dina vorgesetzt. Aller Vermuthung nach sind diese Gebräuche des Reinigungstages auf die Römer von den Griechen gekommen; denn die Griechen hatten gewisse Reinigungstage sowohl bei den Kindern, als bei den Sechswöchnerinnen selbst. Erstere waren der fünfte, siebente und zehnte nach der Geburt des Kindes. Am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes lief die Hebamme, nachdem sie sich vorher durch das Waschen der Hände gereiniget hatte, mit dem Kinde, das sie auf dem Arme trug, um den Feuerherd, wodurch sie es gleichsam in die Familie einführte, und empfahl es dem Schutze der Hausgötter, deren Altar der Herd war, daher ward dieser Tag bei den Griechen Amphidromia genannt. Man beging ihn als ein Fest unter vielen Freudenbezeugungen; die Freunde gaben an demselben Geschenke. War das Kind ein Knabe, so ward die Thür mit einem Olivenkranze geschmückt, war es aber ein Mädchen, mit Wolle, zum Zeichen derjenigen Arbeit, mit der sich das weibliche Geschlecht bei den Griechen beschäftigte. Das dabei angestellte Gastmahl bestand aus vielerley Speisen, wozu immer Kohl gehörte, den die Athenienſischen Hebammen den Sechswöchnerinnen zu essen gaben, in der Meinung, daß dadurch die Milch eine Vermehrung erhielte. Ephippus hat dieses Fest oder diesen Festtag in folgenden von dem Athenäus angeführten Versen beschrieben, die von eben diesem Schriftsteller an einer andern Stelle, bis auf einige wenige verschiedene Lesearten, als Verse des Eubulos angeführt werden: „Warum, sagt der Dichter, hängt kein Kranz vor der Thür? Warum berührt kein Dampf die äußerste Spitze der Nase, da doch Amphidromia gefeiert werden? Dabei es doch üblich ist, Stücke eines Cherronesischen Käses zu rösten, Kohl in Oel zu kochen, die Brustſtücke fetter Lämmer zu braten, Tauben, Krammetsvögel und Hänflinge zu rupfen, verschiedene Fische gemeinschaftlich zu essen, und viele Becher voll eines unver-

miſchten Weins zu trinken." — Den ſiebente Tag, an welchem dem Kinde ſein Name gegeben wurde, beging man ebenfalls mit vielen Feierlichkeiten. Die Urſache, warum au dieſem Tage dem Kinde ſein Name gegeben wurde, war dieſe, weil man dann gewiß glaubte, daß die Kinder leben bleiben würden, indem, wie Ariſtoteles bei dem Harpocration ſagt, die meiſten Kinder vor dem ſiebenten Tage ſterben. Manche feierten auch den achten Tag, der deshalb der Geburtstag genannt wurde, weil man dann wegen der Geburt des Kindes Freudenbezeugungen anſtellte, und Terenz gedachte vermuthlich dieſes Tages in folgenden Worten:

Porro autem Geta
Ferietur alio munere, ubi hera pepererit:
Porro alio autem, ubi erit puero natalis dies.

Wenigſtens bemerkt der alte Scholiaſt dabei, daß die Alten den achten Tag, als den Geburtstag des Kindes begingen, und an demſelben jährlich ein Gaſtgelage hielten. Terenz ſchildert in ſeinen Luſtſpielen Griechiſche Sitten. Andere legten ihren Kindern am zehnten Tage den Namen bei. Sie ladeten dann ihre Freunde ein, und opferten den Göttern. Ariſtophanes gedenkt dieſes Gebrauchs in den Vögeln, indem er ſagt: „Ich opferte am zehnten Tage, und gab ihr als einem Kinde damals den Namen." Dieſen zehnten Tag halten einige mit den Amphidromien für einerlei. Beide Tage wurden aber gemeiniglich beſonders gefeiert, obgleich Manche dieſe Feierlichkeiten beiſammen auf einen Tag begangen haben mögen. Wenn das Kind den Namen bekam, es mochte am zehnten oder an einem andern Tage geſchehen, ſo waren die Freunde des Hauſes dabei zahlreich verſammelt. Man hatte dabei die Abſicht, allen Streitigkeiten vorzubeugen, die, wenn das Kind mit der Zeit herangewachſen war, und in verſchiedene bürgerliche Verhältniſſe trat, würden haben entſtehen können, wenn des Kindes Name nicht gewiß bekannt

geweſen wäre. Eigentlich gab der Vater dem Kinde den Namen; ja zu Athen war ein Geſetz, nach dem der Vater nicht allein den Kindern den Namen gab, ſondern dieſen auch nach Befinden abändern konnte. Es ward aber bei Ertheilung des Namens keine gewiſſe Regel beobachtet. Gemeiniglich wählte man den Namen eines berühmten Vorfahren, deſſen Andenken man auf die Nachwelt fortzupflanzen ſuchte, ſowohl zur Ehre der Familie, als auch zur beſtändigen Erinnerung und Aufmunterung der Kinder, ſo großen und ruhmwürdigen Muſtern ähnlich zu werden. Eben ſo ſind die Namen Pyrrhus, Philippus, Ptolemäus ꝛc., auf viele ihrer Nachfolger fortgepflanzt worden. So war nach dem Plutarch Thucydides der Sohn des Olorus, der ſeinen Namen von einem ſeiner Vorfahren hatte. So hatte Hannibal von Carthago den Namen ſeines Großvaters, und ſo findet man eine Menge von Beiſpielen, daß bei den Alten die Söhne den Namen ihrer Väter fortgepflanzt haben. So wunderten ſich die Freunde des Zacharias ſehr, wie Lucas in ſeiner evangeliſchen Geſchichte ſagt, als ſein Sohn Johannes genannt wurde, da doch keiner von ſeinen Verwandten dieſen Namen gehabt hätte. Nach den Bemerkungen des Euſtathius wurden oft die Handlungen und Schickſale der Eltern durch die Namen ihrer Kinder angedeutet. So wurde Cleopatra oder vielmehr Marpiſſa, Halcyone genannt, weil, als ſie vom Apoll entführt worden, ihre Mutter eben ſo ſehr betrübt war, als der Eisvogel (Halcyon), wenn ihm ſeine Jungen geraubt werden. Homer ſagt hierüber: „Die Cleopatra nannten Vater und Mutter damals Halcyone, weil ihre Mutter, die mit der tieftrauernden Halcyone einerley Schickſal hatte, weinte, als der weitſchießende Phöbus Apollo ſie entführte. Hectors Sohn, Scamandrius, wurde von den Trojanern Aſtyanax genannt, weil ſein Vater der Vertheidiger der

Stadt Troja gewesen war; denn nach der ursprünglichen Bedeutung ist Anax so viel als ein Erretter oder Vertheidiger, daher auch die Götter Anactes genannt zu werden pflegen. Homer sagt von diesem Astyanax: „Andromache kam, von einer Dienerin begleitet, die den einzigen, noch sehr zarten Sohn, ähnlich einem schönen Sterne, auf dem Arme trug. Hector nannte ihn Scamandrius, die Trojaner aber Astyanax; denn Hector allein war noch der Schutz Trojas.“ Ulysses hieß eigentlich Odysseus. Homer sagt: „Euryclea legte das Kind auf des Großvaters Schooß und sagte: Besinne dich Autolycos auf einen Namen, um ihn dem lieben Sohne deiner Tochter beizulegen, denn er ist dir gewiß erwünscht. Autolycos antwortete darauf: „Du mein Eidam, und du meine Tochter, nennt das Kind, wie ich es euch sagen werde. Ich bin hierher gekommen, unzufrieden über viele Männer und Frauen, die in diesem nahrhaften Lande wohnen, daher soll der Name des Kindes Odysseus heißen.“ Oft gaben auch Handlungen, Beschaffenheiten des Körpers, Temperament, Stand ꝛc. zu verschiedenen Namen Veranlassung. So wurde Mancher Proclus genannt, weil er in Abwesenheit seines Vaters geboren wurde, oder Posthumus, da er nach des Vaters Tode auf die Welt kam, oder Vopiscus, da er ein Zwillig war, und am Leben blieb, indem der Andere starb. Von körperlichen Merkmalen und Fehlern bekamen nicht nur die Syllae und Nigri, sondern auch die Coeci und Claudii ihre Beinamen, und die Römer gewöhnten sich dadurch, die Blindheit oder irgend einen andern Fehler des Körpers nicht für schimpflich oder beschimpfend zu halten, weil Familiennamen davon entlehnt worden. — Was nun die Reinigung der Sechswöchnerinnen anbetrifft, so hielt man bei den Griechen die Gebährerinnen für unrein, welches Veranlassung zu dem Athenienſischen Gesetze gab, nach welchem

auf der dem Apollo geheiligten Inſel Delos, keine Frau gebären ſollte, weil man glaubte, daß die Götter die Befleckung nicht gern ſahen. Am vierzigſten Tage nach der Niederkunft, an welchem die Kindbetterinnen der Gefahr entronnen waren, ward eine Feierlichkeit angeſtellt. Sie wuſchen ſich, um ſich zu reinigen, gingen in einen Tempel, und zwar gemeiniglich in den der Diana, welches ſie vor ihrer Entbindung nicht hatten thun dürfen. Hier dankten ſie feierlich für ihre Niederkunft und brachten Opfer; auch pflegten ſie ihre Kleider der Diana zu widmen. Auch die Frauen, die zum erſten Male entbunden wurden, widmeten dieſer Göttin ihren Gürtel.

Tag (Ruhe-), Erholungstag, wird von Einigen der Sonntag genannt, weil an dieſem Tage die Geſchäfte ruhen.

— (Schalt-), ein Tag, welcher durch die Ueberſchußſtunden jährlich in vier Jahren als ein voller Tag eingeſchaltet wurde. Es waren daher natürliche Schalttage, die, wenn das Jahr zu 365 Tagen gerechnet wurde, von dem jährlichen Ueberſchuſſe von beinahe ſechs Stunden entſtanden, ſo daß alle vier Jahre ein Schalttag, der Römer Bissextum daraus entſtand, oder es waren bürgerliche Schalttage, die über das eigentliche Maaß des Jahres beigefügt wurden. Die Tage, die nicht bloß eingeſchaltet, ſondern vielmehr den Jahren, die aus 360 Tagen beſtanden, angehängt wurden, damit ſie 365 Tage bekämen, und den Sonnenjahren mehr glichen, wurden bei den Griechen Ἐπαγόμεναι ἡμέραι genannt. Es waren daher die fünf letzten Tage ſolcher Jahre, die auch bei andern Völkern üblich waren. Die Egyptier nannten ſie Neiſi, und die Perſer und Armenier Muſteraka.

— (Schlacht-), ſ. Tag (Kampf-); bei den Schlächtern, derjenige Tag, an welchem ſie in den dazu beſtimmten Schlachthäuſern das zum Verkaufe beſtimmte Vieh ſchlachten. In mehreren Städten iſt es nämlich

gebräuchlich, daß die Schlächter nicht das Vieh in ihrem Hause schlachten dürfen, sondern in den dazu erbaueten Schlachthäusern. Hier sind nun bestimmte Tage dazu festgesetzt, an welchen sie das Rindvieh schlachten können, z. B. Montag und Donnerstag, oder Dienstag und Freitag ꝛc. Diese Tage nennt man Schlachttage. In großen Städten, Residenzstädten, schlachten die Schlächter das Rindvieh in ihrem Hause, beobachten aber auch hierbei gewisse Tage, besonders die Tage vor den Wochenmarkttagen, weil dann die Fleischabsetzung an den eben genannten Tagen größer ist, und das Fleisch dazu schon den gehörigen Grad der Abkühlung erhalten hat, da es einen Tag vorher geschlachtet worden ist. Hammel, Schweine ꝛc. werden fast täglich geschlachtet, daher beziehen sich diese Schlachttage nur auf das Rindvieh.

Tag (Schönheits-), le beau jour, derjenige Tag, an welchem die Frische des Gesichts, der Teint oder die Gesichtsfarbe, mehr als gewöhnlich hervortritt, das Gesicht einen eigenthümlichen Liebreiz erhält, besonders bei Frauenzimmern in der Jugend und in ihren besten Jahren, welches sich nur daraus erklären läßt, daß durch den vorhergehenden Tag und die Nacht eine gewisse Seelenruhe und Ruhe des Körpers dazu beigetragen hat; eine heitere innere Stimmung, welche diesen schönen Gesichtstag hervorbringt. Die Beobachtung ist schon zu häufig gemacht worden, als ihr auf irgend eine Weise nachtheilig mit der Behauptung entgegen treten zu wollen: daß dieses nur in der Einbildung lieze. Am besten wird hierüber der aufmerksame Portraitmaler Aufschluß geben können, nicht woher diese Veränderung des Gesichts entsteht, sondern, daß man sie wirklich findet; daß es Tage giebt, wo das Gesicht mehr Liebreiz, mehr Anziehendes hat, als an andern.

— (schwarzer), schwarze Tage, Dies atri, Unglückstage bei den alten Völkern, besonders bei den Römern.

Sterbetag. Von dieſem Tage entſtand bei den Ordensgeiſtlichen die Frage: ob es erlaubt ſey, eine feierliche Seelenmeſſe zu halten, auch auf die doppelten Feſte, ſobald ſie die Nachricht von dem Tode einer ihrer Mitbrüder erhielten. Dieſes wurde durch die Congregation der heiligen Gebräuche den 4ten May im Jahre 1686 auf folgende Weiſe entſchieden: Sobald man die Botſchaft eines an einem entlegenen Orte Verſtorbenen erhielte, ſo könne eine Seelenmeſſe geſungen werden, wie auf den Sterbetag für deſſen Seele, auch auf ein größeres und kleines doppeltes Feſt, welches jedoch nicht geboten ſey, damit der Seele des Verſtorbenen um ſo geſchwinder Hülfe geleiſtet werde; indeſſen ſoll in dieſem Falle die Meſſe von dem doppelten Feſte nicht unterlaſſen werden, wenn eine Schuldigkeit dazu vorhanden ſey. — In dieſem Dekrete iſt zu beobachten 1) das Wort ſobald: welches nach gewöhnlicher Auslegung auf drei Tage ausgedehnt wird, an welchen die feierliche Seelenmeſſe gehalten werden kann, wo jedoch die Sonntage und andern Tage, an welchen ein Hinderniß Statt hat, nicht mitgerechnet werden. 2) Durch den Umſtand des an einem entlegenen Orte Verſtorbenen ꝛc., werden von dieſer Begünſtigung andere Kirchen der nämlichen Stadt, in welchen dergleichen feierliche Meſſen gehalten werden ſollen, nicht ausgeſchloſſen.

Tag (Tauf-), ſ. den Artikel Taufe.

— (Todes-), ſ. Sterbetag, oder Tag (Sterbe-) und den Art. Tod.

— (Trauer-), ein jeder Tag, an welchem Einem etwas Uebles begegnet, oder eine unangenehme Nachricht, ein widriges Ereigniß eintrifft, welches man zu bereuen hat; dann auch die Tage, an welchen man Trauer für einen Verſtorbenen anlegt, ihn betrauert, ſein Andenken durch die Trauertracht ehrt; ſ. den Art. Trauer.

— (Unglücks-), Unglückstage, Dies infausti, ſie, und die Glückstage, Dies fausti, wurden bei allen

alten Völkern sehr in Betrachtung gezogen, wozu auch die Sterndeutekunst das Ihrige beitrug. Man merkte auf die Tage, an welchen Einem etwas Widriges oder Unangenehmes begegnete, und dann wieder auf diejenigen, welche einen glücklichen Einfluß zeigten, und zeichnete diese Tage aus, wodurch dann die glücklichen und unglücklichen Tage entstanden, welche sich vom Morgen bis Abend, aus Chaldäa und Egypten bis zu den Griechen und Römern verbreiteten. Nach dem Plutarch thaten die alten Könige Egyptens am dritten Tage der Woche nicht die geringsten Staatsgeschäfte, und fasteten bis an den Abend, weil es ein böser Tag war, an dem Typhon auf die Welt gekommen; auch hielten sie den siebzehnten Tag für unglücklich, weil an diesem Tage Osiris gestorben war. Auch die Juden bezeichneten glückliche und unglückliche Tage, und diese Meinung war so stark im Gange, daß Moses die Deutung der Tage ihnen eben so, wie das Wahrsagen verbieten mußte. Daß sie auch die Griechen hatten, ist schon oben, S. 430, angeführt worden. Auch die Römer waren ihnen ergeben, welches man schon aus ihrem Kalender ersieht. Als in dem 363sten Jahre der Stadt den Römern ein Unfall nach dem andern begegnete, so verlangten die Militairtribunen die Ursache dieser Unfälle untersucht zu haben. Der Augur L. Aquinius, den der Senat deshalb befragte, gab zur Antwort: die Römer hätten nach der Niederlage ihrer Armee bei der Allia den Tag nach den Idibus des Julius (Quintilis) sogleich geopfert, und die Fabier wären deshalb zu Cremera umgekommen, weil sie an demselben Tage gefochten hätten. Wegen dieser Antwort des Auguren verordnete der Senat nach eingeholtem Gutachten des Pontifikalkollegiums, daß man künftighin am 1sten Tage nach den Calenden, Nonen und Idus dem Feinde keine Schlacht mehr liefern sollte. Daher hießen diese Tage von der Zeit an funesti, atri,

nefandi, inauspicati, inominabiles, aegyptiaci (traurige, ſchwarze, abſcheuliche, unglückliche, unglücksſchwangere, Egyptiſche Tage). Außer dieſen Tagen hielten die Römer auch noch mehrere andere Tage für unglücklich, z. B. die Tage, an denen man den Manen der Verſtorbenen opferte, die Verſöhnungstage der Seelen der Verſtorbenen (Lemuria), die Opfertage des Jovis auf dem Monte Albano (Ferias Latinas), die Saturnalien, den Tag von den Vulkanalien, den vierten Tag vor den Nonis des Oktobers, den ſechſten vor den Idibus des Novembers, die Nonas im Julius, welche caprotinae hießen, den vierten Tag vor den Nonis des Auguſts, wegen der Niederlage bei Cannä, und die Idus des Märzes wegen der Ermordung des Cäſars. Dieſes ſind die öffentlich bekannten Tage der Römer, es läßt ſich wohl denken, daß jeder Römer noch ſeine beſondern Tage gehabt hat, die er für glücklich oder unglücklich hielt, welches auch bei dem Auguſtus der Fall war, wie oben, S. 431, gezeigt worden, alſo wahrſcheinlich auch die andern Römer, die ſich doch immer nach den Erſten Roms richteten. Bei den Römern war der Dies alliensis der unglücklichſte Tag unter den ſechs und dreißig unglücklichen des Jahres, an dem ſie eine doppelte Niederlage, und eine an dem Fluſſe Allia von den Galliern erlitten hatten. Man unternahm in Angelegenheiten des Staats nichts an dieſem Tage, weil man einen unglücklichen Ausgang befürchtete. Der Verfaſſer des Artikels: Jour heureux, in der Franzöſiſchen Encyklopädie ſagt: daß hiſtoriſche Beobachtungen ſehr viel zur Begünſtigung der Meinung von glücklichen und unglücklichen Tagen beigetragen hätten. So bemerkte z. B. Joſephus, daß die Babylonier den Tempel zu Jeruſalem am achten September und Titus nachher an demſelben Tage verbrannt hätten. Nach dem Aemilius Probus ſoll Timoleon von Corinth alle ſeine Siege an ſeinem Geburtstage erfochten haben. Mit die-

sen Beispielen aus der alten Geschichte, die sich noch sehr vermehren ließen, verknüpfen Andere zur Bestätigung ihrer Aufstellung einige Fälle aus der neuern Geschichte. So behauptet man, daß Karl der Fünfte stets am Mathiastage am glücklichsten gewesen sey; Heinrich der Dritte von Frankreich war König in Polen und nachher König in Frankreich am Pfingsttage, der auch sein Geburtstag gewesen. Der Papst Sixtus der Fünfte liebte den Mittwoch, weil er an diesem Tage Kardinal geworden, an einem Mittwoche zum Papst erwählt, und dann an demselben gekrönt worden. Ludwig der Dreizehnte behauptete, daß der Freitag für ihn ein glücklicher Tag sey, und Heinrich der Siebente von England glaubte dieses von dem Sonnabend. Nach dem Dio Cassius wurde Pompejus gerade an dem Tage in Egypten ermordet, an dem er vormals über die Seeräuber und den Mithridat triumphirt hatte, welches sein Geburtstag war. Der nämliche Tag, sagt Guicciardini, an dem Leo der Zehnte mit großem Pompe gekrönt wurde, war ein Jahr vorher der unglückliche Tag, an dem man ihn gefangen genommen hatte. Andere umgingen diese Tage und verachteten sie, wie z. B. Alexander beim Granicus. Als ihm seine Feldherren vorstellten, daß die Macedonischen Könige nie im Monat Junius ins Feld gerückt wären, und daß ihm die Vernachläßigung dieses alten Gebrauchs schädlich seyn könnte, so antwortete derselbe: „Man muß also darauf bedacht seyn, einen schicklichen Ausweg zu finden.“ Bei diesem Worte lächelte er und setzte hinzu: „Ich verordne, daß der Monat Junius, für den man sich so sehr fürchtet, künftighin May genannt werden soll.“ — Eben so machte es Lucull, als man ihm abrieth, an den Nonis des Oktobers sich nicht mit dem Tigran zu schlagen, weil einstens an diesem Tage die Armee des Cäpio von den Cimbern auf's Haupt geschlagen

worden wäre. „Ich will aber, ſpricht er, dieſen Tag den Römern zu einem guten Augurium machen“ und er überwand den König von Armenien. Dion von Syrakus griff den Dyonis an dem Tage an, an dem eine Mondfinſterniß einfiel, und ſchlug ihn. Uebrigens ſind die guten und böſen, oder die glücklichen und unglücklichen Tage noch nicht aus dem Bereiche menſchlicher Handlungen verſchwunden, ſie kommen immer noch hier und da vor, ſowohl bei den Gebildeten und Vornehmen, als auch bei dem Volke, und halten den alten Glauben und die gemachten Erfahrungen im Andenken.

Tag (Verfalls-), bei den Kaufleuten und Banquiers, derjenige Tag, an welchem ein Wechſel verfällt, wenn er nicht bezahlt wird, alſo der Tag, an welchem derſelbe bezahlt werden muß; ſ. unter Wechſel, in W.

— (Vergnügungs-), ein Tag, an welchem man eine Erholung genießt, oder wo Einem eine Luſtbarkeit oder ſonſt ein Feſt bereitet wird, welches zur Erholung dient, wozu auch die Sonn- und Feſttage gehören; ſ. den Art. Vergnügen.

— (Verſöhnungs-), ſ. dieſen Artikel.

— (Wahl-), ſ. dieſen Artikel, unter W.

— (weißer), ſ. Tag (ſchwarzer).

— (Werk-), ſ. Tag (Arbeits-).

— (Winter-), ſ. dieſen Artikel.

— (Wochen-), ſ. dieſen Artikel.

— (Würmer-), ſ. Tag (Mäuſe-).

— (Zuſammenberufungs-), ſ. Tag (Convokations-).

— (Zahlungs-), der Tag, an welchem Zahlungen geleiſtet werden, ſowohl bei der Handlung, als auch in den Gewerben; dann ſagt man dieſes auch von der Beſoldung, welche die Staatsbeamten erhalten; auch bei der Löhnung von den Soldaten. — Die andern mit Tag zuſammengeſetzten Wörter: wie Sonntag, Montag,

Dienstag, Donnerstag, Freitag ꝛc. ꝛc. müssen hier übergangen werden.

Tagearbeit, Fr. travailler à la journée, bei den Professionisten, die Arbeit, welche ein Gesell, der um Tagelohn arbeitet, den Tag über verrichtet, zum Unterschiede von der Nachtarbeit, auch von der Stückarbeit, wo ein Gesell sich mit einem Stücke Arbeit beschäftiget, z. B. beim Tischler, mit der Verfertigung einer Kommode, einem Sekretaire ꝛc., und nach Vollendung der Arbeit erst seinen Lohn oder seine Bezahlung erhält. Dieses ist also nicht Tagearbeit, sondern eine fortlaufende Arbeit bis zur Vollendung; bei der Tagearbeit bekommt der Arbeiter seinen ausgesetzten Lohn, wenn nicht täglich, doch zu Ende jeder Woche. Dasselbe ist auch der Fall mit den niedern Arbeitern, den Tagelöhnern, die sowohl in den Städten, als auf dem Lande Handarbeiten verrichten, und den Tag über bis zu einer festgesetzten Zeit arbeiten.

Tagebergwerk, Tagebergwerke, diejenigen Bergwerke, welche sich in der Oberfläche der Erde befinden. Zu ihnen werden die Wasch- und die Seifenwerke gerechnet; auch zählt man zu ihnen, obgleich im uneigentlichen Verstande, die Edelsteinbrüche, die Marmor-, Kalk-, Stein- und Schieferbrüche.

Tagebuch, Diarium, Fr. Journal, bei den Kaufleuten, s. Journal, Th. 30, S. 690 u. f. Auch jedes andere Buch, worein man die täglichen Geschäfte schreibt oder einträgt, nennt man Tagebuch.

Tagedieb, im gemeinen Leben, ein Müßiggänger, der seine Zeit mit Nichtsthun hinbringt, und wie man zu sagen pflegt, Gott und der Zeit gleichsam die Tage stiehlt.

Tagedienst, in einigen Gegenden, ein Name des Frohn- oder Hofedienstes, weil er nach Tagen geleistet wird; s. Th. 15, S. 162.

Tageerde, nur von mehreren Arten, im Weinbaue, die obere Erde, so weit sie von der Sonne und dem Regen

durchdrungen, und auch die Thauerde, die Dammerde genannt wird.

Tageerz, im Bergbaue, Erze, welche am Tage, das heißt, auf und nahe unter der Oberfläche der Erde brechen.

Tagefahrt, ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort. 1. Die Tagereiſe, ſ. dieſes Wort. 2. Ein in den Gerichten oder zu einer gerichtlichen oder verbindlichen Handlung beſtimmter Zeitpunkt, ein Termin (ſ. dieſen Artikel), in welcher Bedeutung es im Oberdeutſchen noch am üblichſten iſt. Wenn es ein beſtimmter Zeitpunkt iſt, zu welchem beſtimmte Gelder bezahlt werden müſſen, ſo iſt dafür auch Tagezeit üblich; ſ. auch Tagefriſt.

Tagefalter, Tageſchmetterlinge, Papilionen, Papilionaceae, Schmetterlinge, welche ſich nur am Tage zeigen, nur am Tage auf den Blumen ꝛc. umherſchwärmen, beſonders im Glanze der Sonne, im hellen Sonnenlichte; es ſind an Farben, Schiller und Glanz die ſchönſten unter den Schmetterlingsfamilien. Sie charakteriſiren ſich durch die meiſt keulenförmigen Fühler und durch die großen in der Ruhe aufgerichteten Flügel, das heißt, die Flügel erheben ſich, einer gegen den andern gekehrt, in einer vertikalen Ebene. Die Raupen haben alle ſechzehn Beine oder Füße, und hängen oder biegen ſich an feſte Körper, wenn ſie ſich verwandeln wollen; ſie ſpinnen ſich aber kein Gehäuſe. Die Puppe iſt eckig, meiſt grünlich- oder gelblich-graubraun, öfters mit goldenen Flecken geziert, und hängen, wie ſchon bei den Raupen bemerkt worden, an Pflanzen oder andern Gegenſtänden, bald durch einen über die Mitte gehenden Faden, bald ſenkrecht hängend, den Kopf nach unten (geſtürzt), bald aufrecht befeſtiget. Ueber die Eintheilung dieſer Schmetterlinge iſt ſchon unter Schmetterling, Th. 146, S. 726 u. f., das Nöthige geſagt worden. Hier ſind alſo nur noch die bekannteſten

Tagefalter zu beſchreiben, weil dieſes in dem genannten Artikel hierher verwieſen worden iſt, wobei auch zugleich die Th. 146 angeführte Klaſſifikation der Tagefalter angenommen wird, wobei aber die neue Eintheilungen bemerkt worden. A. Zu den Nymphen gehören: I. Die Familie der Najaden (Eckflügelfalter, Vanessa). Sie zeichnen ſich durch unvollkommene, meiſt ſtark behaarte Vorderbeine aus. Die Flügel ſind eckig, gezähnt, meiſt bunt gefleckt; die untere Seite iſt öfters düſter. Die Raupe iſt etwas wollig und mit Dornen beſetzt; die Puppe mit Gold- und Silberflecken. — 1) Der Admiral, Papilio Atalanta, Vanessa Atalanta, welcher in Thüringen gewöhnlich Mars genannt wird. Einer der ſchönſten Schmetterlinge, 8 Linien lang und 2½ Zoll breit. Die Flügel ſind gezackt, die obern ſchwarz mit weißen Flecken, die untern dunkelbraun. Mitten auf den zwei Oberflügeln oder durch die zwei Oberflügel lauft ein zinnoberrothes Band, welches die Unterflügel am Rande einfaßt, und vier ſchwarze Punkte in der Mitte hat. An dem zackigen Rande herum ſtehen weiße Flecken. Auf der rothbräunlich gemuſchelten oder gewölkten Unterſeite der Hinterflügel ſtehen an der Einlenkung die Zahlen 980 oder 780 ziemlich deutlich. Man trifft ihn als überwinterten Spätling in den erſten warmen Frühlingstagen, gewöhnlich aber im Julius und Auguſt auf den Neſſeln, und beſonders an den Bäumen ſolcher Gegenden, wo viele Neſſeln ſtehen, an; auch auf den Diſteln findet man ihn. Die Raupe lebt einſam auf der Neſſel und wickelt ſich in deren Blätter ein; ſie iſt ſchwarz oder gelbgrün, mit gelben Dornen. Die Puppe iſt eckig, geſpitzt, aſchgrau, und hat Gold- und Silberpünktchen. Man ſoll ſie auch mit Ulmenblättern zu ihrer Verwandelung aufziehen können. — 2) Der Trauermantel, Papilio Antiopa, Vanessa Antiopa, ein zehn Linien langer und drei Zoll breiter Schmetterling, der alſo etwas größer als der Schillerfalter iſt; da er überwintert.

ſo fliegt er zuweilen ſchon im Februar und März herum. Im Auguſt und September ſieht man ihn am häufigſten an den Obſtbäumen, wo er den Saft der ſüßen Bäume ſaugt. Die Flügel ſind ſtark gezackt, dunkelrothbraun, mit breitem gelben Rande, gleich einem Bande, vor demſelben kornblumenblau gefleckt. Der untere Theil der Flügel iſt dunkel mit grünen und ſchwarzen Charakteren. Die ſchwarze und rothgefleckte Dornraupe lebt auf der Weide, Birke, Pappel und Eſpe, und wird im Sommer und Herbſte gefunden. Die Puppe iſt aſchgrau, eckig, und mit mehreren blauen Spitzen verſehen. — 3) Der Pappelfalter, große Eisvogel, Papilio Populi, Morpho Populi, ein großer ſchöner Tagefalter von 1½ Zoll Länge, und ausgeſtreckt faſt 4 Zoll Breite. Man trifft ihn im Junius und Julius zwiſchen den Laubwäldern auf den Wieſen, mehrentheils aber an den Pfützen an. Die Flügel ſind gezähnt, braun, weiß bandirt oder gebändert, und gefleckt; unten ſind ſie röthlichgelb, weiß gebändert und grünlich gefleckt oder bläulich gefedert. Die Raupe lebt einſam auf der Zitterpappel und Rothbuche, iſt ſammetartig, mit breiten Dornſpitzen auf dem Rücken, und von gelber und grüner Farbe Die Puppe (Chryſolide) iſt bleichgelb mit ſchönen Punkten beſetzt. — 4) Der gemeine Schillerfalter, Schillervogel, Papilio Iris, Morpho Iris, Apatura Ilia. Er hat die Größe des vorhergehenden Pappelfalters, 2½ Zoll breit, die Flügel ſind etwas gezähnt, braun, und ſehr lebhaft ins Blaue ſchillernd, jedoch nur bei dem Männchen, welches daher kommt, weil jedes ſtaubähnliche Federchen auf einer Seite blau, und auf der andern braun iſt. Uebrigens haben die Flügel eine unterbrochene weißliche Binde, und auf den vordern einen rothgelben Ring oder ein dergleichen Auge; unten ſind ſie grau. Das Weibchen hat dunkelbraune Flügel ohne Schiller. Es giebt größere und kleinere, ſchwärzliche, röthliche und gelbliche, die einige Entomologen zu

verſchiedenen Arten machen, welches aber noch nicht für gewiß ausgemacht ſeyn ſoll. Man trifft den Schillerfalter in Laubwaldungen an ſumpfigen Orten, wo Weiden ſtehen, an, deren ausgetriebenen Saft er ſaugt. Die Raupe iſt grüngelb ſchief geſtreift, der Kopf gehörnt, und der Körper geſchwänzt; ſie lebt auf den Weiden, vorzüglich auf der Saalweide (Salix Caprea). Die Puppe wird gelblichgrün und hat drei Spitzen. — Die beiden unter Nr. 3 und 4 angeführten Gattungen oder Arten haben einige Entomologen zu einer beſondern Familie gemacht, die ſie Morpho nennen, und deren Charakter ſie, wie folgt, anführen: Stumpffüße, Klauen groß, die Unterflügel bilden um den Leib eine Rinne; die Fühler ſind faſt fadenförmig, und die Raupen halbdornig, mit einem Gabelſchwanze. Sie bilden zwei Abtheilungen; zu der erſten gehören die eben genannten Nr. 3 und 4, deren Fühler gegen das Ende allmählich verdickt, und ihre untern Palpen kurz ſind. Zu den Gattungen, welche die Fühler völlig fadenförmig haben, und deren Palpen lang, wie ein Schnabel, ſind, gehören die größten Schmetterlinge in den heißen Ländern, die man auch Ritter nennt, wie Morpho Achilles, Morpho Menelaus, Morpho Hecuba etc. — Andere Entomologen haben bloß die Schillerfalter zu einer beſondern Familie erhoben, unter dem Namen Apatura, und legen ihnen folgende Charakteriſtik bei: Die Fühler allmählig keulenförmig verdickt; die Taſter genähert, unterhalb kurz behaart; die Vorderbeine verkümmert; die Flügel oben ſchwarzbraun, meiſt mit weißen Flecken und mit blauem Schiller, die vordern ausgeſchweift, die hintern gezähnt, mit einem Augenflecke am Innenwinkel. Die Raupe mit zwei langen Hörnern am Kopfe; die Puppe geſtürzt, vorn mit zwei Spitzen. — 5) Der Pfauentagfalter, das Tagpfauenauge, Papilio Jo, Vanessa Jo, der etwas kleiner, als der Admiral iſt, 2¼ Zoll breit, und oft ſchon im Frühling erſcheint, gemei-

schwarzen Fühlhörner befindet sich ein gelber Flecken. Die Raupe lebt auf Ulmen, Weiden, Obstbäumen ꝛc., ist schwarzblau, mit Dornen besetzt, und über ihren Rücken läuft ein braungelber breiter Streifen, den eine schwarze Linie der Länge nach durchzieht; auch eine braungelbe Linie ziert die Seite über den Füßen. Die Dornen, mit welchen die Absätze besetzt sind, haben mit dem Bauche und Füßen einerlei braungelbe Farbe. Man findet diese Raupen in großer Menge bei einander an; sie machen den Baum, worauf sie sich befinden, sehr kahl. Wenn sie ausgewachsen sind, so verwandeln sie sich in eine bräunliche, bald mit, bald ohne Goldflecken, und mit zwei Hörnern am Kopftheile versehene Puppe, welche bloß am Hintertheile angesponnen ist, sonst aber frei und schwebend hängt. Im Sommer geht der Schmetterling in vierzehn Tagen aus der Puppe hervor; die sich aber im Herbste verwandeln, hangen über Winter, und sind die ersten, welche im Frühling zum Vorscheine kommen. Raupe und Puppe dieses Schmetterlings sind oft sehr verschieden. Man trifft, obgleich seltner, unter ihnen ganz schwarze, mit gelben Streifen versehene Raupen an, welche sich in eine schwarze Puppe, mit blauem Puder bedeckt, verwandeln; allein es kommt nur einer und eben derselbe Schmetterling aus ihnen zum Vorschein. — 8) Der kleine Fuchs, der Nesselfalter, der kleine Frühlingsherold, die kleine Aurelia, die kleine Blaukante, Papilio Urticae, Vanessa Urticae, welcher etwas über zwei Zoll breit ist, und nicht viel in Farbe und Zeichnung von dem vorigen abweicht, nur ist er kleiner, und hat auf den Vorderflügeln, außer den drei größeren schwarzen Flecken am Oberrande, nur drei kleinere in der Mitte, und auf den Hinterflügeln ist das Feld vom Leibe bis in die Mitte ganz schwarz. Er ist schöner, als der vorhergehende, und fliegt vom Frühjahre an den ganzen Sommer hindurch häufig auf den Blumen herum, be-

ſonders in bergigen Gegenden. Die Raupen findet man den ganzen Sommer hindurch bis in den ſpäten Herbſt in großen verſponnenen Geſellſchaften auf Brennneſſeln; ſie haben harte Dornen, und einige ſind ſchwarz mit gelben Streifen, andere ſchwarz mit gelben Pünktchen, wieder andere fleiſchfarbig, und noch andere gelb. Das Schmetterlingsweibchen legt die Eyer zu Hunderten an die Stiele der Brennneſſeln dicht an einander, und in vierzehn Tagen bis drei Wochen kriechen die jungen Raupen aus, die ſich deshalb einſpinnen, um vor den Anfällen ihrer Feinde, der Schlupfweſpen und Mücken, geſchützt zu ſeyn. Wenn ſie erwachſen ſind, ſo geht die Geſellſchaft auseinander, und jede Raupe ſucht einen bedeckten Ort, wo ſie ſich als Puppe anhängen kann. Wenn man die Neſſelblätter, die nahe um eine Raupe ſind, berührt, ſo ſchlägt dieſe um ſich, berührt man ſie ſelbſt, ſo giebt ſie als Vertheidigung einen grünen Saft von ſich; iſt dieſes noch nicht hinlänglich, ihren Verfolger abzuwehren, ſo fällt ſie an einem Faden zu Boden, und ſteigt nicht eher wieder an demſelben in die Höhe, bis ſie die größte Stille um ſich bemerkt. Die Puppe iſt eckig, larvenförmig, oft ganz goldglänzend, oft röthlichbraun mit einzelnen Goldpunkten, oft auch ohne Glanz. Nach Zeit von vierzehn Tagen kriecht der Schmetterling aus, und Spätlinge überwintern, und kommen im Frühlinge, oft wenn noch Schnee liegt, vor. — 9) Die Landkarte, Papilio Prorsa, Vanessa Prorsa, mit abgerundeten Hinterflügeln, oben braun, auf beiden Seiten mit weißlicher, auf dem Vorderflügel unterbrochener Binde; die Untenſeite iſt heller, mit einem gelblichen Striche. Die Breite beträgt über $1\frac{1}{2}$ Zoll. Man findet ſie in Laubwaldungen. — 10) Der C-falter, Heckenkirſchfalter, Papilio C-Albani, welcher um $\frac{1}{3}$ kleiner, als der große Fuchs, und 2 Zoll breit iſt. Auch von dieſem Falter giebt es Spätlinge, welche überwintern und im Frühlinge bald herumfliegen,

ſonſt trifft man ſie den ganzen Sommer hindurch auf den Wieſen, Triften und am Wege an. Die Flügel ſind eckig, ausgeſchnitten, röthlichgelb und ſchwarz gefleckt; auf der untern Seite der Hinterflügel ſteht ein deutliches weißes C. Die Dornraupe iſt rothgelb, weiß und ſchwärzlich in drei verſchiedenen Abtheilungen, und mit rothgelben, weißen und ſchwarzen Dornen beſetzt. Auf dem Kopfe hat ſie zwei kurze braune Hörnchen. Sie lebt einſam auf den Neſſeln, Heckenkirſchſtauden, Johannis- und Stachelbeerſtauden, Haſelſtauden und Ulmen, und zwar auf der untern Seite der Blätter. Die eckige Puppe iſt glänzend braun, mit einigen Gold- und Silberpunkten.

II. Die Familie der Dryaden, nach neueren Entomologen: die Familie der Perlmutterfalter, Argynnis. Die Vorderbeine ſind unvollkommen und ſo kurz, daß ſie den Boden nicht berühren. Die Flügel ſind gezähnt, oben meiſt rothgelb und ſchwarz gefleckt, unten, beſonders die Hinterflügel, mit perlmutterglänzenden Stellen; die Raupe hat ſechs Reihen äſtiger Dornen, und die Puppe iſt geſtürzt, und mit einigen goldglänzenden Spitzen beſetzt. — 11) Der große Perlmutterfalter, der Hundsveilchenfalter, Papilio Aglaja, Argynnis Aglaja, welcher 2¼ Zoll breit iſt; er hat gezähnte, rothgelbe und ſchwarzgefleckte Flügel, und auf dem grauen Grunde der Unterſeite der Hinterflügel ſtehen in vier Reihen einundzwanzig Silberflecken. Man gewahrt ihn im Junius und Julius in den Wäldern und auf den nahe gelegenen Wieſen herumfliegen. Die Raupe nährt ſich von Veilchenblättern, iſt ſchwarz, mit rothen Flecken und gelben Streifen, und die eckige Puppe ſchwärzlich, aſchgrau. — 12) Der mittlere Perlmuttervogel, der Märzveilchenfalter, die Flekkenreihe, Papilio Adippe, Argynnis Adippe, mit ochergelben ſchwarzgefleckten Vorderflügeln, und gelblichen Hinterflügeln, welche an der untern Seite mit drei-

undzwanzig bis achtundzwanzig silberfarbigen Flecken glänzen, unter denen man eine Reihe rostrother Augen mit silbernen Pupillen erblickt. Seine Breite beträgt 2 Zoll. Die Raupe hält sich auf den Märzveilchen auf, ist hellnußbraun, mit einem weißen Striche auf dem Rücken. Die eckige Puppe ist ebenfalls hellnußbraun, oft mit Goldpunkten geziert. — 13) Der kleine Perlmutterfalter, die Prinzessin, der Ackerveilchenfalter, Papilio Lathonia, Argynnis Lathonia, der zwei Zoll breit ist, oder nach einer genauern Angabe 7 Linien Länge und 21 Linien Breite hat. Er hat eingeschnittene fein gezähnte Flügel, die oben rothgelb sind, und deutliche abgesonderte schwarze Flecken haben. Auf der untern Seite der Hinterflügel befinden sich zwei Bänder von großen silbernen Flecken, zwischen welchen eine Reihe von sieben rostfarbigen Aeugelchen mit silbernen Pupillen liegt. Man trifft ihn im Frühlinge, Sommer und Herbste in den Gärten und auf den Aeckern an. Die Raupe lebt von den Ackerveilchen, ist gräulich, mit einem weißen Rückenstriche und gelben Dornen. Die Puppe ist glänzend braunroth, mit Goldpunkten. — 14) Der kleinste Perlmutterfalter, Prinz, Bergveilchenfalter, Papilio Euphrosine, Argynnis Euphrosine, der nur $1\frac{3}{4}$ Zoll breit ist. Er hat mehr abgerundete, gezähnte Flügel, als die übrigen hierher gehörigen Arten, die oben dunkelgelb und schwarz punktirt sind; an den Hinterflügeln befinden sich unten drei halbgelbe Binden mit neun Silberflecken. An dem vordern Rande des linken Vorderflügels liest man auf der unteren Seite deutlich die Zahl 1071 oder 1150. Er fliegt zuweilen im Frühjahre in ganzen Schwärmen herum. — 15) Der Silberstrich, Kaisermantel, Himbeerfalter, Papilio Paphia, Argynnis Paphia, mit gelbbraunen Flügeln, die mit schwarzen Flecken und Strichen verziert sind. Die meergrüne Unterseite der Hinterflügel hat schräge ganze oder un-

terbrochene Silberstriche oder Streifen. Seine Größe beträgt 10 Linien in der Länge und 1¾ Zoll in der Breite. Man findet ihn am häufigsten im Junius und Julius in den Wäldern in jungen Schlägen auf saftreichen Blumen, z. B. den Disteln. Die braune Dornraupe mit gelbem Rücken nährt sich von den Veilchenarten und Nesseln in den Wäldern. Die Puppe ist eckig, schwärzlich und gelbgemischt.

III. Die Familie der Hamadryaden. — 16) Der Breitwegerichfalter, der bandirte Mantel, der gelbe Würfelvogel, das Damenbrett, Papilio Cinxia, welcher am meisten im Julius und August in lichten Waldungen auf den Blumen herumfliegt. Er ist ungefähr ¾ Zoll breit, hat rundliche, an den Hinterflügeln etwas gezähnte Flügel, deren Grundfarbe rothgelb oder rothbraun ist. Die Zeichnung der Flügel besteht aus einem schwarzen Saume um die Flügel, und vielen schwarzen meist eckigen Flecken, welche als Binden durch die Flügel laufen. Die Franzen sind weiß, auch die darin befindlichen schwarzen Flecken laufen von dem lappenförmigen schwarzen Saume ein. Die Querlinien von schwarzen Flekken nahe dem Saume sind auf den Hinterflügeln mondförmig. Von den zerstreuten schwarzen Flecken und Strichen gleicht einer in der Mitte gegen den Vorderrand hin einer Null. Die Wurzel der Hinterflügel ist oft einen großen Theil ganz schwarzbraun. Auf der Unterseite haben die Vorderflügel Farbe und Zeichnung der Oberseite, aber verbleichter. Die Spitze ist weißgelb, mit zwei Reihen schwarzer Punkte. Die Hinterflügel sind gleichfalls weißgelb, und werden durch zwei rothgelbe Bänder in drei Felder getheilt, die sämmtlich schwarz punktirt sind; weißgelbe Adern durchziehen die Bänder. Die Männchen sind kleiner, die Farben oben rothgelber und unten oft leuchtend schwefelgelb. Die Raupe ist schwärzlich, mit weißblauen Punkten in den

Ringen, der Kopf ist braungelb, und eine Reihe weißgelber Scheinadern laufen über den Rücken; sie lebt im Mai und Junius auf dem breiten und spitzigen Wegerich, Ehrenpreiß, Leinkraut ꝛc.; sie verwandelt sich im Junius und Julius, und geht nach vierzehn Tagen aus. Die Puppe hängt sich am Hintertheile an, ist weißlich, mit zwei Reihen röthlicher Warzen und schwarzer Zeichnung auf den Flügelscheiden. Zu dieser Familie, die man in naturhistorischen Werken Fritillarienschmetterlinge genannt findet, zählte man noch einige Arten, welche sind: 17) Das Fleckenband, der gelbbraune, unten fleckig gestreifte Falter, die kleinste Perlenbinde, Papilio Lucina, von der Größe eines Argus, welcher auch noch größer angetroffen wird; die Flügel sind etwas gezähnt, oben schwarzbraun, mit eingestreueten gelben Flecken, die bald heller, bald röthlicher sind; um den Rand liegen eben solche mondförmige oder fast dreieckige Flecken, in denen ein schwärzlicher zugespitzter Punkt befindlich ist, der auch auf der untern Seite erscheint, und an dem Grunde weißlich ist; unten sind die Flügel mehr gelb. In den Hinterflügeln zeichnen sich besonders zwei große Fleckenbänder aus, eins gegen den Saum hin, und ein anderes in der Mitte. Die Franzen sind braun und weiß. — 18) Der Spitzwegerichfalter, Papilio Delia, welcher die Größe von dem Damenbrette, Nr. 16., und auch beinahe die Farbe desselben hat, nur ist die Farbe der Oberseite etwas dunkler gelb, die schwarzbraunen Flecken hängen in Querbändern zusammen, und bilden durch die schwärzliche Adern ein Gitter. Die Franzen sind weiß und schwarz gefleckt, und in den Hinterflügeln gegen den Rand steht eine Reihe augenförmiger schwarzer Punkte. Die untere Seite gleicht der Unterseite der Cinxia fast vollkommen, nur sind die rothgelben Binden nicht mit abgesetzten schwarzen Strichen, sondern mit aneinanderhangenden *zackigen* Linien eingefaßt. Die zweite Binde

niglich aber erſt im Julius und Auguſt, wo man ihn auf Diſteln antrifft; er hat eckig gezähnte, ſchön rothbraune, mit einem ſammetenen aſchgrauen Saume umzogene Flügel, deren jeder mit einem großen bläulichen Augenflecke geziert iſt. Am obern Rande jedes Vorderflügels ſind zwei ſchwarze und zwei gelbe Flecken. Die geſellige Raupe lebt auf den großen Neſſeln, iſt ſchwarz, und hat ſchwarze Dornen und viele weiße Punkte. Die eckige und geſpitzte Puppe iſt aſchgrau mit Goldpunkten. — 6) Der Diſtelfalter, die ſchöne Frau, Papilio Cardui, Vanessa Cardui, faſt ſo groß, als der vorhergehende, 9 Linien lang, und 2¼ Zoll breit. Man findet ihn den ganzen Sommer hindurch, vorzüglich aber zu Ende des Julius und im Auguſt auf allerhand Blumen, am häufigſten auf dem Wieſenklee und der Wieſamdiſtel. Die gezähnten Flügel dieſes Schmetterlings oder Tagefalters ſind oben bräunlichroth oder feuergelb mit ſchwarzen und weißen Flecken und Punkten. In den Vorderflügeln iſt er auf beiden Seiten mit Fleiſchroth gemiſcht. Die Spitze derſelben deckt bis in die Hälfte beider Ränder ein großer ſchwarzer Flecken mit einem bläulichen Schimmer, in welchem fünf bis ſechs weiße Flecken faſt in einem Zirkel ſtehen, drei bis vier in einer Reihe ſind rundlich, zwei an dem Oberende aber größer, davon der erſte aus zwei, der andere aber aus drei Flecken zuſammengeſetzt iſt; den übrigen Hinterrand umgiebt ein ſchwarzes Band. Durch den rothgelben Theil geht noch ein ſchwarzes Fleckenband, und die Wurzel nebſt dem Innenrande deckt Metallſtaub. Außer den ſchwarzen Zahnflecken an den Hinterflügeln erblickt man noch eine Linie länglicher ſchwarzer Flecken, von welchen der hinterſte blaulich iſt; darauf folgt eine Reihe ſchwarzer runder Flecken, und dann noch in der Mitte ein Paar runder Flecken. Auf der untern Seite iſt er ſehr bunt, und hat am Rande mehrere Augen mit verloſchenen grünen Pupillen. Die Flügel ſind gezähnt

und in den Vorderflügeln etwas ausgeſchweift; die Franzen der Zahnlücken ſind weiß, die Zähne ſelbſt mit einem ſchwarzen Flecken bezeichnet. Die Raupe iſt ſchwarz, gelb geſtreift oder punktirt, und mit gelben Dornen beſetzt; ſie lebt den ganzen Sommer hindurch einſam auf Diſteln, Neſſeln, Artiſchocken ꝛc. Die Puppe hat Ecken und ſcharfe Spitzen, und iſt aſchgrau mit einigen Gold- und Silberpunkten. Wenn gleich die Raupen und Puppen verſchiedentlich gezeichnet und gefärbt gefunden werden, ſo hat der Schmetterling, der in vierzehn Tagen ausgeht, nichts davon an ſich; er bleibt ſich immer in ſeinen Zeichnungen gleich; denn kleine Abänderungen können dabei nicht in Anſchlag gebracht werden. — 7) Der große Fuchs, die Aurelia, große Blaukante, der Kirſchfalter, Papilio Polychlorus, Vanessa Polychlorus, ein ſehr bekannter Tagefalter, welcher die Größe des Admirals, 2¼ Zoll breit, hat. Die Flügel ſind oben rothgelb, mit großen ſchwarzen Flecken am Vorderrande, und vier rundlichen auf dem Mittelfelde der Vorderflügel. Alle Flügel haben eine breite Einfaſſung am äußern Rande, welche durch eine gelbe Fleckenlinie getheilt iſt, und über jedem Fleckchen einen blauen Mond in ſchwarzem Grunde. An dem obern Rande der Vorderflügel befinden ſich drei große ſchwarze Flecken, unter welchen der letzte gegen den Körper der kleinſte iſt, und den Rand nicht berührt. Ueber dieſen Flecken ſtehen ungefähr in der Mitte des Flügels die ſchon erwähnten vier kleineren rundlichen ſchwarzen Flecken. Von dem Leibe ab geht bis über die Mitte zu dem Rothgelben oder dunkel Orangegelben ein tiefes Umbrabraun mit braunen Federn, welche einen Goldglanz geben. Die untere Seite aller Flügel iſt vom Leibe an bis in die Mitte braunſchwarz, mit ſchwärzeren Flecken; das Uebrige, bis auf den braunſchwarzen Saume, iſt heller mit gelb marmorirt; in der Mitte der Hinterflügel ſteht ein weißer Punkt. Auf der Spitze der

ſchwarzen Fühlhörner befindet ſich ein gelber Flecken. Die Raupe lebt auf Ulmen, Weiden, Obſtbäumen ꝛc., iſt ſchwarzblau, mit Dornen beſetzt, und über ihren Rücken läuft ein braungelber breiter Streifen, den eine ſchwarze Linie der Länge nach durchzieht; auch eine braungelbe Linie ziert die Seite über den Füßen. Die Dornen, mit welchen die Abſätze beſetzt ſind, haben mit dem Bauche und Füßen einerlei braungelbe Farbe. Man findet dieſe Raupen in großer Menge bei einander an; ſie machen den Baum, worauf ſie ſich befinden, ſehr kahl. Wenn ſie ausgewachſen ſind, ſo verwandeln ſie ſich in eine bräunliche, bald mit, bald ohne Goldflecken, und mit zwei Hörnern am Kopftheile verſehene Puppe, welche bloß am Hintertheile angeſponnen iſt, ſonſt aber frei und ſchwebend hängt. Im Sommer geht der Schmetterling in vierzehn Tagen aus der Puppe hervor; die ſich aber im Herbſte verwandeln, hangen über Winter, und ſind die erſten, welche im Frühling zum Vorſcheine kommen. Raupe und Puppe dieſes Schmetterlings ſind oft ſehr verſchieden. Man trifft, obgleich ſeltner, unter ihnen ganz ſchwarze, mit gelben Streifen verſehene Raupen an, welche ſich in eine ſchwarze Puppe, mit blauem Puder bedeckt, verwandeln; allein es kommt nur einer und eben derſelbe Schmetterling aus ihnen zum Vorſchein. — 8) Der kleine Fuchs, der Neſſelfalter, der kleine Frühlingsherold, die kleine Aurelia, die kleine Blaukante, Papilio Urticae, Vanessa Urticae, welcher etwas über zwei Zoll breit iſt, und nicht viel in Farbe und Zeichnung von dem vorigen abweicht, nur iſt er kleiner, und hat auf den Vorderflügeln, außer den drei größeren ſchwarzen Flecken am Oberrande, nur drei kleinere in der Mitte, und auf den Hinterflügeln iſt das Feld vom Leibe bis in die Mitte ganz ſchwarz. Er iſt ſchöner, als der vorhergehende, und fliegt vom Frühjahre an den ganzen Sommer hindurch häufig auf den Blumen herum, be-

sonders in bergigen Gegenden. Die Raupen findet man den ganzen Sommer hindurch bis in den späten Herbst in großen verſponnenen Geſellſchaften auf Brennneſſeln; ſie haben harte Dornen, und einige ſind ſchwarz mit gelben Streifen, andere ſchwarz mit gelben Pünktchen, wieder andere fleiſchfarbig, und noch andere gelb. Das Schmetterlingsweibchen legt die Eyer zu Hunderten an die Stiele der Brennneſſeln dicht an einander, und in vierzehn Tagen bis drei Wochen kriechen die jungen Raupen aus, die ſich deshalb einſpinnen, um vor den Anfällen ihrer Feinde, der Schlupfweſpen und Mücken, geſchützt zu ſeyn. Wenn ſie erwachſen ſind, ſo geht die Geſellſchaft auseinander, und jede Raupe ſucht einen bedeckten Ort, wo ſie ſich als Puppe anhängen kann. Wenn man die Neſſelblätter, die nahe um eine Raupe ſind, berührt, ſo ſchlägt dieſe um ſich, berührt man ſie ſelbſt, ſo giebt ſie als Vertheidigung einen grünen Saft von ſich; iſt dieſes noch nicht hinlänglich, ihren Verfolger abzuwehren, ſo fällt ſie an einem Faden zu Boden, und ſteigt nicht eher wieder an demſelben in die Höhe, bis ſie die größte Stille um ſich bemerkt. Die Puppe iſt eckig, larvenförmig, oft ganz goldglänzend, oft röthlichbraun mit einzelnen Goldpunkten, oft auch ohne Glanz. Nach Zeit von vierzehn Tagen kriecht der Schmetterling aus, und Spätlinge überwintern, und kommen im Frühlinge, oft wenn noch Schnee liegt, vor. — 9) Die Landkarte, Papilio Prorsa, Vanessa Prorsa, mit abgerundeten Hinterflügeln, oben braun, auf beiden Seiten mit weißlicher, auf dem Vorderflügel unterbrochener Binde; die Untenſeite iſt heller, mit einem gelblichen Striche. Die Breite beträgt über $1\frac{1}{2}$ Zoll. Man findet ſie in Laubwaldungen. — 10) Der C-falter, Heckenkirſchfalter, Papilio C-Albani, welcher um $\frac{1}{3}$ kleiner, als der große Fuchs, und 2 Zoll breit iſt. Auch von dieſem Falter giebt es Spätlinge, welche überwintern und im Frühlinge bald herumfliegen,

ſonſt trifft man ſie den ganzen Sommer hindurch auf den Wieſen, Triften und am Wege an. Die Flügel ſind eckig, ausgeſchnitten, röthlichgelb und ſchwarz gefleckt; auf der untern Seite der Hinterflügel ſteht ein deutliches weißes C. Die Dornraupe iſt rothgelb, weiß und ſchwärzlich in drei verſchiedenen Abtheilungen, und mit rothgelben, weißen und ſchwarzen Dornen beſetzt. Auf dem Kopfe hat ſie zwei kurze braune Hörnchen. Sie lebt einſam auf den Neſſeln, Heckenkirſchſtauden, Johannis- und Stachelbeerſtauden, Haſelſtauden und Ulmen, und zwar auf der untern Seite der Blätter. Die eckige Puppe iſt glänzend braun, mit einigen Gold- und Silberpunkten.

II. Die Familie der Dryaden, nach neueren Entomologen: die Familie der Perlmutterfalter, Argynnis. Die Vorderbeine ſind unvollkommen und ſo kurz, daß ſie den Boden nicht berühren. Die Flügel ſind gezähnt, oben meiſt rothgelb und ſchwarz gefleckt, unten, beſonders die Hinterflügel, mit perlmutterglänzenden Stellen; die Raupe hat ſechs Reihen äſtiger Dornen, und die Puppe iſt geſtürzt, und mit einigen goldglänzenden Spitzen beſetzt. — 11) Der große Perlmutterfalter, der Hundsveilchenfalter, Papilio Aglaja, Argynnis Aglaja, welcher 2¼ Zoll breit iſt; er hat gezähnte, rothgelbe und ſchwarzgefleckte Flügel, und auf dem grauen Grunde der Unterſeite der Hinterflügel ſtehen in vier Reihen einundzwanzig Silberflecken. Man gewahrt ihn im Junius und Julius in den Wäldern und auf den nahe gelegenen Wieſen herumfliegen. Die Raupe nährt ſich von Veilchenblättern, iſt ſchwarz, mit rothen Flecken und gelben Streifen, und die eckige Puppe ſchwärzlich, aſchgrau. — 12) Der mittlere Perlmuttervogel, der Märzveilchenfalter, die Flekkenreihe, Papilio Adippe, Argynnis Adippe, mit ochergelben ſchwarzgefleckten Vorderflügeln, und gelblichen Hinterflügeln, welche an der untern Seite mit drei-

undzwanzig bis achtundzwanzig ſilberfarbigen Flecken glänzen, unter denen man eine Reihe roſtrother Augen mit ſilbernen Pupillen erblickt. Seine Breite beträgt 2 Zoll. Die Raupe hält ſich auf den Märzveilchen auf, iſt hellnußbraun, mit einem weißen Striche auf dem Rücken. Die eckige Puppe iſt ebenfalls hellnußbraun, oft mit Goldpunkten geziert. — 13) Der kleine Perlmutterfalter, die Prinzeſſin, der Ackerveilchenfalter, Papilio Lathonia, Argynnis Lathonia, der zwei Zoll breit iſt, oder nach einer genauern Angabe 7 Linien Länge und 21 Linien Breite hat. Er hat eingeſchnittene fein gezähnte Flügel, die oben rothgelb ſind, und deutliche abgeſonderte ſchwarze Flecken haben. Auf der untern Seite der Hinterflügel befinden ſich zwei Bänder von großen ſilbernen Flecken, zwiſchen welchen eine Reihe von ſieben roſtfarbigen Aeugelchen mit ſilbernen Pupillen liegt. Man trifft ihn im Frühlinge, Sommer und Herbſte in den Gärten und auf den Aeckern an. Die Raupe lebt von den Ackerveilchen, iſt gräulich, mit einem weißen Rückenſtriche und gelben Dornen. Die Puppe iſt glänzend braunroth, mit Goldpunkten. — 14) Der kleinſte Perlmutterfalter, Prinz, Bergveilchenfalter, Papilio Euphrosine, Argynnis Euphrosine, der nur 1¾ Zoll breit iſt. Er hat mehr abgerundete, gezähnte Flügel, als die übrigen hierher gehörigen Arten, die oben dunkelgelb und ſchwarz punktirt ſind; an den Hinterflügeln befinden ſich unten drei halbgelbe Binden mit neun Silberflecken. An dem vordern Rande des linken Vorderflügels lieſt man auf der unteren Seite deutlich die Zahl 1071 oder 1150. Er fliegt zuweilen im Frühjahre in ganzen Schwärmen herum. — 15) Der Silberſtrich, Kaiſermantel, Himbeerfalter, Papilio Paphia, Argynnis Paphia, mit gelbbraunen Flügeln, die mit ſchwarzen Flecken und Strichen verziert ſind. Die meergrüne Unterſeite der Hinterflügel hat ſchräge ganze oder un-

terbrochene Silberſtriche oder Streifen. Seine Größe beträgt 10 Linien in der Länge und 1¼ Zoll in der Breite. Man findet ihn am häufigſten im Junius und Julius in den Wäldern in jungen Schlägen auf ſaftreichen Blumen, z. B. den Diſteln. Die braune Dornraupe mit gelbem Rücken nährt ſich von den Veilchenarten und Neſſeln in den Wäldern. Die Puppe iſt eckig, ſchwärzlich und gelbgemiſcht.

III. Die Familie der Hamadryaden. — 16) Der Breitwegerichfalter, der bandirte Mantel, der gelbe Würfelvogel, das Damenbrett, Papilio Cinxia, welcher am meiſten im Julius und Auguſt in lichten Waldungen auf den Blumen herumfliegt. Er iſt ungefähr ¾ Zoll breit, hat rundliche, an den Hinterflügeln etwas gezähnte Flügel, deren Grundfarbe rothgelb oder rothbraun iſt. Die Zeichnung der Flügel beſteht aus einem ſchwarzen Saume um die Flügel, und vielen ſchwarzen meiſt eckigen Flecken, welche als Binden durch die Flügel laufen. Die Franzen ſind weiß, auch die darin befindlichen ſchwarzen Flecken laufen von dem lappenförmigen ſchwarzen Saume ein. Die Querlinien von ſchwarzen Flecken nahe dem Saume ſind auf den Hinterflügeln mondförmig. Von den zerſtreuten ſchwarzen Flecken und Strichen gleicht einer in der Mitte gegen den Vorderrand hin einer Null. Die Wurzel der Hinterflügel iſt oft einen großen Theil ganz ſchwarzbraun. Auf der Unterſeite haben die Vorderflügel Farbe und Zeichnung der Oberſeite, aber verbleichter. Die Spitze iſt weißgelb, mit zwei Reihen ſchwarzer Punkte. Die Hinterflügel ſind gleichfalls weißgelb, und werden durch zwei rothgelbe Bänder in drei Felder getheilt, die ſämmtlich ſchwarz punktirt ſind; weißgelbe Adern durchziehen die Bänder. Die Männchen ſind kleiner, die Farben oben rothgelber und unten oft leuchtend ſchwefelgelb. Die Raupe iſt ſchwärzlich, mit weißblauen Punkten in den

Ringen, der Kopf ist braungelb, und eine Reihe weißgelber Scheinadern laufen über den Rücken; sie lebt im Mai und Junius auf dem breiten und spitzigen Wegerich, Ehrenpreiß, Leinkraut ꝛc.; sie verwandelt sich im Junius und Julius, und geht nach vierzehn Tagen aus. Die Puppe hängt sich am Hintertheile an, ist weißlich, mit zwei Reihen röthlicher Warzen und schwarzer Zeichnung auf den Flügelscheiden. Zu dieser Familie, die man in naturhistorischen Werken Fritillarienschmetterlinge genannt findet, zählte man noch einige Arten, welche sind: 17) Das Fleckenband, der gelbbraune, unten fleckig gestreifte Falter, die kleinste Perlenbinde, Papilio Lucina, von der Größe eines Argus, welcher auch noch größer angetroffen wird; die Flügel sind etwas gezähnt, oben schwarzbraun, mit eingestreueten gelben Flecken, die bald heller, bald röthlicher sind; um den Rand liegen eben solche mondförmige oder fast dreieckige Flecken, in denen ein schwärzlicher zugespitzter Punkt befindlich ist, der auch auf der untern Seite erscheint, und an dem Grunde weißlich ist; unten sind die Flügel mehr gelb. In den Hinterflügeln zeichnen sich besonders zwei große Fleckenbänder aus, eins gegen den Saum hin, und ein anderes in der Mitte. Die Franzen sind braun und weiß. — 18) Der Spitzwegerichfalter, Papilio Delia, welcher die Größe von dem Damenbrette, Nr. 16., und auch beinahe die Farbe desselben hat, nur ist die Farbe der Oberseite etwas dunkler gelb, die schwarzbraunen Flecken hängen in Querbändern zusammen, und bilden durch die schwärzliche Adern ein Gitter. Die Franzen sind weiß und schwarz gefleckt, und in den Hinterflügeln gegen den Rand steht eine Reihe augenförmiger schwarzer Punkte. Die untere Seite gleicht der Unterseite der Cinxia fast vollkommen, nur sind die rothgelben Binden nicht mit abgesetzten schwarzen Strichen, sondern mit aneinanderhangenden zackigen Linien eingefaßt. Die zweite Binde

wird noch überdies durch ſchwarze Adern in unförmliche Quadrate getheilt, in deren jedem ein ſchwarzer Punkt ſteht. Die Raupe dieſes Schmetterlings iſt gleichfalls ſchwarz mit weißblauen Ringpunkten und kurzen, dicken, vieläſtigen braunen Scheindornen beſetzt. An der Fußſeite ſtehen eine Reihe weißlicher kleiner Fleiſchſpitzen. Die übrigen Arten dieſer Familie, wie Athalia, Dictynna, Trivia, Cynthia, Agrotera, Phoebe etc., müſſen hier übergangen werden.

IV. Die Familie der Oreaden, mit Stumpffüßen; die untern Palpen zuſammengedrückt; die Fühler in einen dicken Kolben endend; die Raupen ſind dornenlos, hinten mit zwei Spitzen. Neuere Entomologen haben aus dieſer Familie Randaugenfalter, Hipparchia, gemacht, weil ſie auf beiden Seiten der Flügel Augenflecken haben. — 19) Der Roßgrasfalter, Deutſche Atlas, die Weißbinde, der Eremit, Papilio Hermione, Oreas Hermione, ein 2¾ Zoll breiter Tagfalter, welcher dem Trauermantel an Größe gleicht. Man trifft ihn in Buchwäldern in Thüringen im Julius und Auguſt häufig an. Die Flügel dieſes Tagfalters ſind gezähnt, und düſter ſchwarzbraun, mit einer ſchmutzigweißen Binde, die auf der untern Seite deutlicher wird, und zwei Augenflecken an den Vorderflügeln, von welchem derjenige im vordern Winkel eine halbweiße Pupille hat, die im hintern aber blind und verloſchen iſt. Er variirt häufig; denn bald findet ſich in der Binde der Oberflügel nur ein ſchwarzes Auge mit oder ohne weiße Pupille, bald wieder zwei; ſtets bemerkt man aber an dem Rande der Binde der Hinterflügel ein kleines Auge mit weißer Pupille. Die breite blaßweiße Binde, welche mit dem äußeren Rande parallel durch alle Flügel läuft, iſt oft auf den Oberflügeln gelblich oder braunſchwärzlich ſchattirt; auf der untern Seite iſt dieſe Binde heller, hat aber auf den Hinterflügeln gegen den Rand zu, viele braune Striche und Punktchen. Man findet auch Exem-

plare, welche auf der untern Seite der Hinterflügel gar keine Binde haben, sondern durchgehends braun und schwarz marmorirt sind. Die Raupe nährt sich von Roßgras (Holcus). — 20) Der Europäische Atlas, Papilio Semele, Oreas Semele, welcher sich mit dem Deutschen Atlas in Gesellschaft in den Wäldern findet. Er ist kleiner, als der vorhergehende, hat gezähnelte braunschwärzliche Flügel, und eine bald mehr, bald weniger sichtliche gelbbraune breite Binde gegen den Rand der Flügel. In dieser Binde stehen jederzeit auf den Vorderflügeln zwei, und auf den Hinterflügeln ein Auge. Die Vorderflügel sind auf der Unterseite von der Binde bis an den Leib goldgelb. Die Hinterflügel aber weiß und schwarz marmorirt. Die andern Arten, wie Papilio Idomeneus, und Papilio Teucer, sind Ausländer, kommen aus Amerika zu uns, und gehören zu den Griechischen Rittern. Der erste hat gezähnelte blauschwarze Flügel, die von der Mitte an bis an den Leib recht hochblau sind, und der Letztere hat bleyfarbige Flügel, von denen die Vorderhälfte blau ist. — 21) Der gemeine Wiesenfalter, der Riedgrasfalter, das gelbe und braune Sandauge, Papilio Janira, Oreas Janira, Hipparchia Janira, ein sehr gemeiner, 20 Linien bis 2 Zoll breiter Tagefalter, der in Waldungen auf trocknen dürren Anhöhen vom Julius bis in den Herbst langsam umherfliegt. Die Flügel der Männchen sind einfarbig schwarzbraun und gezähnt, unten auf den Vorderflügeln gelb. Auf beiden Seiten der Vorderflügel ist ein einzelnes Auge, und auf der Unterseite der Hinterflügel befinden sich in einer gelblichgrauen Binde drei schwarze Punkte. Das Weibchen hat die Grundfarbe des Männchens, nur durch die Oberseite der Vorderflügel zieht sich eine ochergelbe Binde, in welcher sich ein einzelnes Auge befindet. Die untere Seite der Hinterflügel hat eine gelblichgraue Binde, in welcher bisweilen schwarze Flecken stehen. Die

lich häufig angetroffen wird. Er ist überall milchweiß, ohne alle Zeichnung, nur beim Männchen färben sich die Ecken der Vorderflügel braunschwarz. Die untere Seite ist sehr schwach grüngelb. — 39) Der Kreßweißling, der Aurorafalter, Danaus s. Pieris Cardamines, ein 2 Zoll breiter Schmetterling, dessen Grundfarbe der Flügel weiß ist, nur gegen den Rand der Vorderflügel steht ein schwarzer Fleck, und auch die Spitze ist weiß; die untere Seite der Hinterflügel ist blaßgrün gewölkt oder gemarmelt. Das Männchen ist kleiner, und hat bis zur Hälfte pomeranzenfarbige Vorderflügel. Dieser Tagfalter fliegt den ganzen Sommer hindurch auf Wiesen, in Gärten, und auf Rasenplätzen in Wäldern. Die Raupe ist mattgrün, und gehört zu den Rückenstreifraupen; die Puppe ist spindelförmig, anfangs grün, und zuletzt braun. — Die hiervon, das heißt, von den Weißlingen, getrennten Gelblinge, die mit dem Lateinischen Gattungsnamen Colias belegt worden, haben ausgebildete Vorderbeine, meist gelbe Flügel, und auf der Mitte stets einen Fleck. Die Raupe ist kurz behaart, und hat an der Seite einen gelben Streif. — 40) Der Citronenfalter oder Vogel, das gelbe fliegende Blatt, der Wegedorn-Citronenweißling, der Kreuzdornfalter, der ganz gelbe Tagvogel, der gelbe Faulbaumvogel, der Hundsschmetterling (weil er in den Hundstagen nach seiner sommrichten Verwandlung fliegt), der sechsfüßige Tagfalter mit eckigen Flügeln, Colias s. Danaus Rhamni, ist einer von den Erstern im Frühlinge, die ihr Winterbehältniß verlassen. Wenn er sich mit dem Weibchen begattet hat, so legt dieses seine Eyer auf die Blätter des Faulbaums (Rhamnus frangula) und des Kreuzdorns, welches auch das Futter ist, wovon sich die Raupe nährt. Sie sitzt stets auf dem obern Theile des Blattes, und hält sich auf dem Stengel desselben mit den Nachschiebern fest.

Weißling mit einem Blutrande, und dann auch eine Gattung mit einer Blutbinde; der Weißling mit einem krummen Blutstriche; der Weißling mit dem Mittelbande; der Weißling mit schwarzem Striche; der eckige Weißling mit zwei und drei silbernen Unterpunkten, und Andere. Von den gelben Danaern oder Gelblingen kommen als Ausländer vor: der hochschwefelgelbe Gelbling; der citrongelbe und orangenfarbig bordirte Gelbling; der Gelbling mit violetten Flecken; der Citronengelbling mit Zwillingsaugen; der orangenfarbige Gelbling mit citronengelbem Körper; der Gelbling mit violettem Rande; der Gelbling mit rostfarbiger bestäubter Unterseite; der Gelbling mit gelbpunktirtem schwarzen Rande; der Gelbling mit braunem Eck; der Gelbling mit grünem Unterfutter; der Gelbling mit röthlichem dreieckigen Auge; der Gelbling mit silbernem Unterpunkte; der Gelbling mit sehr tief gelben Unterseiträndern; der Gelbling mit weißen Hinterflügeln; der goldgelbe Gelbling mit weißen Hinterflügeln; der Gelbling mit orangefarbiger Spitze und Andere. Dann kommen noch mehrere Arten bunter Danaer vor, wie z. B.: der rothe mit gelben Unterflügeln; der seladonfarbige; der weißrothliche mit orangenfarbiger Unterseite; der bunte blauspielende; der bunte neblicht punktirte ꝛc. ꝛc. Die Lateinischen Benennungen sind hier wegen des öftern Wechsels derselben nicht beigefügt worden; auch sollte hier nur die große Verschiedenheit in den Farben der Fremdlinge gezeigt werden.

D. Die Bauern- oder Schilderfalter, Plebeji rurales, bilden mehrere Familien. Zur ersten Familie gehören die kleingeschwänzten Falter, Papiliones subcaudati: 42) Der Birkenfalter, der Nierew-

fleck. Papilio Betulae, ein kleiner anderthalb Zoll breiter Schmetterling oder Tagefalter, der ſich gern an die Geſträuche in Gehölzen und Hecken anſetzt. Seine Flügel ſind kleingeſchwänzt, olivenbraun ſchillernd, die vordern in den Ecken mit einem nierenförmigen pomeranzengelben Flecke, und die hintern an den dicht beiſammen ſtehenden Spitzen mit zwei dergleichen beſetzt; die Unterflügel ſind gelb, mit einer rothgelben von ſchwarz und weißen Linien begränzten Binde. Man findet ihn im Herbſte. Die Raupe iſt grün, mit zwei gelben Linien, und lebt im May und Junius auf den Kirſchen, Pflaumen, Zwetſchen, Pfirſichen, Schlehen, und andern verwandten Pflanzenarten, ſelten aber auf den Birken. Die Puppe iſt rund, glatt, braun, und mit drei gelben Linien bemalt. — 43) Der Pflaumenfalter, kleine Schlehenſchmetterling, Papilio Pruni, ein kleiner fünf Viertelzoll breiter Schmetterling, den man im Frühjahre auf den Gebüſchen antrifft. Die Flügel ſind olivenbraun, die hintern etwas gezähnt und geſchwänzt; um den Rand des Hinterflügels laufen zwei Bänder, eins von blauer Farbe, das andere von orangengelben Flecken. Auf den Hinterflügeln iſt unten eine breite orangenfarbige Binde. Die Raupe hält ſich mit der vorhergehenden an einem Orte auf, und iſt kupfergrün mit weißlichen Linien. Die Puppe iſt dunkelbraun. — 44) Der Himbeerfalter, Hindbeerfalter, Himbeervogel, Grünling, Brombeerfalter, der blinde Argusſchmetterling, braune Tagvogel der Brombeerſtaude, Papilio Rubi, ein kleines hübſches Tagfalterchen von 1 Zoll Breite, das im Thüringer Walde in der Nähe der Wieſen ſehr häufig auf dem niedrigen Geſträuche angetroffen wird. Er fliegt im April und May. Die ganze Oberfläche der Flügel iſt dunkelbraun oder ein düſteres Olivenbraun, unten aber mit einem friſchen Grün überzogen. Gewöhnlich ſtehen unten in den Hinterflügeln vier bis

fünf, auch weniger sichtbare weiße Punkte in der Mitte in einem halben Zirkel. Man soll die grüne Raupe auf den Brombeerstauden finden; sie verwandelt sich am Ende des Junius. Die Puppe ist kurz, grünlichbraun, am Kopfe rundlich mit zwei gelben Punkten. Auf jeder Seite des Rückens ist eine Reihe gelber Pünktchen. — Zur zweiten Familie gehören die goldglänzenden Falter, die Feuervögel. Papiliones rutili: 45) Der Feuerfalter, die Goldruthe, Papilio virgaurea, Hesperia Virgaureae, ein kleiner fünf Viertelzoll breiter Schmetterling oder Tagefalter, welcher im Julius und August in Waldungen, auf Heiden umherfliegt, und besonders den Quedel liebt. Das Männchen ist oben feuerfarbig glänzend, mit schwarzem Saume um alle vier Flügel; das Weibchen ist bloß goldglänzend mit vielen schwarzen Flecken und Punkten auf den Vorderflügeln. — Zur dritten Familie gehören die vielâugigen Falter, Argusse, Papiliones polyophtalmi. Einige Entomologen haben hieraus eine Familie unter dem Namen Hesperia gebildet, und geben derselben folgende Gattungskennzeichen: die Gestalt ist klein, die Füße gleich lang, die Flügel glänzend, blau oder roth, auf der Unterfläche voll Augenflecken. Die Raupe ist schild- oder asselförmig; die Puppe sitzt an Pflanzenstengeln. Andere nennen sie Augenfalter, Lycaena, und charakterisiren sie wie folgt: die Vorderbeine vollkommen, doch etwas kurz; die Raupen eyförmig, oben gewölbt, unten flach, Kopf und Beine kaum zu sehen, Schildraupen. Die Flügel auf der Oberseite meist blau oder goldig, unten grau mit vielen Augenflecken. Erste Linie, mit einem rothgelben Querbande auf der untern Seite. — 46) Der gemeine Argusfalter, der Stechginster Argusfalter, Papilio Argus, Hesperia s. Lycaena Argus, ein fünf Viertelzoll breiter Schmetterling, der im Julius und August häufig in Wäldern gefunden wird. Das Männchen ist

oben blau, mit einem breiten schwarzen Saume und weißen Franzen. Von dem Saume aus gehen auf den Unterflügeln verschiedene schwarze Punkte in die Grundfarbe; die Unterseite ist aschgrau, mit vielen schwarzen Augenflecken, wovon die am Rande der Hinterflügel bläulichgrüne silberne Pupillen haben. Das Weibchen ist auf der Oberseite braun, und spielt bei frisch gefangenen Exemplaren von der Einlenkung der Flügel an bis gegen die Mitte etwas ins Blaue, es giebt aber auch Exemplare, jedoch seltene Spielarten, die eine ganz blaue Oberseite haben; durch beide Flügel geht ein rothgelbes Band, oder eine bogenreihe rothgelber Flecken; die untere Seite des Weibchens ist von der des Männchens fast gar nicht verschieden; auch hier findet man die silbernen Pupillen. Die Raupe lebt auf der Stechginster (Genista Germanica), Lucerne, Esparsette, und der Schmetterling fliegt im Julius aus. — 47) Der schöne Argus, der himmelblaue Argus, Papilio Bellargus, Hesperia s. Lycaena Bellargus, welcher in Thüringen Himmelsvögelchen genannt wird, und dessen ausgespannte Flügel fünf Viertelzoll in der Breite betragen. Die ganze Oberseite desselben ist mit dem schönsten Himmelblau geschmückt; der Saum ist mit einer schwarzen Linie umzogen, und die Hinterflügel sind schwarz punktirt. Die Franzen sind weiß und schwarz gefleckt. Auf der Unterseite mangeln der untern Augenreihe auf den Hinterflügeln die silbernen Pupillen, dafür hat sie zwei weiße, zuweilen zusammenhangende Flecken, deren einer kegelförmig, und mit der Wurzel gegen die Spitze zugekehrt ist. Das Weibchen ist oben braun, mit einer rothgelben Randbinde; die Unterseite gleichet dem Männchen, nur mit dem Unterschiede, daß dieses die rothgelbe Binde durch alle Flügel, bei jenem aber nur durch die untern hat. Der Falter erscheint im Junius und wird bis in September in den Gärten und auf Waldwiesen angetroffen. — 48) Der Ica-

falter, der Erdbeerenargus, Papilio Icarus, Hesperia Icarus, ein kleines Falterchen von 1 Zoll Breite, der vom May bis zum Auguſt in den Wäldern und auf den Wieſen in Menge angetroffen wird. Das Männchen iſt etwas größer als der Argusfalter. Die Flügel ſind blau mit einem röthlichen Schimmer; die Franzen und die obere Rippe ſind weiß; unten ſind die Flügel aſchfarbig, nach Einigen braungrau, mit ſchwarzen Augenflecken; die rothgelbe Binde iſt nur ſchwach, und beinahe verloſchen. Die Flecken, aus denen ſie beſteht, ſind beinahe kappenförmig, und oben ſchwarz eingefaßt. Außer den Augenbogen und mittleren ſchwarzen Flecken befinden ſich auf den Vorderflügeln gegen die Einlenkung zwei unter einander ſtehende Augen, wovon bisweilen eins fehlt. Das Weibchen iſt oben braun, und hat ein rothgelbes Fleckenband, das bald durch alle Flügel geht, bald nur auf den untern ſichtbar iſt. Bei unbeſchädigten Exemplaren bemerkt man meiſtens einen blauen Schimmer in der Gegend der Wurzel. Unten hat das Weibchen eine dunkelere Grundfarbe, als das Männchen, ſonſt aber hat es dieſelbe Zeichnungen. Die grüne, an den Seiten gelbgefleckte Raupe hält ſich auf den reifen Erdbeeren auf, in die ſie ohrförmige Löcher frißt, und ſich darein verbirgt. Das Weibchen wird von verſchiedenen Naturforſchern für eine beſondere Art gehalten, und Polyphemus genannt. — 49) Der Geisklee-Argus, Papilio Aegon, kleiner, als der gemeine Argus, und dunkler von Farbe, mit einem breiten ſchwarzen Saume; unten mit ſilberblauen Pupillen. Das Weibchen iſt wie bei dem genannten Argus, auf der Unterſeite aber viel dunkler, als das Männchen. Die Puppe lebt auf dem Geisklee (Cythisus austriacus). Der Schmetterling fliegt zu Ende des Junius oder im Julius. — 50) Der gelbäugige Argus, Papilio Opilete. Das Männchen iſt dunkelblau mit ſchwarzem Rande, das Weibchen ſchwarzbraun, mit einem ins

Blaue ſpielenden Mittelfelde; die untere Seite iſt aſchgrau, mit zwei Reihen gleichlaufender Randflecken; auf den Unterflügeln ſtehen noch einige Orangeflecken mit ſilbernen Pupillen. — 51) Der Eſparcetten-Argus, Papilio Leodorus, deſſen Oberſeite der Flügel bei dem Männchen von der Wurzel an bis zur Hälfte dunkelblau ſind, ſich aber gegen den äußern Rand zu ins Braune verlieren. Die hintern Flügel haben an dem Rande eine rothgelbe Binde mit ſchwarzen Punkten. Dieſe fehlt zuweilen, und dann iſt die ganze Oberfläche aller Flügel blau. Unten iſt dieſer Argus dem Nr. 46 ähnlich, und hat auch Silberpunkte. Das Weibchen unterſcheidet ſich durch ſeine braune Farbe und den blauen Schimmer an der Wurzel; unten iſt es dem Männchen gleich. Die Raupe wohnt auf dem gemeinen Wieſenklee, vorzüglich aber auf der Eſparcette. Dieſer Falter fliegt mit dem Vorhergehenden gleichzeitig. — 52) Der Argus Hylas, Papilio Hylas, dem himmelblauen Argus ſehr ähnlich, nur von keiner ſo hohen Farbe. Die Unterſeite iſt aſchgrau, ins Braune fallend. Auf den Vorderflügeln findet ſich in der Mitte ein einziger ſchwarzer, weiß eingefaßter nierenförmiger Flecken, und am Rande drei rothgelbe verblichene, mit den Spitzen nach inwendig zu liegende Flecken. Quer durch die Flügel läuft eine Bogenreihe von ſechs ſchwarzen, weißgeringten Augenflecken. Die Hinterflügel haben am Rande eine, aus rothgelben, kegelförmigen, mit der Spitze gegen innen zugekehrten Flecken beſtehende Binde. Die augenförmige Bogenreihe beſteht aus ſehr kleinen ſchwarzen, weißgeringten Flecken. In der Mitte derſelben iſt ein weißlicher Strahl, und in dem Mittelfelde noch ein weißer herzförmiger Fleck. Das Weibchen iſt braun, auf der Unterſeite dem Männchen völlig gleich. Der Falter fliegt im Julius und Auguſt. — 53) Der Fetthennen-Argus, Papilio Telephii, welcher ſich im Julius zeigt.

Die Flügel sind dunkelblau mit einem schwarzen Striche in der Mitte, und einem breiten schwarzbraunen Saume, in dem zuweilen auf allen Flügeln, zuweilen bloß auf den hintern eine, aus blauen Ringen bestehende Binde befindlich ist. Das Weibchen ist schwarzbraun, mit einem von der Wurzel an bis in die Hälfte der Flügel sich erstreckenden breiten blauen Strahle. Auf der untern Seite sind beide Geschlechter grau, und haben statt der Augenpunkte kleine viereckige Flecken. Die Raupe ist meergrün, mit einer veilchenblauen Rückenlinie, und mit vielen weißen Härchen besetzt; sie hält sich auf der Fetthenne (Sedum telephium), an der untern Seite der Blätter auf, deren Mark sie verzehrt. — 54) Der Thetisargus, Papilio Thetis, welcher sich im August zeigt. Das Männchen ist oben schön hellblau, mit einem schwärzlichen Schatten am Vorderrande, der sich bei einigen Exemplaren mehr, bei andern weniger verbreitet. Die Hinterflügel haben eine Randbinde von halbmondförmigen zinnoberrothen Flecken, an deren jedem ein schwarzer Punkt steht. Die Vorderflügel haben diese Einfassung etwas undeutlicher und ohne Punkte. Die Franzen sind weiß und schwarz gefleckt. Das Weibchen ist auf der obern Seite dunkelbraun, zuweilen mit einem blauen Schimmer; die Fleckenbinde ist orangegelb, und fehlt manchmal auf den Vorderflügeln, auf den hintern hat sie zuweilen eine blaue Einfassung. — Argusarten ohne gelbes Querband. — 55) Der Arionfalter, Randpunkt, Papilio Arion, der im July und August in den Wäldern und auf den nahe an denselben gelegenen Wiesen angetroffen wird. Die Flügel des Männchens sind dunkelblau mit einem tiefbraunen breiten Rande und weißen Saume. In der Mitte der Vorderflügel befindet sich ein schwarzes Strichchen, von welchem einige abgekürzte Strahlen von gleicher Farbe auslaufen, die bei einer etwas lebhaften Einbildungskraft die Lage der Finger einer ausgebreiteten Hand vorzu-

ſtellen ſcheinen, weshalb dieſer Schmetterling auch von einigen Naturforſchern der blaue Handvogel genannt wird. Die Zahl und der Ausdruck dieſer Strahlen ſind ſehr verſchieden. Die untere Seite iſt aſchgrau, mit ſchwarzen Augenflecken und ſpangrün angeflogener Wurzel. Das Weibchen hat ein viel blaſſeres Blau, ſonſt iſt es von dem Männchen kaum verſchieden. — 56) Der Hahnenkopf-Argus, Papilio Biton, nur im ſüdlicheren Europa heimiſch, hat auf der Oberſeite der Flügel bei dem Männchen ein ſtark glänzendes Grünlichblau, mit einem breiten ſchwarzen Außenrande und dergleichen Adern; der Saum iſt weiß. Das Weibchen hat eine glänzend braune Farbe und einen weißen Flecken am innern Winkel. Auf der Unterſeite unterſcheidet ſich dieſer Falter von allen übrigen durch einen breiten weißen Streifen, welcher ſich von der Wurzel der Unterflügel bis zum Außenrande hinzieht. Die Raupe lebt auf der Eſparcette oder dem Hahnenkopfe (Hedysarum Onobrychs). — 57) Der Faulbaum-Argus, der kleine Argus, der Streupunkt, Papilio Argiolus, ein ſehr abweichender Argus, ſo daß man nicht beſtimmt angeben kann, ob alle dieſe Abweichungen beſondere Arten oder nur Varietäten einer einzelnen Spielart ſind. Die Grundfarbe iſt faſt bei allen ſchwärzlich und mit einem blauen Silberglanze überzogen, der ſich bald den Flügelrändern nähert, bald weiter davon entfernt. Die Unterflügel führen an dem Außenrande einige ſchwarze Punkte. Am kenntlichſten unterſcheidet die Unterſeite dieſen Falter von allen andern Arten; ſie iſt milchweiß, und führt anſtatt der Augenflecken ſtrichförmige Punkte. Man kennt ihn auch unter dem Namen Cleobis. Die Raupe lebt auf dem Faulbaume (Rhamnus frangula). Die Grundfarbe iſt gelblichgrün und über den Rücken zieht ſich eine dunkelgrüne Linie. Kopf und Füße ſind ſehr klein, und glänzend ſchwarz. Dieſer Falter fliegt im May auf Gartengehägen und

andern Strauchwerken; zuweilen findet man ihn auch auf der Erde sitzen, besonders an feuchten Stellen auf Wegen. Er ist aber nur einzeln oder allein. Die übrigen Argusarten, die man noch angeführt findet, sowohl mit, als ohne gelben Querband oder ohne Querbinde müssen hier übergangen werden, wie z. B. der Argus Coridon, der Argus Amphion, der Argus Thetis, der Argus Medon, der Argus Ceronus, der Argus Arkas, der Argus Meleager ꝛc. ꝛc. Auch ist es ungewiß, ob nicht hier einige Verwechselung vorgegangen, und Spielarten für Arten angeführt worden sind, da mehrere sehr mit einander in der Farbe ꝛc. übereinkommen.

E. Die Bürger, Dickkopffalter, Plebeji urbiculae. Die eine einzige Familie bilden, werden von Einigen bloß in Dickkopf, Hesperia, unterschieden mit folgender Charakteristik: der Kopf dick, Körper gedrungen; die Beine vollständig; die Flügel in der Ruhe nur halb aufgerichtet. Die Raupe fast nackt. Die Puppe in zusammengewickelten Blättern in einem Gewebe. — 58) Der Strichfalter, Papilio Comma, welcher in lichten Waldungen im Junius, Julius und August häufig vorkommt und 1 Zoll breit ist. Das Männchen ist oben rothgelb, mit einem breiten braunen Rande, und auf den Vorderflügeln mit einem schwarzen Striche, welcher wie ein Comma aussieht; das Weibchen ist braun, auf beiden Seiten mit einer einfachen gekrümmten Reihe gelber Flecken, doch ohne Komma. Die untere Seite ist bei beiden Geschlechtern grünlich. — 59) Der Kattunfalter, Papilio Fritellarius, mit ungezähnten, auseinanderstehenden, braunschwarzen und weißgefleckten Flügeln, die 1 Zoll breit sind. Die schwarzköpfige fahlbraune Raupe findet man an den Feld- und Gartenalleen. Dieser Schmetterling fliegt vorzüglich im Junius und Julius auf den Wiesen, Wäldern und an den Wegen herum. Er ist sehr gemein.

Ueber die Schmetterlinge ſehe man nach:

Borkhauſen, Naturgeſchichte der Europäiſchen Schmetterlinge, nach ſyſtematiſcher Ordnung. 5 Bd. 1788—92.

Hübner, Sammlung Europäiſcher Schmetterlinge. 5 Bde. Augsburg, 1796—1824. — Deſſen Sammlung exotiſcher Schmetterlinge. Augsburg, 1806. — Deſſen Schmetterlinge, fortgeſetzt von Geyer. Augsburg, 1832.

Freyer, neue Beiträge zur Schmetterlingskunde. Augsburg, 1839. 49 Hefte mit illuminirten Kupfern. — Deſſen, die ſchädlichſten Schmetterlinge Deutſchlands für Forſtmänner, Oekonomen, Lehrer, Gartenbeſitzer und Volks-Schulen. Nach der Natur beobachtet, beſchrieben und abgebildet. Mit 12 Kupfertafeln. Augsburg, 1839.

Ochſenheimer, die Schmetterlinge von Europa, fortgeſetzt von Treitſchke. — Deſſen Handbuch für Schmetterlingsſammler. 1r Bd. Wien, 1834.

Esper, die Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur mit Beſchreibungen, herausgegeben von Touſſ. von Charpentier. Erlangen, 1834.

Fiſcher Edler von Roeslerſtamm, Abbildungen zur Berichtigung und Ergänzung der Schmetterlingskunde, beſonders der Microlepidopterologie, als Supplement zu Treitſchke's und Hübner's Europäiſchen Schmetterlingen. Leipzig, 1839.

Ackerveilchenfalter, ſ. Perlmutterfalter, kleiner.

Admiral, Papilio Atalanta, ſ. oben, S. 439.

Apollo, ſ. Augenſpielfalter.

Argus (Erdbeeren-), ſ. Icarusfalter.

— (Eſparcetten-), Papillo Leodorus, ſ. oben, S. 466.

— (Faulbaum-), Papilio Argiolus, ſ. daſ., S. 468.

— (Fetthennen-), Papilio Telephii, ſ. daſ., S. 466.

— (Geisklee-), Papilio Aegon, ſ. daſ., S. 465.

— (gelbäugiger), Papilio Optilete, ſ. daſ., S. 465.

[illegible] [illegible] S. 468.

Argus (himmelblauer), ſ. Argusfalter, ſchöner.
— (Hylas-), Papilio Hylas, ſ. oben, S. 466.
—, kleiner, Streupunkt, Faulbaumargus, Papilio Argiolus, ſ. Argus (Faulbaum-).
— (Stechginſter-), ſ. Argusfalter, gemeiner.
— (Thetis-), Papilio Thetis, ſ. oben, S. 467.
Argusfalter, gemeiner, Stechginſterargus, Papilio Argus, ſ. oben, S. 463.
—, ſchöner, himmelblauer Argus, Papilio Bellargus, ſ. daſelbſt, S. 464.
Arionfalter, Randpunkt, Papilio Arion, ſ. daſ., S. 467.
Augenſpiegelfalter, der rothe, der Hauswurzfalter, Apollo, Parnassus Apollo, ſ. daſ., S. 455.
Aurelia, die große und kleine, ſ. Fuchs, der große und kleine.
Aurorafalter, Kreßweißling, Danaus Cardamines, ſ. oben, S. 458.
Atlas (Deutſcher), Roßgrasfalter, die Weißbinde, der Eremit, Papilio Hermione, ſ. daſelbſt, S. 450.
— (Europäiſcher), Papilio Semele, ſ. daſ., S. 451.
Bandargus, ſ. Waldfalter, gelbbandirter.
Baumweißling, Heckenweißling, Lilienvogel, Danaus Crataegi, ſ. oben, S. 457.
Bauern, Schilderfalter, kurzgeſchwänzte Falter, Plebeji rurales, ſ. daſelbſt, S. 459.
Bergfalter, gemeiner, Blutgrasfalter, Papilio Medusa, ſ. daſ., S. 452.
Bergveilchenfalter, ſ. Perlmuttervogel, kleinſter.
Birkenfalter, Nierenfleck, Papilio Betulae, ſ. oben, S. 461.
Blatt, gelbes fliegendes, ſ. Citronenfalter.

Blankante, große und kleine, ſ. Fuchs, großer und kleiner.

Blutgrasfalter, ſ. Bergfalter, gemeiner.

Breitwegerichfalter, bandirter Mantel, gelber Würfelvogel, Damenbrett, Papilio Cinxia, ſ. oben, S. 448.

Brettſpielfalter, Marmorargus, Halbtrauer, Lieſchgrasfalter, Tagpapilion, die Galathea, Papilio Galathea, ſ. daſelbſt, S. 453.

Brombeerfalter, ſ. daſ., S. 462.

Bürger, Dickkopffalter, Plebeji Urbicolae, ſ. daſ., S. 469.

Buttervogel, ſ. Kohlweißling, großer.

C-Falter, weißer, Heckenkirſchfalter, Papilio C-Albani, ſ. oben, S. 445.

Citronenfalter, gelbes fliegendes Blatt, Wegedorn-Citronenweißling, Kreuzdornfalter, gelber Tagvogel, gelber Faulbaumvogel, Hundsſchmetterling, Colias Rhamni, ſ. daſelbſt, S. 458.

Citronenweißling, ſ. den vorhergehenden Schmetterling.

Damenbrett, ſ. Breitwegerichfalter.

Danaiden, Danai, ſ. oben, S. 456.

Dickkopffalter, Hesperia, ſ. daſ., S. 469.

Dillvogel, ſ. Schwalbenſchwanz.

Diſtelfalter, die ſchöne Frau, Papilio Cardui, ſ. oben, S. 442.

Doppelaugfalter, der kleine, die Sammetborde, Papilio Amaryllis, ſ. daſelbſt, S. 452 u. f.

Dryaden, ſ. oben, S. 446.

Eckflügelfalter, Vanessa, ſ. daſ., S. 439.

Einaugfalter, der braune, Papilio Pamphilus, ſ. daſ., S. 453.

Eisvogel, großer, ſ. Pappelfalter.

Eremit, ſ. (Atlas, Deutſcher).

Falter, der gelbbraune, fleckig gestreifte, s. Fleckenband.
—, goldglänzender, s. oben, S. 463.
—, kleingeschwänzte, s. Bauern.
—, vieläugige, Argusse, s. oben. S. 463.
Faulbaumvogel, der gelbe, s. Citronenfalter.
Fenchelfalter, s. Schwalbenschwanz.
Fetthennen-Argus, s. Argus.
Feuerfalter, Papilio virgaurea; s. oben, S. 463.
Fleckenband, der gelbbraune, fleckig gestreifte Falter, die kleinste Perlenbinde, Papilio Lucina, s. oben, s. 449.
Fleckenreihe, die, s. Perlmutterfalter.
Frau, die schöne, s. Distelfalter.
Fritillarienfalter, s. oben, S. 449.
Frühlingsherold, der kleine, s. Fuchs, der kleine.
Fuchs, großer, Aurelia, große Blaukante, Kirschfalter, Papilio Polychlorus, s. oben, S. 443.
—, kleiner, kleine Aurelia, Nesselfalter, kleiner Frühlingsherold, kleine Blaukante, Papilio Urticae, s. das., S. 444.
Galathea, die, s. Brettspielfalter.
Geiskleeargus, s. Argus.
Gelbäugiger Argus, s. daselbst.
Gelblinge, Colias, s. oben, S. 456, 458.
Goldruthe, s. Feuerfalter.
Grünling, s. Himbeerfalter.
Halbtrauer, s. Brettspielfalter.
Handvogel, der blaue, s. oben, S. 468.
Hauswurzfalter, s. Augenspiegelfalter, rother.
Heckenkirschfalter, s. C-Falter, weißer.
Heckenweißling, s. Baumweißling.
Helikonier, Heliconii, s. oben, S. 454.
Himbeerfalter, Grünling, Papilio Rubi, s. oben,

S. 462; dann auch eine Benennung des Silberſtrichs, ſ. dieſen.

Himmelblauer Argus, ſ. Argus, ſchöner.

Hundsgrasfalter, ſ. Waldfalter, gemeiner.

Hundsveilchenfalter, ſ. Perlmutterfalter, großer.

Hylasargus, ſ. unter Argus.

Icarusfalter, Papilio Icarus, ſ. oben, S. 464, 65.

Kaffeevogel, ſ. Waldfalter, gemeiner.

Kaiſermantel, ſ. Silberſtrich.

Kohlweißling, großer, Milchdieb, Buttervogel, Danaus Brassicae, ſ. oben, S. 456.

—, kleiner, Rübenfalter, Danaus Rapae, ſ. daſ.

—, grüner, Danaus Napi, ſ. Rübſenweißling.

Kattunfalter, Papilio Fritellarius, ſ. oben, S. 469.

Kirſchfalter, ſ. Fuchs, großer.

Kreßweißling, Aurorafalter, Danaus Cardamines, ſ. oben, S. 458.

Kreuzdornfalter, ſ. Citronfalter.

Landkartenfalter, Vanessa Prorsa, ſ. oben, S. 445.

Lieſchgrasfalter, ſ. Brettſpielfalter.

Lilienvogel, ſ. Baumweißling.

Mantel, bandirter, ſ. Breitwegerichfalter.

Marmorargus, ſ. Brettſpielfalter.

Märzveilchenfalter, ſ. Perlmutterfalter, der große.

Milchdieb, ſ. Kohlweißling, großer.

Neſſelfalter, ſ. Fuchs, kleiner.

Nierenfleck, ſ. Birkenfalter.

Pappelfalter, großer Eisvogel, Papilio Populi, ſ. oben, S. 440.

Perlenbinde, die kleinſte, ſ. Fleckenband.

Perlmutterfalter, großer, Hundsveilchenfalter, Papilio Aglaja, ſ. oben, S. 446.

—, mittlerer, Märzveilchenfalter, Fleckenreihe, Papilio Adippe, ſ. daſelbſt.

Perlmutterfalter, kleiner, die Prinzeſſin, der Ackerveilchenfalter, Papilio Lathonia, ſ. daſ., S. 447.
—, kleinſter, Prinz, Bergveilchenfalter, Papilio Euphrosine, ſ. oben, S. 447.
Pfauentagfalter, Tagpfauenauge, Papilio Jo, ſ. daſ., S. 441.
Pflaumfalter, kleiner Schlehenſchmetterling, Papilio Pruni, ſ. daſ., S. 462.
Priamus, Pieris Priamus, ſ. daſ., S. 454.
Prinz, ſ. Perlmutterfalter, kleinſter.
Prinzeſſin, ſ. Perlmutterfalter, kleiner.
Queckengrasfalter, ſ. Waldfalter, gemeiner.
Randpunkt, ſ. Arionfalter.
Riedgrasfalter, ſ. Wieſenfalter, gemeiner.
Ritter, Equites, ſ. oben, S. 454.
Roſtflügelfalter, Arcania, ſ. daſelbſt, S. 453.
Roßgrasfalter, ſ. Atlas, Deutſcher.
Rübenfalter, ſ. Kohlweißling, kleiner.
Rübſenweißling, grüngeränderter Kohlweißling, Papilio Napi, ſ. oben, S. 457.
Sammtborde, ſ. Doppelaugfalter, kleiner.
Sandauge, das gelbe und braune, ſ. Wieſenfalter, gemeiner.
Schillerfalter, gemeiner, Schillervogel, Papilio Iris, ſ. oben, S. 440.
Schilderfalter, ſ. Bauern.
Schlehenſchmetterling, ſ. Pflaumfalter.
Schwalbenſchwanz, Fenchelfalter, Dillvogel, Papilio Machaon, ſ. oben, S. 454.
Segelfalter, Segelvogel, Schwalbenſchwanz, Papilio Podalirius, ſ. daſelbſt, S. 455.
Senfweißling, Danaus Sinapis, ſ. daſ., S. 457.
Silberſtrich, Kaiſer, Himbeerfalter, Papilio Paphia, ſ. daſ., S. 447.
Spitzwegerichfalter, Papilio Delia, ſ. daſ., S. 449.

Stechginſterargus, ſ. Argus, gemeiner.
Streupunkt, ſ. Faulbaumargus.
Strichfalter, Papilio Comma, ſ. oben, S. 469.
Tagpapilion, ſ. Bretſpielfalter.
Tagpfauenauge, ſ. Pfauentagfalter.
Tagvogel, brauner, der Brombeerſtaude, ſ. oben, S. 462.
—, gelber, ſ. Citronenfalter.
Trauermantel, Papilio Antiopa, ſ. oben, S. 439.
Veilchenfalter, ſ. Perlmutterfalter, kleinſter.
Vieläugiger Argus, ſ. unter Argus, oben, S. 463.
Waldargus, ſ. Waldfalter.
Waldfalter, gefleckter, Waldargus, Queckengrasfalter, ſ. oben, S. 452.
—, gelbbandirter, Bandargus, Papilio Megaera, ſ. daſelbſt.
Wegedornen-Citronenweißling, ſ. Citronenfalter.
Weißbinde, ſ. Roſtgrasfalter.
Weißling, ſ. oben, S. 456.
Wieſenfalter, gemeiner, der Riedgrasfalter, das gelbe und braune Sandauge, Papilio Janira, ſ. daſ., S. 451.
Würfelvogel, gelber, ſ. daſ., S. 448.

Tagefriſt, welches, nach Adelung, einen beſtimmten Tag, einen Termin bezeichnet.

Tagefrohne, Frohnen oder Frohndienſte, welche bei Tage oder am Tage geleiſtet werden, zum Unterſchiede von den Nachtfrohnen; ſ. Frohndienſt, Th. 15, S. 162.

Tagegang, Tagegänge, Tagegehänge, Tagekluft, im Bergbaue, Gänge, Flötze und Klüfte, welche nicht tief, ſondern unter der Dammerde befindlich ſind, ganz kurz liegen, und nicht weit fortſetzen, ſich

jedoch mit Gangarten beweisen und selten Besteg halten. Diese Gänge setzen daher nicht in die Teufe oder Tiefe fort, und gehen oft am Tage aus. S. unter Kluft, Th. 41, S. 22.

Tagegarn, bei den Vogelstellern, s. Tagenetz.

Tagegebäude, im Bergbaue oder Bergwerke, diejenigen Gebäude, welche über der Erde beim Bergwerke angelegt werden, um darin die dazu gehörigen Arbeiten verrichten zu können. Man sieht bei diesen Gebäuden, wenn es keine ordentlichen Wohnungen sind, selten auf Zierlichkeit, und wenn sie von einem Orte zum andern in wenigen Jahren versetzt werden müssen, so baut man solche auch nicht dauerhaft. Diese Gebäude bestehen aus der Kaue, der Bergschmide, dem Zechen- oder Huthause, und dem Bergamtshause; s. diese Gebäude.

Tagegehänge, s. Tagegang.

Tagekluft, s. Tagegehänge.

Tagekohlen, Erdkohlen, eine Art gegrabener Holzkohlen, welche am Tage, das ist, mehr unter der Dammerde, gefunden werden, zum Unterschiede von den Pech- und Steinkohlen, welche in einer größern Tiefe brechen; s. unter Kohle, Th. 43.

Tagel, ein im Hochdeutschen unbekanntes Niederdeutsches Wort, womit man das Ende eines Strickes zum Prügeln bezeichnet; daher tageln, mit einem solchen Werkzeuge prügeln, ingleichen prügeln überhaupt. Es ist mit dem Hoch- und Oberdeutschen Zagel, Zahl, ein Schwanz, verwandt.

Tageleistung, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, eine Versammlung mehrerer Personen in öffentlichen Angelegenheiten an einem gewissen bestimmten Tage zu bezeichnen, einen Kreis-, Land- oder Reichstag. Es kommt, so wie das gleichbedeutende Tagesatzung noch in der Schweiz vor.

Tagelerche, s. unter Lerche, Th. 77, die Ackerlerche, S. 167 u. f., weil sie mit dem Anbruche des Tages

Stechginsterargus, s. Argus, gemeiner.
Streupunkt, s. Faulbaumargus.
Strichfalter, Papilio Comma, s. oben, S. 469.
Tagpapilion, s. Bretspielfalter.
Tagpfauenauge, s. Pfauentagfalter.
Tagvogel, brauner, der Brombeerstaude, s. oben, S. 462.
—, gelber, s. Citronenfalter.
Trauermantel, Papilio Antiopa, s. oben, S. 439.
Veilchenfalter, s. Perlmutterfalter, kleinster.
Vielaugiger Argus, s. unter Argus, oben, S. 463.
Waldargus, s. Waldfalter.
Waldfalter, gefleckter, Waldargus, Queckengrasfalter, s. oben, S. 452.
—, gelbbandirter, Bandargus, Papilio Megaera, s. daselbst.
Wegedornen-Citronenweißling, s. Citronenfalter.
Weißbinde, s. Rostgrasfalter.
Weißling, s. oben, S. 456.
Wiesenfalter, gemeiner, der Riedgrasfalter, das gelbe und braune Sandauge, Papilio Janira, s. das., S. 451.
Würfelvogel, gelber, s. das., S. 448.

Tagefrist, welches, nach Adelung, einen bestimmten Tag, einen Termin bezeichnet.

Tagefrohne, Frohnen oder Frohndienste, welche bei Tage oder am Tage geleistet werden, zum Unterschiede von den Nachtfrohnen; s. Frohndienst, Th. 15, S. 162.

Tagegang, Tagegänge, Tagegehänge, Tagekluft, im Bergbaue, Gänge, Flötze und Klüfte, welche nicht tief, sondern unter der Dammerde befindlich sind, ganz kurz liegen, und nicht weit fortsetzen, sich

jedoch mit Gangarten beweiſen und ſelten Beſteg halten. Dieſe Gänge ſetzen daher nicht in die Teufe oder Tiefe fort, und gehen oft am Tage aus. S. unter Kluft, Th. 41, S. 22.

Tagegarn, bei den Vogelſtellern, ſ. Tagenetz.

Tagegebäude, im Bergbaue oder Bergwerke, diejenigen Gebäude, welche über der Erde beim Bergwerke angelegt werden, um darin die dazu gehörigen Arbeiten verrichten zu können. Man ſieht bei dieſen Gebäuden, wenn es keine ordentlichen Wohnungen ſind, ſelten auf Zierlichkeit, und wenn ſie von einem Orte zum andern in wenigen Jahren verſetzt werden müſſen, ſo baut man ſolche auch nicht dauerhaft. Dieſe Gebäude beſtehen aus der Kaue, der Bergſchmide, dem Zechen- oder Huthauſe, und dem Bergamtshauſe; ſ. dieſe Gebäude.

Tagegehänge, ſ. Tagegang.

Tagekluft, ſ. Tagegehänge.

Tagekohlen, Erdkohlen, eine Art gegrabener Holzkohlen, welche am Tage, das iſt, mehr unter der Dammerde, gefunden werden, zum Unterſchiede von den Pech- und Steinkohlen, welche in einer größern Tiefe brechen; ſ. unter Kohle, Th. 43.

Tagel, ein im Hochdeutſchen unbekanntes Niederdeutſches Wort, womit man das Ende eines Strickes zum Prügeln bezeichnet; daher tageln, mit einem ſolchen Werkzeuge prügeln, ingleichen prügeln überhaupt. Es iſt mit dem Hoch- und Oberdeutſchen Zagel, Zahl, ein Schwanz, verwandt.

Tageleiſtung, ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, eine Verſammlung mehrerer Perſonen in öffentlichen Angelegenheiten an einem gewiſſen beſtimmten Tage zu bezeichnen, einen Kreis-, Land- oder Reichstag. Es kommt, ſo wie das gleichbedeutende Tageſatzung noch in der Schweiz vor.

Tagelerche, ſ. unter Lerche, Th. 77, die Ackerlerche, S. 167 u. f., weil ſie mit dem Anbruche des Tages

eben ſo wenig aus der Ungewißheit reißen, ſondern die Sache durch die verſchiedenen Ausſagen vielleicht noch zweifelhafter machen. Dieſes iſt auch nicht einmal nöthig; denn vernünftige und erfahrene Männer können die Anzahl der zu einem jeden Wirthſchaftsgeſchäft benöthigten Arbeiter ſelbſt beurtheilen, und dieſes iſt gewiß der ſicherſte Weg, den ſie hierüber einſchlagen können. Kennen ſie aber die Anzahl der zu einem jeden Geſchäfte nöthigen Arbeiter, ſo dürfen ſie nur die auf dem zu taxirenden Landgute befindlichen eigenen Dienſte gegen die ſämmtlichen Wirthſchaftsgeſchäfte halten, und gleichſam eins gegen das andere abwägen. Aus dieſer angeſtellten Vergleichung wird ſich ergeben, nicht allein wie viele fremde Arbeiter oder Tagelöhner für baaren Lohn noch erforderlich ſind, ſondern auch von welcher Beſchaffenheit ſie ſeyn müſſen, welches in der Beſtimmung des Lohnes einen großen Einfluß hat. Die größten baaren Ausgaben für Tagelohn ereignen ſich an den meiſten Orten, beſonders wo ein weitläuftiger Ackerbau vorhanden iſt, in der Erndtezeit oder in den Erndtegeſchäften. Es iſt hauptſächlich nöthig, daß die Taxations-Kommiſſarien unterrichtet ſind, wie viele Erndtearbeiter, nach dem Verhältniß der Größe des Ackers, nöthig ſind, um hiernach die Tagelöhner zu beurtheilen, die auf einem abzuſchätzenden Gute gebraucht werden, um hierin bei der Abſchätzung des Geldes nicht zu irren (ſ. auch Tagelöhner). In den übrigen Wirthſchaftsgeſchäften wird ihre eigene Erfahrung die beſte Lehrmeiſterin ſeyn. Die, außer den zum Gute gehörigen Dienſtleuten, benöthigten und mit baarem Gelde zu bezahlenden Arbeiter oder Tagelöhner, ſind entweder eigene in dem Dorfe angeſeſſene ſogenannte Einlieger, oder auswärtige Tagelöhner. Daß die Erſteren die nöthigen Arbeiten um einen geringern Lohn verrichten, und auch zum Theil müſſen, als die Letztern, geht ganz natürlich daraus hervor. Arbeiter, die nicht allein ihre

Mittags- und Abendmahlzeiten mit den Ihrigen jederzeit halten, sondern auch ihre Nachtruhe in ihrem eigenen Bette haben können, haben wenigern Lohn, als Fremde, welche ihren Unterhalt mit vieler Beschwerlichkeit mit sich führen, ihre eigene Haushaltung versäumen, und sich mit einem unbequemen fremden Lager behelfen müssen. Von der Taxations-Kommission ist daher bei Bestimmung des Arbeitslohnes ein gehöriger Unterschied zu machen, ob die zur Bestreitung der Wirthschaft nöthigen Arbeiter im Dorfe wohnhaft sind, oder nicht. Auch ist die Bezahlung der Tagelöhner in Ansehung des Geschlechts nicht einerley, indem eine Frauensperson wenigstens ein Viertheil, an einigen Orten auch wohl ein Drittheil an Arbeitslohn weniger, als eine Mannsperson erhält. Unter diesen Umständen ist wohl zu prüfen, ob die zu verrichtenden Geschäfte durchaus eine Mannsperson erfordern, oder auch von Weibern eben so gut verrichtet werden können. Es giebt Haushaltungsgeschäfte, die sich nur allein für Frauensleute schicken; nach dieser Verschiedenheit muß also auch der Lohn der Arbeiter verschieden seyn, oder verschiedentlich bestimmt und in Abzug gebracht werden. Es giebt wenige Orte, wo man nicht Tagelöhner oder doch Leute antrifft, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren müssen. Die Häuser, worin sie wohnen, gehören dem Gutsbesitzer, und sie geben dafür eine gewisse jährliche Miethe, oder verrichten dafür wöchentlich bestimmte Dienstage. Hier müssen nun die unterrichtete Kommissarien die Umstände des Guts und der dabei befindlichen Handdienste genau prüfen. Sind die eigenen Handdienste zur Bestreitung der sämmtlichen Wirthschaftsgeschäfte hinlänglich, so kann man es bei der festgesetzten Miethe dieser Häusler lassen; ist aber ein Mangel daran, so erfordert es die Nothwendigkeit, die sonst gewöhnliche Miethe in Naturaldienste zu verwandeln, und von dieser Verwandlung der Miethe in Naturaldienste haben

ſich die Taxationskommiſſarien nicht abhalten zu laſſen, wenn ſie auch gleich zur Zeit der unternommenen Taxe dergleichen Leute bloß auf Miethe geſetzt finden ſollten. An Orten, wo ſonſt nur Nahrung für Tagelöhner iſt, wird es, wenn auch die gegenwärtigen ſich dieſe Bedingung nicht gefallen laſſen wollten, niemals an andern, ſo deren Stelle erſetzen, fehlen, ſo geringe dieſe Gegenſtände einem Unerfahrenen ſcheinen mögen, ſo ſind ſie doch an Orten, wo ein Dienſtmangel iſt, von großer Wichtigkeit, und dürfen daher nicht außer Augen geſetzt werden. Es iſt keine Kleinigkeit, wenn durch eine in dieſem Stücke getroffene Einrichtung, auch nur jährlich funfzig bis hundert Thaler an Arbeitslohn erſpart werden. Der Werth des Guts wird dadurch wenigſtens auf 1000 und 2000 Thlr. offenbar erhöhet, und das ganze Gut, ſowohl Käufern, als Pachtern annehmlicher gemacht. S. auch den folgenden Artikel.

Tagelöhner, Fr. Journalier, Gens de journée, Homme de journée, ein Handarbeiter, welcher um Tagelohn arbeitet. Im Schwabenſpiegel Tagewerker, ehemals auch Liedlöhner. Alſo in engerer Bedeutung ein unzünftiger Handarbeiter, der kein Handwerk betreibt oder kein eigentliches bürgerliches Gewerbe, ſondern bloß diejenigen Dienſte leiſtet, die auf dem Felde oder Acker verrichtet werden, und wozu er angewieſen wird, und in den Städten ein Handlanger, Handreicher, ſowohl bei den Handwerkern, wie z. B. den Maurern, als auch bei andern Geſchäften, im Handel, bei der Apothekerkunſt ꝛc., wo ſie Handarbeiten verrichten. Hier iſt nur von den Tagelöhnern bei der Landwirthſchaft die Rede, die jetzt da um ſo mehr und nöthiger gebraucht werden, wo die Separation der Güter oder die Ablöſung der Bauern ꝛc. von dem Gutsherrn Statt gefunden hat. Die Tagelöhner auf den Gütern ſind Leute, die ſich verpflichtet haben, dem Herrn Jahr aus Jahr ein zu dienen. Die meiſten Arbeiten läßt

man durch das Gesinde verrichten, weil man dasselbe zu jeder Zeit, Tag und Nacht, haben kann, welches bei den Tagelöhnern nicht der Fall ist, die nur bis zu einer bestimmten Zeit von des Morgens bis des Abends arbeiten. Man schlägt in Hinsicht der Tagelöhner vor, um solche in der Arbeit thätig zu erhalten: 1) einen sehr billigen Miethszins für die Wohnung derselben zu nehmen, und die Miethe dann von der Arbeit abzurechnen; 2) ihnen Acker zum Selbstanbau der nöthigen Kartoffeln zu geben; 3) ihnen die nöthige Milch zu dem selbstkostenden Preise, oder ihnen Kuhweide zu geben, eben so halte man es auch 4) wegen des Brennmaterials, und 5) gebe man ihnen den Hausarzt und die Medikamente frei. In Hinsicht der Arbeit selbst, soll es vortheilhaft seyn, wenn es die Arbeit zuläßt, sie ihnen in Akkord oder Verdingung zu geben. Koppe hat die Geldsätze, die in der Landwirthschaft vorkommen, berechnet, und folgendermaßen festgestellt:

	Rth	Sgr	₰
Einen Morgen Getreide auf mittlerem Boden zu mähen . . .	—	3	9
Eine gleiche Fläche Getreide auf schwerem Boden	—	5	—
Das Seilknüpfen pro Schock .	—	—	3
Das Mähen und Heuen eines Morgens guter Wiese, die 12 bis 16 Ctr. Heu giebt, kostet bei jedem Schnitte	—	10-25	—
Wird die Heuerndte für einen gewissen Antheil gemacht, so giebt man den 3ten oder 7ten Theil			
Bei der Aufnahme der Kartoffeln bezahlt man den Wispel mit .	—	10-20	—
Das Auswerfen einer Schachtruthe Erde von 144 Kubikfuß, aus der			

	Rg	Sg	d
Tiefe geholt, und mit Hauen und Ausarbeiten	—	3–5	—
Muß die Erde gekarrt werden	—	7	6
Das Umgraben einer Quadratruthe gewöhnlichen Gerſtenlandes	—	—	3–6
2 Fuß tiefes Rajolen, die Quadratruthe mit	—	2	—
Beim Lehmboden mit	—	3–4	—
Bei der Anfertigung von Gruben giebt man, wenn ſie tief ſind	—	3–5	—
Bei dem Mergel zahlt man für das Loshauen und Einladen einer Schachtruthe, wenn der Arbeiter die Pferde dazu giebt	—	4–8	—
Das Reinigen der Grundſtücke von Sträuchern ꝛc. koſtet von 15 Sgr. bis	2	—	—
Eine Klafter Klobenholz zu ſchlagen, 3 Fuß lang	—	6–10	—
Eine Klafter Knüppelholz	—	5–7	—
Wird das Holz gerodet und in Stubben geſetzt	—	15–20	—
Das Kleinmachen einer Klafter Holz zum Küchengebrauche	—	15–20	—
Für den Scheffel Hechſel mit einer Handmaſchine geſchnitten	—	—	3–4

Man ſtellt die Männer zum Mähen und zum Dreſchen an. Ein Mann mähet vom aufrechtſtehenden Sommergetreide, Hafer oder Gerſte, 2½ bis 3 Morgen, vom liegenden 1¼ bis 2 Morgen; Bohnen, Erbſen, Wicken, überhaupt von allen Hülſenfrüchten 1½ bis 2 Morgen täglich. Mit dem Klee und dem Graſe verhält es ſich eben ſo, nämlich 1½ bis 2 Morgen täglich, welches das Höchſte iſt. — Eine Frau, die bei der Erndte hilft, iſt

im Stande, so viel Halmfrucht abzuraffen, als ein Mann zu mähen vermag; auch bringt sie dieselbe gleich ins Gelege. Zum Harken und in Haufen setzen des Getreides gehört auf drei bis vier Binderinnen ein Aufsetzer. Die Handarbeit bei dem Nachharken mit dem Pferde, und das Aufwinden des Geröſſes ist pro Morgen mit $\frac{1}{3}$ Tagewerk anzuschlagen, folglich 3 Morgen pro Tag. Auf Schwaden getrocknetes Getreide erfordert zum einmaligen Wenden, Aufbinden, in Haufen setzen und Einharken des Geröſſes pro Morgen wenigstens einen Frauenhandtag, doch wegen Störung der Witterung muß man $1\frac{1}{2}$ Tag rechnen. Beim Einfahren des Getreides werden fünf bis sechs Leute erfordert (zwei, welche lagern, zwei, welche aufstechen, und einer, der einharkt), welche mit Wechselwagen täglich 24 bis 30, auch wohl 36 Fuder laden können. Hülsenfrüchte und Heu können aber von einer gleichen Anzahl Menschen, nicht so viel beschafft werden, ungefähr 22—26 Fuder, und von den Oelfrüchten, als Raps und Rübsen, können nur 16—20 Fuder täglich geladen werden Zum Abladen und Einpacken des Getreides rechnet man auf jede 6 bis 8 Fuß Entfernung in der Scheune, oder auf eben so viel Höhe in den Miethen, eine Frau, und auf 8 bis 10 Fuß wird ein Mann gestellt. Zwei Dreſcher können täglich 5 — 6 Stiegen Winterung, und 7 — 8 Stiegen Sommerung ausdreſchen. Ein Mann ladet täglich 9 — 10 vierspännige Fuhren Dünger, und eine Frau 6 — 7 dergleichen Fuder; eben so vermag eine Frau täglich auf einen Morgen den Dünger gleichmäßig auszubreiten, und es macht hier keinen Unterschied, ob die Düngung schwach oder stark ist. — Ein Säemann besäet täglich vier und zwanzig Morgen, oder er vermag einen Wispel Getreide gleichmäßig in einem Tage auszusäen, also auf den Morgen einen Scheffel, und wenn er seine Sache versteht, so wirft er in der Regel das Korn auch 8 Fuß breit aus; er kann auch wohl in einer

Stunde 2 Scheffel säen. Kartoffeln, welche nach dem Pfluge gelegt werden sollen, werden auf diese Weise berechnet, daß man auf drei Pflüge sechs Frauen anstellt. Auf das Pflanzen von Kohl, Tabak und Rüben auf 1, auch 1½ Fuß weite Entfernung, rechnet man pro Morgen vier Frauen täglich. Kartoffeln, in Tagelohn behackt, erfordern zu dem Behacken eines Morgens acht bis neun Leute. — Zum Melken und zur Fütterung der Kühe rechnet man, wenn Heu und Stroh gefüttert wird, auch der Stall täglich ausgemistet werden soll, auf funfzehn bis sechzehn Kühe eine Magd, wo aber Branntweinspülicht oder Schlämpe gleich von der Brauerey aus in die Krippe geleitet werden kann, kann ein Mann dreißig bis vierzig Stück Kühe verpflegen; das Ausmisten kann er aber nicht dabei besorgen. Bei der Ochsenmästung mit Hackfrüchten kann eine Person achtzehn bis zwanzig Stück Kühe besorgen. Hechsel kann auf einer guten gewöhnlichen Maschine, wenn derselbe ½ Zoll lang ist, 20 bis 24 Scheffel den Tag über geschnitten werden, und wenn derselbe etwas länger ist, 30 bis 36 Scheffel, also für den Bedarf von fünf und zwanzig bis dreißig, auch wohl sechs und dreißig Stück Rindvieh ꝛc. — Die Fütterung von fünfhundert Schafen, wenn solche mit Heu und Stroh ernährt werden, kann, bei fleißiger Arbeit, ein Mann in einem Tage besorgen, und sobald die Fütterung in Hackfrüchten und in Branntweinspülicht besteht, kann er dreihundert Schafe besorgen; man rechnet daher durchschnittlich auf tausend Schafe einen Schäfer und zwei Knechte. Was die Wäsche der Schafe betrifft, so kann ein Mensch in Verbindung mit andern täglich sechzehn bis zwanzig Schafe, und wenn das Wasser recht gut ist, wohl fünf und zwanzig derselben reinigen. Eine Scheererin kann, wenn sie fleißig ist, achtzehn bis zwanzig Schafe scheeren. — Um die Zahl der Handarbeitstage, und eben so die dazu gehörigen Handarbeiter zu bestimmen, kommt es auf den

Boden an, ob dieser schwer oder leicht ist; ferner auf die Größe des zu bebauenden Flächenraums, welche Früchte gebauet werden, und welches System eingeführt ist; es ist die Lage der Aecker, die Arondirung, welche den Aufwand an Kräften erleichtert und erschwert. Block nimmt zu einer oberflächlichen Ermittelung des Bedarfs an Handarbeitstagen Folgendes an: Bei Ackerland, wo ein geringer Theil desselben angebauet wird, also ein Viertel des ganzen Areals unter dem Pfluge bearbeitet wird, der Boden leicht ist, und in mittlerer Entfernung vom Wirthschaftshofe liegt, also alle Arbeiten leicht sind, wird es möglich, alle Geschäfte mit sieben Handarbeitstagen jährlich im Durchschnitte pro Morgen zu bestellen, wo hingegen die ganze Fläche jährlich mit dem Pfluge bestellt werden muß, der Boden schwer, die Erndte, so wie die Anstaltung von Viehhaltung stark, und die Entfernung vom Wirthschaftshofe groß ist, da wird der Morgen im Durchschnitt jährlich zwanzig Handarbeitstage erfordern. Nach dieser Annahme von sieben Handarbeitstagen pro Morgen als niedrigsten, und von zwanzig Handarbeitstagen als höchsten Satz, und bei der Rechnung auf dreihundert Arbeitstage im Jahre, macht es in einer Stufenfolge von einem Arbeitstage pro Klasse, folgende vierzehn Klassen des Bedarfs. Die erste Klasse erfordert sieben Arbeitstage pro Morgen, oder auf 42⅞ Morgen einen Arbeiter; die zweite Klasse erfordert acht Handarbeitstage pro Morgen, oder auf 37½ Morgen einen Arbeiter; die dritte Klasse erfordert neun Handarbeitstage pro Morgen, oder auf 33⅓ Morgen einen Arbeiter; die vierte Klasse erfordert zehn Handarbeitstage pro Morgen, oder auf 30 Morgen einen Arbeiter; die fünfte Klasse erfordert eilf Handarbeitstage pro Morgen, oder auf 27 3/11 Morgen einen Arbeiter; die sechste Klasse erfordert zwölf Handarbeitstage, und es wird auf 25 Morgen ein Arbeiter gerechnet; die siebente Klasse verlangt

dreizehn Handarbeitstage, und es kommen $23\frac{1}{13}$ Morgen auf einen Arbeiter; die achte Klasse braucht vierzehn Handarbeitstage, und $21\frac{3}{7}$ Morgen werden auf einen Arbeiter gerechnet; die neunte Klasse erfordert funfzehn Handarbeitstage pro Morgen, und hier fallen 20 Morgen auf einen Arbeiter; die zehnte Klasse erfordert sechzehn Handarbeitstage, und es kommen hier $18\frac{1}{4}$ Morgen auf einen Arbeiter; die eilfte Klasse erfordert siebzehn Handarbeitstage und auf $17\frac{1}{17}$ Morgen kommt ein Arbeiter; die zwölfte Klasse erfordert achtzehn Handarbeitstage, und es kommen $16\frac{2}{3}$ Morgen auf einen Arbeiter; die dreizehnte Klasse erfordert neunzehn Handarbeitstage, und es fallen $15\frac{9}{19}$ Morgen auf einen Arbeiter; die vierzehnte und letzte Klasse bedarf zwanzig Handarbeitstage, und auf 15 Morgen ist ein Handarbeiter nöthig. Block nimmt zugleich an, daß die erforderlichen Arbeiter ungefähr $\frac{3}{5}$ bis $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{2}{5}$ bis $\frac{1}{3}$ weibliche seyn sollen. — Ein Tagelöhner oder Lohnarbeiter muß so viel verdienen, daß er noch eine Person und zwei Kinder mit ernähren kann. Der jährliche Durchschnitt der täglichen Löhnung ist pro Tag 4 Metzen Rockenwerth, hiernach wird also ein Arbeiter wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Scheffel Rockenwerth verdienen. Schlägt man nun den Scheffel Rocken zu einem Thaler an, so macht das Tagelohn eines Mannes $7\frac{1}{2}$ Sgr., also auf dreihundert Arbeitstage 75 Thlr.; für jährliche Miethe werden 12 Thlr. abgerechnet, so bleiben ihm noch 63 Thlr., welche auf dreihundert Arbeitstage vertheilt, den täglichen Lohn eines Mannes auf ungefähr 6 Sgr. $3\frac{1}{2}$ Pf. stellen. Für die Weiberarbeit zahlt man pro Tag $2\frac{2}{3}$ Metzen Rockenwerth, also wöchentlich einen Scheffel, welches auf den Tag 5 Sgr. beträgt, und jährlich 50 Thlr. Rechnet man nun für Miethe 12 Thlr. ab, so verbleiben noch 38 Thlr; demnach würde eine Weiberhandarbeit täglich mit 3 Sgr. und ungefähr $9\frac{1}{2}$ Pf. bezahlt werden. Man kann annehmen, daß die

Kosten des Gesindes um 10 Prozent höher als die der Tagelöhner zu stehen kommen; z. B. der Unterhalt eines Großknechts beläuft sich auf 10 bis 13 Thlr. höher, als der eines Tagelöhners; denn der Erstere bekommt an Lohn 25 bis 30 Thlr., und die Beköstigung muß auf 50 bis 55 Thlr. angeschlagen werden. Die Kleinknechte oder Enken kommen ungefähr um $\frac{1}{5}$ geringer als die Großknechte zu stehen; ihr Lohn ist 12 Thlr., so daß sie mit der Beköstigung, die sich eben so hoch hinausläuft, als bei dem Großknechte, auf 60 bis 65 Thlr. zu stehen kommen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Haus- und Viehmägden, sie erhalten ebenfalls nur, wie die Kleinknechte, 12 Thlr. Lohn. Hieraus kann man nun den Lohn der Tagelöhner ersehen und berechnen, wie viele Tagelöhner man in Arbeit nöthig hat, und was sie kosten, oder deren Unterhaltung kostet. — In den Ländern, wo die Ablösung der Bauern von der Gutsherrschaft noch nicht geschehen ist, und jene daher noch dem Gutsherren Dienste leisten müssen, da kommen die Tagelöhner nicht so in Anspruch, als da, wo die Ablösung geschehen ist; denn hier muß jeder Gutsherr für seine Arbeiter sorgen, da er nun keine Hofedienste mehr geleistet erhält, und deshalb müssen auch die nöthigen Tagelöhner in jedem Dorfe oder bei jedem Gute vorhanden seyn. Schon in den Ländern, wo die Hofedienste noch bestehen, sind Tagelöhner nöthig, die den Gutsbesitzern sowohl auf dem Felde, als in den Scheunen und Häusern zu Hülfe kommen, um die Geschäfte der Landwirthschaft auszuführen, und den Ertrag des Feldes zu vermehren. Wollte Jemand, der ein Landgut von einiger Größe und Bedeutung hat, so viel Gesinde in Lohn und Brod erhalten, als nöthig ist, die Arbeit auf demselben zu verrichten, so hat er zu manchen Zeiten zu viel, und zu andern wieder zu wenig; bald muß er die Leute übertreiben, bald sind sie müßig. Diejenigen, welche die gewon-

nenen Früchte von einer Zeit zur andern ausdreſchen, ſind nicht im Stande ſie ihm in der Erndte abzumähen und einzuſammeln, und will er Leute genug zur Erndte haben, ſo hat er deren zu viel zur Winterarbeit; daher iſt es gut, wenn in einem Orte ſo viele Tagelöhner wohnen, als der Landmann und Gutsbeſitzer zur Hülfe gebraucht, und die hernach, wenn er keine Arbeit mehr für ſie hat, ſich in ihrer Haushaltung anderweitig beſchäftigen. Hier nur ein Beiſpiel im Kleinen zur Erläuterung dieſes Satzes. In dem Dorfe T — wohnen dreißig Landleute und zehn Tagelöhner. In der Erndte müſſen jene den Pflug bei Seite legen, und die Pferde in dem Stalle ſtehen laſſen, und faſt alle mit einander Mäher und Schnitter werden. Vor dieſer Arbeit müſſen ſie daher die Arbeit auf dem Felde mit dem Viehe verdoppeln, und in derſelben hört ſie ganz auf; ſie hat alſo keine Gleichförmigkeit. Die Pferde freſſen das Futter ohne Dienſte zu leiſten, und wollten ſie es ihnen abziehen oder es mager machen, ſo laſſen ſie es ſtehen, hungern ab, und gehen verloren. Hier iſt alſo Alles mit der Sichel auf dem Felde, Herr und Frau, Knecht und Magd, Alt und Jung gehen und arbeiten, weil die Unterſtützung, die ſie von den wenigen Tagelöhnern haben, zu geringe iſt. Der innere Haushalt bleibt unter der Zeit ganz liegen; es iſt faſt Niemand im Dorfe, als kleine Kinder, welche ohne Aufſicht auf der Straße herumlaufen, die Schule verſäumen, und ſonſt noch Gefahr laufen zu verunglücken. Die Frauen haben nicht Zeit, die Küche zu beſorgen, und die Leute müſſen bei der härteſten Arbeit mit ſchlechter Koſt vorlieb nehmen. Greiſe, Schwangere und Kinder müſſen ſich über ihre Kräfte dabei anſtrengen, beſonders wenn die Jahreszeit ſie treibt, und ſie bei ſchlechter Witterung mit der Arbeit ins Gedränge kommen. Der reichſte Landmann mit ſeiner Frau ſind ſo übel daran, als der geringſte Tagelöhner, ja noch ſchlimmer, weil auf ihnen die ganze

Last ruhet, Alles von ihnen, von ihrer Führung abhängt, und bei der Leitung müssen sie noch selbst angestrengt mit arbeiten, können sich keine augenblickliche Erholung gönnen; ja sie müssen oft die Nacht zu Hülfe nehmen, und sich von der Ruhe abbrechen, die doch nach der Arbeit so nothwendig ist. Im Winter muß die Frau und die Magd sowohl mit dreschen, als der Herr und der Knecht. Die Nadel und der Spinnrocken sind wenig im Gebrauche; der Mann und die Kinder haben wenig Pflege, weil die Frauensleute der Männer Arbeit thun müssen; sie entbehren daher der meisten Bequemlichkeiten des Lebens. Alle Dorfbewohner sind durch die Arbeit niedergedrückt, und durch die Menge der Geschäfte so verwirrt, daß sie sich kaum besinnen können, was sie zuerst beginnen sollen, oder was sie noch Nothwendigeres zu thun unterlassen haben; sie haben daher von den Annehmlichkeiten des Lebens, die doch auch als Erholung nach angestrengter Arbeit dienen, wenig Empfindung; dieses macht sie oft mürrisch, verdrießlich, leitet ihren Hang zur übertriebenen Sparsamkeit und zum Geitze hin; nur Geld, Acker, Vieh und Früchte sind ihr höchster Genuß; nur an diesem hangen sie, und werden dadurch mißtrauisch und ungerecht gegen einander, übervortheilen sich, wo sie nur können. Dieses ist also kein Gewinn, den sowohl die Landwirthschaft, wie die Menschheit von einer solchen Bewirthschaftung zieht.—In dem Dorfe W— wohnen dagegen zehn Landleute und dreißig Tagelöhner, dabei liegt ein adeliges Gut von zweiundzwanzig Hufen Landes. Diese nähren sich bequem und bei manchen gebotenen Genüssen; kurz sie genießen ihr Leben bei der Arbeit. Der Landmann bleibt bei seinem Feldbaue und Geschäften, und die Hausfrau bei ihrer Hauswirthschaft und bei ihren Kindern. Haben sie den Knecht und die Magd nicht nöthig, oder haben sie erwachsene Kinder, so schicken sie solche zur Zeit der Erndte mit aufs Feld zum Mähen und zum Sammeln.

Der gröſste Theil der Feldarbeit wird durch die Tagelöhner verrichtet, und ein jeder Landmann hat dazu ſeine gewiſſen Arbeiter. Dieſe bekommen zum Lohne von der Winterfrucht, ſo auch von Erbſen und Bohnen, und von der Gerſte, wenn ſie gut ſteht, den Zehnten. Dafür müſſen ſie die Früchte abſchneiden oder mähen, Gerſte und Haſer ſammeln und binden, Heu und Grummet machen; die Arbeit des Flachſes verrichten, Kohl ſtecken ꝛc., und als eine Zulage erhalten ſie beim Sammeln der Sommerfrüchte entweder die Koſt, oder ſtatt derſelben einen halben Scheffel Frucht, halb Gerſte, halb Rocken; bei der Flachsarbeit und dem Kohlpflanzen etwas reichlichere Mahlzeiten, als gewöhnlich, und zuletzt einen Erndteſchmaus. Das Mähen der Gerſte, des Haſers und des Heues wird der Acker mit vier gute Groſchen bezahlt. Hier iſt es nicht gewöhnlich, daſs Weiber dreſchen. Die Hausfrau beſorgt die Küche, und trägt den Hausgenoſſen eine gute Mahlzeit auf; Töchter und Magd beſorgen das Vieh, beſchäftigen ſich mit der Flachsarbeit, ſpinnen und nähen, und die Hausfrau macht dafür jährlich ein Stück Geld aus der Viehzucht und Leinwand, damit ſie dem Manne zu Hülfe kommt. Zur Winterszeit, wenn die Feldarbeit ganz aufhört, geht der Hausherr mit dem Knechte in die Scheune zum Dreſchen; wenn er aber ſein Getreide allein auszudreſchen nicht im Stande iſt, nimmt er Tagelöhner zur Hülfe, beſonders da er dabei das Vieh füttern, Hechſel ſchneiden, und manche kleine Hausarbeiten verrichten muſs. Der Lohndreſcher erhält in manchen Gegenden auf Bauernhöfen den funfzehnten, auf herrſchaftlichen Gütern den ſechzehnten Scheffel, der Preis des Getreides ſey, welcher er wolle, und hier iſt dieſes angenommen worden. — Es iſt alſo gut ſo viele Tagelöhner in einem Dorfe zu haben, als man gebraucht. Die Tagelöhner müſſen ſich dann noch ferner nach Arbeit umthun, und für ihre Nahrung ſorgen, welches auf folgende Weiſe ge-

schieht: Das Stroh, welches der Tagelöhner am Zehnten verdient, wendet er an, eine Kuh damit auszufüttern, und sammelt entweder in seinem Garten, oder kauft sich so viel Heu und Grummet, als nöthig ist, den Hexel grün zu machen; seine Frau und Kinder müssen im Sommer so viel Futter zusammenlesen oder suchen, und Kraut aus den Früchten gäten, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist. Davon hat er die schöne Nahrung der Milch und Butter, um sein Brod und seine Speisen fett und wohlschmeckend zu machen, und derjenige wird für einen armen Mann gehalten, der keine Kuh hat. Der Mist, den er mit seinem Viehe macht, nimmt ihm der Landmann ab; er düngt ihm damit einen Acker Land von seinem Gute, welchen der Tagelöhner mit Flachs besäet, und ihn mit etwas Kohl und Gemüse auf seine eigene Rechnung bepflanzt. Das zweite und dritte Jahr der Besserung genießt hernach der Landmann, und hat keinen Schaden von dem Handel, weil er das Land fett düngt, und also das Stroh, welches er dem Tagelöhner für seine Arbeit gegeben, wieder in sein Land bekommt. Den Flachs von diesem Lande macht die Frau des Tagelöhners im Herbste mit den Ihrigen rein, spinnt ihn im Winter, kleidet sich davon, löset aus dem Garne einige Groschen Geld zu kleinen Ausgaben in der Haushaltung, oder läßt ein Stück Linnen zum Verkaufe machen. Sie kauft von dem Landmanne ein Paar Ferkel um Lichtmesse, zieht sie heran, und verkauft im Herbste Eins der Schweine, und schlachtet das andere. Sie zieht einige Gänse auf, von denen sie ein Paar für den eigenen Haushalt behält, die andern verkauft. Der Garten wird gehörig gebauet, und giebt im Sommer das frische Gemüse, und im Herbste das Obst her. Die Tagelöhner sind zum Theil Leineweber, und wenn die Arbeit bei dem Landmanne aufhört, so setzen sie sich auf den Webestuhl, und verdienen darauf ihr Brod. Wenn sie den Flachs selber bauen, spinnen und verweben, so ist hex-

nach der ganze Werth des Linnen der Ihrige. Andere gehen im Frühjahre aus der Scheune in den Wald, und verdienen mit Holzhauen ihren Unterhalt. Wer ſich im Dorfe nicht nähren kann, ſucht ſein Brod über Land, und fängt einen kleinen Handel mit Vieh, Fellen, und Lebensmitteln an. Alles muß arbeiten; die Kinder werden zwar zur Schule angehalten, nicht bloß im Winter, und da beſtändig, als auch eine gute Zeit im Sommer, auch gönnt man ihnen eine Stunde zum Spielen und zur Bewegung; ſie müſſen aber auch bei Zeiten mit Hand an die Haushaltung legen, Futter für das Vieh ſuchen, ſpinnen, ſtricken, und die größern die kleinern warten, damit die Hausfrau Zeit zu ihren Geſchäften habe. Man erwirbt ſich beinahe alle Lebensmittel ſelbſt, und kauft wenig. Der Zehnte und das Dreſcherlohn giebt einen guten Theil des Brodes her. Man ſäet und pflanzt das Gemüſe und die Zukoſt. Man hat Milch, Butter, Käſe und Eyer, die älteſte und geſundeſte Nahrung. Man ſchlachtet etwas Vieh ein, und behilft ſich mit wenig Fleiſch; man kleidet ſich mit ſelbſtgeſponnenem und gewebtem Zeuge, nicht ſtattlich, aber doch reinlich. Das Hausgeräth iſt wenig, aber genug für die Bedürfniſſe des Lebens, und es wohnt mehr Zufriedenheit, als Aufwand in der Hütte. Indeſſen iſt der Grund der Nahrung und des Unterhalts des Tagelöhners auf dem Lande immer die Haushaltung des Landmannes und Gutsbeſitzers. „Dieſe ſind, ſagt ein Landwirth, gleichſam der Weinſtock, und ihre Arbeiter ſind die Reben, welche von ihnen Saft und Kraft bekommen, und dieſes iſt gewiß etwas ſehr Tröſtliches und Freudenvolles ganzen Familien, Mann, Frau und Kindern, Brod zu verſchaffen, und ein Werkzeug der Vorſehung zu werden, um ſeine Mitmenſchen zu verſorgen. Dieſes iſt eine Nachahmung der Gottheit, die dem Leibe ſeine Speiſe, und allem Vieh ſein Futter giebt. Es entſteht daher eine Verbindung der Freundſchaft, der Dankbarkeit und des Zutrauens

zwischen dem Landmanne und dem Arbeiter in seinem Dorfe, und dieser wird jenem stets mit Achtung und Wohlgefallen betrachten, und sein Glück und Nahrung wünschen, weil er davon selbst seinen Nutzen hat, und so wird die Absicht des Höchsten erreicht, der da will, daß ein Mensch durch den andern versorgt und glücklich werden soll." — Die Tagelöhner oder Häusler, Einlieger, stehen zwar in Ansehung des Nahrungsstandes in keiner weitern Verbindung mit dem Grundherren, und nur in sofern, daß ein Theil derselben zum Dreschen in den Scheunen der Herrschaft gegen einen gewissen bestimmten Lohnscheffel genommen zu werden pflegen; allein der Schein, den es hier annimmt, als brauchen sie sich nicht um ihre Nahrung zu bekümmern, und es ihnen gleich viel sey, ob sie reich oder arm, wohlhabend oder dürftig wären, schwindet, wenn man ihren großen Nutzen berücksichtiget, ja man es für einen Schatz ansehen muß, viele Tagelöhner auf den Dörfern und Gütern zu besitzen, und schon deshalb ist es Pflicht, auch stets für ihren Unterhalt zu sorgen; denn ein Gutsbesitzer, der eine hinlängliche Anzahl Tagelöhner im Dorfe hat, kann nicht allein wegen seiner Erndtegeschäfte, wenn Andere nicht wissen, woher sie die hier erforderlichen Leute herbeischaffen sollen, ganz ruhig und unbekümmert seyn, sondern er kann auch Alles, was er auf seinem Gute für nützlich erkennt, unternehmen und zur Ausführung bringen. Auch ist es sehr natürlich, daß die Tagelöhner aus dem Dorfe, wo sie sich niedergelassen haben, wenn sie ihren Unterhalt daselbst nicht finden, und der Gutsherr nicht für sie sorgt, nach einer andern Gegend hinziehen, wo man besser für sie sorgt. Es ist zwar wahr, daß es nicht zu allen Zeiten Arbeit für Tagelöhner giebt; auch scheut Mancher diese Ausgabe als sehr beschwerlich, ja unnütz, und besonders da, wo man bloß nach dem allgemeinen Schlendrian wirthschaften will; indessen sind immer noch Mittel genug

vorhanden, dieſen ſo nützlichen Leuten Gelegenheit zum Verdienſte in dem Orte ſelbſt zu verſchaffen, ohne daß der Gutsherr dabei Schaden leidet. Wenn gleich auf dem Gute keine Verbeſſerungsarbeiten mehr vorhanden ſind, ſo kann ſie der Gutsbeſitzer doch zu allerhand wirthſchaftlichen Nebenzweigen benutzen, welche die darauf zu verwendenden Koſten reichlich wieder einbringen, und noch überdies eine nicht unbedeutende Ausbeute geben. Zu dieſen wirthſchaftlichen Nebenzweigen kann man rechnen den Anbau des Tabaks, des Waids, der Röthe und anderer dergleichen Färberkräuter, welche Produkte, wenn gehörig mit deren Anbau verfahren wird, ſich ſehr gut dazu eignen, die Einnahme des Landwirths anſehnlich zu vermehren; auch kann der Landmann oder Landwirth nicht immer ſeine ganze Hoffnung auf den Getreigebau ſetzen, ſondern er muß auch in andern Artikeln ſich einen Abſatz zu verſchaffen ſuchen; denn oftmals ſchlägt auch der Getreidebau fehl, da doch auch dieſer der Witterung unterliegt, und ſo muß der Landwirth auch noch andere Produkte bauen, die den Schaden, den er von der einen Seite erleidet, ihm auf der andern wieder vergüten, und den Ausfall an baarem Gelde decken. Der Anbau ſolcher Nebenprodukte erfordert eine Menge von Arbeitern, und es finden dabei die Tagelöhner, die man ſonſt zu dem gewöhnlichen Ackergeſchäfte nicht zu allen Zeiten braucht, eine hinlängliche Beſchäftigung, und das Tagelohn, welches ſie dafür erhalten, wird dem Gutsherrn nicht gereuen, weil er ſolchen durch den Gewinn, den er ſich nach der Erndte dieſer Produkte verſprechen darf, reichlich erſetzt erhalten wird. Und geſetzt es kommen bei einem dergleichen Anbaue von Nebenfrüchten nur die Koſten heraus, ſo wird doch dadurch der Hauptzweck erreicht, daß man Leute beſchäftiget, die in allen Fällen dem Gute ſo höchſt nützlich, ja unentbehrlich ſind, damit ſie nicht nöthig haben, ihr Brod anderwärts zu ſuchen. Ein kleiner Vorſchuß

wird hier zwar immer erfordert, indem das ausgegebene Arbeitslohn erst durch den Verkauf solcher Produkte wieder einkommt. Da aber ein jeder Wirth in seiner Wirthschaft, wenn sie gehörig betrieben, und nicht zum Oefteren durch das zu den nöthigen Ausgaben ermangelnde Geld aufgehalten werden soll, schon vorher jederzeit so viel Baarschaft, als hierzu erfordert wird, Vorschußweise in Bereitschaft haben muß, so wird auch die Summe dieser Kosten, da sie von Jahr zu Jahr wieder einkommt, als ein Fonds behalten werden können. So viel ist gewiß, daß vermögende Wirthe, die zu allen Zeiten mit dem benöthigten baaren Gelde versehen sind, vor denjenigen, welche stets daran einen Mangel leiden, Vorzüge haben, und ihre Güter weit besser nützen können, und dieser Vorzug wird sich dann auch hier äußern, und jenen ein solcher Anbau von Nebenfrüchten weit leichter, als diesen fallen; es wird aber auch bei diesen, wenn nur eine vernünftige Einrichtung getroffen wird, nicht ganz unmöglich seyn. Auch ist bloß auf das erste Jahr zu dergleichen außerordentlichen Kosten ein Vorschuß nöthig; man darf dann nur von dem für die gewonnenen Produkte empfangenen Gelde von Jahr zu Jahr so viel zurücklegen, als zur Bestreitung solcher Kosten erfordert wird, so wird man die Sache bald ins Geleise gebracht haben, und unbekümmert um die Kosten seyn dürfen. Ein Landwirth hat zu diesem Zwecke gewisse Koppeln, die zusammen zwanzig Magdeburgische Morgen austragen, ausgesetzt, in welchem wechselsweise Tabak, Waid und andere dergleichen Nebenfrüchte angebauet werden, wodurch die im Dorfe befindlichen Tagelöhner den ganzen Sommer hindurch, nebst ihren Frauen, hinlängliche Beschäftigung, und eine reichliche Gelegenheit sich zu nähren erhalten oder finden, um so mehr, da sie den Winter hindurch zum Scheundreschen gebraucht werden, und so viel Brodkorn, als sie das ganze Jahr für sich und die Ihrigen nöthig haben, ge-

winnen können. Ein Landwirth, der dieses so einrichtete, versichert, daß er nach Abzug des darauf verwandten Tagelohns noch immer ein Ansehnliches übrig behielt, und dabei den Vortheil hatte, daß er von acht Paar solcher Hausleute jährlich achthundert und zwei und dreißig Diensttage erhielt, die er weder mit Speisung, noch mit Geld zu vergütigen nöthig hatte. — Man kann auch noch auf eine andere Weise die Tagelöhner beschäftigen und ihnen ein Auskommen verschaffen, wenn man denselben entweder in der Brache oder auf andern bequemen Plätzen so viel Land, als sie um die Hälfte mit Kohl, Kartoffeln, Hirse und andern dergleichen Früchten bebauen können und wollen, anweiset. Nur bloß der Acker wird von der Herrschaft zubereitet, alle übrigen Arbeiten verrichten die Tagelöhner, und der Same zu einer jeden Frucht wird von beiden Theilen gegeben. Wenn man nun die einzige Frucht, die Kartoffeln, die überall ihre Abnehmer findet, in Erwägung zieht, und dabei annimmt, daß auf einen Magdeburgischen Morgen wohl vier Wispel gewonnen werden können, so fällt von selbst in die Augen, daß diese Leute, wenn auch nur einem jeden Paare zwei Morgen angewiesen werden, sich durch diesen Bau ganz reichlich ernähren können, und dieses daher, da immer auf dem Gute Arbeiten vorfallen, welche baar bezahlt werden müssen. Aber auch die Herrschaft gewinnt bei diesem Nebenbaue; denn die große Menge von Arbeiten, die zu dem Anbaue solcher Früchte erfordert werden, ist öfters Ursache, daß der Gutsherr solche entweder gänzlich unterlassen muß, oder doch nur sehr wenig darin thun kann. Diese Früchte sind in der Landhaushaltung von großem Nutzen, indem die Kartoffeln auch zum Branntwein- und Spiritusbrennen dienen, und dann zur Gewinnung des Zuckers, auch dienen die schlechtern zum Viehfutter, und dann kann man auch aus dem Verkaufe derselben etwas Ansehnliches ziehen, wodurch die baare Einnahme des Guts vermehrt wird.

Wenn der Anbau dergleichen Früchte auf die Kosten des Grundherrn geschehen muß, kommt selten etwas Ansehnliches heraus; aber bei einem solchen Anbaue, Hälftebaue, kann er den auf ihn fallenden Gewinn als reinen Gewinn betrachten; denn das Beackern des Landes, welches bei diesem Hälftebaue geschieht, kann man deshalb nicht rechnen, weil solches wegen des in dergleichen Aecker unmittelbar nachher zu säenden Getreides ohnedies geschehen muß; auch kann man einen solchen Hälftebau, wenn man gleich keinen eigenen Platz hat, sondern einen Theil des Brachelandes dazu bestimmen muß, wegen eines zu befürchtenden Aussaugens der Kräfte des Landes nicht für schädlich halten, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß weil ein solcher Acker durch das viele Hacken oder Wieten mürbe und von allem Unkraute frei wird, auch ein vorzügliches Getreide darin zu wachsen pflegt. Ein Gutsbesitzer verschaffte seinen Tagelöhnern dadurch einen guten Nahrungszweig, daß er ihnen erlaubte in seinen Brachäckern Kartoffeln, Mohrrüben, Lein, Kohl, Kohlrüben ꝛc. ꝛc. um die Hälfte anzubauen, wozu er ihnen das Land düngen und zweimal pflügen ließ, so daß sie es nur zu behacken und zu wieten nöthig hatten, welches ihre Frauen und Kinder bei müßigen Stunden verrichteten. Da sie nun das Mehrste, was sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben, in ihren Gärten gewinnen, so können sie den größten Theil der in den herrschaftlichen Brachäckern gewonnenen Früchte verkaufen und zu Gelde machen. Er erhielt auf seinen Theil durch dieses Mittel nicht allein die nöthigen Gartengewächse zur Speisung des Gesindes, sondern es blieb auch noch genug übrig, welches zur Unterhaltung und Mästung der Viehes angewandt werden konnte. Der große dadurch erwachsene Vortheil bestand aber darin, daß der Acker durch das Behacken und Ausgraben dieser Früchte besonders rein und locker ward, und vorzüg-
schönes Getreide darauf gewonnen wurde. Ein an-

derer Gutsbeſitzer, der dieſen Hälftebau eingeführt hatte, gewann auf ſeinen Antheil 40 Wiſpel Kartoffeln, ohne deshalb an ſeinem Getreidebaue etwas einzubüßen. Dieſes ſind nun die oft vorgeſchlagenen und praktiſch ausgeführten Mittel, den Tagelöhnern aufzuhelfen, und ſie an ihren Wohnort zu feſſeln. — Was die dienſtpflichtigen Tagelöhner betrifft, ſo können dieſe nicht ohne Erlaubnißſchein des Grundherrn oder Gutsbeſitzers in fremde Arbeit treten; denn dieſer Schein iſt dieſen Tagelöhnern und Einliegern eben ſo nöthig, als dem dienſtpflichtigen Geſinde; denn ließe ſich ein ſolcher Tagelöhner oder Einlieger einfallen, ohne einen Erlaubnißſchein von ſeiner rechtmäßigen Grundherrſchaft erhalten zu haben, in fremde Arbeit zu gehen, ſo kann derſelbe ſogleich da reklamirt werden, wo die Dienſtpflichtigkeit noch beſteht, und diejenige Gerichtsobrigkeit, unter welcher er arbeitet, iſt verbunden, ihn, bei nahmhafter Strafe, auszuliefern zu laſſen. In der Märkiſchen Geſindeordnung heißt es Tit. III., §. 4: „Im Fall Jemand einen fremden Tagelöhner, welcher ſich durch einen Erlaubnißſchein ſeiner Gerichtsobrigkeit nicht legitimiren kann, annimmt, ſteht Letzterer, wenn ſie ſeiner Dienſte bedarf, frei, ihn aus der verdungenen Arbeit fortzunehmen, und wenn er ſich weigert, durch den Gerichtsvogt abholen, oder wenn dieſer ſich unter einer andern Gerichtsbarkeit befindet, mittelſt Requiſition des Landraths des Kreiſes, durch den Kreisausreiter aufheben zu laſſen, und ſoll der ſich weigernde Tagelöhner und derjenige, der ihn ohne einen Erlaubnißſchein gedungen hat, und nicht ſofort folgen laſſen will, noch überdem, den vorkommenden Umſtänden nach, nachdrücklich beſtraft werden.“ — Dieſes Geſetz iſt, wenn man auch nicht auf die Dienſtpflichtigkeit ſolcher Tagelöhner oder Einlieger Rückſicht nehmen wollte, dennoch ſehr billig; denn dieſe Leute genießen nicht allein das ganze Jahr hindurch den herrſchaftlichen Schutz und alle mögliche Hülfeleiſtung, ſondern

viele davon erhalten auch den ganzen Winter hindurch, durch das Lohndreschen in den Scheunen ihren hinlänglichen Unterhalt. Höchst undankbar wäre es daher von ihnen gehandelt, wenn sie die Herrschaft in ihren nöthigen Arbeiten zurücksetzen und fremde vorziehen wollten. Ein Gutsherr hat von dergleichen Einliegern und Tagelöhnern oftmals viel Verdruß und Beschwerlichkeiten, und es wäre gewiß nicht rathsam, sich mit dergleichen Leuten zu belästigen, wenn es nicht in der Absicht geschehen müßte, um sie in nöthigen Fällen, besonders zur Erndtezeit, zu gebrauchen; sollte nun dieser Nutzen nicht der Herrschaft, sondern Fremden zu Gute kommen, so würde dem Gutsherrn eine Last, von welcher er keine Vortheile zu erwarten hätte, verbleiben, welches doch höchst unbillig, und dem Zwecke ganz entgegen wäre, wenn man Leute in dem Dorfe ansetzte, deren Lasten man tragen müßte, ohne Nutzen davon zu haben. — Ein Gleiches ist auch wegen der Tagelöhner verordnet worden, welche sich zu den Schiffern, Klaphauern und Flößern begeben; denn in denjenigen Gegenden eines Staats, welche an schiffbaren Strömen liegen, und wo starke Waldungen sind, worin verschiedenes Holz an die Kaufleute verkauft, und durch Klaphauer oder Schläger verarbeitet wird, ist der gemeine Mann, besonders der Einlieger und Tagelöhner, sehr geneigt, sich zu den Schiffern und Klapschlägern, auch Flößern zu gesellen, um bei denselben Nahrung und Unterhalt zu suchen. Der Verdienst, den sie bei dieser Arbeit gewinnen, übersteigt das sonst gewöhnliche Tagelohn, und ist daher ein starker Reiz bei diesen Leuten. Deshalb ist in der erwähnten Gesindeordnung Tit. III. §. 5. dieses Punktes wegen Folgendes verordnet worden: „Es soll ferner nicht gestattet werden, daß der Unterthanen Kinder, oder Einlieger und Tagelöhner, ohne der Gerichtsobrigkeit Vorbewußt und Kundschaft, sich zu den Schiffern, Klaphauern und Flößern begeben, sondern sie müssen

ſo viel, wie möglich, bei gewiſſen Leuten, und hauptſächlich bei der Obrigkeit verbleiben. Im Fall nun hierwider gehandelt wird, ſollen dergleichen Leute nicht nur auf Schiffer, Klaphauer und Flößer Koſten durch die Landreiter ihnen wieder abgenommen, ſondern beide Theile noch überdies an Gelde oder am Leibe beſtraft werden." — Daß ſolches auf Koſten der genannten Perſonen geſchehen ſoll, liegt darin, daß ſie die dienſtpflichtigen Unterthanen durch allerhand Vorſpiegelungen von großem Gewinnſte an ſich zu locken ſuchen; ſie verführen ſie daher, ihrer Herrſchaft ungetreu zu werden, und deshalb dieſe Strafe. — Tagelöhner werden nun auch noch diejenigen Arbeiter genannt, welche beim Straßen-, Chauſſee- und Waſſerbaue; dann bei Anlegung von Eiſenbahnen ꝛc. arbeiten; die Erde aus- und aufſchippen, planiren, den Grand oder Kies aufſchütten, ebnen und walzen, die Pfähle bei Grundbauten und Waſſerbauten einrammen, und alle dergleichen Arbeiten thun, wofür ſie Tagelohn empfangen, entweder täglich bezahlt werden, oder wöchentlich. Sie ſtehen unter der Straßen- und Wegebau-Kommiſſion, und haben beſondere Aufſeher. Zu ihrer Arbeit werden ihnen diejenigen Handwerkszeuge, wie Picken, Schippen und Spaten, Karren ꝛc., von der genannten Kommiſſion geliefert, welche jeden Abend, ſo lange der Bau dauert, in einem beſonders dazu erbaueten Schoppen aufbewahrt werden, und iſt dieſes bei einem ausgedehnten Baue, z. B. Chauſſeebaue, nicht der Fall, ſo werden die Karren auf gewiſſe Plätze an jedem Abende gefahren, und daſelbſt bewacht, und die Schippen, Spaten und Picken nehmen die Arbeitsleute mit nach Hauſe. Da es bei allen dergleichen Bauten Wächter giebt, die eigends dazu angeſtellt worden ſind, ſo kann das grobe Handwerkszeug auch auf der Stelle liegen bleiben, wenn der Bau nicht ſo ausgedehnt iſt, daß ſie es über-

sehen können, das heißt, doch nur die Karren, Walzen und das andere große Geräth.

Tageluft, im Bergbaue, die auf und über der Erde befindliche Luft, zum Unterschiede von der dickern Grubenluft. Man sagt von den Bergleuten, daß sie sich an die Tageluft gewöhnen, wenn sie nur die Halden ausklauben und nicht in der Grube arbeiten.

Tagen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte haben, Tag werden, von dem Anbrechen des Tages; am häufigsten unpersönlich So taget es in dem herzen min, Heinrich von Morunge. Alsbald es wird morgen tagen, Theuerd. Kap. 18. Wenns aufgehört zu tagen (Opitz). Komm Morgenstern und laß es tagen, (eben derselbe). Ich ging, sobald es tagte. Dann, Göttin, laß es späte tagen (Kleist). In den Thälern tagt es später, als auf den Bergen. Zuweilen, obgleich seltener, und am häufigsten nur bei den Dichtern, auch persönlich: Min vil liebe sunnen diu mir so wanneklichen taget, Heinrich von Morunge, wo es für scheinen, leuchten, zu stehen scheint. Dies ist das Licht, das auch in Japan selbst erschien, und tagt nun fort und fort, bis an Chinea hin (Opitz). Die Tage tagen noch, brechen noch an, dauern noch fort (Scultet). Sobald der Morgen tagt. Tagt es bei dir, wird es bei dir, in deinen Gedanken, helle, bekömmst du Licht. — II. Als ein thätiges Zeitwort, einen Tag setzen, zu etwas bestimmen, ingleichen auf einen bestimmten Tag vorladen, citiren, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. Jemanden tagen, ihn vorladen, citiren. Betagen und vertagen waren ehemals in eben diesem Verstande üblich. Das Mittelwort betagt hat auch noch eine andere Bedeutung.

Tagenetz, Tagegarn, bei den Vogelstellern und

Jägern, eine Art Lerchennetze, welche bei Tage auf Forkeln geſtellt werden, um die Lerchen des Abends darin zu fangen; Tagegarn, Klebegarn, Klebenetz, zum Unterſchiede von den Nachtgarnen oder Nachtnetzen; ſ. unter Lerchengarn, Th. 77, S. 259, und unter Lerchenſtreichen, daſelbſt, S. 264 u. f. Die Zeit des Eintreibens in die Garne für diejenigen, welche ſich nach dem Abendſterne zu richten pflegen, iſt ſehr ungewiß, und faſt beſtändig zu ſpät; indeſſen will man aus vieljähriger Erfahrung den wahren Zeitpunkt des Eintreibens in die Garne mit Gewißheit ermittelt haben, und ſolches ſoll ſechsunddreißig Minuten nach Sonnenuntergang geſchehen müſſen.

Tagepapilion, der Brettſpielfalter, ſ. unter Tagefalter, oben, S. 453.

Tagepfauenauge, ſ. Pfauentagfalter, oben, S. 441.

Tagepocher, im Hüttenbaue, diejenigen Arbeiter, welche das Pochen der Erze bei Tage verrichten, zum Unterſchiede von den Nachtpochern, die ſolches bei der Nacht thun.

Tagepumpe, im Bergwerke, eine Pumpe, welche die Waſſer am Tage ausgießt, das iſt, die von der Oberfläche der Erde in die Grube gerichtet iſt, und ihr Waſſer auch am Tage wieder ausgießt, zum Unterſchiede von denen, die ſolches in die Stollen und Strecken ausgießen.

Tagera, Tagera, eine Benennung einer Caſſienart, die zu der Sennen-Caſſia gehört. Da die eigentliche Sennen-Caſſia ſchon Th. 153, S. 245 u. f., abgehandelt worden iſt, ſo ſoll auch dieſer hier kurz erwähnt werden, mit Beziehung auf das, was über dieſe Caſſienarten daſelbſt geſagt worden iſt. Die Tagera gehört in die erſte Ordnung der zehnten Klaſſe des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems zur Gattung Caſſia, und hat die Gattungskennzeichen derſelben. Sie wird von Linné in ſeiner Species planta-

rum, Tom. I., p. 538, wie folgt, beſchrieben: Cassia Tagera, foliis trijugis, glandula petiolari, stipulis ciliatis cordatis acuminatis. Dieſe Tagera iſt nur eine kleine auf dem Boden liegende Staude, welche in Oſtindien auf Malabar, wo man ihre Blätter für den Biß von giftigen Thieren gebraucht, 3 bis 4 Fuß hoch wird. Sie hat dünne fadenförmige Zweige, und ſehr kurze Blattſtiele, mit vier bis ſechs halbzirkelrunden aderigen Blättchen, von denen die zwei äußeren größer ſind, als die untern. Die Blattanſätze ſind herzförmig-lanzenförmig, und am Rande mit Härchen beſetzt; ſie trägt ſehr lange und dünn herabhängende Hülſen.

Tageregiſter, ein Regiſter oder Verzeichniß der Begebenheiten nach der Reihe der Tage, an welchen ſie ſich zutragen; am häufigſten ein Tagebuch.

Tagereiſe, Fr. Journée, eine Reiſe von einem Tage, das heißt, ſo viel Weges, als man in einem Tage bequem zurücklegen kann, bei den alten Oberdeutſchen Schriftſtellern Tagewaidi, Dageweidi, Tageweite, Tagefahrt. Es ſind drei Tagereiſen von hier. Die Art, die Entfernungen der Oerter nach Tagereiſen zu beſtimmen, iſt außer Europa am gewöhnlichſten, und dann verſteht man darunter gemeiniglich ſo viel Weges, als ein Fußgänger in einem Tage bequem zurücklegen kann; in den Morgenländern aber auch ſo viel, als ein beladenes Kameel den Tag über gehen kann. Dieſes iſt eine feſtgeſetzte Beſtimmung, die in ſofern bei dem Menſchen keine Abänderung leidet, als er noch rüſtig und kräftig iſt, und den Tag über mit einiger Unterbrechung, wo er dasjenige einnimmt, welches zur Erhaltung des Körpers gehört, alſo Speiſe und Trank, und auch die Zeit, die zu Ausleerungen des Ueberflüſſigen dient, ſeinen Weg bis zum Abende fortſetzt, bis zur Ruhezeit. Sonſt kann man auch die feſtgeſetzte Zeit, das heißt, den Tag über, den man zur Reiſe beſtimmt, und dara-

bringt, eine Tagereiſe nennen, man mag ſie zu Fuße oder zu Pferde und auch zu Wagen machen; alſo immer eine Reiſe, wozu man einen ganzen Tag beſtimmt hat.

Tageronde, in dem Kriegsweſen, die Ronde, welche bei Tage geſchieht, zum Unterſchiede von der Nachtronde.

Tagerösche, im Bergwerke, heißen diejenigen Oberſtollen, welche nur etliche Lachter Teufe beim Löſen der Tagewaſſer einbringen, da ſolche Stollen nur gemeiniglich zum Löſen der Tagewaſſer gebraucht werden.

Tagerze, im Bergwerke, Anbrüche, die unmittelbar unter der Dammerde brechen.

Tageſatzung, ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, ein zu einem feierlichen Geſchäfte beſtimmter Tag, beſonders zu einer öffentlichen Verſammlung, und auch dieſe Verſammlung ſelbſt; ein Land- oder Reichstag. Es kommt, wie Tageleiſtung, noch in der Schweiz vor.

Tagesblume, Tagesblumen, die des Morgens aufbrechen, und von denen viele ſich wieder des Abends ſchließen oder die Köpfe niederſenken, da ſie am Tage aufrecht ſtanden, oder es geht eine andere Veränderung mit ihnen vor, woraus man ſchließen kann, daß ſie nur für den Tag beſtimmt ſind. Manche Blumen ſchließen ſich am erſten Abend, und öffnen ſich am folgenden Morgen nicht wieder, und blühen daher nur einen Tag; die meiſten blühen mehrere Tage. Die Tagesblumen ſind mit einem Saftmahle geziert, obgleich nicht alle. Die Nachtblumen brechen dagegen des Abends auf, und bei Tage ſind die meiſten derſelben geſchloſſen, oder doch welk und unanſehnlich, und nur mit dem Eintritte der Nacht erheben ſie ſich, verlieren ihren welken Zuſtand, und treten mit einer eigenthümlichen Friſche hervor, und ſpenden Balſamdüfte, wie z. B. die Nachtviole (Hesperis tristis). Die gemeine Tagkerze (Oenothera biennis) blüht zwei Nächte hindurch; und ſo ſcheinen dieſe Blumen den Tag- und Nachtinſekten

bestimmt zu seyn. Die Nachtblumen fallen durch große und hellgefärbte Kronen den Nachtinsekten in die Augen, oder sie ersetzen diesen Mangel durch einen starken Geruch, wie bei der schon oben erwähnten Blume. Ein Saftmahl haben sie nicht, weil solches, es mag hell oder dunkel seyn, gegen die Farbe der Krone nicht abstechen, folglich auch ohne Nutzen seyn würde. Einige Blumen sehen aus wie Saftblumen, und haben auch ein Saftmahl, aber keinen Saft, z. B. die Orchisarten. Durch diesen Schein von Saft werden die Insekten zu ihnen hingelockt, und befruchten sie. Die gemeine Osterluzie (Aristolochia clematitis) hat ebenfalls keinen Saft, aber ihr Ansehen bewegt die Insekten, in dieselbe hineinzukriechen. Die Insekten werden dann in der Blume so lange gefangen gehalten, bis die Befruchtung geschehen ist, nachher aber aus ihrem Gefängnisse entlassen. Diejenigen Insekten, welche vorzüglich zur Befruchtung der Blumen bestimmt sind, z. B. Bienen, Hummeln ꝛc., haben einen haarigen Körper, damit der Blumenstaub an demselben hängen bleibe. Einige Fliegen, welche zur Befruchtung der Aeskulapie (Asclepias) bestimmt sind, bleiben zuweilen an einem Theile der Blume, der die Einrichtung eines Fangeisens hat, hängen, und müssen entweder das Bein zurück lassen, oder umkommen. Daher wissen sich die Bienen, wegen ihrer kurzen und stammhaften Füße und der Haarborsten am besten zu bequemen, ihre Körper mit dem Samenstaube zu bepudern, die Schenkelgelenke mit Wachse zu beladen, und den Honig in ihre Honigblase einzusaugen, ohne einen Flügel oder ein Bein Preis zu geben. S. auch unter Pflanze, Th. III.

Tageschacht, Tageschächte, im Bergwerke, Schächte in einem Bergwerke von Tage, das ist, die von dem Tageslichte hineingehen, sie mögen seiger oder flach seyn; sie behalten diesen Namen, wenn sie auch nicht in einem Stücke nieder gehen, sondern abse

Einen Tageſchacht in die Gems bringen, beißt, aufs feſte Geſtein kommen.

Tageſchicht, Fr. la Journée, im Bergwerke, die Arbeit, welche zu der Zeit verrichtet wird, wo es über der Erde Tag iſt. Die Tageſchicht der Bergleute wird auch die Frühſchicht genannt; ſie geht um vier oder fünf Uhr an, und iſt zu Mittage um zwölf Uhr zu Ende. Die Tageſchicht der Hüttenarbeiter währt aber den ganzen Tag, von früh fünf Uhr bis des Abends um fünf Uhr, weil ſie nur zwei Schichten haben, da hingegen beim Bergbaue drei Schichten in vierundzwanzig Stunden verfahren werden.

Tageſchichter, im Bergwerke, iſt ein Arbeiter, der die Tagesarbeit hat, und wird dem Nachtſchichter entgegengeſetzt.

Tageſchläfer, ein Vogel, ſ. Nachtrabe, unter Rabe, Th. 120, S. 220. Auch ein Name der Rellmaus, des Siebenſchläfers, welches eine Art Haſelmäuſe oder Eichhörnchen iſt, und bei Tage beſtändig ſchläft. S. Rellmaus unter Haſelmaus, Th. 22, S. 197.

Tageſchläger, Tagphilomele, ein Name der gewöhnlichen Nachtigallen, welche nur bei Tage ſchlagen, und in einigen Gegenden auch Rothvögel und Dörlinge genannt werden, zum Unterſchiede von den Nachtſchlägern oder Sproſſern. S. unter Nachtigall, Th. 100.

Tageſignal, auf den Schiffen, Signale oder Zeichen, welche bei Tage mit den Flaggen und Kanonenſchüſſen gegeben werden.

Tageslänge, die Länge eines Tages, ſo lange es Tag iſt, bis die Nacht eintritt; eigentlich rechnet man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine Tageslänge, auch die Zeit von dem Aufſtehen bis zum Schlafengehen.

Tagesſchlafe, Tagesſchläfe, Tagesſchlaffe, Tagſchläfer, eine Benennung der Europäiſchen Nacht-

schwalbe, Caprimulgus Europaeus, siehe Th. 100, S. 279 u. f.

Tagestollen, im Bergwerke, ein Stollen, der nicht in gehöriger Teufe, sondern hoch am Gebirge, und nicht tief unter der Dammerde, auch nicht zur Aufschließung des Gebirges, sondern in anderer Absicht, als einen Wasserlauf zu erhalten oder einen Gang zu überfahren, getrieben wird.

Tageszeiten oder **Tageszeit**, die Zeit eines Tages, so lange der Tag währt, bis das Zwielicht oder die Nacht eintritt. Besonders die Zeit, in welcher man wirken kann, man mit der Arbeit beschäftiget ist. Die vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend. Bei früher Tageszeit, bei später Tageszeit. Die schönste Tageszeit ist der Morgen und der Vormittag bis neun Uhr, und der Nachmittag von fünf Uhr an im Sommer.

Tagevogel, Vögel, welche bei Tage herum fliegen und ihre Nahrung suchen, die aus der Mehrzahl bestehen, wozu auch alle Gesangvögel oder Singevögel gehören, mit Ausnahme des Sprossers oder der großen Nachtigall (s. unter Nachtigall, Th. 100), zum Unterschiede von den Nachtvögeln, die nur des Nachts auf Raub ausgehen, wie die Eulen, Fledermäuse ꝛc. ꝛc. Auch die Tagefalter erhalten den Namen der Tagevögel.

Tagewähler, derjenige, welcher gewissen Tagen einen Vorzug giebt, sie als besondere Glückstage betrachtet, und an diesen nur gewisse Geschäfte vornimmt oder sonstige Angelegenheiten des Herzens ꝛc. abmacht. Die Tagewählerin kommt auch in der Deutschen Bibel vor, z. B. 3. Mos. 19, 26. 5. Mos. 18, 1. Es. 2. 6. Kap. 57, 3. Daher die Tagewählerey, die Vorstellung größerer Vorzüge gewisser Tage.

Tagewasser, im Bergwerke, Wasser, die vom Regen und Schnee durch die Dammerde, Ritzen und Klüfte

ein gewiſſes Maaß ſowohl des abzugrabenden Torfgrundes, als auch des geſtochenen Torfes ſelbſt. Das Erſtere wird ein Tagewerk im Grunde genannt, und iſt im Grünlande 6 Fuß breit, 4 Fuß tief, und 96 Fuß lang; im Moraſte oder Hochmohre aber 9 bis 10 Fuß breit, 5 Fuß tief, und 48 Fuß lang. Das Zweite, welches ein Tagewerk über der Erde heißt, iſt im Grünlande 7 Klemm hoch, 13 bis 14 Klemm breit, und 96 Fuß lang. — So viel Arbeit, als ein Handarbeiter in einem Tage verrichten kann, und ſolches nur in einigen einzelnen Fällen. — Tagewerk in der Landwirthſchaft. Ein Tagewerk Heu, ſo viel Heu, als Einer in einem Tage abgemähet hat; daher iſt Tagewerk in vielen Gegenden ein gewiſſes Feldmaaß, ſo viel Acker oder Wieſe zu bezeichnen, als Jemand in einem Tage bearbeiten kann, welches Maaß in andern Gegenden ein Acker oder Morgen heißt, und ehemals auch Tagewand, Tagewan, Tagwen lautete, woraus in einigen Gegenden das noch mehr verunſtaltete Thauen geworden iſt. Ein Tagewerk Acker, ſo viel als ein Pflug in einem Tage bearbeiten kann, ein Morgen. Ein Tagewerk Wieſe, wo es in einigen Gegenden auch Tagemahd, Tagematt ꝛc. lautet, ſo viel Wieſe, als Jemand in einem Tage abmähen kann. Mannsmahd, Mannsmatt, Mannwerk.

Tagewerk, bei den Arbeitern und Tagelöhnern, ſ. oben, S. 510.

—, im Bergwerke, ſ. daſelbſt.

—, in einem Brunnen oder Minengange, ſ. daſ. S. 511.

—, beim Handſchuhmacher, ſ. daſelbſt.

—, in der Landwirthſchaft, ſ. oben.

—, ein Maaß, ſ. daſelbſt.

—, in der Torfgräberey, ſ. daſelbſt, S. 511.

Tagewerken, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgat-

tung, welches nur in eingen Gegenden üblich ist, auf Tagelohn arbeiten.

Tagewirkung, im Bergbaue, Arbeit, welche am Tage oder über der Erde geschieht. Es giebt Tagewirkungen, sagt man daselbst, wo das Erz nahe am Tage liegt, und in keine große Teufe setzt.

Tagewurzeln, an den Bäumen und Stauden, besonders an dem Weinstocke, diejenigen Wurzeln, welche am Tage oder in der Dammerde nicht weit von der Oberfläche der Erde auswachsen und auch Thauwurzeln genannt werden, weil sie nicht tiefer wachsen, als ungefähr der Thau in die Erde zu dringen pflegt, zum Unterschiede von den Wasserwurzeln und der Pfeil- oder Herzwurzel.

Tagezeit, 1. für Tageszeit im gewöhnlichen Leben. 2. In einem andern Verstande sind die Tageszeiten gewisse verglichene Fristen oder Termine, an welchen eine Summe bezahlt werden muß. Ein Gut auf Tagezeiten bezahlen, die Kaufsumme nicht auf einmal, sondern in gewissen verglichenen Terminen bezahlen.

Tagezirkel, in der Astronomie, ein Zirkel, welcher von einem jeden Punkte der beweglichen Fläche der Weltkugel an der unbeweglichen beschrieben wird; Circulus diurnus; s. auch unter Zirkel.

Tagezug, bei den Markscheidern, die Züge der Gruben, die am Tage geschehen. Wenn man den Grubenzug von einem Markscheider, so wie er in der Grube gemessen worden, nach seinem Steigen und Fallen, den Stunden und den Längen der Donlegen an dem Tage absteckt, so sagt man, daß man zwei Züge paare. Wird der Tagezug nur so, wie ungefähr in der Grube verrichtet, so bedient man sich des Ausdrucks, daß man einen verlorenen Zug thue.

Tagfalter, s. Tagefalter.

Tagfliege, s. Tagthierchen.

Taglilie, s. Tagelilie.

Tagling, Tagmeſſer, Phalaena papilionaria, ſ. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 99.

Tagmeſſer, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Tagpapilionengeſchlecht, ſ. Tagefalter.

Tagphilomele, ſ. Tageſchläger.

Tagſchläfer, ſ. Tageſchläfer.

Tagthierchen, Tagesthierchen, Tagesfliege, Eintagsfliege, Ephemerina, ſ. Haft 1, Th. 21, S. 117 u. f. Hier eine noch nähere Charakteriſtik dieſer Thierchen, als ſie an dem angeführten Orte vorgekommen, nach den neueſten Beobachtungen. Die Fühler dieſer Thierchen ſind kurz, dreigliedrig, pfriemenförmig, die Hinterflügel viel kleiner, als die vordern, bisweilen fehlend; die Mundtheile ſehr zart, meiſt kaum erkennbar; der Körper lang, ſehr weich, an der Spitze des Hinterleibes zwei oder drei vielgliedrige Borſten; die Füße viergliedrig; die Vorderbeine viel länger, als die hintern, faſt unter dem Kopfe nach vorn ſtehend. Die Larven und Puppen leben zwei Jahre im Waſſer; das vollkommene Inſekt, wenn es aus dem Puppenzuſtande gekommen iſt, häutet ſich noch einmal, ſchwärmt in der Luft umher, legt ſeine in einem Klumpen zuſammenhängende Eyer ins Waſſer, und ſtirbt, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen, oft noch an demſelben Tage, wo es den Puppenzuſtand verließ, bisweilen ſchon nach einigen Stunden. Manche Arten kommen in ungeheurer Menge hervor, erſcheinen an ſchönen Sommer- und Herbſttagen, meiſt mit Sonnenuntergange, in großen Haufen in der Luft, an den Ufern der Seen und Flüſſe, wo ſie, wie die Mücken, tanzend herumſchweben, wobei ſie die Schwanzborſten ausbreiten. Zuweilen iſt ihre Menge ſo groß, daß der Boden von den todten Körpern ganz bedeckt iſt, ſo daß man ſie in einigen Gegenden als Dünger benutzt. Dieſe Inſekten machen nach den neuern Syſtemen der Entomologie die zweite Familie der Inſekten mit unvollkommener Verwandlung (Inseeta

Ametabola) aus. Man hat diese Insekten nach den Schwanzfäden in Ephemeren mit drei, und in Ephemeren mit zwei Schwanzfäden eingetheilt; indessen soll es noch immer schwer seyn, die Gattungen rein zu bestimmen: 1) Weil oft Schwanzfäden verloren gehen, und man leicht eine Ephemere mit drei unter die mit zwei Schwanzfäden bringen kann. 2) Weil manche Männchen Turbansaugen, die Weibchen aber keine haben, auch nicht selten in Farben verschieden sind, daß man aus einer Art zwei zu machen verführt wird. 3) Weil man leicht eine Ephemere vor ihrer letzten Häutung als vollkommen ansehen, und sie in Vergleichung mit der vollkommenen für zweierlei halten kann. — Zu den Tagthierchen oder Ephemeren mit drei Schwanzfäden gehören: 1) Das gemeine Tagthierchen, der gemeine Haft, das Ufernas, Ephemera vulgata, Fr. Ephémère commune, s. Haft, Th. 21, S. 118. — 2) Die gelbe Ephemere, der gelbe Haft, Ephemera lutea, gelb, mit durchsichtigen, gegitterten, mit einigen gelben Flecken verzierten Flügeln. — 3) Das abendschwärmende Thierchen, das Abendthierchen, die Abendephemere, Ephemera vespertina Linn. Ehe dieses Insekt sich als geflügeltes Insekt gehäutet hat, ist es am Körper und den Vorderflügeln schwarz, an den Hinterflügeln aber weiß; hat es aber diese letzte Häutung vollendet, so ist sein ganzer Körper schwarz mit hellbrauner Brustschildseite, alle Flügel aber weiß, ohne irgend eine Farbe. Das Männchen unterscheidet sich durch vier bis fünf hellbraune Ringe am Leibe. Die drei Schwanzfäden sind länger, als der Körper. Diese Ephemere kommt aus einer braungrünlichen dreigeschwänzten Larve, welche auf jeder Seite sieben spitzzugehende pflanzenblätterähnliche Kiefen hat; sie verwandelt sich gewöhnlich im May. — 4) Die Ephemere mit weißem Gürtel, Ephemera halterata, Fr. Ephémère a ceinture blanche,

eine der kleinſten Gattungen, die ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet. Dieſe Ephemere iſt braun, hat weiße Flügel, und auch die Mitte des Hinterleibes iſt weiß, auch die drei Schwanzfäden und Afterhaken des Männchens ſind auch weiß, die Füße weißgraulich. Die Männchen haben, außer ihren Augen, noch zwei große Augen und drei kleine Ocellen. Die Hinterflügel ſind ſo klein, daß man ſie kaum wahrnimmt; ſie verliert leicht den mittleren Schwanzfaden, wodurch man getäuſcht werden kann, ſie für eine andere zu halten. — 5) Die Ephemere mit braungeränderten Randflügeln, Ephemera marginata, Fr. l'Ephémère noire à trois filets, von ſchwarzer Farbe und weißen Flügeln, an welchen der Vorderrand braun iſt. — 6) Die gefiederte Ephemere, Ephemera plumosa, mit zwei Flügeln von weißer Farbe, nur dunkel am äußern Rande. Männchen und Weibchen ſind nicht unterſchieden. Die drei Schwanzfäden erſcheinen durch das Microscop auf beiden Seiten gefiedert und ſind von der Länge des Körpers. — 7) Die kleinſte Ephemere, Ephemera minima, mit zwei Flügeln, wie die vorhergehende, und weiß mit dunklem Vorderrande. Die Schwanzfäden ſind fünfmal länger, als der Körper; ſie ſind ſehr fein und krauſen ſich zuſammen, ſobald das Inſekt mit der Nadel aufgeſteckt wird. — 8) Die gelbbraune Ephemere, Ephemera procellaria, von brauner Farbe und gelbbraunen Flügeln. Die drei Schwanzfäden ſind ſo lang, als der Körper iſt. Die Larve dieſes Inſekts iſt dunkelrothbraun, wenn ſie ſich verwandelt, ſo kommt die Puppe auf die Oberfläche des Waſſers, ſpringt auf, die Ephemere entwickelt ſich, und fliegt davon. — 9) Die Däniſche Ephemere, Ephemera Danica, mit gefleckten blaßgoldenen Flügeln. — Zu den Tagthierchen oder Ephemeren mit zwei Schwanzfäden gehören: 10) Die zweiäugige Ephemere, Ephemera bioculata, mit kleinem Kopfe, und zuſammengedrücktem

wolkigen Bruſtſchilde, und weißem durchſichtigen Leibe, welcher an den letzten Gliedern braunſchwärzlich iſt. Die Schwanzborſten ſind zweimal ſo lang, als der Körper, und weiß, wie die Füße, und die vorderſten länger. Die Flügel weiß, mit einem gelbröthlichen Wiederſcheine und gegittert. An dem Kopfe ſtehen zwei größere gelbe Augen, als die gewöhnlichen. — 11) Die braune Ephemere, Ephemera fuscata, deren Kopf, Bruſtſchild, das erſte und die vier letzten Glieder des Leibes braun ſind; die übrigen Glieder, nebſt den Fühlhörnern, Flügeln, Füßen und Schwanzfäden, weiß. Die Hinterflügel ſind ſehr klein, die Vorderfüße ſehr lang; die zwei Schwanzfäden kürzer, als der Leib, die Luftlöcher braun. Die großen Augen orangegelb. Ein Inſekt, welches in Schweden vorkommt. — 12) Die ſchwarze Ephemere, Ephemera nigra, von der Größe einer Schnacke, ganz ſchwarz; auch die Flügel ſind ſchwärzlich, und die Füße bleicher. Die Hinterflügel ſind kaum merklich; der dünne Rand der Flügel iſt mit Härchen beſetzt. — 13) Die ſchnackenförmige Ephemere, das Mükkenaas, Ephemera culiciformis, etwas größer, als eine Schnacke, mit zwei Schwanzfäden, die ſo lang, als der Körper ſind. Der Bruſtſchild iſt ſchwärzlich, der Leib braun, die Flügel weiß, die zwei Augen ſind groß und braunbläulich. — 14) Die kurzlebende Ephemere, das Stundenthierchen, Ephemera horaria, von der Größe einer Hausfliege oder Stubenfliege; die Flügel ſind weiß, und am dickern Rande braunſchwarz; der Schwanz hat zwei Borſten; die Füße weiß; die vordern länger und braun; die zwei großen Augen braunpurpurfarbig; der Leib aſchgrau, die Ränder der Abſätze weiß; ſie hat zwei kleine Ocellen. Gegen den Abend fliegen ſie, wenn ſie ſich verwandeln, häufig aus dem Waſſer, tragen noch ihr altes Kleid, welches ſie da zuerſt ablegen, wo ſie ſich anſetzen. Sobald ſie ſich gepaart haben, und das Weibchen ſeine Eyer gelegt hat, ſo ſterben ſie,

leben daher kaum vom Abend bis an den Morgen. — 15) Die gestreifte Ephemere, der Strichling, Ephemera striata, klein, mit weißen, nicht gegitterten, sondern gestreiften Flügeln. Der Körper ist braun, mit weißem Leibe, das Weibchen ist aber röthlich. Die großen Augen sind kleiner, als die gewöhnlichen. — 16) Die zweiflügeliche Ephemere, der Zweiflügel, Ephemera diptera, welche sich von den Andern dadurch unterscheidet, daß sie nur zwei Flügel hat; sie ist von mittlerer Größe, die Randflügelrippe schwärzlich mit weißlichen Charakteren. Männchen und Weibchen haben die weißen Schwanzfäden mit schwarzer Spitze gemein, und die kleinen rothen Striche am Leibe, welche schräg gehen, nur unterscheiden sie sich durch das Dunkelschiefergraue, welches die Weibchen haben, und den dunkelbraunen Körper, der den Männchen eigen ist, und dessen erste fünf Leibringe oben hellgrau sind. — 17) Die edle Ephemere, Ephemera gemmata, mit zwei langen Schwanzfäden und durchsichtigen gegitterten Flügeln. Der Körper ist fuchsroth, mit gelblichen Leibringrändern. — 18) Die weißfüßige Ephemere, Ephemera albipes, welche braun ist, röthliche Augen und weiße Füße hat; die Flügel sind haarig; die zwei Schwanzborsten weiß, und doppelt länger, als der Körper. — 19) Die kleine Ephemere, Ephemera parvula, deren Kopf, Brustschild und die Spitze des Leibes schwarz aussehen, von der alles Uebrige aber weiß ist, nur sind noch die Augen röthlich, und die zwei Schwanzfäden doppelt länger, als die Flügel. — 20) Die schöne Ephemere, Ephemera speciosa, deren Körper braun, die Flügel weiß, die Vorderfüße blau und lang, und die zwei Schwanzborsten fast dreimal länger, als der Körper sind. — 21) Die strohfarbige Ephemere, Ephemera flava, sie ist gelb, die Flügel aber ein wenig blässer, als bei der gelben, und die Schwanzfäden von dunklen Ringen scheckig. — 22) Die graubauchige Ephe-

mere, Ephemera venosa, dunkelbraun, und die vier Hinterfüße grau und braungefleckt; die Flügel sind durchsichtig und schwarzgeadert. — 23) Die gelbliche Ephemere, Ephemera luteola, welche ganz gelb ist, nur die Füße, Flügel und Schwanzfäden sind weiß. — 24) Die röthliche Ephemere, Ephemera rufula, mit zwei Flügeln; sie ist braun, und hat zwei geringelte Schwanzfäden; der Leib ist in der Mitte weiß und die Ränder roth. — Es ist bei diesen hier angeführten Ephemeren unentschieden, ob sie alle verschiedene Gattungen sind.

Tagfliege, Ephemere (abendschwärmende), Ephemera vespertina, s. oben, S. 515.
— (braune), Ephemera fuscata, s. daselbst, S. 517.
— (braungeränderte), Ephemera marginata, s. das., S. 516.
— (Dänische), Ephemera Danica, s. daselbst.
— (edle), Ephemera gemmata, s. das., S. 518.
— (gefiederte), Ephemera plumosa, s. das., S. 516.
— (gelbbraune), Ephemera procellaria, s. das., S. 516.
— (gelbe), Ephemera lutea, s. das., S. 515.
— (gelbliche), Ephemera luteola, s. oben.
— (gemeine), Ephemera vulgata, s. das., S. 515.
— (gestreifte), Ephemera striata, s. das., S. 518.
— (graubauchige), Ephemera venosa, s. das., S. 518.
— (kleine), Ephemera parvula, s. daselbst.
— (kleinste), Ephemera minima, s. das., S. 516.
— (kurzlebende), Ephemera horaria, s. das., S. 517.
— (röthliche), Ephemera rufula, s. oben.
— (schnackenförmige), Ephemera culiciformis, s. das., S. 517.
— (schöne), Ephemera speciosa, s. das., S. 518.

Tagfliege, Ephemere (ſtrohfarbige), Ephemera flava s. helvola, ſ. oben, S. 518.
— (ſchwarze), Ephemera nigra, ſ. daſ., S. 517.
— (weißfüßige), Ephemera albipes, ſ. daſ., S. 518.
— (mit weißem Gürtel), Ephemera halterata, ſ. daſ., S. 515.
— (zweiäugige), Ephemera bioculata, ſ. daſ., S. 516.
— (zweiflügliche), Ephemera diptera, ſ. daſ., S. 518.

Tag über Tag, Fr. à plein jour, im Bergwerke, Alles, was bei dem Bergbaue außer der Grube iſt. So heißt z. B. an den Tag bringen, ſo viel, als aus der Grube ſchaffen.

Tag- und Nachtblume, ſ. Viole, unter V.

Tag- und Nachtdroſſel, ſ. Krammetsvogel, Th. 46.

Tag- und Nachtgleiche, ſ. Nachtgleiche, Th. 100, S. 134 u. f.

Tag- und Nachtkraut, ſ. Glaskraut, Th. 18, S. 687, und dann auch Kuhweizen, Th. 54, S. 711.

Tagvogel, ſ. Tagevogel.

Tagwerk, ſ. Tagewerk.

Tagig, Bei- und Nebenwort, Tage enthaltend oder dauernd, ein nur in den Zuſammenſetzungen eintägig, zweitägig, dreitägig, mittägig ꝛc. ꝛc. übliches Wort.

Täglich, Bei- und Nebenwort, was alle Tage iſt oder geſchieht. Fr. Diurne, journalier. Ich ſehe ihn täglich, alle Tage. Die tägliche Arbeit. Die täglichen Kleider. Vor täglichen Gefahren beben. Er hat täglich ſeine liebe Noth. Das lehrt die tägliche Erfahrung. Das iſt eine tägliche Plage. Die tägliche Nahrung, welche man alle Tage zu ſich nimmt oder bedarf. Alltäglich, ſonntäglich, feiertäglich. Um des Nachdrucks willen pflegt man im gemeinen Leben auch wohl

das Wort Tag vorzusetzen, tagtäglich, zuverläßig alle Tage.

Tägliche Larve, s. unter Larve, Th. 65.

Tägliche Rechnung, s. Conto corrente, Th. 8, S. 335.

Tahlen, s. Dahlen.

Tail, ein Ostindisches Gewicht des Goldes und Silbers, wonach im Handel die Bezahlung gerechnet wird. Es ist nach den Oertern unterschieden. Auf Sumatra wiegt ein Tail $2\frac{1}{2}$ Loth $2\frac{3}{4}$ Pfennige, welches auf Timor 20 Rthlr., auf Lethy nur 10 Rthlr., in Siam 7 Gulden 4 Stüber Holländisch, und in Japan 70 Stüber beträgt. Im Reiche Achim machen 100 Tail 1 Cattis à 17878 Kölnische Eschen. Es hält $2\frac{4}{5}$ Pagoden, $3\frac{1}{5}$ Majons, 16 Massias oder 64 Coupons.

Taille, in der Musik, die Tenorstimme, weil die mehrsten erwachsenen Mannspersonen, welche ihre rechte Taille erlangt, diese Stimme von Natur haben. Dann ist Taille die gehörige Leibeslänge im Verhältniß gegen die Gliedmaßen. Der Wuchs, ehemals das Liedmaaß, im Niedersächsischen der Schick, bei den Pferden der Leist. Eine gute Taille haben. In engerer Bedeutung ist die Taille die Länge des Leibes zwischen den Hüften und der Brust. Eine kurze, eine lange Taille haben. Das Französische Wort Taille stammt ohne Zweifel von dem alten Niedersächsischen Tall, die Höhe, Länge, her, welches zu unserm Zahl gehört. In Frankreich hieß Taille et Capitation traitable vor der Revolution, die Steuer, Grundsteuer, und die nach derselben bestimmte Kopfsteuer, die einen wichtigen Theil der Königlichen Einkünfte ausmachte. Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kannte man in Frankreich keine Grundsteuer. Die Kreuzzüge unter dem Könige Ludwig dem Eilften gaben die erste Veranlassung zu derselben, jedoch nur als eine außerordentliche Steuer oder Auflage. Im Jahre 1426 wurde dem Könige Karl dem Siebenten in seinen bedräng-

ten Umſtänden eine Grundſteuer bewilliget zur Erhebung der Einkünfte aus den Domainen, die eigentlich für den König beſtimmt waren, die aber dieſer Monarch faſt alle verloren hatte. Dieſe Steuer betrug unter dem zuerſt genannten Konige nur 1,800,000 Livres; ſie wurde aber ſeit dieſer Zeit eine beſtändige Abgabe. Schon König Ludwig der Eilfte erhöhete ſie um 3 Millionen, und zog jährlich 4,700,000 Livres davon, welches nach ſpäterem Werthe ungefähr 22 bis 23 Millionen ausmachte. Unter den Königen Ludwig dem Zwölften und Franz dem Erſten, wurde wegen der beſtändigen Kriege, dieſe Auflage noch ſtärker und drückender, und gab Veranlaſſung, daß viele Landleute, welche ſie nicht mehr zahlen konnten, nach Paris gingen. Dieſes ſoll die erſte Urſache von der ſtarken Vermehrung dieſer Hauptſtadt und der Abnahme des Feldbaues geweſen ſeyn. Es ging nun mit dieſer Steuer unter den folgenden Regierungen immer weiter Unter dem Nachfolger von Franz dem Erſten, dem Könige Heinrich dem Zweiten, ſcheint man dieſe Steuer wieder erhöhet oder eine neue Steuer eingeführt zu haben; denn man findet das Jahr 1549 bei einigen Schriftſtellern erwähnt, wo eine neue Steuer von dem genannten Könige unter dem Namen der Taille eingeführt ſeyn ſoll, zur beſſern Verpflegung der Soldaten; ſie wurde durch Kopfgeld oder andere Perſonal-Contributionen erhoben, jedoch nur von dem Bürgerſtande und dem niederen Volke. Im Jahre 1683, unter König Ludwig dem Vierzehnten, betrugen die Tailles 35 Millionen Livres oder 1,296,296 Mark Silber, welches in dem damaligen Geldmangel, der in Frankreich vorhanden war, ſieben vom Hundert ausmachte. In neuerer Zeit hatte ſich dieſes Verhältniß etwas geändert, und der Ertrag der Tailles, und was damit verbunden war, machte gegen ſechs vom Hundert der vorhandenen Geldmaſſe aus. Sie war von doppelter Art, nämlich Taille réelle,

in den südlichen Provinzen (Languedoc, Guienne, Provence, Dauphiné), welche auf allen Gütern und Nutzungen lag, die nicht ursprünglich adeliche oder geistliche waren. Es kam also hier auf die Beschaffenheit der Güter, und nicht auf die jedesmaligen Besitzer derselben an. Die andere Art, Taille personnelle, welche in allen andern Provinzen eingeführt war, mußte von allen derselben unterworfenen Personen, nach Verhältniß ihrer Besitzungen, ihres Erwerbs, und ihres ganzen Vermögens bezahlt werden. Von dieser waren aber der ganze Adel, die Geistlichkeit, alle Bediente bei höhern Kollegien, sämmtliche Finanzbediente und alle Sekretaire des Königs (Secrétaires du Roi) befreit; auch waren verschiedene Städte davon ausgenommen, welche deshalb Villes franches, oder freie Städte hießen. Wenn eine der persönlichen Steuer unterworfene Person in eine solche freie Stadt zog, so mußte sie noch zehn Jahre hindurch die Taille zahlen, nebst den Abgaben, die sie in der Stadt zu entrichten hatte, und die sich fast ebenso hoch, wie die Taille beliefen. Jedes Jahr, mit Anfange Novembers, ward ein neuer Etat der Taille für jede Provinz gemacht, zu dem dann bei der Taille réelle jeder Unterthan, nach dem in dem Cataster (Role de la Taille) angesetzten Werthe seines Guts beitrug; die Taille personnelle aber, welche auf ein Kirchspiel repartirt worden, mußte von demselben im Ganzen erlegt werden, so, daß der etwa neuerdings eximirte oder unvermögende Unterthan von den übrigen übertragen ward. Etwas Hartes war es dabei für Tagelöhner und solche Leute, die in ihrem Kirchspiele keine Arbeit fanden, und deshalb in ein anderes gingen, daß sie die Taille doppelt zahlen mußten. In einem Theile des Reiches hatte der König die Hebung dieser Auflage, welche der Intendant der Provinz durch dazu in jedem Kirchspiele ausgewählte Einnehmer besorgen ließ. Dieser Theil wurde deshalb in neunzehn Generalités, und jede Generalité

taillable wieder in gewiſſe Diſtrikte vertheilt, die Elections hießen, und deren überhaupt hundert und fünfundſiebzig waren. Dieſe Provinzen hießen Pays d'Elections, welche den Pays d'Etats entgegen geſetzt waren. In dieſen ward von den Ständen ſtatt der Taille eine verhältnißmäßige Abgabe bewilliget, und von ihnen allein repartirt und gehoben. Dieſe beſtanden aus zwölf Generalités. Aus dieſer Einrichtung entſtanden verſchiedene ſehr nachtheilige Folgen; denn außer der Ungewißheit der Größe des einzelnen Betrages, den ſchon der jährlich von Neuem verfertigte Etat verurſachte, kam in den Pays d'Elections noch dieſes hinzu, daß, ſo wie bei den Vingtièmes, beſtändig neue Deklarationen der Güter (Declarations des biens) jeden Unterthan einer ſehr großen Unbeſtimmtheit und faſt ganz der Willkühr der Einnehmer und Unterbedienten ausſetzten; daß jede Bemühung des Fleißes und der Sparſamkeit, um ſeine Beſitzungen zu verbeſſern, in dem nächſten Etat mit einer vermehrten Abgabe beſtraft ward; daß endlich bei der großen Menge der Eximirten in allen den Provinzen, wo die Taille personelle eingeführt war, faſt ganz die Laſt dieſer Auflage auf den gemeinen Mann zurückfiel. Schon ſeit langer Zeit hatten die Franzöſiſchen Parlamenter und die politiſchen Schriftſteller über dieſe Inconvenienzien ſehr laute Klage geführt; und ſchon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (und alſo noch vor Erfindung der bleibenden Vingtièmes) wurde dieſe Auflage von einſichtsvollen Männern für die Haupturſache der ausnehmenden Dürftigkeit der Landleute erklärt, und behauptet, das Land verliere dadurch jährlich ein Sechſtel ſeiner Bewohner, die theils wirklich umkämen, theils ſich in die Städte begäben. In den Pays d'Etats fand ſich eine andere Unbequemlichkeit bei dieſer Abgabe, nämlich dieſe, daß die Stände, um die Grundſteuer für ſich und ihre Provinzen herabzuſetzen, die Produkte derſelben, welche häufig

ausgeführt wurden, mit neuen Impoſten belegten, und dadurch auf die benachbarten Provinzen ihre Abgaben zurückſchoben. Die Capitation ward 1695 zuerſt eingeführt, von welcher Abgabe es auch verſchiedene Arten giebt. Die Capitation taillable ward von denen der Taille unterworfenen Unterthanen zugleich mit derſelben bezahlt, und zwar wo die Taille réelle galt, nach Verhältniß derſelben, und wo die Taille personelle galt, nach den Vermögensumſtänden. Letztere nannte man auch Capitation particulière oder d'Industrie. Die der Taille nicht unterworfenen Unterthanen waren zwar von dieſer Kopfſteuer auch befreit, bezahlten aber ihre beſondere, welche Capitation des villes franches et de la Noblesse oisive du Royaume hieß. Es war alſo Niemand von dieſen Abgaben frei. Die Steuern, welche nach Verhältniß der Taille beſtimmt, und zum Theil mit derſelben bezahlt wurden, hießen les accessoires de la Taille, und alle dieſe zuſammen wurden Recettes générales des Finances genannt.

Taizy, eine von der erſten Sorte des Champagnerweins.

Takel, ein nur in der Schifffahrt übliches Wort, um 1. dasjenige Hebezeug zu bezeichnen, welches man auf dem feſten Lande den Seil und Kloben, oder den Flaſchenzug nennt. 2. Werden auch alle Schiffsſeile, alles Tauwerk auf einem Schiffe, ſowohl das Takel, als auch die Takel genannt, noch häufiger aber das Takelwerk, die Takelage. Zur Takelage gehören daher, wie ſchon bemerkt, alle Taue und Seile, welche zur Regierung der Segel und Haltung der Maſten dienen, mit Inbegriff der Blöcke und der Segel ſelbſt. Anker und Ankertaue gehören aber nicht zur Takelage.

Takelholz, ein rothes Farbeholz, welches in Afrika, in der Landſchaft Mambuja und Loango wächſt. Die Portugieſen tauſchen es daſelbſt für grobe Tücher, Wein, Branntwein, Eiſen, Gewehre ꝛc. ein, und führen es

häufig nach dem nahe gelegenen Königreiche Goi, wo ſie eine Art Tücher, die ſogenannten Panos sampos dafür einhandeln, die bloß daſelbſt gewirkt werden.

Takelmeiſter, im Schiffsbaue, derjenige, welcher das Takelwerk an einem neuen Schiffe beſorgt.

Takeln, ein regelmäßiges Zeitwort, ein Schiff mit dem nöthigen Takelwerke verſehen, wofür auch die Zuſammenſetzungen betakeln und auftakeln gebraucht werden. Daher ein Schiff abtakeln, das ſämmtliche Takelwerk von einem Schiffe nehmen, damit es nicht verderbe.

Takelwerk, Takelage, die ſämmtlichen Schiffstaue und Schiffsſeile bezeichnend, wofür man in den Niederdeutſchen Seegegenden das Wort Takel gebraucht; ſ. dieſes.

Takt, in der Muſik, das richtige Zeitverhältniß der Töne unter einander, oder die genaue Eintheilung der auf einander folgenden Töne in gleiche Schritte; es iſt alſo eine Abmeſſung der Zeit und der muſikaliſchen Noten, die ſich darin bewegen; es geſchieht durch eine richtige Bewegung mit der Hand, nach welcher ſich die Sänger und Spieler richten müſſen. Dieſes Zeitmaaß, welches wir Takt nennen, liegt ſchon in jedem Menſchen, der ein muſikaliſches Gehör hat, alſo richtig fühlt und empfindet; hat er alſo eine Kompoſition einmal aufgegriffen, ſo wird er auch leicht empfinden, wie der Takt mit der Hand angedeutet werden muß, und wie die Stimmen oder Inſtrumente einfallen müſſen. Der Takt iſt daher bei einem Tonſtücke unerläßlich, wie der Rhythmus in der Dichtkunſt. Je nachdem nun dieſer Takt zwei gleiche oder zwei ungleiche Theile hat, je nachdem heißt er gerade oder ungerade, welches auch gleich zu Anfange eines Tonſtückes angegeben wird; z. B. C $\frac{2}{4}$, $\frac{2}{4}$ ꝛc. beim geraden, oder $\frac{3}{4}$, $\frac{3}{8}$, $\frac{3}{2}$ ꝛc. beim ungeraden Takte. Der gerade Takt, auch der Spondäiſche genannt, wird wieder in den Niederſchlag, Thesis, nota

baona, und in den Aufzug, Arsis, nota cattiva, und der ungerade in drei Theile, nämlich den Niederschlag, die Mitte und den Aufzug, getheilt. Für den eigentlichen Erfinder des musikalischen Zeitmaaßes hält man Franco von Cölln, welchem selbst Johann de Muris, dem man sonst die Erfindung zugeschrieben hat, diese Ehre einräumt. Der Niederschlag enthält zwei Drittel, und der Aufzug ein Drittel. Bei den Alten wurde der Takt zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe, dann durch eiserne, bei den Römern durch das Scamillum oder Scabillum angegeben, welches ein Instrument gleich einer Schuhsohle von Eisen oder Holze, und vorn quer über einander geschnitten war, so daß sich im Gehen, wenn es an die Füße befestiget worden, der obere und untere Theil von einander gaben und wieder zusammenschlugen, mithin ein Geklappere verursachten, womit sie beim Gesange und Tanze den Takt gaben. Da das Taktgefühl so vorherrschend ist, daß Personen, die weder die Gabe des Gesanges, noch die Fertigkeit ein Instrument zu spielen besitzen, nur musikalisches Gehör haben, ihn richtig angeben, so wird er auch nicht unbillig die Seele der Musik genannt. Man braucht übrigens das Wort Takt noch in verschiedenen Bedeutungen. So sagt man, die Noten, die auf der Linie zwischen zwei Strichen eingeschlossen stehen, sind ein Takt; ferner bezeichnet man damit auch das Zeitmaaß, binnen welches die Noten, die zu einem Takte gehören, vorgetragen werden; daher sagt man langsamer Takt, geschwinder Takt. Beim Tanzen ist die Musik und der Takt eins der vornehmsten Dinge, „und beide, sagt ein Schriftsteller, können füglich mit dem Menschen verglichen werden; denn das Tanzen und Bewegen ist der Leib, und die Musik die Seele, wodurch die Lebensgeister erweckt, das Herz zur Freude ermuntert, und die übrigen Gliedmaßen zur Bewegung rege gemacht wer-

den. Nach dem Takte und der Kadenze werden alle Schritte abgemeſſen und abgezählt.“

Taktfeſt, bei den Muſikern, derjenige, der die Fertigkeit beſitzt, den Takt oder das Tonmaaß gehörig zu beobachten.

Taktmeſſer, ein Inſtrument, vermittelſt deſſelben der Tonſetzer genau angeben kann, nach welchem Maaßſtabe für die muſikaliſche Zeit er ſein Stück ausgeführt wiſſen will. Dieſes Inſtrument iſt daher für die muſikaliſche Ausführung eines Tonſtückes ſehr wichtig, um die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es, nicht zu langſam, oder nicht zu geſchwind, vorgetragen werden ſoll; denn die Zeitbeſtimmungen, welche zu Anfange gewöhnlich durch Andante, Adagio, Allegro, Preſto ꝛc. angegeben werden, ſind immer noch zu ungewiß, da ein jeder Tonſetzer ſich ſein Andante, ſein Allegro langſamer oder geſchwinder denkt, als ein anderer, alſo auch ſeine Muſik oder Kompoſition in einer andern Bewegung vorgetragen wiſſen will, und deshalb war man bemühet, einen Taktmeſſer zu erfinden, der hierin eine genaue Beſtimmung zu geben vermochte. Die Engländer und Franzoſen waren die Erſten, welche ſich mit der Erfindung eines ſolchen Inſtruments beſchäftigten, und die Verſuche wurden auch mit einem glücklichen Erfolge belohnt, und von der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften zu Paris mit Beifall gekrönt. In Deutſchland wollte dieſes Inſtrument oder dieſe Maſchine keinen Eingang finden, bis der Profeſſor Bürja in Berlin, und Kantor Weißke in Meißen faſt zu gleicher Zeit ein ähnliches erfanden, und in neueſter Zeit hat der Kantor Stöckel zu Burg hierin einen ſehr glücklichen Verſuch gemacht, nach welchem jener Taktmeſſer oder Chronometer, aus einer auf ein Poſtament geſtellten Maſchiene, gleich einer Uhr mittler Größe, beſteht, an welcher ein Pendul und eine Schnur mit einer Rolle hängt, woran ſich ein Gewicht befindet; auf dem

Zifferblatte sind Zahlen, auf welche, so wie es von dem Komponisten über seinem Stücke angegeben worden ist, man den Zeiger hinrückt, um dann durch den in Bewegung gesetzten Pendul und dessen Schnelligkeit oder Langsamkeit die Zeit zu erfahren, welche jener für sein Stück haben will. Obgleich diese Erfindung ins Leben getreten ist, so scheint man sie dennoch nicht in Anwendung gebracht zu haben, wenigstens hat man nicht gehört, daß sie öffentlich gebraucht worden ist. Uebrigens kommen die Ausdrücke vor: Nach dem Takte singen und tanzen, den Takt schlagen oder führen, diese Dauer mit der Hand bezeichnen, von welcher Bewegung der Hand die Benennung hergenommen worden ist. Takt halten, diese Dauer beobachten ꝛc. S. auch den Art. Zeitmaaß, in Z.

Taktnote, diejenige Note in der Musik, welche einen ganzen Takt bezeichnet.

Taktstrich, beim Musiker, ein durch alle fünf Linien gehender Strich, welcher anzeigt, daß der Takt voll ist; was also zwischen zwei solchen Strichen steht, heißt ein Takt.

Taktzeit, das Zeitverhältniß, welches die Töne untereinander haben oder deren Folge auf einander; s. Takt.

Taktik, in der Kriegskunst, die Lehre von der Stellung und Bewegung der Kriegsvölker; sie wird in die höhere und niedere abgetheilt, je nachdem sie die Anordnungen einzelner kleinen Heereshaufen oder mehrerer Korps und Armeen zum Gegenstande hat. Man theilt sie für die Truppengattung in Infanterie- und Kavallerie-Taktik. Da nun die Taktik in der Bewegung der Truppen besteht, wie man sie in der größten Schnelligkeit formiren und in Bewegung setzen kann, so dient dazu das Ordnen und Rangiren der Truppen. Die Truppen werden gewöhnlich Mann neben Mann und Mann hinter Mann rangirt; Ersteres nennt man ein Glied, und Letzteres eine Rotte; sechs, sieben bis acht

Rotten bilden eine Sektion oder auch ein Peloton, zwanzig bis vierzig Rotten eine Kompagnie, vier Kompagnieen ein Bataillon, und zwei auch drei Bataillone ein Regiment; zwei bis drei Regimenter bilden eine Brigade, und mehrere Brigaden machen eine Division aus, und mehrere Divisionen ein Armeekorps unter einem kommandirenden Generale. Jede genannte Abtheilung hat ihre Kommandeure, welches vom Unteroffizier aufwärts angeht, der seine Rotten zu befehlen hat, und so steigt es vom Lieutenant, Kompagniechef oder Hauptmann (bei der Kavallerie Rittmeister), Bataillonschef oder Major, Regimentschef oder Obristen, Brigadechef oder Generalmajor, Divisionschef oder Generallieutenant bis zum Befehlshaber eines Armeekorps, welches ein Generallieutenant, General, auch Generalfeldmarschall seyn kann. Letzterer hat auch den Befehl über mehrere Armeekorps, und wenn der Fürst nicht selbst bei der Armee ist, und den Befehl führt, so hat gewöhnlich der älteste Generalfeldmarschall im Felde die Leitung der Armee über sich, das heißt, desjenigen Theils, der zum Angriffe und zur Schlacht bestimmt ist, da andere Armeekorps wieder eine andere Stellung haben, um gegen andere Korps des Feindes zu operiren, also nicht mit der Hauptarmee in Verbindung stehen, mithin auch abgesondert unter ihrem Befehlshaber operiren. Es versteht sich, daß hier Alles vorangeht, was zur Einübung der Truppen gehört, um schnelle Bewegungen machen zu können, und beim Angriffe thätig zu seyn, die höchste Geschwindigkeit zu entwickeln. Die Truppen müssen daher im Avanciren und Retiriren, Chargiren, Marsch auf der Diagonale, vor- und rückwärts Durchziehen, Abbrechen der Züge, Formation geschlossener Kolonnen, Deployements, Aufmarsch aus geöffneten Kolonnen, Achsschwenkung, Angriffskolonnen, Bajonettangriff, Quarreebildung oder Formation ꝛc. geübt seyn, und dieses in einem solchen Grade daß keine

Stockung entstehen kann. Es versteht sich übrigens, daß jede Brigade, Division ꝛc. aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie besteht, wozu noch Jäger, Schützen ꝛc. kommen, welche durch versteckte Angriffe den Feind irre zu leiten suchen, indem sie in der Regel in Gebüschen ꝛc. aufgestellt werden; hierzu gebraucht man auch leichte Kavallerie: Husaren, Dragoner, um den Feind zu harzeliren oder necken, auch railliren oder verspotten. Im Kriege kommt es nun darauf an, große Heeresmassen, wie schon erwähnt, mit großer Schnelligkeit von einem Orte zum andern in Bewegung zu setzen, und lange Reihen oder Fronten, tiefe Massen oder Kolonnen, und hohle viereckige Räume oder Quarrees zu bilden. Dieses Alles, so auch andere Truppenaufstellungen und Bewegungen, wie z. B. das Dreieck, die schiefe Linie, der Knäuel ꝛc., nachdem es nothwendig ist, auf den Feind zu wirken, machen nun die Lehre der niedern Taktik aus. Die höhere Taktik beschäftiget sich mit ganzen Armeen, die oft mehrere Meilen weit von einander getrennt stehen, und dennoch in steter Verbindung und in gemeinschaftlicher Einwirkung bleiben müssen; sie ist daher der wichtigste Zweig der Strategie; s. diese, Th. 175, S. 408 u. f. Der höhern Taktik dient daher die Terrainkunde, überhaupt die Militairgeographie als Basis; denn durch die genaue Kenntniß des Terrains kann man oft sehr viel über den Feind gewinnen, ihn überflügeln, und so das Treffen gewinnen; auch ihn an Orte hinlocken, die unvortheilhaft für ihn sind, um seine Truppen zu entwickeln, und wo er bei Rückzügen ins Gedränge kommt, weil die Wege schlecht, mit Gewässern, Morästen ꝛc. durchschnitten sind, also keinen offenen Ausgang lassen; kurz die Terrainkunde ist der wichtigste Theil der höhern Taktik.

Talanche, ehemals in verschiedenen Orten in Burgund eine Art Droguet, welcher aus gemeiner und grober

Wolle, und aus hanfenem oder leinenem Garne gewebt wird.

Talapoinen, Talapoins, bei den Indiern in Pegu, Siam, Bengalen ꝛc. gewisse Priester oder Ordensleute, welche bei Strafe des Feuers an das Gelübde der Keuschheit gebunden sind. Es giebt zwei Arten dieser Ordensleute, die eine lebt in den Wäldern, und die andere in den Städten in einer Art von Klöstern, die dem Tempel nahe liegen, ja wo die Hütten oder Zelte um denselben herum stehen. Die in den Wäldern sich aufhalten, haben schlechte Strohhütten, und stehen in besonderer Heiligkeit, da sie von den wilden Thieren nicht angegriffen, das heißt, die Hütten nicht beschädiget und die Priester nicht verwundet werden; sie scheinen sich aber vor den wilden Thieren in der Nacht durch Feuer zu schützen. Sie gehen sämmtlich mit entblößtem Haupte und Füßen, um ihre Lenden und Hüften tragen sie ein Gewand von gelber Leinwand, welches die Königliche Farbe ist. Ihre ganze Kleidung besteht aus vier Stücken: 1) aus dem Angsa, einer Art eines Gewehrgehänges von derselben gelben Leinwand, welches von der linken Schulter bis an die rechte Hüfte hängt, wo es mit einem Knopfe befestiget wird. Ueber dieses Gewehrgehänge tragen sie 2) ein anderes großes Stück von weißer Leinwand, welches sie Pa-schivon nennen, und das aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt ist; es ist eine Art von Schulterrock, welcher hinten und vorn bis auf die Erde reicht, und welches, da es nur die linke Schulter bedeckt, an die rechte Hüfte umgeschlagen wird, so daß die beiden Arme und die rechte Schulter frei bleiben. Ueber diesem liegt 3) das Pa-pat, das aus einem 4 bis 5 Zoll breiten Tuche besteht, und ebenfalls über die linke Schulter geschlagen wird. Diesen Theil der Kleidung tragen die Sancraten oder Vorsteher und ältesten Talapoinen roth. Das 4) heißt Rappakod, und ist ein gelbes Tuch, welches sie mitten um den Leib

gürten, um das Augsa und Pa-schivon in fester Stellung zu tragen. Die Schüler der Talapoinen heißen Quens und versammeln sich täglich in einem großen Saale, worin Schule gehalten wird. Wenn sie dreiundzwanzig Jahre alt sind, können sie Talapoinen werden, nachdem sie von einem Sancrat examinirt worden sind. Die Talapoinen erhalten sich vom Almosensammeln, das sehr reichlich ausfällt, und solches besonders daher, weil sie für Zauberer gehalten werden. Wenn sie in die Ehe treten wollen, müssen sie den Ordensstand verlassen, und sind dann von dem Gelübde der Keuschheit, wie natürlich, entbunden. Ihre Funktionen als Ordensgeistliche sind folgende: Sie dürfen vor Tage nicht aufstehen, dann gehen sie in den Tempel, singen darin zwei Stunden, und nach dieser Verrichtung geht ein Jeder Almosen zu sammeln, von welchen sie Armen etwas abgeben, aber sich untereinander davon nicht unterstützen. Gegen Abend singen sie wieder im Tempel, wie des Morgens; sie predigen alle Neu- und Vollmonde, unterweisen die Jugend, und ziehen, wie schon erwähnt, neue Mönche zu, die Nen genannt werden, und oft alt werden oder gar sterben, ehe sie den Orden annehmen. Sie essen zum Frühstücke und Mittage Alles ohne Unterschied, und des Abends, und wenn sie ihre Fasten haben, nur Früchte.

Talar, ein langes, bis auf die Fersen herabreichendes, mantelartiges Feierkleid, wie es Fürsten und Geistliche im Ornate zu tragen pflegen. Der kaiserliche Talar. Ein gewöhnliches Kleid dieser Art, besonders bei dem andern Geschlechte, heißt ein Schleppkleid oder langes Kleid.

Talch, s. Talg.

Taled, Tallith, diejenige Decke der Juden, welche sie über den Kopf decken, wenn sie das Gebet in den Synagogen verrichten. Sie ist viereckig, von weißer Wolle, und hat Quasten an den Ecken.

Talemüse, ein nur in Meißen übliches Wort, eine Art Buttergebackenes zu bezeichnen, welches mit Käse gefüllt wird, und die Gestalt einer Jesuitenmütze mit drei Hörnern hat, daher es auch eine Jesuitenmütze genannt wird. Nach Adelungs Vermuthung ist das Wort Wendischen Ursprungs, von welcher Sprache in Meißen noch mehrere Ueberbleibsel vorhanden seyn sollen.

Talent, aus dem Lateinischen Talentum, eine natürliche Fähigkeit bezeichnend; daher sagt man: ein Mann von vielen Talenten, von vielen Gaben, Fähigkeiten. Kein Talent zur Musik, zur Malerey, zur Bildhauerkunst ꝛc. haben. Ein hoher Grad der Fähigkeiten einer Art macht das Genie aus. Das Talent scheint eigentlich dem Genie unterworfen oder untergeordnet zu seyn; allein es geht mit ihm gleichen Schritt, denn Eins ohne das Andere wird nie etwas Ausgezeichnetes leisten; z. B. ein Individuum, das mit einer sehr hohen Kraft der Phantasie, des Gefühls und des Verstandes ausgezeichnetes Talent für eine Kunst besitzt, also ausgezeichnete natürliche Fähigkeiten, sagt man, daß es Genie besitze, also eine hohe Geistesgabe, die natürlichen Fähigkeiten geschickt auszuführen; wenn aber die Natur einem Menschen zwar die ersten Vorzüge verliehen hat, aber das Talent, seine Ideen außer sich auszuführen, versagt, so wird er nie etwas Ausgezeichnetes liefern, ja er wird, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, sein eigenes Kunstwerk, das heißt, er künstelt an sich selbst und seinem Betragen, will seine originellen Vorstellungen durch die Art seines Handelns ausführen, und so wird er lächerlich. Daher kommt es auch, daß man sagt: er hat Genie, und er ist ein Genie, und thut die erste Versicherung mit einer achtungsvollen Miene, die zweite mit einer spöttischen, weil Jemand, der ein Genie ist, gewöhnlich das Talent überspringt, und dadurch lächerlich wird. — Bei den Grie-

chen war das Talent eine gewisse Geldsumme, die in den verschiedenen Griechischen Staaten verschieden war. Ein Attisches Talent hielt 60 Minen, die Mine 100 Drachmen, und die Drachme wog 1 Quentchen, und galt folglich gegen 5 Gr. unseres Geldes; es betrug nach unserm Gelde ungefähr 1200 Thaler; ein Alexandrinisches Talent war noch einmal so viel; ein Aegyptisches betrug 80 Minen; ein Babylonisches Talent 20 Minen; ein Hebräisches Talent 120 Minen; es war noch einmal so groß, als das Attische; ein Syracusanisches Talent machte 30 Denarien, ein Neapolitanisches 6, und eins von Reggio nur ½. Ein Talentum Christophorum et Rhodium ward auf 4500 Denars geschätzt. Die vornehmsten Talente betragen nach der Reihe im Werthe unserer Münze, nur zu 3 Gr. Cour. die Drachme gerechnet:

	Thlr.	Gr.	Pf.
Das Aegineticum	1250	—	—
Aegyptium	1000	—	—
Alexandrinum	1500	—	—
Atticum commune	750	—	—
Atticum magnum	1000	—	—
Babylonicum	577	—	—
Euboeicum	500	—	—
Hebraicum	1500	—	—
Rhodium	562	12	—
Syracusanum vetus	300	—	—
Syracusanum novum	150	—	—

Hier ist nur von Talenten in Silber die Rede; in Golde gelten sie noch zehnmal so viel, als in Silber. Wenn man bei den Schriftstellern keine Bestimmung eines andern Talents angeführt findet, so ist immer von dem gemeinen Attischen Talente die Rede, oder wird dieses unter Talent verstanden. In der spätern Zeit haben Griechische Schriftsteller das Wort Talent auch zuweilen für ein halbes, auch ein Pfund, auch für hun-

dert Pfund gebraucht; auch wohl für funfzig Pfund. Es läßt ſich hier über den Werth der Münze und des Gewichts von einem Talente nichts Beſtimmtes anführen, da die Schriftſteller darüber nicht einig ſind, und auch ſchwerlich bis zur Einigkeit kommen werden, da wir von den Münzen und dem Gewichte der Alten die Werthsverhältniſſe nicht kennen, beſonders von den Griechiſchen und andern älteren Münzen. — Bei den Franzoſen iſt Peintre à Talent eine beſondere Redensart; es bedeutet einen Maler, der ſich auf eine beſondere Art der Malerey legt, als auf Bildniſſe oder Portraits, Landſchaften, Schlachten, Thiere, Geſellſchaftsſtücke, Blumen und Früchte, Jagdſtücke ꝛc.

Talg, das oder der, Sevum s. Sebum, Fr. Suif, Engl. Tallow, Suet, eine Art des thieriſchen Fettes, welches eine größere Feſtigkeit beſitzt, als das Schmalz oder Schmeer, beſonders nachdem es geſchmolzen und gereiniget worden. Schöpſen- oder Hammelstalg, Rindertalg, Hirſchtalg. In weiterer Bedeutung pflegen die Jäger alles Fett oder Feiſte an dem Hirſch- und Rothwildprette Talg zu nennen. In ſprachlicher Beziehung ſoll nach Adelungs Vermuthung in dieſem Worte der Begriff der weichen Beſchaffenheit der herrſchende ſeyn, wo es dann zu dem Angelſächſiſchen telgan, ſchmieren, zu dem in einigen gemeinen Sprecharten üblichen talken, etwas Weiches drücken, und auch wohl zu dem Walliſiſchen deilliow, fließen, gehören würde. Das Lateiniſche Sebum, Talg, iſt mit unſerm Seife verwandt; ſ. auch Talk. Im Sächſiſchen, Frieſiſchen und Schwediſchen heißt es gleichfalls Talg, im Däniſchen Talge, im Finniſchen Tali. Viele, beſonders härtere Mundarten, ſchreiben und ſprechen dieſes Wort Talk, welches aber wider die ſanftere Hochdeutſche Ausſprache iſt. — Was den Talg in Hinſicht ſeiner Eigenſchaften, ſeines Gebrauches ꝛc. anbetrifft, ſo iſt darüber ſchon unter Licht, Th. 78, S. 4 u. f., das

Nöthige gesagt worden. Hier können daher nur noch einige Zusätze stehen, die sich auf neue Erfindungen in Beziehung auf den Talg erstrecken; denn die Bereitung desselben zu Lichtern und Seife ist in diesen beiden Artikeln schon angeführt worden. Wie schon oben bemerkt worden, ist der Talg das rohe Fett von verschiedenen Thieren, hauptsächlich von dem Rind- und dem Schafviehe, welche Talgsorten der Schlächter liefert. Man unterscheidet es in Lichttalg und Seifentalg, jener ist frischer, reiner und weißer von Farbe, als dieser. Die Hauptsache bei dem Talge ist das Ausschmelzen und Reinigen. Um den Talg auszulassen oder auszuschmelzen, das heißt, das eigentliche Fett aus dem Zellgewebe zu scheiden, muß man denselben zerhacken oder zerschneiden, nachdem man ihn vom Blute, den Nerven und Adern ꝛc. befreiet hat. Dieses geschieht, indem man den Talg in recht kleine Stücke schneidet, und diese in einen kupfernen Kessel wirft, dessen Boden man vorher mit etwas Wasser bedeckt hat. Hierin läßt man nun den eingeschnittenen Talg unter stetem Rühren so lange kochen, bis eine mit einer Kelle herausgenommene Probe noch in der Kelle Blasen wirft; dann nimmt man ihn vom Feuer, und läßt ihn erst durch Weidenkörbe, und von da durch kupferne Siebe in kupferne, mit Wasser befeuchtete Gefäße laufen. In jenen durchlöcherten Geräthschaften bleiben die häutigen Theile, die Grieben oder Grieven zurück; in den kupfernen Gefäßen setzen sich aber noch Unreinigkeiten zu Boden, ehe das Fett darin erkaltet. Wenn es etwas abgekühlt ist, so füllt man es in eine Art Formen oder kleinere Gefäße von bestimmten Raumesinhalte. Dieses ist die gewöhnlichste Ausschmelzung. In neuerer Zeit hat man es aber weit besser gefunden, kein Wasser, welches das Anbrennen des Talges verhüten soll, hinzuzusetzen, sondern das Ausschmelzen über sehr gelindem Feuer vorzunehmen, und zur Verhütung des Anbrennens der Grieven, wel-

ches dem Talge eine gelbe Farbe geben würde, ſtets oder unaufhörlich auf dem Boden des Keſſels mit einem breiten hölzernen Spaten zu rühren. So wie der Talg ſchmelzt, gießt man ihn durch ein Haarſieb, und ſetzt dann nach und nach wieder friſchen hinzu. Den ausgelaſſenen Talg läßt man in eigenen Schüſſeln erkalten. Haben die häutigen Theile faſt ihr ganzes Fett hergegeben, ſo nimmt man ſie, ehe ſie röthlich werden, aus dem Keſſel, und bringt ſie ganz heiß in einem groben leinenen Sacke unter eine Preſſe, um aus ihnen noch Fett herauszupreſſen, das man, wenn es zu Lichtern nicht rein genug ſeyn ſollte, zu andern nützlichen Zwecken anwenden kann. Da der Talg ſchon bei 27 Grad Reaumür ſchmelzt, ſo hat man zum Auslaſſen auch ein Marienbad vorgeſchlagen; auch das Schmelzen durch heiße Waſſerdämpfe iſt empfehlenswerth. Der ausgelaſſene Talg beſteht aus zwei Hauptſtoffen: Oelſtoff oder Elaine, und Talgſtoff oder Stearine. Letzterer iſt härter als der Erſtere, und mehr als Leuchtſtoff zu betrachten. Der flüſſigere Oelſtoff iſt etwas mehr gefärbt, und hat mehr Geſchmack; er ſchmelzt ſchon bei 15 Grad Reaumür, während der Talgſtoff dazu eine Temperatur von 24 bis 30 Grad nöthig hat. In neuerer Zeit hat man hin und wieder viel Sorgfalt darauf verwendet, die zum Leuchten untauglichen oder unnützen Stoffe von dem Talge zu trennen, und nur diejenigen beizubehalten, welche hauptſächlich zum Leuchten dienen, ſo wie den Talg in einen härtern Zuſtand zu verſetzen, damit er an den Lichtern beim Brennen nicht leicht abſchmelze, worauf manche Raffinirmethoden des Talges beruhen. Wenn man 8 Pfund Rindstalg und 3 Pfund Hammelstalg in kleine Stücke zerſchneidet, und mit $\frac{1}{2}$ Maaß Waſſer, worin $\frac{1}{2}$ Loth gepulverter Salmiak aufgelöſet worden, 4 Loth Kochſalz und 1 Loth Salpeter kocht, dann den nach der Verdampfung des Waſſers geſchmolzenen Talg in eine mit Waſſer befeuchtete Schüſſel gießt, ihn hier-

auf abermals in gröblichen Stücken mit ½ Loth gereinigtem Salpeter schmelzt, etwas kocht, und von dem bräunlichen Schaume befreit, so kann man aus dem auf diese Art gereinigten Talge schon sehr gute Lichter machen. Noch besser aber reiniget man den Talg auf folgende Weise: Man nimmt zu 100 Pfund Talg ½ Pfund gereinigten pulverisirten Weinstein (Weinsteinrahm, Cremor tartari), 4 Loth gereinigten pulverisirten Borax, und 40 Pfund Wasser. Nachdem man das Wasser in einem guten kupfernen Kessel zum Sieden gebracht hat, wirft man zuerst den Borax und dann den Weinstein hinein. Wenn sich diese Salze aufgelöset haben, fügt man den in handgroße Stücke zerschnittenen Talg hinzu. Den beim Schmelzen des Talges sich bildenden Schaum nimmt man mit einer Kelle ab. Unter beständigem Umrühren und Schaumabnehmen setzt man das Sieden fast eine Stunde lang fort. Durch ein Paar Gläser voll von Zeit zu Zeit in den Kessel gegossenes kaltes Wasser befördert man die Schaumbildung. Wird kein Schaum mehr erzeugt, so rührt man Alles sehr gut durcheinander, bedeckt den Kessel, löscht das Feuer aus, schließt alle Oeffnungen, und läßt den Kessel sechs bis acht Stunden lang ruhig stehen. Ist die Wärme bis zwischen 16 und 40 Grad herabgesunken, so, daß der Talg bald fest werden will, so zapft man ihn durch eine besondere mittlere Oeffnung des Kessels ab, und bewahrt ihn in reinen bedeckten Gefäßen, z. B. in kleinen Fässern, auf. Ueber dem Wasser bleibt dann noch eine zwei Zoll hohe Talgschicht, welche man im Kessel selbst fest werden läßt, und zu einer folgenden Läuterung bestimmt. Jene Gefäße, in welche man den geläuterten Talg gießt, erwärme man vorher mit heißem Wasser, das man wieder ausschüttet, um das schnelle Erkalten des Talges zu verhindern. Letzterer wird durch das Läutern das Ansehen von Elfenbein oder von ganz weißem Porzellan erhalten. Zur Läuterung von 100 Pfund gehört übri-

gens, zur Verhütung des Ueberlaufens, ein Keſſel, welcher 200 Pfund faſſen kann. — Rohen Weinſtein verwandelt man dadurch in Weinſteinrahm, daß man ihn in ſiedendem Waſſer auflöſet, die heiße Auflöſung filtrirt, und dann in Gefäßen kryſtalliſiren läßt. Den Borax reiniget man, wenn man ihn gleichfalls in heißem Waſſer auflöſen läßt, die Auflöſung filtrirt, dann vorſichtig Schwefelſäure hinzu tropft, bis die Flüſſigkeit merklich ſauer ſchmeckt, und man durch das Erkalten der Flüſſigkeit viele kleine glänzende Kryſtalle erhält, welche man in kaltem Waſſer wäſcht, und auf Fließpapier abtrocknet. — Noch eine andere empfehlenswerthe Läuterung iſt die: Man gieße auf 100 Pfund rohen, zerhackten Talg, den man in eine Kufe gethan hat, 30 Pfund Waſſer, worunter 1 Pfund Schwefelſäure von 40 Grad Stärke gemiſcht war. Nachdem der Talg in Berührung mit dieſem Waſſer zwei oder drei Tage lang geſtanden hat, ſo gießt man die Flüſſigkeit ab, und thut den Talg mit 30 Pfund reinem Waſſer in einen Keſſel, worin man ihn ſchmelzt und tüchtig umrührt. Bis zum Sieden gebracht, läßt man ihn 20 bis 25 Minuten in dieſem Zuſtande. Wenn die in der Flüſſigkeit ſchwimmenden kleinen weichen ſchwammigen Theile verſchwunden ſind, ſo mäßiget man die Hitze, und gießt den flüſſigen Talg durch ein metallenes Sieb in eine Kufe. Am Boden des Keſſels bleibt ein Satz, der aus zwei Theilen beſteht, wovon der obere noch etwas Talg enthält, weshalb man ihn zum nachfolgenden Ausſchmelzen mit benutzt. Den erhaltenen Talg verdünnt man aber auf folgende Weiſe. Man erhitzt in einem Keſſel 100 Pfund Talg unter beſtändigem Abſchäumen mit 30 Pfund Waſſer, welchem man 8 Loth Schwefelſäure von 66 Grad zugeſetzt hat. Sobald der Schaum weiß wird, und ſich die Menge deſſelben verringert, ſo vermehrt man die Hitze bis zum Sieden, und läßt den Talg 30 bis 40 Minuten lang kochen, wobei man das Umrühren nicht vergeſſen darf,

damit der Talg ſo vollkommen als möglich gewaſchen werde. Hierauf gießt man Talg und Waſſer mit einander in eine Kufe. Hat ſich Alles gehörig geſetzt, ſo nimmt man den Talg ab. Indeſſen beobachte man dabei die Vorſicht, eine allenfalls Zoll dicke Schicht über dem Waſſer zu behalten; denn die Lichter würden darunter leiden, wenn Waſſer mit überginge. Ein ähnliches Verfahren, Elaine von Stearine zu ſcheiden, iſt folgendes. Wenn man den Talg auf die vorhin beſchriebene Art ausgeſchmolzen hat, ſo ſetzt man dem Waſſer 2 Pfund Säure zu. Nach dem Uebergießen in die Kufe ſucht man dem geſchmolzenen Talge ſeine Temperatur zu erhalten, und ſolche nur nach und nach, gradweiſe, zu vermindern. Wenn der Talg nach zwei oder drei Tagen gehörig erſtarrt iſt, ſo wird man bei genauer Unterſuchung finden, daß er aus einer feſteren Maſſe, wie gewöhnlich, beſteht, die mit einem flüſſigen Talge umgeben iſt. Schlägt man nun dieſen Talg in ein Tuch, und bringt ihn damit unter die Preſſe, ſo kann man das flüſſige Fett, Elaine, davon abſcheiden, die feſte Maſſe, Stearine, bleibt auf dem Tuche. — Man läutert den Talg beim Schmelzen am beſten durch einen Zuſatz von 1 Theil Salmiack, 2 Theilen Salpeter, 8 Theilen Kochſalz und Waſſer; oder durch 1 Theil pulveriſirte Boraxſäure, 4 Theile gereinigten, pulveriſirten Weinſtein, und 320 Theile Waſſer, dem Gewichte nach, unter ſorgfältigem Abſchäumen. Man kann auch den Talg bleichen; er wird dann zu dünne Späne geſchabt, und dieſe auf einige Wochen in Siebe gethan, die man in Schatten ſtellt, und die Späne von Zeit zu Zeit umwendet. Dieſes Verfahren findet aber nur bei den Lichtziehern Statt, nicht bei den Talgverkäufern oder Talghändlern, welche den Talg aus ihren Magazinen verſchicken; denn hier würde es nicht anwendbar ſeyn, und die Mühe ſich nicht bezahlt machen. — In den großen Talgſiedereyen in Holland, Irland, Rußland, Polen, Ungarn ꝛc.,

von wo aus der Talg nach fremden Ländern verschickt wird, schmelzt man ihn, wie zuerst angeführt worden, in großen kupfernen Kesseln, die unten mehr cylförmig zulaufen. Diese Kessel ruhen auf einem Ofen von Backsteinen, an welchem unten einige Stufen angebracht sind, worauf die Arbeiter treten, um den Talg umrühren und herausnehmen zu können. Der frische Talg wird von den Schlächtern geliefert, so wie er aus den Thieren kommt; er wird dann auf einzelnen Stangen, die in gewissen Distanzen von einander entfernt sind, damit die Luft gut durchstreichen kann, auf großen luftigen Böden oder in dergleichen Scheuern, mit Luftklappen versehen, getrocknet. Wenn eine hinlängliche Menge Talg vorhanden ist, so wird er zerschnitten, und in den großen Kesseln, wie oben angeführt worden, geschmolzen. Sobald er gehörig geschmolzen ist, welches die Schmelzer an den Proben sehen können, die sie mit einer Schöpfkelle herausnehmen, so wird er mit dieser Kelle oder mit großen Löffeln in kupferne Schüsseln oder in dergleichen kleine viereckige Pfannen geschöpft, welches durch einen fein geflochtenen cylindrischen Korb geschieht, damit die gröbern Theile und die Unreinigkeiten zurückbleiben. Ehe der Talg in den Schüsseln oder Pfannen gesteht, schöpft man ihn mit Löffeln in die hölzernen Talgformen von einem bestimmten Gewichte, d. h. die ein gewisses Gewicht an Talg fassen, und läßt ihn darin kalt werden. Aus diesen Formen wird nun der Talg, wenn er hart geworden, geschlagen, und in den dazu bestimmten Behältnissen oder Gemächern, wie die Seife, aufgestellt, damit er, wie die Seife, recht fest zusammen trocknen kann. Der im Grunde der Schüsseln oder Pfannen bleibende Bodensatz, der noch mit Blut, Sehnen ꝛc. vermischt ist, wird in eine andere Schüssel oder Pfanne gethan und über Feuer nur mäßig erhitzt, bis der Talg sich aus der Unreinigkeit herauslöset und oben auf schwimmt, welcher dann abgeschöpft und gesammelt wird. Der letzte und

gröbſte Rückſtand wird dann unter eine Preſſe gebracht, ſo daß der Talg darin herausſchwitzt und in eine Schüſſel fällt, über welcher ein Haarſieb liegt, um das Gröbere anzuhalten oder nicht durchzulaſſen. Allein dieſes wird wieder geſammelt, noch einmal geſchmolzen, und in die Formen zum Geſtehen und Trocknen gebracht. Die beſte Waare iſt die, welche aus lauter Rindstalg beſteht, recht friſch iſt, weiß von Farbe und rein ausfällt; oft iſt ſie aber mit Hammelstalg gemiſcht, welches man auf gleiche Weiſe, wie das Rindstalg, ausſchmelzt und in Formen bringt. Das Talgſchmelzen iſt in den Talgſchmelzereyen der oben genannten verſchiedenen Länder ſo ziemlich gleich; denn diejenigen Abweichungen, die noch vorkommen, verdienen keiner Berückſichtigung, da ſie ganz unweſentlich ſind, alſo in der Hauptſache nichts ändern. — Im Handel unterſcheidet man vom Rindstalge zwei Hauptgattungen, nämlich Lichttalg und Seifentalg, jener iſt friſcher, reiner, auch weißer von Farbe, als dieſer, welcher alt und gelblich iſt, aber zum Seifenkochen ſeine Dienſte thut. Der Ruſſiſche Talg kommt aus Moskow, Liefland und Curland über Petersburg und Riga in langen cylindriſchen Fäſſern, die man, wegen ihrer Bauart, Glocken nennt, in den Handel. Dieſe Gebinde halten 8 bis 10 Centner oder 30 Ruſſiſche Pud. Rußland verkauft dieſen Artikel bei Berkowez und unterſcheidet ihn in gelben Lichttalg, weißen beſten Lichttalg, mittlern beſten Seifentalg, ſo auch mittlere und ſchlechte Sorte. Der Polniſche Talg kommt in ſehr großen und langen Fäſſern von 100 bis 150 Stein zum Handel, und ſoll den Ruſſiſchen noch übertreffen. Der Irländiſche Talg iſt in kleinen Fäſſern von $2\frac{1}{2}$ Engliſchen Centnern. Zu Libau rechnet man die Tonne Talg zu 13 Lispfund oder 260 Pfund netto. In Hamburg und Lübeck handelt man den Ruſſiſchen Talg bei Schiffspfunden mit 10 Prozent Thara und 1 Prozent Gutgewicht. Rußs-

land zieht jährlich von ſeinem ausgeführten Talge und den Lichtern vom Auslande mehr als 4 Millionen Rubel. Auch wird der Ruſſiſche Talg am meiſten im Auslande verbraucht, obgleich der Holländiſche und Irländiſche ihm bei weitem vorgezogen werden, welches ſich auch bei der guten Weide des Rindviehs in den genannten Ländern denken läßt. Der Preis dieſes Artikels ſcheint ſich aber mit dem Talge, welchen Rußland liefert, nicht zu vergleichen, und deshalb wird der Ruſſiſche Talg vorgezogen, der auch in größern Quantitäten in den Handel kommt. Was die übrigen Talgarten anbetrifft, wie z. B. den Hirſchtalg, welcher in den Apotheken verbraucht wird, ſo ſehe man dieſen Artikel in der Encyklopädie nach, auch die Artikel Rindviehzucht, Schafzucht ꝛc. — Was den Ruhtalg angeht, welches ſich die Einwohner der Inſel Färöe anſtatt der Butter bedienen, ſo iſt darüber unter Fett, Th. 12, ſchon das Nöthige geſagt worden. — Ueber den Lichttalg ſehe man das Nöthige unter Licht, Th. 78, über den Lampentalg, unter Lampe, Th. 59, und über den Seifentalg, unter Seife, Th. 152, nach.

Talgbaum, Kroton, Croton sebiferum Linn., eine Baumart, welche in China, in den Provinzen Han-ſi oder Kian-ſi, Kiang-nan und Tchekiang, in feuchten Gegenden wächſt, zu der Familie Croton oder Kroton gehört, und alſo in die neunte Ordnung der ein und zwanzigſten Klaſſe (Monoecia Monadelphia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems. Der Baum, in der Landesſprache O-ka-o genannt, hat rautenförmig-eyförmig-zugeſpitzte ganzrandige glatte Blätter, die den Blättern der ſchwarzen Pappel (Populus nigra) in der Geſtalt gleichen, nur ſind ſie kleiner, und dünner oder zarter; die ſich an der Baſis derſelben erhebenden zwei Drüſen ſchwitzen eine weiße Subſtanz, gleich unſerem Talge oder Fette, aus, welche Sub-

ſtanz auch die traubenartigen Früchte, die am Ende der Zweige ſitzen, wenn ſie gekocht werden, von ſich geben. Aus dem Fette, welches, wenn es kalt wird, wie Talg gerinnt, gießen die Chineſen ihre Lapptjäcks Lichter, die ſchneeweiß wie Wachs ſind, und wenn ſie gelöſcht werden, keinen Geruch hinterlaſſen. Nach einigen Schriftſtellern ſoll man die Kerne der Frucht mit der Schale auspreſſen; ſie dann in Waſſer kochen, und die fettige oben ſchwimmende Materie abſchöpfen, und daraus Lichter bereiten. Sie ſollen zu dem erhaltenen Fette faſt ein Drittheil Leinöl miſchen. Die Lichter ſollen wie umgekehrte Kegel ausſehen, und beim Brennen ein gelbliches Licht, mit einem dicken Dampfe vermiſcht, geben, deſſen Geruch ſehr ſtark iſt. Man ſoll auch oftmals Zinnober unter die Maſſe miſchen, um rothe Lichter darzuſtellen. Der Docht beſteht aus zuſammengedrehten Binſen, die in eine hohle leichte Röhre geſteckt werden. Aus dem Samen preßt man Oel, welcher in den Lampen gebrannt wird. Weiter iſt über dieſen Baum in botaniſcher Hinſicht hier nichts zu ſagen, da er hier nicht gezogen werden kann, und nur ein Produkt der Treibhäuſer in den botaniſchen Gärten ꝛc. abgiebt. Auch iſt er unter Licht, Th. 78, S. 286 u. f., in dieſer Beziehung ſchon etwas näher beſchrieben worden.

Talgbleichen, das, ſ. oben, unter Talg, S. 541.

Talgboden, bei dem Lichtzieher, eine runde ausgeſchmolzene, und in einer hölzernen runden Form geronnene Talgſcheibe. Wenn man den Talg in hölzerne eckige und lange Formen gießt, und darin erhärten läßt, ſo nennt man die Talgſtücke Talgtafeln. S. unter Licht, Th. 78, S. 64 u. f.

Talgbrode, beim Lichtzieher, die großen Klumpen oder dicken Scheiben von eingeſchmolzenem Talge. S. unter Licht, Th. 78, S. 64.

Talgbutte, Talgtiene, ſ. unter Licht, Th. 78, S. 69.

Talgen, ein Zeitwort der Mittelgattung und auch ein thätiges Zeitwort, welches nur beim Schlächter vorkommt, also nur im gemeinen Leben üblich ist. Als ein Neutrum mit haben, Talg in sich enthalten und geben. Der Ochse talget nicht gut, wenn er, nachdem er geschlachtet worden, nicht viel Talg giebt. 2. Als ein thätiges Zeitwort, Talg oder Fett verursachen, von Speisen, in einigen niedrigen Sprecharten. Eine Speise talget, wenn sie fett oder feist macht. Zuweilen auch mit Talg fett machen. Eine Suppe talgen.

Talgform, s. oben, Talgboden.

Talggas, das Gas, welches aus dem Talge bereitet wird. Das Entwickelungs-Apparat zu dem Talggase besteht in einer eisernen Retorte, welche die Gestalt einer krummen gebogenen Röhre hat, und mit einem kleinen Ofen verbunden ist; ferner aus einem Tröpfelbehälter, aus welchem das Fett tropfenweise durch einen Hahn in die Retorte gelassen wird; dann noch aus einem Wasserbehälter von geringer Größe, und aus dem mäßig großen Gasometer. Man läßt die Retorte rothglühend werden, und bringt das Fett tropfenweise in die Retorte, so zersetzt es sich unmittelbar, und erzeugt dann die brennbare Luft, welche in das Wasserbehältniß tritt. Da das Wasser nur ein wenig Fettsäure von dem Gase aufnimmt, so braucht es nur selten erneuert zu werden. Ist es in dem Wasser gereiniget worden, so tritt es in das Gasometer. Der kleineren Art des Letztern von Eisenblech verfertiget, kann man das Ansehen eines schönen Ofens geben.

Talghandel, s. oben, unter Talg, S. 543.

Talgicht, Bei- und Nebenwort, dem Talge ähnlich, was leicht gerinnt und so fest wird wie Talg; ingleichen, dem Geruche und Geschmacke nach, dem Talge ähnlich, talgicht schmecken.

Talgig, Bei- und Nebenwort, mit Talg beschmieren. Talgige Finger haben; sich talgig machen.

Talgkessel, Talgpfanne, s. unter Licht, Th. 78, S. 65 u. f.

Talglampe, s. unter Lampe, Th. 59, S. 264, 272.

Talgläuterung, die, s. oben, unter Talg, S. 538.

Talglicht, Talglichter, zum Unterschiede von den Wachslichtern, Palmenlichtern ꝛc., Lichter, die aus Talg bereitet werden, und von denen man gezogene und gegossene hat; s. den Art. Licht, Th. 78, S. 1 u. f. — Der Engländer White macht seine so sehr gerühmten Lichter auf folgende Art. Er gießt in die Lichtform etwas Wachs oder Wallrath, und rollt dann die Form so lange auf einem Tische, bis das Fett darin erkaltet und fest geworden ist, auch sich an die innere Fläche der Form angehängt hat. Nun steckt er den Docht in die Mitte oder Axe der in der Form durch die Schwungkraft des Rollens gebildeten Wachs- oder Wallrathröhre und gießt den übrigen innern Raum mit Talg aus. — Die Lichter des Desormeaux in London, so wie die sogenannten Russischen Sauglichter des Wuttig sind Lichter mit hohlen Dochten, nach Argandischer Art. Um die Desormeaux'schen Lichter zu bilden, so stecke man durch die röhrenförmige Höhlung des cylindrischen Dochtes einen metallenen oder hölzernen cylindrischen Stab von gehöriger Dicke, den man während des Ziehens oder Gießens darin läßt, und später, wenn der Talg erst fest geworden ist, herauszieht. Wuttig nimmt, statt solcher hohlen Dochte Röhren von gemeinem Schilfe, die er mit fein gesponnener Baumwolle mehr oder weniger stark spiralförmig umwickelt. Da aber jedes einzelne Schilfglied kleiner ist, als ein ganzes Licht, so leimt man, bis zu gehöriger Länge, immer zwei von gleichem Durchmesser mittelst eines Terpentinfirnisses und kleiner Papierstreifen zusammen. Mit solchen Dochten versieht man die Lichtformen, welche den gewöhnlichen ganz gleich sind; und auch das Eingießen des Talges (oder auch eines Gemisches aus

fünf Theilen Talg und drei Theilen Wachs) geschieht auf die gewöhnliche Art, doch darf hierbei die Wärme der Luft nicht über 6 Grad betragen, und die Formen müssen so weit angefüllt werden, daß die Dochte oben etwa noch ½ Zoll frei hervorstehen. Die Grübchen, welche sich beim Abkühlen durch das Schwinden des Talges auf den Lichtern erzeugen, muß man durch Nachgießen ausfüllen. Wenn die Wuttig'schen Lichter erkaltet sind, so kann man sie dadurch aus den Formen herausnehmen, daß man an einem in die Röhre gesteckten, mit einem Oehre versehenen Drahte, der mit dem obern Ende der Dochtfäden verbunden worden war, zieht, nachdem man dem andern Ende des Lichts einige schwache Stöße gegeben hat.

Talglichterfabrikant, s. Lichtzieher, Th. 78, S. 392. Man versteht unter dem zuerst angeführten Namen Jemanden, der das Lichtziehen und Lichtgießen im Großen betreibt; sich nicht bloß auf die Fabrikation von einer Gattung von Lichtern beschränkt, sondern alle Arten derselben darstellt oder verfertiget, und sie im Ganzen in den Handel giebt, wenn er sie auch gleich en detail verkauft. Also stets einen Vorrath von Lichtern aller Art hält.

Talglichterfabrikation, s. oben, unter Talglicht.

Talgmesser, eine Art Hackemesser, s. unter Licht, Th. 78, S. 65.

Talgpfanne, s. Talgkessel.

Talgpresse, s. unter Licht, Th. 78, S. 37.

Talgreinigung, Talgraffinirung, s. oben, unter Talg.

Talgschmelzen, das, s. oben, unter Talg, S. 537 u. f.

Talgseife, die gewöhnliche Waschseife der Seifensieder; s. unter Seife, Th. 152.

Talgscheibe, beim Brunnenmacher, ein in heißes Talg eingetauchtes oder eingelassenes Stück Leinwand, welches zwischen die Scheibe der Büchse oder des Knies und das Hirnende der Erdröhre gelegt wird, damit der Luft bei dem Pumpen aller Zugang abgeschnitten werde.

Talgspitze, Talgspitzen; diejenigen überflüssigen untersten Spitzen von Talg, welche beim Lichtziehen entstehen, und welche bloß mit einer Scheere abgeschnitten werden, oder auch mit einem eigends dazu angefertigten Instrumente; s. unter Licht, Th. 78, S. 87.

Talgstrauch, Wachsbaum, Mirica cerifera Linn., s. unter Licht, Th. 78, S. 281 u. f.

Talgtafel, Talgtafeln, s. oben, unter Talgboden, S. 545.

Talgtiene, s. Talgbutte.

Talgtopf, beim Lichtzieher, ein aus hölzernen Dauben zusammengebundenes Gefäß von Böttcherarbeit, unten enger, als oben, mit zwei Handgriffen, worein die Lichtzieher den geschmolzenen Talg mit der Schöpfkelle füllen, und daraus nachher in die Lichtformen gießen. — Auch eine kleine blecherne Kanne, welche, wie die Gießkannen, eine Schnautze hat, und womit der Talg in die Lichtformen bequem eingegossen werden kann, führt diesen Namen.

Talgtrog, Talggrube, Talgform, s. unter Licht, Th. 78, S. 70 u. f.

Talionis jus, das Wiedervergeltungsrecht, in den alten Römischen Rechten eine Bestrafung der Verläumder, vermöge welcher dieselben mit eben der Strafe belegt wurden, welche dasjenige Laster verdiente, womit sie Andern fälschlich beschuldigten. In jetziger Zeit ist dafür eine willkührliche Strafe eingeführt. In peinlichen Sachen hat ein solches Recht nicht Statt, in bürgerlichen kann aber eine Stadt gegen die andere, wo verschiedene Rechte eingeführt sind, sich des Wiedervergeltungsrechts oder rechtmäßiger Repressalien bedienen.

Talisman, nach der Aussprache der Chaldäer, Talitsman, ein Arabisches Wort, welches aus dem Hebräischen Tselem, welches ein Bild, Zeichen ꝛc. bedeutet, abgeleitet worden ist. Es hat mehrere Bedeutungen. 1) Heißt Talisman in Arabien ein Gelehrter; dann

fünf Theilen Talg und drei Theilen Wachs) geschieht auf die gewöhnliche Art, doch darf hierbei die Wärme der Luft nicht über 6 Grad betragen, und die Formen müssen so weit angefüllt werden, daß die Dochte oben etwa noch ½ Zoll frei hervorstehen. Die Grübchen, welche sich beim Abkühlen durch das Schwinden des Talges auf den Lichtern erzeugen, muß man durch Nachgießen ausfüllen. Wenn die Wuttig'schen Lichter erkaltet sind, so kann man sie dadurch aus den Formen herausnehmen, daß man an einem in die Röhre gesteckten, mit einem Oehre versehenen Drahte, der mit dem obern Ende der Dochtfäden verbunden worden war, zieht, nachdem man dem andern Ende des Lichts einige schwache Stöße gegeben hat.

Talglichterfabrikant, s. Lichtzieher, Th. 78, S. 392. Man versteht unter dem zuerst angeführten Namen Jemanden, der das Lichtziehen und Lichtgießen im Großen betreibt; sich nicht bloß auf die Fabrikation von einer Gattung von Lichtern beschränkt, sondern alle Arten derselben darstellt oder verfertiget, und sie im Ganzen in den Handel giebt, wenn er sie auch gleich en detail verkauft. Also stets einen Vorrath von Lichtern aller Art hält.

Talglichterfabrikation, s. oben, unter Talglicht.

Talgmesser, eine Art Hackemesser, s. unter Licht, Th. 78, S. 65.

Talgpfanne, s. Talgkessel.

Talgpresse, s. unter Licht, Th. 78, S. 37.

Talgreinigung, Talgraffinirung, s. oben, unter Talg.

Talgschmelzen, das, s. oben, unter Talg, S. 537 u. f.

Talgseife, die gewöhnliche Waschseife der Seifensieder; s. unter Seife, Th. 152.

Talgscheibe, beim Brunnenmacher, ein in heißes Talg eingetauchtes oder eingelassenes Stück Leinwand, welches zwischen die Scheibe der Büchse oder des Knies und das Hirnende der Erdröhre gelegt wird, damit der Luft bei dem Pumpen aller Zugang abgeschnitten werde.

Talgspitze, Talgspitzen, diejenigen überflüssigen untersten Spitzen von Talg, welche beim Lichtziehen entstehen, und welche bloß mit einer Scheere abgeschnitten werden, oder auch mit einem eigends dazu angefertigten Instrumente; s. unter Licht, Th. 78, S. 87.

Talgstrauch, Wachsbaum, Mirica cerifera Linn., s. unter Licht, Th. 78, S. 281 u. f.

Talgtafel, Talgtafeln, s. oben, unter Talgboden, S. 545.

Talgtiene, s. Talgbutte.

Talgtopf, beim Lichtzieher, ein aus hölzernen Dauben zusammengebundenes Gefäß von Böttcherarbeit, unten enger, als oben, mit zwei Handgriffen, worein die Lichtzieher den geschmolzenen Talg mit der Schöpfkelle füllen, und daraus nachher in die Lichtformen gießen. — Auch eine kleine blecherne Kanne, welche, wie die Gießkannen, eine Schnautze hat, und womit der Talg in die Lichtformen bequem eingegossen werden kann, führt diesen Namen.

Talgtrog, Talggrube, Talgform, s. unter Licht, Th. 78, S. 70 u. f.

Talionis jus, das Wiedervergeltungsrecht, in den alten Römischen Rechten eine Bestrafung der Verläumder, vermöge welcher dieselben mit eben der Strafe belegt wurden, welche dasjenige Laster verdiente, womit sie Andern fälschlich beschuldigten. In jetziger Zeit ist dafür eine willkührliche Strafe eingeführt. In peinlichen Sachen hat ein solches Recht nicht Statt, in bürgerlichen kann aber eine Stadt gegen die andere, wo verschiedene Rechte eingeführt sind, sich des Wiedervergeltungsrechts oder rechtmäßiger Repressalien bedienen.

Talisman, nach der Aussprache der Chaldäer, Talitsman, ein Arabisches Wort, welches aus dem Hebräischen Tselem, welches ein Bild, Zeichen ꝛc. bedeutet, abgeleitet worden ist. Es hat mehrere Bedeutungen. 1) Heißt Talisman in Arabien ein Gelehrter; dann

liche Stille der Nacht noch besonders einladete, so daß man jedem Gestirne, seiner Figur und Bewegung gemäß, eine verhältnißmäßige Ehrenbezeugung bestimmte. Nach dem Araber Abenephus soll Cham, ein Sohn des Noa, schon die Wissenschaft der Talismanen in Ausübung gebracht haben. Diesem Cham nennen Einige Zoroaster, ein Name, welcher nach dem Georg von Tours lebendiges Gestirn, nach dem Dinon Priester des Gestirns, nach Andern aber Sternensohn bedeutete. — Von den Alten oder alten Völkern zeichneten sich die Egyptier, Chaldäer, Hebräer, Phönizier, Syrier, Sabäer, Jonier, Lydier und Phrygier in Verfertigung und Ausschnitzung der Talismane aus, vorzüglich die Egyptier; denn sie eigneten jedem Orte, jedem Menschen und Thiere, jeder Pflanze, jedem Baume und Metalle, gute oder böse Eigenschaften zu. Den guten Wesen glaubten sie durch Räucherungen, gewisse heilige Worte, Verse, Aussöhnungen, Reinigungen, mystische Charaktere oder Buchstaben, sogar in die heiligen Bildsäulen einkerkern zu können. Diese geheime Weißheit machte den Inhalt ihrer Hieroglyphen aus. Nach ihrer Ueberzeugung beförderte das Bild des Serapis die Fruchtbarkeit der Erde, das Bild des Canopus den Austritt des Nils; der Apis wendete die Dürre ab, der Geyer vertrieb die Pest ꝛc.. Daher findet man auf ihren alten Denkmälern öfters den Ibis, Roßkäfer, den Ochsen, das Krokodill, den Hundskopf und die Katze ausgeschnitzt oder gemalt. Mit den Bildern des Osiris und der Isis, als heilende Gottheiten, heilte man verschiedene Krankheiten. Mit den Bildern der vermittelnden Götter schmückte man die heiligen Oerter. — Die Chaldäer und Babylonier waren große Sterndeuter und auch Verehrer der Talismane, welche auf der Sterndeuterey größtentheils beruhen; sie waren daher auch ohne Zweifel die Erfinder, und Abrahams Vater, Thara, ein geborner Chaldäer, soll viele auf astrolo-

bringen. Die Benennung ist, wie schon erwähnt worden, Arabischen Ursprungs; bei den Hebräern nannte man diese Zeichen Tselem und Teraphim, bei den Griechen Telesmata, Phylakteria und Stocheia, bei den Römern Amuleta. Man schreibt die Erfindung der Talismane einem gewissen Giganten zu, welcher vor der Sündfluth gelebt, und die Kunst verstanden haben soll, die Gestirne aus ihrem Geleise zu verrücken. Nach der Behauptung der Araber soll es Nakraus, der erste König in Egypten gewesen seyn, der zwei Sternbilder verfertigte, durch deren Zauberkraft die Diebe gefesselt worden, daß sie sich nicht von ihrer Stelle haben bewegen können, wie Kircher in seinem Egyptischen Oedipus angiebt. Nach dem Ablaufe der Sündfluth hefteten die Noachiden ihre zitternden Blicke stets nach dem Himmel hin, von welchem so viel Wasser herabgestürzt war, und sie vermutheten von der Sonne eine Allgewalt, mit der sich nichts zu messen im Stande seq; sie beteten daher zu diesem wärmenden, belebenden und erleuchtenden Himmelskörper, der die Strahlen seiner Glorie überall hinwirft. Auch der Mond und die zahllosen Sterne am nächtlichen Himmel zogen nicht weniger ihre Blicke auf sich. Die folgenden Geschlechter, denen die Sündfluth durch Tradition überkam, eigneten daher alle sublunarischen Begebenheiten den Himmelskörpern zu. Man verlor sich in Anschauung des Himmels in einer heitern Nacht, übersah die zahllosen Sterne, die darunter funkelnden Fixsterne, die Planeten; man bemerkte so manche Erscheinungen am Himmel, wozu auch die Sternschnuppen kamen, und so glaubte man denn auch, daß diese leuchtenden Körper Theil an unsern Freuden, Wünschen und Leiden haben müßten. Man ward immer mehr den bildlichen Göttern geneigt, und fand schon in den frühesten Zeiten für nothwendig, den Sternen und dem Monde stille Gebete und Geschenke zu opfern, wozu sie das Dunkel und die feier-

liche Stille der Nacht noch besonders einladete, so daß man jedem Gestirne, seiner Figur und Bewegung gemäß, eine verhältnißmäßige Ehrenbezeugung bestimmte. Nach dem Araber Abenephus soll Cham, ein Sohn des Noa, schon die Wissenschaft der Talismanen in Ausübung gebracht haben. Diesem Cham nennen Einige Zoroaster, ein Name, welcher nach dem Georg von Tours lebendiges Gestirn, nach dem Dinon Priester des Gestirns, nach Andern aber Sternensohn bedeutete. — Von den Alten oder alten Völkern zeichneten sich die Egyptier, Chaldäer, Hebräer, Phönizier, Syrier, Sabäer, Jonier, Lydier und Phrygier in Verfertigung und Ausschnitzung der Talismane aus, vorzüglich die Egyptier; denn sie eigneten jedem Orte, jedem Menschen und Thiere, jeder Pflanze, jedem Baume und Metalle, gute oder böse Eigenschaften zu. Den guten Wesen glaubten sie durch Räucherungen, gewisse heilige Worte, Verse, Aussöhnungen, Reinigungen, mystische Charaktere oder Buchstaben, sogar in die heiligen Bildsäulen einkerkern zu können. Diese geheime Weißheit machte den Inhalt ihrer Hieroglyphen aus. Nach ihrer Ueberzeugung beförderte das Bild des Serapis die Fruchtbarkeit der Erde, das Bild des Canopus den Austritt des Nils; der Apis wendete die Dürre ab, der Geyer vertrieb die Pest ꝛc.. Daher findet man auf ihren alten Denkmälern öfters den Ibis, Roßkäfer, den Ochsen, das Krokodill, den Hundskopf und die Katze ausgeschnitzt oder gemalt. Mit den Bildern des Osiris und der Isis, als heilende Gottheiten, heilte man verschiedene Krankheiten. Mit den Bildern der vermittelnden Götter schmückte man die heiligen Oerter. — Die Chaldäer und Babylonier waren große Sterndeuter und auch Verehrer der Talismane, welche auf der Sterndeuterey größtentheils beruhen; sie waren daher auch ohne Zweifel die Erfinder, und Abrahams Vater, Thara, ein geborner Chaldäer, soll viele auf astrolo-

gische Beobachtungen gegründete Talismane geschnitzt haben. Hierher zählt man auch die Bilder, die von den Enkeln des Thara geschnitzt wurden, und die man Teraphim nannte. Von dieser Art waren die Bilder, welche Rachel ihrem Vater entwandte, und die nach dem Rabbi Kimchi kleine Statuen waren, deren man sich zur Verkündigung künftiger Begebenheiten bediente. So waren die Teraphim der Juden schon vor den Zeiten ihrer Abkunft bekannte ausländische Gottheiten, an welche sie während ihres Aufenthalts in Egypten noch mehr Geschmack fanden; nachher erinnerten sie sich bei allen Unfällen der alten Sage, und verehrten die Sterne unter diesen Bildern. Sie trugen dem Aron die Verfertigung des goldenen Kalbes nach dem Rathe ihrer Astrologen in der Absicht auf, um sich die Gunst der Venus und der Luna, nach des Kirchers Vermuthung, gegen den Einfluß des Skorpions und Mars, und ihren Schutz zu verdienen, welcher den auswandernden Juden zuwider war. Marsham rechnet auch die eherne Schlange gegen den Biß der Arabischen Schlangen hierher. Von dieser Art waren auch Davids Hausgötter, und Jeroboams Kalb, so wie andere dergleichen Hebräische Teraphim. So wie die Teraphimgottheiten vom ersten Range die Staatsgötter waren, auf denen die Wohlfahrt eines ganzen Staats und großer Familien beruhete, so setzte dagegen das gemeine Volk sein ganzes Vertrauen auf gewisse Privat- und Lokalgötter, die man Tephilim und Philakterien nannte, und aus Oekonomie begnügte man sich, statt der kostenmachenden Bildsäulen und Basreliefs, den Namen Gottes auf Pergament geschrieben an der Stirne, am Arme und über den Thürpfosten zu befestigen, bloß in der Eigenschaft als Denkzettel an ihre unverbrüchliche Pflicht gegen das göttliche Gesetz zu erinnern. Der Mißbrauch setzte mit der Zeit sein ganzes Vertrauen auf diese Talismane, ohne sich um die eigentliche anfäng-

liche Abſicht derſelben im geringſten zu bekümmern. Dieſe Denkart ſteckte nach und nach die ganze Nation dergeſtalt an, daß man ſich in allen Verlegenheiten des Lebens und des Staats auf dieſe Zettel oder Stirnamuleten verließ, und die Gottheit zur Rettung und Hülfe dadurch aufforderte, wie ſolches Maimondes und andere jüdiſche und chriſtliche Schriftſteller beſtätigen, und man war davon überzeugt, daß man von den geſchriebenen, verſetzten und ausgeſprochenen Namen Gottes außerordentliche Wunderaufſchlüſſe mit Recht erwarten könne. Man ſchrieb dazu Regeln und Bücher vor, welche ſogar unſere Zeit erreichten, wie z. B. das Geheimniß des Namens Gottes von Nechonias, der vor Chriſti Geburt ſchrieb. Er verſteht darunter den weſentlichen Namen Gottes, Jehova, welchen man durch das Wort Schemhamphoraſch ausdrückte, und durch deſſen Anwendung Moſes und Chriſtus ihre Wunder verrichteten. Unter vielen Neuern, welche darüber ſchrieben, befindet ſich auch Martin Luther, und außer vielen andern Büchern handelt das Buch Sepher Kakkolot von dieſem verborgenen und geheimnißvollen Namen, ſo wie man auch die Pſalmen zur Verfertigung der jüdiſchen Amulete anwendete. Schon zu den Zeiten des Joſephus bewirkte man durch den Zuſatz der Namen der Patriarchen und Könige, ſo auch durch Exorciſmen, Gebete und Räucherungen außerordentliche Dinge, nach dem von Dale de divin. v. Test., wie ſolches aus der Kabala des Abrahams von Worms erhellt, davon die Handſchrift de verae Magiae veterum institutione in Deutſcher Ueberſetzung auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek aufbewahrt wird. Mit der Zeit nahmen die Juden von ihren Gaſtfreunden, den Syrern, einige Hausgötzen auf, welche über den Einfluß der Geſtirne magiſche Gewalt zu haben ſchienen. So ſtellte der Kinderverſchlucker Moloch den Saturn vor; Baalgad war der Gott der Schickſale oder Zevs,

Asteroth, die holde Venus, die besonders in Sidon verehrt wurde. Die Syrier verehrten das Himmelszeichen der Fische, und unterstanden sich daher nicht, Fische zu kochen und zu essen. So verehrte man zu Ephesus, in der Hauptstadt der Jonier, die Diana, an deren Haupte, Gürtel und Füßen gewisse Buchstaben standen, durch welche man alle Krankheiten heilte. Herostrat steckte diesen Prachttempel in derselben Nacht in Brand, als Alexander der Große geboren ward, weil die Diana damals der Mutter Alexanders, der Olimpia, bei ihrer Niederkunft beistand, und also nicht im Orte war. Diese Aufschriften, welche denen, die sie hörten, ein panisches Schrecken einjagten, hießen Aski, Lataski, Hex, Tetrax, Aesion ꝛc. Nach dem Dio trug Julius Cäsar das Bildniß einer bewaffneten Venus bei sich, und zog dasselbe in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Galba verehrte ein ehernes Fortunenbild, welches über eine Elle lang war, trug solches in seinem Busen nach Tuskulum, wo er den Sommer über zuzubringen pflegte, und stellte es in seinem Andachtszimmer auf, brachte ihm alle Monate Opfer, und jährlich stellte er ihm zu Ehren, nach dem Sueton, ein Nachtgastmahl an. — So weit der Auszug aus diesem historischen, dreizehn Bogen starken Werke über die Talismane, in dem man auch nicht ein einziges Wort über die Verfertigung derselben antrifft, jedoch eine reichhaltige Literatur von Talismanschriften.

Es giebt drei Arten Talismane: 1. Astrologische Talismane, auf denen himmlische Zeichen und Sternbilder, mit geheimnißvollen Charakteren zu sehen sind. Die Perser nennen diese Talismane Telesin, das ist, ein Urtheil, und Temine, von dem Hebräischen Tumim, das ist, Recht. In den Morgenländern wird auf diese Talismane viel gehalten; auch mangelt es an andern Orten nicht an solchen Personen,

die sich derselben bedienen, und darauf vertrauen, daß sie bei Tragung eines solchen Talismans am Leibe, vor allen Unfällen bewahrt bleiben, auch ihre Hoffnungen erfüllt und ihren Glücksstern leuchten sehen. — 2. Magische oder Zaubertalismane, welche mit seltsamen Gestalten, Worten und Namen von vermeinten Engeln bezeichnet sind; sie haben gleiche Wirkungen, als die vorhergehenden. — 3. Gemischte, auf denen himmlische Zeichen und seltsame Worte, aber keine Engelsnamen stehen; sie dienen zu einem gleichen Zwecke. Diejenigen, die sich dieser Talismane bedienen und ihre Zuverlässigkeit behaupten, berufen sich auf die Erfahrung, rechnen zu denselben die Hausgötzen Labans, die Schlange Mosis, das goldene Kalb Aarons, die Trojanische Pallas, die Cyprische Venus, die Schlangensäule zu Konstantinopel, und mehrere dergleichen geschichtliche Gegenstände aus der alten Zeit. Man hat auch Talismane mit Hebräischen Zahlbuchstaben, deren sich die Nativitätensteller und Wahrsager bedienen. In neuern Zeiten hat Paracelsus Talismane wider die Pest, und ein Carmelitermönch zu Florenz, Jul. Nistor a Prato, wider die Gicht und das Podagra gemacht. Verulamius lobt die Löwenpfennige, welche in dem höchsten Stande der Sonne bereitet werden. Man führt hier zur Erhebung der Wirkung dieser Talismane an, daß die Gestirne ihren großen Einfluß auf die irdischen Körper haben, daß sie einen solchen Einfluß zu einer Zeit kräftiger, als zur andern äußern, und dann besser die Körper durchdringen; daß durch einen solchen Einfluß auch Metalle und Steine eine Erhöhung ihrer eigenen, oder Mittheilung einer neuen Kraft eingeflößt erhalten; daß die Namen der Planeten oder die himmlischen Zeichen nicht ungefähr erdacht, sondern nach den aus langer Erfahrung bemerkten Kräften ihnen beigelegt worden, und demnach eine geheime Deutung haben. Diejenigen, so anderer Meinung sind, wenden ein, daß der

Einfluß und die gerühmten Kräfte der Gestirne noch nicht genug erwiesen, daß die Kunst mehr hervorbringe, als sie durch die Natur der Gegenstände auszurichten vermöge; daß wenn ein Talisman etwas wirken solle, es entweder von den Planeten oder von dem Zeuge oder der Masse, woraus er gemacht, oder von dem Zeichen, welches darauf gebildet worden, herrühren müsse. Es habe aber der Planet zu seiner Wirkung, wenn dieselbe wahrhaft bei ihm vorhanden ist, keines äußeren Mittels nöthig, er sey mächtig genug, durch sich selbst zu wirken; die Masse, woraus die Amulete oder Talismane bestänben, sey sie Metall, Stein, Holz, Wachs ꝛc., wirke immer nach ihren Eigenschaften, und nicht außer oder über dieselben, und die Figuren und Charaktere hätten gar keinen Einfluß, weil sie nach Belieben von Menschen ersonnen wären, mithin zerfalle das Gebäude der Talismane, trete das Ganze als nichtig hervor. — Unter den Talismanen der sieben Planeten, soll derjenige des Saturns zu Reichthum verhelfen, der des Jupiters zu Gunst und Freundschaft, der des Mars zu tapfern Kriegesthaten und zum Siege, der des Merkurius zu listigen und verschlagenen Unternehmungen, der der Venus zu Liebesintriguen und verliebten Abentheuern; der der Sonne zu großer Gelehrsamkeit, der des Mondes zur glücklichen, zufriedenen Haushaltung ꝛc. Daß sich der Werth der Talismane zu einer Zeit erhöhen mußte, in der der Drang nach allem Geheimnißvollen, durch den Aberglauben genährt, noch so mächtig war, kann nicht in Verwunderung setzen, wenn wir es jetzt, mit den vielen Erfahrungen unserer Vorgänger bereichert, betrachten oder überblicken. Man weiß, was der leidenschaftliche Glaube, z. B. die Hoffnung, Furcht oder Liebe auf den Muth oder die Verzagtheit für einen mächtigen Einfluß haben. Um nun den Muth eines jungen Soldaten zu begeistern, gab man ihm einen Talisman, der ihn unüberwindlich machte; einem hoffnungs-

loſen Verliebten einen Liebesring, wodurch er dreiſt ward, und ſeine ſehnlichſte Hoffnung erfüllt ſah ꝛc. Sehr oft erreichten nun Beide, durch den Glauben an den Talisman in der Einbildung geſtärkt und gekräftiget, ihren Zweck, und dadurch breitete ſich der Ruf der Kraft der Talismane überall aus. „Das Maaß der pſychologiſchen Kräfte, ſagt ein Schriftſteller, erhält ſich im Menſchen nach dem Maaße der aufbrauſenden Einbildungskraft, und die geſpannten Affekte machen aus einem Feigen einen Achilles, weil er ſich auf die Einwirkung des Talismans ganz uneingeſchränkt verläßt.“ Wie ſchon oben bemerkt worden, hat ſich der Credit der Talismane, der ſonſt ſehr ausgebreitet war, in Europa noch nicht ganz verloren; ſie werden unter dem Namen der Conſtellationsringe, Figures constellées, noch hier und da gebraucht. In dem Morgenlande haben beſonders diejenigen Talismane einen erhöheten Werth, die mit Beobachtung gewiſſer abergläubiſcher Ceremonien gefertiget worden, und die Conſtellationszeichen an ſich tragen. Man hält ihre Wirkung für außerordentlich, beſonders gegen Krankheiten. Auch die ſympathetiſchen Fingerringe, die man am Finger trägt, und in welchen ein kleines Zettelchen mit ſeltſamen Charakteren verborgen liegt, einem Geſtirne geweihet, findet man noch hin und wieder am Finger einer Dame, auch wohl eines Mannes; eben ſo die Zauberbüchschen, mit einem kleinen, den guten Engeln geweiheten Steine, welche als Fürſprecherinnen der Gottheit angeſehen werden, trägt man noch bei ſich zur Seite des Herzens. — Peter Friedrich Arpe hat unter dem Titel: de prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis, ein eigenes Buch geſchrieben.

Talje, in der Schifffahrt, ein kleiner ſogenannter Flaſchenzug, in deſſen Flaſchen oder Kloben an jeder Seite nur eine, höchſtens zwei Scheiben ſind.

Talk, Topfſtein, Hornfelsſtein, Seifenſtein,

Speckſtein, Talcum, Fr. Talc, ſ. unter Stein, Th. 171, S. 472 u. f. Man unterſcheidet von dem Talke drei Arten: den gemeinen, verhärteten und den ſtänglichen Talk. — Der gemeine Talk, deſſen Fundort, Geſtaltung und Farbe, ſo wie deſſen Eigenſchaften und Gebrauch, ſchon an dem angeführten Orte beſchrieben worden, hat einen blättrigen Bruch, der zuweilen etwas ſchiefrig iſt. Die Bruchſtücke ſind ſcheibenförmig, auch langſplittrig. Dieſes Foſſil wechſelt vom Starkdurchſchimmernden bis zum Halbdurchſichtigen; in dünnen Scheiben iſt er ſogar durchſichtig. Er iſt ſehr weich, milde, gemeinbiegſam, fühlt ſich ſehr fettig an, und hat ein ſpecifiſches Gewicht von 2, 791. Nach einer nicht ſehr genauen Analyſe von Höpfner ſind die Beſtandtheile des gemeinen Talks:

44	Talkerde
50	Kieſelerde
6	Alaunerde
100	

Nach einer genauern Analyſe von Klaproth und Vauquelin ſind die Beſtandtheile dieſes Foſſils:

62, 00	—	62 Kieſelerde
30, 50	—	27 Talkerde
2, 50	—	3, 5 Eiſenoxid
2, 75	—	— Kali
——	—	1, 5 Alaunerde
0, 50	—	6, 0 Waſſer
98, 25		100, 0

Der verhärtete Talkſtein, Lavezſtein, auch Schneideſtein, der gleichfalls an dem oben angeführten Orte ſchon beſchrieben worden. Dieſe Talkart iſt ſehr weich, etwas milde, leicht zerſprengbar, unbiegſam, fühlt ſich fettig an, und hat ein ſpecifiſches Gewicht von 2, 885. Seine Beſtandtheile ſind nach Wiegleb:

38, 54 Talkerde
38, 12 Kieſelerde
6, 66 Alaunerde
0, 41 Kalkerde
15, 62 Eiſen

99, 35

Er iſt im Feuer ſehr beſtändig, läßt ſich ſchneiden, und auf der Drehbank drehen; er wird daher auch in der Schweiz, auf Korſika ꝛc. zu mancherley Geräthſchaften als: Keſſeln, Töpfen ꝛc. verarbeitet; auch bedient man ſich deſſelben zu Geſtellſteinen in Schmelzhütten bei den Schmelzöfen ꝛc. Man findet dieſes Foſſil in mehreren Gegenden Sachſens, in Schweden, Finnland, Korſika, Schottland, der Schweiz, beſonders in Graubündten, Tyrol ꝛc. — Der ſtängliche Talk kommt derb vor; ſeine Farbe wechſelt vom lichten Apfelgrünen bis zum Grünlichgrauen. Er iſt im Innern wenig ſchimmernd von Fettglanz. Der Längenbruch iſt grob faſerig, der Querbruch ſplittrig. Er ſpringt in unbeſtimmt eckige, nicht ſonderlich ſcharfkantige Bruchſtücke. Er hat dünnſtängliche, abgeſonderte Stücke, iſt undurchſichtig, und nicht ſonderlich ſchwer. — Man unterſcheidet auch noch eine vierte Art Talk, welche man erdigen Talk oder Talkerde genannt hat. Die Farbe dieſes Foſſils iſt weiß, ins Grünliche, Röthliche und Gelbliche übergehend. Man findet es zuweilen als Uebergang, zuweilen in unvollkommenen, nierenförmigen Stücken. Es beſteht aus ſchuppigen, perlmutterartig ſchimmernden Theilen, die bald loſe, bald zuſammengebacken ſind, und etwas abfärben. Es fühlt ſich ein wenig fett an, und iſt leicht. Seine Findorte ſind: Freiberg, Merowitz in Böhmen, und andere Orte. Wenn man bei der Klaſſifikation der Foſſilien auf die chemiſche Beſchaffenheit ſieht, ſo kann man dieſes Foſſil nicht der Talkordnung beizählen; denn der Analyſe von Vauquelin (Journ. de

Mines Vol. XV. p. 247) zufolge, ist in demselben keine Talkerde enthalten. Dieses hat auch die Analyse von John bestätiget. Karsten hat es daher unter die Thonarten unter dem Namen schuppiger Thon aufgenommen. John fand in 100 Theilen des

weißen erdigen Talks von Freiberg:		des gelben von Meronitz:	
81,75	Alaunerde	60,20	Kieselerde
13,50	Wasser	30,83	Alaunerde
0,75	Talkerde	3,55	Eisenoxid
4,00	Kalkerde	5,00	Wasser
0,50	Kali	—	Kalkerde eine Spur
100,50		99,58	

Journal für Chemie und Physik, Bd. V., S. 212 u. f. — Man hat den Talk auch zur Verfertigung von Schmelztiegeln empfohlen, besonders hat dieses Becher gethan; allein mit keinem bedeutenden Erfolge. Nach dem genannten Schriftsteller soll man sie aus einem Theile frischen Thons und zwei Theilen Talk mit Kalkwasser verfertigen. Die Versuche, die damit gemacht worden, haben bewiesen, daß das Kalkwasser hier nicht viel leistet, obgleich die Masse eine ansehnliche Festigkeit erreicht und ihre guten Dienste thut, wenn man die übrige Beihülfe anbringt, wie Knochenmehl, Kreide, Hammerschlag ꝛc. Die Masse hält sich dann recht gut, und schwindet nicht, ja sie schlägt sogar Feuer; allein vom Bleyglase wird sie zuletzt doch durchdrungen. So bekamen acht Theile Thon, ein Theil Sand, und ein Theil Talk gleich anfangs vom Bleye Risse, welches auslief, und Bleyglas machte sich im starken Feuer nach zweien Stunden Durchgang. Die im Universal-Lexikon angerühmte Formel von einem gleichen Gewichte Talk und Kreide mit Eyweis, um damit die gemeinen Tiegel von außen und innen auszuschmieren, verdient keinen großen

Beifall; denn als Tiegelmasse brennt sie sich schlecht, und nach dem Brennen bleibt sie zart und zerreiblich. — Der Baron von Tott hat den Talk als ein vorzügliches Mittel, das Reiben bei allen Arten von Maschinen zu verhindern, empfohlen; auch kann man ihn zur Tilgung der Flecken in Kleidern benutzen. Der Talk kam ehemals aus Venedig in den Handel, jetzt kommt er oder bezieht man ihn aus allen den Gegenden, wo er häufig gefunden wird, z. B. aus dem Oesterreichischen, und hier besonders aus Tyrol, Steyermark und Böhmen; dann aus Sachsen, Bayern; ferner auch aus der Schweiz, aus Rußland, England ꝛc. — In sprachlicher Beziehung soll das Wort Talk, Talcum, in Pers. Talcq, Talchum, aus Asien herstammen, obgleich es mit unserm Talge verwandt ist, mit welchem diese Steinart nicht nur dem Gefühle, sondern auch oft der Farbe nach viel Aehnlichkeit hat.

Talk (blättriger), schieferartiger Talk, Schiefertalk, s. Talk (Schiefer-).

— (derber), s. Talk (verhärteter).

— (faseriger), s. Talk (Schiefer-).

— (geformter), s. den folgenden Artikel.

— (gemeiner), geformter Talk, s. oben, S. 559, und unter Stein, Th. 171, S. 472.

— (Gold-), s. Talk (Silber-).

— (grüner), der ins Grüne übergehende Talk; s. unter Stein, Th. 171, S. 472, 473.

— (halbgeformter), s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

— (Schiefer-), verhärteter Talk, halbgeformter Talk, derber Talk, blättriger und faseriger Talk, s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

— (schuppiger), Topfstein, s. unter Stein, Th. 171, S. 471 und 473, und auch den Artikel Topfstein.

— (Silber-), eine Benennung des weißen glänzenden

Talks, und wenn er ins Gelbliche spielt, so wird er Goldtalk genannt.

Talk (stängliger), s. oben, S. 560.

— (strahliger), Pyrophillit, mit Perlmutterglanz und durchscheinend; apfel- bis gras- und spangrün; der Strich ist weiß, die Härte = 1, 5, und das specifische Gewicht ist = 2, 8. Vor dem Löthrohre schmelzt er zu einer weißen unschmelzbaren Masse, nur mit Natron geschmolzen ist er in Säuren löslich. Den blättrig-strahligen Pyrophyllit findet man massenartig mit kugeliger und nierenförmiger Außenfläche. Man findet ihn im Talkschiefer bei Salm-Chateau, und eingewachsen in Quarz oder Bitterspath in der Gegend von Berefofsk in Sibirien.

— (ungeformter), s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

— (Venetianischer), Talk von Venedig, Franz. Talc de Verre ou de Venise, ein Venetianisches Glas, aus welchem man kleine Kügelchen bildet oder bläst, und sie zu zartem Pulver zerstößt. Er wird in Röhren verkauft, die eine Opalfarbe haben, leicht schmelzen, und, wenn sie klar gerieben worden, zur Auftragung der Emailfarben gebraucht werden. Der Venetianische Talk ist eigentlich ein zubereiteter Talk, den man aus dem gemeinen Talke macht oder diesen dazu anwendet; denn früher ließ man allen Talk, den man in den Apotheken und zu andern Zwecken gebrauchte, aus Venedig kommen.

— (verhärteter), s. oben, S. 559.

— (weißer), Silbertalk, eine Art des gemeinen Talks.

— (zerfallener), s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

Talken, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in einigen niedern Mundarten üblich ist. 1. Unvernehmlich sprechen, als wenn man Brey im Munde hätte, wo es eine Onomatopöie dieser widerwär-

tigen Sprechart selbst ist. — 2. Etwas Weiches drücken, ingleichen, unreinlich und ekelhaft mit einem weichen Körper umgeben. Mit Etwas talken, in welcher Bedeutung es mit Talg aus einer Quelle stammt.

Talkerde, Magnesia, Terra muriatica, Fr. Magnesie, von Einigen auch Bittererde oder Bittersalzerde genannt; s. den Art. Magnesia, Th. 82, S. 363 u. f., wo dasjenige von dieser Erde gesagt worden ist, was sich auf den Gebrauch derselben in der Arzneykunst bezieht, also auf ihre Benutzung in den Apotheken. Daher hier noch Einiges über ihren Zustand und ihre Verbindungen mit andern Erden gesagt werden muß. Die Talkerde kommt im reinen Zustande unter dem Namen Magnesia in den Apotheken, mit Kohlensäure verbunden, vor, aber auch in der Natur hin und wieder als Magnesit in Serpentingebirgen, verbindet sich auch sonst mit Säuren, was die Kieselerde nicht thut, und ist besonders in einigen halbharten und weichen Steinen als Hauptbestandtheil vorhanden, z. B. im Speckstein, Meerschaum, Serpentin, Asbest, Talk ꝛc. Um sie künstlich darzustellen, bedient man sich dazu der schwefelsauren Talkerde, die man im Wasser auflöset, und dann der Auflösung so lange Kali oder Natron hinzusetzt, als noch ein Niederschlag erfolgt. Die Talkerde fällt zu Boden, indem die Schwefelsäure eine nähere Verwandtschaft zum Kali, als zur Thonerde hat, mithin diese verläßt, und an jene tritt; das Verfahren, die Talkerde aus dem genannten Salze abzuscheiden, besteht in Folgendem: Man löset eine Quantität schwefelsaure Talkerde in vielem reinen Wasser durch Kochen auf, und gießt nach dem Filtriren der Auflösung zu derselben so lange von einer warmen und klaren Lauge der gereinigten Potasche oder des kohlensauren Natrums, als noch ein Niederschlag erfolgt. Man kocht hierauf das ganze Gemenge über dem Feuer nochmals eine Zeit lang und gießt Alles durch einen leinenen Spitzbeutel.

Die zurückbleibende Erde kocht man hierauf mit vielem reinen Wasser, bringt sie wieder auf das Seihezeug, und wäscht sie so lange mit heißem Wasser aus, bis alle anhängenden Theile der schwefelsauren Talkerde hinweggenommen sind, und trocknet sie dann. In diesem Zustande ist die Talkerde mit Kohlensäure verbunden, von welcher man sie durch das Glühen befreiet. Man schüttet sie, um dieses zu bewirken, in einen Schmelztiegel, bedeckt denselben, um das Hineinfallen der Kohlen zu verhindern, und erhält sie dann so lange im Glühen, bis eine herausgenommene Probe nicht mehr mit Säuren brauset. Diese von Kohlensäure befreiete Talkerde wird gebrannte Talkerde genannt, und ist reine Talkerde. Wenn man sich zur Fällung derselben eines kaustischen Alkali bedient, so fällt sogleich eine Talkerde nieder, welche frei von Kohlensäure ist, jedoch eine bedeutende Menge Wasser enthält, welches durch Glühen hinweggeschafft werden muß. — Die meiste Talkerde wird aus der Mutterlauge solcher Salzsoolen, welche salzsaure Talkerde enthalten, durch ein dem kurz vorher beschriebenen ähnliches Verfahren gewonnen. Enthalten aber diese Soolen, welches häufig der Fall ist, salpetersaure Kalkerde, so steht zu besorgen, daß die Talkerde mit Kalkerde vermenget seyn wird. Die Talkerde erscheint als ein zartes weißes Pulver, welches wenig Geschmack, aber keinen Geruch hat. Ihr specifisches Gewicht beträgt ungefähr 2,3. Zarte blaue Pflanzenfarben, wie z. B. das mit einem Aufgusse der Malvenblätter gefärbte Papier, werden davon grün gefärbt. Im Glühfeuer verliert die Talkerde alles derselben anhängende Wasser; sie schmelzt aber nicht für sich allein. Nach Darcets Bemerkung soll sie bei einer sehr hohen Temperatur etwas zusammensintern; und Ehrmann sah sie vor dem Löthrohre mit Sauerstoffgas, jedoch mit Mühe, zu einer glasartigen Masse fließen. Durch starkes Glühen im Feuer schwindet sie sehr, und wenn man kohlensaure Talk-

erde in einiger Menge glühet, so entweicht im Anfange bei der Entwickelung der Kohlensäure und des Wassers ein Theil derselben mit, welcher mechanisch fortgerissen wird. — Nach Tingry erhält die mit Wasser zu einem Teige gemachte Talkerde durch das Glühen die Eigenschaft zu leuchten, wenn sie im Finstern auf eine glühende Platte gestrichen wird. Göttling fand an der mit brennbaren Gegenständen in einem starken Feuer geglüheten Talkerde eine schöne Krystallisation auf der Oberfläche, Blätter und kleine Spieße vorstellend, welche mit sehr lebhaften Regenbogenfarben spielten. Im Wasser ist die Talkerde fast unauflöslich. Nach Kirwan sind bei einer Temperatur von 60 Graden Fahrenheit 7900 Theile Wasser erforderlich, um einen Theil Talkerde aufzulösen. Sie vermag jedoch eine beträchtliche Menge Wasser zu binden; denn Talkerde, welche in Wasser geweicht und dann getrocknet wurde, hatte, nach Bergemann, 18 Prozent am Gewichte zugenommen. Aus der Luft zieht die Talkerde, obgleich langsam, Kohlensäure und Wasser an. Butini fand bei Talkerde, die in einem porzellanenen Gefäße, welches nur mit Papier überdeckt gestanden hatte, das Gewicht um $\frac{1}{144}$ vermehrt. Setzt man zwei Theile Talkerde und einen Theil Schwefel in einem Schmelztiegel einer gelinden Hitze aus, so erhält man schwefelhaltige Talkerde im Zustande eines gelben Pulvers, welches schwach zusammengebacken ist, und aus dem sich, wenn man es in Wasser wirft, eine unbedeutende Menge schwefelhaltiges Wasserstoffgas entwickelt. Eine mäßige Hitze reicht hin, den Schwefel fortzutreiben. Mit dem Phosphor hat die Verbindung der Talkerde noch nicht gelingen wollen. — Mit den Alkalien verbindet sich die Talkerde nicht; allein sie besitzt eine große Neigung mit den Ammonium dreifache Salze darzustellen. — Die Talk- oder Bittererde und Kalkerde fließen leicht mit der Thonerde und Kieselerde zu einer Glasmasse. Die Talkerde verbindet sich

im Flusse mit der Schwererde, mischt sich dagegen mit der Potasche, der Soda und der Strontianerde nicht. — Von den Verbindungen der Talkerden mit Säuren zu Salzen, sehe man den Artikel Salz (Talkerden-), Th. 134, S. 220 u. f., nach. — Wie schon angeführt worden, kommt die Talkerde auch in einigen Steinarten als Hauptbestandtheil vor, besonders in halbharten und weichen Steinen, und diese Steine bilden daher Talksippschaften oder Talksippen. Die Talkerde ist in der Talkerdensippe der halbharten Steine zwar nur in wenigen der Menge oder dem Gewichte nach vorherrschend, sondern bei den meisten die Kieselerde; allein der Gehalt der Talkerde zeichnet sich vor andern Fossilien aus, und ist wenigstens beträchtlich, und soll auch, in Verbindung mit einem Oxide, die Ursache der grünen ins Graue, Gelbe und Braune ziehenden Farben seyn, welche ihnen größtentheils zukommen, wenn sie nicht weiß oder gelblich sind, wie der Magnesit, der die Talkerde ohne Beimischung einer andern Erde oder eines Oxids in sich enthält. Zu diesen Steinen gehören: die Hornblende, der Strahlstein, der Tremolit oder Grammatit, der Anthophyllit, der Augit, der Diopsit, der Malakolith oder Salit, der Kokkolith, der Diallag oder Diaklas, mit dem Omphacit und Smaragdit, der Bronzit oder blättrige Anthophyllit, der Hypersthen oder Paulit, der Schillerspath, der Pikrosmin, der Pikrolith, der Serpentin oder Ophit, der Nephrit oder Beilstein, der Magnesit in seinen Arten und Abarten (Brenuerit, Gioberit, Baudisserit und Conit), der Wagnerit ꝛc. — Bei der Talkerdensippe der Weichsteine herrscht auch noch die Kieselerde der Menge nach vor, aber diese Steine enthalten doch beträchtlich viel Talkerde, 10 bis 30 Prozent oder darüber, so daß dieser chemische Charakter sie von den übrigen Weichsteinen

hinlänglich unterscheidet. Die meisten dieser Steine haben ein ausgezeichnet fettiges Anfühlen, ohne dabei an der Zunge zu hängen, und weiße oder grüne Farben. Hierher gehören der Talk mit seinen Arten, der Chlorit, der Brucit oder Talkhydrat, der Speckstein oder Seifenstein, der Meerschaum, der Asbest oder Amianth mit seinen Arten ꝛc. Von den Edelhartsteinen gehört zur Sippschaft der Talkerde, der Olivin oder Chrysolith mit seinen Arten, wozu auch der Hyalosiderith gehört; und von den gemeinen Hartsteinen gehört aus der Sippschaft des Talks der Boracit oder Sedativspath. Ueber die Talkerdensippschaften oder Sippen sehe man auch den Art. Stein, Th. 171, S. 469 u. f., nach. — Die Talkerde ist erst durch die Versuche von Black im Jahre 1755 als eine eigenthümliche Erde anerkannt worden. Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bot ein Römischer Kanonikus ein Mittel zum Verkaufe aus, dessen Bereitungsart er geheim hielt, das gegen alle Krankheiten dienen sollte, welches aber kohlensaure Talkerde war, und das von ihm Magnesia alba genannt wurde. Im Jahre 1707 machte Valentini (de Magnesia alba. Giess. 1701) bekannt, daß man es erhalte, wenn man die nach der Bereitung des Salpeters übrigbleibende Lauge verdunste, und zwei Jahre später zeigte Slevogt (de Magnesia alba. Jen., 1709), daß es aus der Mutterlauge des Salpeters durch Kali gefällt werden könne. Man hielt dieses Pulver allgemein für Kalkerde, bis Friedrich Hoffmann (Dissert. phys. chem. Lib. II, n. 18) darauf aufmerksam machte, daß es mit andern Körpern sich von dieser ganz verschieden verhalte; dennoch wurde, bis Black seine Untersuchung über diese Erde bekannt machte, sie von den Chemikern gewöhnlich mit der Kalkerde verwechselt. Marggraf (1759) und Bergmann (1775) bestätigten durch ihre Versuche die früheren von Black vollkommen. Da man sonst alle

Niederschläge aus Mutterlaugen von Salzsoolen und Salpetersiedereyen ohne Unterschied Magnesia nannte, so erhielt die Talkerde den Namen Magnesia Edinburgensis, weil Black, der zuerst ihre Eigenthümlichkeit darthat, in Edinburg lebte. Andere Namen derselben sind: Magnesia salis amari, Panacea anglica.

Talkglimmer, eine Benennung des gemeinen Talks, s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

Talkhydrat, Fr. Magnesie hydratée, mit Perlmutterglanz und durchscheinend; er ist weiß, graulich bis grünlich und röthlich; der Strich ist weiß; die Härte = 1, 5 — 2; das specifische Gewicht = 2, 35 — 2, 44. Die Krystallisation ist drei- und einaxig. Vor dem Löthrohre, durch Wasserverlust wird er zur weißen unschmelzbaren Masse. Die Krystallisation hat man sehr selten beobachtet, und dann in Form von Tafeln und niedrigen Säulen. Als Massearten kommt vor der blättrige und strahlige Talkhydrat, seltener der faserige. Im Serpentin zu New-Jersey ꝛc. kommt er vor.

Talkkrystalle, der krystallisirte Talk, wie er in Krystallen angeschossen in den Bergwerken oder Fundörtern vorkommt.

Talköl, ein ehemaliges chemisches Produkt, welches man auf folgende Weise bereitete. Man thut pulverisirten Talk und mit Salpeter kalcinirtes Weinsteinsalz schichtenweise in einen Schmelztiegel, und läßt diesen sechs Stunden lang in einem starken Feuer stehen, nimmt ihn dann heraus, und gießt auf die kalcinirte Materie guten destillirten Weinessig, seihet den Liquor durch, läßt ihn gerinnen, süßt ihn ab, und setzt ihn in den Keller, damit er zerfließe. Dieses Talköl hielt man für eben so schätzbar, als das Talkwasser. Man gebrauchte es wider die Blattern und andere Flecken des Gesichts, überhaupt um eine schöne Haut zu bekommen. Dieses Produkt ist eigentlich nur ein an der Luft zerflossenes Weinsteinsalz.

Talksalz, s. Salz (Talkerden-). Th. 134, S. 220 u. f.

Talkschiefer, s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

Talkſpath, eine Benennung des Magneſitſpaths, Breunerits.

Talkſtein, der verhärtete Talk, der Talk, wie er derb in Maſſen als Stein vorkommt; ſ. den vorher angeführten Art., und oben, unter Talk, S. 559.

Talkſteinwaſſer, Talkwaſſer; ein aus dem Talke bereitetes Waſſer, ein Schönheitswaſſer, welches ehemals viel Aufſehen bei dem ſchönen Geſchlechte erregte, als das Geſichtsfärben oder Schminken noch Mode war. Das Geheimniß der Bereitung deſſelben iſt verloren gegangen; daher man die Entdeckung dieſes Waſſers für die Schönheit, oder zur Erhaltung derſelben, für ſehr wichtig erachtet hat. Folgende Vorſchrift ſoll der wahren Kompoſition dieſes ſo berühmten und hochgeſchätzten Waſſers ſehr nahe kommen. Man nimmt eine beliebige Menge Talk, theilt ſie in Blätter, und kalcinirt ſie mit gelbem Schwefel. Nach dem Kalciniren ſtößt man es klein, ſiebt es durch, und wäſcht es in einer großen Menge heißen Waſſers. Wenn man gewiß verſichert iſt, durch dieſes Waſſer alle Salze weggenommen zu haben, ſo reiniget man das Gefäß, läßt das Waſſer ablaufen, das unten bleibende Dicke aber kochen. Wenn es trocken iſt, kalcinirt man es noch einmal in einem Ofen zwei Stunden lang bei einem ſtarken Feuer. Hierauf nimmt man ein Pfund von dieſem kalcinirten Talke, und ſtößt ihn mit zwei Unzen Salmiak zu Pulver, welches man in ein gläſernes Gefäß thut, das man an einem feuchten Orte aufbewahrt. Hier wird ſich aller Talk von ſelbſt auflöſen; man darf dabei nur ganz ſachte das Gefäß neigen und den Liquor abfließen laſſen; man muß ſich aber in Acht nehmen, daß er durch das Abgießen nicht trübe wird. Dieſer Liquor iſt ſo weiß und rein, als eine Perle, und ſoll die Friſche des Geſichts nicht nur erhalten, ſondern auch erhöhen. Man ſoll den Frauen und Fräulein kein vortrefflicheres Mittel für die Schönheit liefern können, als dieſes Talkwaſ-

ser. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß Tromms-dorff in seiner Kallopistria oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt (Erfurt, 1805), worin die Bereitungen vieler Schönheitsmittel aufgeführt werden, des Talks gar nicht erwähnt.

Talkwasser, s. Talksteinwasser.

Talkwürfel, Fr. Talc en forme de dez, würfelförmige Talksteine, die meist achteckig sind, wie der Alaun. Dann werden auch Schörlkörner, Goldgranaten, die mit Talkblättchen überwachsen sind, so genannt.

Tallaros, eine Florentinisch-Toskanische Silbermünze, von der ein Stück 566 Holl. As wiegt. Der Gehalt ist 14 Lth. 13 Gr., und der Inhalt an feinem Silber 520 Holl. As. Der Werth nach dem 20 Fl. Fuße ist 1 Rthlr. 10 Gr. 2 Pf.

Tallbit, der Schwedische Papagey; s. Schwedische Abhandlungen 19, 132.

Tallevannes, steinerne Büchsen, von einem Steine, den man im Departement des Calvados in Frankreich Gres nennt, gemacht, in welchen Büchsen sich die Butter gut hält. In solchen Büchsen kommt gemeiniglich die gesalzene oder geschmolzene Butter von Isigny und von einigen andern Orten aus dem oben angeführten Departement (der ehemaligen Nieder-Normandie). Diese Tallevannes wiegen 36 bis 40 Pfund.

Tallie, das zu einer Giehne dienende Tau.

Tallipot, Tallipot Arbre, ein Ostindischer Baum, den man in einigen ältern Schriften angeführt findet, jedoch ohne einen nähern botanischen Nachweis. Er soll einem Palmbaume gleichen, harte, breite und gefaltete Blätter besitzen, und eher keine Früchte bringen, als nur im letzten Jahre seines Alters; dann sollen an den Gipfeln der Zweige sich zuerst gelbe Blumen von schönem Ansehen und lieblichem Geruche zeigen, und auf diesen die Früchte folgen, welche die Größe einer Kirsche haben, und viele Samen enthalten. Da er ohne nähern Stand-

ort beschrieben wird, so ist es schwer zu ermitteln, zu welcher Klasse und welcher Ordnung und Familie dieser Baum gehört.

Tallith, s. Taled.

Talmud, ein Hebräisches Wort, mit welchem man das Gesetzbuch der neuern Juden zu bezeichnen pflegt. Im eigentlichen Verstande führt nur die Mischna diesen Namen, ob man gleich im weitern auch die Gemara oder beide zusammen mit diesem Namen zu belegen pflegt. Der Talmud gehört zu den spätern jüdischen Schriften nach der Geburt Christi, und der Name bedeutet ein Lehrbuch oder eine Unterweisung, und soll von dem Hebräischen Lamad, er hat gelernt, herkommen. Der Talmud wird bei den Juden der heiligen Schrift gleich geachtet; er besteht aus zwei Theilen, und enthält eine Sammlung jüdischer Gesetze und Verordnungen zur Vervollständigung und nähern Erklärung des Mosaischen Gesetzes. Der erste Theil, genannt Mischna, ward im Jahre 150 nach Christi Geburt vom Rabbi Jehuda ausgearbeitet; der zweite, genannt Gemara, aber erst im Jahre 230 vom Rabbi Johanan. Da 500 Jahre nach Christi noch ein zweiter Talmud entstand, so nannte man den ersten den Jerusalemischen, den zweiten aber den Babylonischen. Nach der Angabe vieler Juden, soll die Sammlung dieser Religions- und Sittenlehren nicht aus der Schrift des alten Testaments, sondern aus einem göttlichen Unterrichte, der mündlich von Mose an bis auf die Zeiten nach der zweiten Zerstörung Jerusalems soll fortgesetzt worden seyn, und aus den Lehrsätzen der Rabbiner herrühren. Der Glaube an, und die Hochachtung für solche Traditionen zeigte sich bei den Juden sehr bald nach ihrer Rückkehr aus Babylonien, und nahm immer mehr zu. Am größten wurde die Achtung dafür nach der Zerstörung der Stadt Jerusalem durch die Römer, da die Sekten der Caraiten und Sadducäer von den Pharisäern, welche

diese von Mose herrühren sollenden Belehrungen sehr schätzten und erhoben, weit überwogen wurden. Diese Pharisäer erhielten sich nach der Zerstörung Jerusalems und des Gemeinwesens der Juden, mehr als die übrigen Sekten, und die Schulen und Akademien der Juden, welche in Palästina zu Jebna (Jabne, Jamnia), unter dem Rabbi Johanan, zu Taberya (Tyberias), unter dem Rabbi Juda oder Jehuda, dem Heiligen, zu Loddo (Lydda, Diospolis), unter dem Rabbi Akiba, zu Sapphory (Sapphoris), dahin sich der genannte Rabbi Jehuda vom Taberya begab, und an einigen andern Orten, am Euphrat aber zu Sura oder Sora, und zu Nuhadra oder Nuhardea, auch noch an einigen andern Orten, gewesen, haben dem gedachten mündlichen Gesetze sein vollkommenes Ansehen verschafft. Zuerst half demselben Rabbi Jehuda, genannt Hakkadosch (der Heilige) auf, welchen die Juden vorzugsweise Rabbi oder Meister, ja sogar Nasi oder Fürst nennen. Dieser sammelte Alles, was bis auf ihn, von dem sogenannten mündlichen Gesetze aufgeschrieben worden war, alle Satzungen und Aussprüche alter Lehrer, und brachte Alles, am Ende des zweiten Jahrhunderts, in ein schon oben genanntes Werk, Mischna, das zweite Gesetz, zusammen, welches in der vielfachen Zahl Mischnajoth genannt wurde. Seine Schüler und Nachfolger trugen im dritten Jahrhunderte eine Erklärung zusammen, welche den Namen Gemara bekam, wie schon oben angeführt worden, und welche Sammlung der Rabbi Johanan oder Jochanan ordnete. Da nun diese Sammlung nicht nur in Palästina, sondern auch in der zu Jerusalem gewöhnlich gewesenen Mundart geschrieben ist, so hat sie den Namen der Jerusalemischen Gemara, zum Unterschiede der Babylonischen, welche, zur Ergänzung jener, vom Rabbi Asche und Andern im fünften Jahrhunderte, und von Rabbi Jose, Vorsteher der Schule zu Pumbeditha im Jahre 500 vollen-

det wurde. Die Mischna mit der Gemara verbunden, wird Talmud, das ist, die Lehre, genannt. Jene wird am nützlichsten für die Juden in Palästina, dieser für diejenigen, welche außerhalb Palästina leben, gehalten. Man hält dafür, daß diese Gesetze der Juden auf eine ganz natürliche Weise entstanden sind, und dieses durch die allmählige Veränderung ihrer politischen Verfassung, die besonders bis zu den Zeiten Christi eine ganz andere Richtung empfangen hatte, und auch empfangen mußte, durch die immerwährende Bewegung dieses Volkes und die Einflüsse fremder Nationen, die in ihre Angelegenheiten durch Eroberungen so innig verwickelt wurden, wie die Römer, wenn diese gleich in ihrem Zustande, als Nation, keine Veränderung hervorbrachten, und keine Vermischung mit ihnen weiter Statt fand, so lernten jene doch von diesen Sitten und Gebräuche, weil sie mit und unter ihnen lebten. Das Mosaische Gesetzbuch reichte daher für alle die Fälle, die sich jetzt in ihrer neuen Verfassung darboten, nicht hin, und so wurden die Ausleger des Mosaischen Gesetzes genöthiget, diesem Gesetze Auslegungen beizufügen, wodurch es Anwendbarkeit auf neue Verhältnisse erhielt, oder auch neue Fragen und Untersuchungen veranlaßte, wodurch wieder neue Vorschriften gegeben werden mußten, und so waren eine große Menge von Auslegungen und neuen Vorschriften im Gange, die, in Hinsicht ihrer Autorität, dem Mosaischen Gesetze beinahe gleich gestellt wurden. Je mehr nun dieses zunahm, je mehr mußte man auch darauf denken, diese zerstreuten Gesetze zu sammeln, sie in ein Werk zu bringen, um sie allen Auslegern des Mosaischen Gesetzes zugänglich zu machen. Diese rabbinischen Auslegungen und Zusätze nannte man die mündliche Ueberlieferung, zum Unterschiede von der in der Hebräischen Offenbahrungskunde schriftlich aufbewahrten. Die Mischna besteht aus sechs Theilen, welche die Juden Sedarim, das ist, Ordnungen, nennen; eine

jede besteht wieder aus Büchern, und ein jedes Buch aus Kapiteln. Die erste Ordnung handelt von den Samen, den Früchten, Kräutern, Bäumen, und von dem öffentlichen und besondern Gebrauche der Früchte; die zweite Ordnung betrifft die Festtage; die dritte handelt von den Weibern; die vierte von Beschädigungen; die fünfte von den heiligen Handlungen, und die sechste von den Reinigungen. Die Karäer oder Caraiten unter den Juden halten von dem Talmude nichts, die übrigen Juden betrachten ihn aber mit großer Ehrerbietung als ein Stück des göttlichen Gesetzes und als den Kern der Weisheit von ihren angesehensten Lehrern.

Talmudist, ein Ausleger des Talmuds, also eine Person, welche in den Lehren des Talmuds erfahren ist, den Talmud studiert hat, und ihn auszulegen versteht. Es soll der Hebräischen Literatur zum offenbaren Schaden gereichen, daß das Talmudische Studium zu unserer Zeit so sehr vernachlässiget wird. Ein Schriftsteller, sagt: „Man hat einen Sprung gethan, anstatt die Mittelstraße zu betreten. Unsere Vorfahren thaten zu viel darin, und vernachlässigten andere wichtige Theile der Hebräischen Literatur, wir thun dagegen wieder darin zu wenig."

Talon, bei den Gypsarbeitern, ein Werkzeug, womit sie ihre Arbeit im Gröbsten bearbeiten, welches einem vorne etwas gehöhlten Spatel gleicht. Man hat große und kleine, je nachdem es die Arbeit erfordert.

Talos, in der Mythologie, eine eherne Bildsäule, die als der Beschützer von Creta verehrt wurde. Er lief täglich drei Mal um die Insel herum, um sie gegen alle feindliche Einfälle zu sichern. Auch soll er, nach der Fabel, alle diejenigen, welche auf Creta landen wollten, dadurch abgehalten haben, daß er ins Feuer gesprungen wäre, und sie mit glühenden Armen umfaßt hätte. Diese eherne Bildsäule, die, außer Talos auch Taurus ge-

nannt wurde, hatte nur eine einzige Ader, welche vom Halse bis in die Ferse ging, und mit einen ehernen Nagel verschlossen war. Von der Medea wurde er zuletzt überlistet; sie zog diesen Nagel heraus, und das Leben strömte mit dem Blute von ihm. Die Fabel erzählt noch mehrere dergleichen Geschichten von diesem Talos. Aller Vermuthung nach soll es eine große eherne Statüe gewesen seyn, welche die Phönizier an das Ufer oder auf ein Vorgebirge von Creta gesetzt hatten. — Es wird auch noch ein Talos in der Geschichte erwähnt, ein Schwestersohn des Dädalus, bei welchem er die Bildhauerkunst erlernte, und der, der Sage nach, die Töpferscheibe, und mehrere andere nützliche Werkzeuge erfunden haben, und von dem Dädalus aus Eifersucht wegen seiner Geschicklichkeit ermordet worden seyn soll; auch das oben angeführte Werkzeug der Gypsarbeiter hat nach ihm den Namen Talon erhalten.

Talpa, die Lateinische Benennung des Maulwurfs.

Talpatschen, mit diesem Namen belegten ehemals die Husaren in Ungarn scherzweise das Ungarische Nationalfußvolk. Der Name kommt von dem Ungarischen Talp, Fußsohle, her, wovon Talpas abgeleitet worden, welches Einen anzeigt, der breite Fußsohlen hat, und welches zugleich den Nebenbegriff eines plumpen Kerls, wie das Französische pied-plat in sich schließt. Man sagt auch noch jetzt im gewöhnlichen Leben zu einem plumpen Menschen, der mit seinen Füßen heftig in den Koth tritt, und die Vorübergehenden bespritzt, Talpatsch; das ist ein wahrer Talpatsch.

Talus, eine Böschung oder Abdachung, in der Befestigungskunst, die schräg abgehende Seite eines Walles von Mauerwerk oder Erde, damit hierdurch der Fuß breiter wird, und der Wall nicht nachschießen kann. — In der Anatomie heißt es so viel als Astragalus.

Talut, bei den Gärtnern, die Schräge, welche die Fen-

ſter eines Miſtbeetes oder Glashauſes von Mittag gegen Mitternacht abweichen.

Tamach, eine Benennung des Schuppenthiers in Oſtindien auf Java, welches daſelbſt in Flüſſen lebt, ſich Höhlen am Ufer macht, und kleine Fiſche frißt. Es bewegt ſich ſehr langſam.

Tamandua, Myrmecophaga Tamandua, Fr. le Tamandua, eine Benennung des Ameiſenfreſſers, ſ. Th. 99, S. 455.

Tamari, Tamarin, Simia Midas, die Benennung der angezeigten Affenart.

Tamarinde, Tamarindenbaum, Tamarindus Linn., eine Baumart, welche in die erſte Ordnung der dritten Klaſſe (Triandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Der Kelch iſt in vier Theile getheilt; dann drei Blumenblätter; das Nektarium hat zwei kurze Borſten unter den Staubfäden; die Früchte ſind kurze dicke Hülſen mit einer doppelten Rinde, wovon die äußere trocken, die innere häutig iſt, zwiſchen welchen die Samen in den Fächern in einer weichen Subſtanz, einem Marke, eingehüllt ſitzen.

Die Indianiſche Tamarinde, der Tamarindenbaum. Tamarindus Indica. Linn. Spec. plant. Tom I., p. 48. Siliqua Arabica, quae Tamarindus. Bauh. pin. 403. Tamarindus Detelside appellata. P. Alp. de Pl. Aegypt. 351. Balam-pulli sive Maderam-pulli H. Malabar T. I. Blackw. t. 201, 221. Jacquin Amer. pict. t. 13. Fr. Tamarins; Engl. Tamarind-tree. Ein hoher mimoſenartiger, ſich weit ausbreitender Baum, der wegen ſeines ſtarken Laubes einen ſehr angenehmen Schatten giebt. Die Wurzel iſt äſtig, faſerig und haarig, und breitet ſich weit umher aus. Der Stamm des Baumes, welcher an Höhe dem Wälſchen Nußbaume gleicht, voll dichter und ausgebreiteter Aeſte, iſt of

dick, daß zwei Menschen ihn kaum umspannen können; die Rinde ist dick, braun, aschfarbig und voll Risse; die Substanz fest und röthlich. Die Aeste breiten sich gleichmäßig und ordentlich aus, und theilen sich in Zweige, welche wechselsweise gestellte Blätter tragen, die aus neun, zehn, zuweilen auch aus zwölf Paar kleinen Blättern bestehen, die an einer Ribbe ohne Endblatt hangen. Diese Blättchen sind ungefähr neun Linien lang und drei bis vier Linien breit, stumpf, unten mehr rund, gleichsam ohrförmig, hellgrün, und unten am Rande etwas haarig. Die Blumen entspringen aus den Winkeln der Blätter büschelweis, und hängen an dünnen Stielen. Die Krone besteht aus drei rosenfarbigen mit rothen Adern durchstreiften Blättchen, einen halben Zoll lang, und drei bis vier Linien breit, und gleichsam gekräuselt, von denen eines kürzer, als die beiden übrigen ist. Der Kelch ist stark, birnenförmig, in vier weißliche oder röthliche Blätter getheilt, die sich gemeiniglich nach unten zu biegen, und länger sind, als die Blumenblätter. Der Stämpel oder das Pistill, der aus der Mitte der Blume sich erhebt, ist gebogen, und wird von den Staubfäden umgeben, das heißt, die Blumen haben sieben bis neun Staubfäden, welche zusammengewachsen sind, von denen aber nur drei Staubbeutel tragen; er verwandelt sich in eine Frucht, die an Gestalt und Größe der Bohnenschote gleicht, also kurze und dicke Hülsen sind, die gleich den Bohnen an den Orten, worunter die Samen sitzen, knotig oder erhaben sind, das heißt, sie unterscheiden sich durch drei oder vier Erhebungen. Die Hülse oder Schote hat eine doppelte Rinde oder Schale, wovon die äußere dünn, trocken, von Farbe röthlich und zerbrechlich, die innere aber grün, häutig und noch dünner ist; zwischen diesen Rinden sitzen die sehr harten, viereckigen, fast platten, den Feigbohnen oder Lupinen gleichenden Samen von gefleckter brauner glänzender Farbe in einer weichen Substanz, dem Marke, Tamarindenmark genannt, welches der officinelle Theil der Pflanze

ist. Weil in den Blumen dieses Baumes sieben bis neun Staubfäden zusammengewachsen sind, so haben einige Botaniker die Tamarinde zur Monadelphia rechnen wollen. — Das Vaterland dieses Baumes sind die beiden Indien und ganz Afrika; denn man findet ihn sowohl in Egypten, als auch in Aethiopien, am Senegal ꝛc. — Das Mark des in Ost- und Westindien wachsenden Tamarindenbaumes unterscheidet sich merklich von einander, obgleich der Westindische Baum ursprünglich aus Ostindien herstammt. Das Mark des Ostindischen Baumes ist häufiger, schwärzer, trockner und saurer, und erhält sich ohne Zucker, dagegen der Westindische nicht nur weniger Mark hat, sondern dasselbe auch süßer ist und durch Zucker erhalten werden muß, den man ihm auch gleich bei der Versendung beimischt. Das Ostindische Tamarindenmark, welches unter dem Namen Tamarinden (Tamarindi, fructus Tamarindorum) nach Europa kommt, ist eine schwarze Pulpe, die einen angenehmen sauern Geschmack hat, und mit Fäden und dunkelbraun glänzenden Samen vermischt ist. Diejenige Tamarinde, die schimmlig, wenig saftig, oder wohl gar mit Pflaumenpulpe verfälscht ist, verwirft man mit Recht. Ehe die Tamarinden verschickt werden, pflegt man sie vorher in einem kupfernen Kessel mit kaltem Wasser oder auch wohl mit Weinessig so lange durchzuarbeiten, bis eine Art von Brey daraus entsteht, und diese breyartige Substanz wird in Tonnen zum Verschicken eingeschlagen. Diese Zubereitungsart kam einigen Chemikern verdächtig vor, weil die Tamarinden schon an sich wegen ihrer wesentlichen Säure, und die dazu gesetzte Essigsäure noch um so eher, die kupfernen Gefäße angreifen und einen Grünspan erzeugen müssen, und sie fanden auch wirklich, daß die im Handel vorhandenen Tamarinden mehr oder weniger davon enthielten, welchem Vorgeben jedoch andere Chemiker widersprachen, die bei den Versuchen mit den im Handel vorkommenden Tamarinden,

solche ganz frei vom Grünspan befunden haben. Da aber eine so schädliche Substanz den innerlichen Gebrauch dieses heilsamen Arzneymittels unsicher macht, so ist es die Pflicht eines jeden Pharmaceuten oder Apothekers, seine Tamarinden, ehe er sie zum Gebrauche anwendet, zu untersuchen, und um so mehr, da es auf eine sehr leichte Weise geschehen kann: Man darf nur ein rein polirtes Messer auf eine kurze Zeit in die Tamarinden stecken; findet man dieses nachher mit einer kupfrigen Haut überzogen, so enthalten sie Grünspan, ist dieses nicht, so kann man sie sicher als Medikament anwenden. Besser ist es noch, wenn man die Messerklinge vorher erwärmt, und dann in die Auflösung steckt. Man läßt sie nun einige Minuten, auch wohl eine Viertelstunde darin stecken, zieht sie dann heraus, und wäscht sie mit reinem Wasser, wischt aber nicht das Eisen mit einem Lappen ab; wenn nun das Eisen kupfrig aussieht und dem flüchtigen Alkali oder Ammonium, wovon man etwas darauf tröpfelt, eine blaue Farbe mittheilt, so enthält sie Kupfer; bleibt aber das Eisen schwärzlich und ohne alle Färbung, so ist sie rein. Die Auskochung des Tamarindenmarkes kann daher nur in gut verzinnten kupfernen Gefäßen geschehen, und während des Kochens muß es mit einem Spatel oft umgerührt werden, so wird es auch vom Kupfer frei bleiben. Man will daher lieber, daß man die Tamarinden zum Handel in ihren Hülsen eingeschlossen nach Europa verschicken soll, und nicht ausgekocht, welches auch zum Theil geschieht. Die Indianer nehmen die Früchte, welche anfangs grün sind, wenn sie ihre vollkommene Reife, also eine glänzende schwarzbraune Farbe erhalten haben, ab, trocknen sie an der Sonne, schlagen sie hierauf in Fäßchen oder Kisten, und verhandeln sie; da wir sie aber aus der zweiten Hand ziehen, so werden sie da erst gekocht oder zerquetscht, in Fässer gethan, und so weiter in Europa verschickt. Wir erhalten diesen Artikel über

England aus West- und Ostindien; auch die Franzosen führten diese Waare früher aus der Levante über Livorno und Marseille in Europa ein. Mithin geschah und geschieht die Auskochung des Markes von den Engländern und Franzosen; indessen kommen auch Tamarinden, in ihren Hülsen eingeschlossen, wie schon bemerkt worden, nach Deutschland, die jetzt auch die Amerikaner liefern. Die Ostindier machen die Tamarinden auch mit Zucker ein, und bringen sie so in den Handel, was auch die Westindier thun, welches bei den Letztern aber mehr aus der schon oben angeführten Ursache geschieht, weil die Tamarinden zu weich und süßlich sind, und leicht auf der Versendung oder dem Transporte verderben würden. Die besten Tamarinden, welche man in dem Handel bekommt, sind diejenigen, welche rein, fast durchsichtig, dabei fleischig, aber weder feucht, noch schimmlig, und weder faul, noch vertrocknet aussehen.—Die Wirkung des Tamarindenmarkes ist der Fäulniß widerstehend und verdünnend, dabei ist es angenehm sauer schmeckend, und ein kühlendes Laxirmittel. Man benutzt dieses Mittel in allen bösartigen zur Fäulniß geneigten Fiebern, besonders in der blutigen und galligten Ruhr; in Bauchflüssen von Unreinigkeiten der ersten Wege; in galligten Krankheiten überhaupt; auch bei zu stark fließender goldener Ader von einer galligten Materie nach Boerhaave. Schon die Araber versicherten einmüthig, daß die Tamarinden eine purgirende Kraft besäßen, obgleich ihnen Einige dieselbe absprechen wollten, welches wahrscheinlich daher rührte, daß sie zu vorsichtig mit der Gabe gewesen sind; denn in einer gehörigen Dosis gereicht, öffnen sie den Leib, dabei haben sie noch eine gewisse gelinde anziehende Eigenschaft, die man in wenigen andern Purgiermitteln antrifft. 2 Loth erfordern 6 Loth Wasser als Abführungsmittel. Ein Zusatz von Weinstein zu den Tamarinden ist Ueberfluß. Ehemals gebrauchte man die Tamarinden weit häufiger, als jetzt,

dick, daß zwei Menſchen ihn kaum umſpannen können; die Rinde iſt dick, braun, aſchfarbig und voll Riſſe; die Subſtanz feſt und röthlich. Die Aeſte breiten ſich gleichmäßig und ordentlich aus, und theilen ſich in Zweige, welche wechſelsweiſe geſtellte Blätter tragen, die aus neun, zehn, zuweilen auch aus zwölf Paar kleinen Blättern beſtehen, die an einer Ribbe ohne Endblatt hangen. Dieſe Blättchen ſind ungefähr neun Linien lang und drei bis vier Linien breit, ſtumpf, unten mehr rund, gleichſam ohrförmig, hellgrün, und unten am Rande etwas haarig. Die Blumen entſpringen aus den Winkeln der Blätter büſchelweis, und hängen an dünnen Stielen. Die Krone beſteht aus drei roſenfarbigen mit rothen Adern durchſtreiften Blättchen, einen halben Zoll lang, und drei bis vier Linien breit, und gleichſam gekräuſelt, von denen eines kürzer, als die beiden übrigen iſt. Der Kelch iſt ſtark, birnenförmig, in vier weißliche oder röthliche Blätter getheilt, die ſich gemeiniglich nach unten zu biegen, und länger ſind, als die Blumenblätter. Der Stämpel oder das Piſtill, der aus der Mitte der Blume ſich erhebt, iſt gebogen, und wird von den Staubfäden umgeben, das heißt, die Blumen haben ſieben bis neun Staubfäden, welche zuſammengewachſen ſind, von denen aber nur drei Staubbeutel tragen; er verwandelt ſich in eine Frucht, die an Geſtalt und Größe der Bohnenſchote gleicht, alſo kurze und dicke Hülſen ſind, die gleich den Bohnen an den Orten, worunter die Samen ſitzen, knotig oder erhaben ſind, das heißt, ſie unterſcheiden ſich durch drei oder vier Erhebungen. Die Hülſe oder Schote hat eine doppelte Rinde oder Schale, wovon die äußere dünn, trocken, von Farbe röthlich und zerbrechlich, die innere aber grün, häutig und noch dünner iſt; zwiſchen dieſen Rinden ſitzen die ſehr harten, viereckigen, faſt platten, den Feigbohnen oder Lupinen gleichenden Samen von gefleckter brauner glänzender Farbe in einer weichen Subſtanz, dem Marke, **Tamarindenmark** genannt, welches der officinelle Theil der Pflanze

ist. Weil in den Blumen dieses Baumes sieben bis neun Staubfäden zusammengewachsen sind, so haben einige Botaniker die Tamarinde zur Monadelphia rechnen wollen. — Das Vaterland dieses Baumes sind die beiden Indien und ganz Afrika; denn man findet ihn sowohl in Egypten, als auch in Aethiopien, am Senegal ꝛc. — Das Mark des in Ost- und Westindien wachsenden Tamarindenbaumes unterscheidet sich merklich von einander, obgleich der Westindische Baum ursprünglich aus Ostindien herstammt. Das Mark des Ostindischen Baumes ist häufiger, schwärzer, trockner und saurer, und erhält sich ohne Zucker, dagegen der Westindische nicht nur weniger Mark hat, sondern dasselbe auch süßer ist und durch Zucker erhalten werden muß, den man ihm auch gleich bei der Versendung beimischt. Das Ostindische Tamarindenmark, welches unter dem Namen Tamarinden (Tamarindi, fructus Tamarindorum) nach Europa kommt, ist eine schwarze Pulpe, die einen angenehmen sauern Geschmack hat, und mit Fäden und dunkelbraun glänzenden Samen vermischt ist. Diejenige Tamarinde, die schimmlig, wenig saftig, oder wohl gar mit Pflaumenpulpe verfälscht ist, verwirft man mit Recht. Ehe die Tamarinden verschickt werden, pflegt man sie vorher in einem kupfernen Kessel mit kaltem Wasser oder auch wohl mit Weinessig so lange durchzuarbeiten, bis eine Art von Brey daraus entsteht, und diese breyartige Substanz wird in Tonnen zum Verschicken eingeschlagen. Diese Zubereitungsart kam einigen Chemikern verdächtig vor, weil die Tamarinden schon an sich wegen ihrer wesentlichen Säure, und die dazu gesetzte Essigsäure noch um so eher, die kupfernen Gefäße angreifen und einen Grünspan erzeugen müssen, und sie fanden auch wirklich, daß die im Handel vorhandenen Tamarinden mehr oder weniger davon enthielten, welchem Vorgeben jedoch andere Chemiker widersprachen, die bei den Versuchen mit den im Handel vorkommenden Tamarinden,

man ſchrieb denſelben, außer der laxirenden Eigenſchaft, noch die Kraft zu, die Schärfe der Säfte zu lindern, die Hitze des Bluts und der Galle zu dämpfen oder mäßigen, die hitzigen und Faulfieber und die Gelbſucht zu heilen, die Hitze des Magens, der Leber und der übrigen Eingeweide zu vertreiben, und das Brechen zu hemmen. Man gebrauchte ſie in allen Hämorrhoidalbeſchwerden, in den Entzündungen, in der Waſſerſucht, die von einer Entzündung ihr Entſtehen hat, in gallichten Durchfällen, in Nierenkrankheiten, in der Gonorrhoe ꝛc. In der Letztern will Fallopius ſie mit gutem Nutzen gebraucht haben. Dann verbeſſern die Tamarinden auch die Fehler anderer Purgiermittel, die ſtark und heftig wirken, als des Scammoniums ꝛc.; ſie verſtärken die Kraft der langſam wirkenden und ſüßen Laxirmittel, wie die Caſſia und Manna, ſie vermindern ihre Gährung. Die aus Spießglas bereiteten Brechmittel ſollen in der Wirkung durch die Tamarinden verſtärkt werden; denn die ſauren Mittel aus dem Pflanzenreiche vermehren die Kraft der Brechmittel, da hingegen die mineraliſchen Säuren ſie vermindern oder gänzlich dämpfen. Die Krankheiten, in denen man die Tamarinden als ein ſpecifiſches Mittel anprieß, waren: die hitzigen und Faulfieber, der Scharbock, die Harnruhr, die von Würmern herrührenden Krankheiten der Kinder, die Gelbſucht ꝛc. In dem letztern Uebel geben die Indianer ein Arzneymittel, welches aus Tamarinden, Caſſia und Zucker beſteht. In den ſkorbutiſchen Zufällen verſchrieb man ſie ſowohl den Leib zu öffnen, als auch die Verdünnung der Säfte zu hemmen und die Schärfe zu lindern. Dagegen ſollen ſie, wie alle ſaure Sachen, ſchädlich ſeyn im Huſten, und in allen andern ähnlichen Krankheiten, welche einen Catarrh zum Grunde haben. In den Apotheken werden die Tamarinden in genugſamen Waſſer in einem gut verzinnten oder glaſurten Geſchirre ausgekocht, und durch einen Durchſchlag gereiniget. Dieſes bis zur Honigdicke ein-

gekochte Mark läßt man ohne Zusatz von Zucker. Man wendet in neuester Zeit die Tamarinden unter laxirende Lattwergen an, auch in Verbindung mit Manna; sie verhindern hier die leicht von der Manna entstehenden Blähungen. Wenn sie zu einem Dekokte verwendet werden, so läßt man solches von einer halben oder ganzen Unze auf sechs oder zehn Unzen Kolatur bereiten, und gebraucht es als Vehikel anderer eröffnender Mittel. — Die Egyptier sollen sich der Blätter des Tamarindenbaums bedienen, um die Würmer in den Kindern zu tödten, und die Indianischen Aerzte legen die zerriebenen Blätter auf die mit der Rose behafteten Theile des Körpers. — Die Araber und Türken, wenn sie eine lange Reise vorhaben, kaufen Tamarinden, aber nicht um sich derselben als einer Medizin zu bedienen, sondern nur den Durst damit zu löschen. Dieses Zweckes wegen überziehen sie sowohl die kleinen und grünen, als auch die größeren und reifen Tamarindenschoten oder Hülsen mit Zucker oder Honig, und nehmen solche mit sich, wenn sie durch die Wüsten Arabiens reisen.

Tamarindenbaum, s. den vorhergehenden Artikel.

Tamariske, Porst, Tamarix Linn., eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Die Blume umgiebt den Fruchtknoten, und hat einen kleinen, bleibenden fünfspaltigen Kelch, fünf Blumenblättchen, fünf oder zehn dem Fruchtboden einverleibte Staubfäden, und einen spitzigen Fruchtknoten, welcher keinen Griffel, sondern nur drei längliche, zurückgebogene, haarige Narben hat; sie hinterläßt eine längliche, einfächrige, dreischalige Kapsel, welche viele kleine, mit einer Haarkrone versehene Samen einschließt. Die beiden bekannten Arten sind:

1) Die Französische Tamariske, Tamarix Gallica, floribus pentandris. Linn. Spec. plant.

Tom I., p. 386. Tamarix altera folio tenuiore s. Gallica. Bauh. pin. 485. Myrica sylvestris prima. Clus. Hisp. 104. Jc. 105. Tamarix Gallica, floribus pentandris, spicis lateralibus, foliis lanceolatis amplexicaulibus imbricatis. Ludw. Handbuch der Botanik, S. 234. Das Vaterland dieſes Tamariskenbaums oder Tamariskenſtrauchs iſt urſprünglich Aſien und die Morgenlande, dann findet man ihn auch in Spanien, Italien und Frankreich; auch zieht man ihn in England in den Gärten; denn er dauert den Winter über, wenn er einmal genugſam erſtärkt iſt, in freier Luft ohne Bedeckung aus. In warmen Ländern erreicht er eine anſehnliche Baumgröße, ſonſt bleibt er gemeiniglich nur ein vierzehn bis ſechzehn Fuß hoher Strauch. — Die Wurzel dieſes Strauches oder Baumes iſt dick, holzig und in viele Aeſte getheilt, die einen oder mehrere Stengel, nach Art der Sträucher, treibt, oft aber auch, wie ſchon bemerkt worden, einen Stamm, wie ein Quittenbaum. Die Rinde iſt rauh und braun, welches Braune ins Graue übergeht, inwendig iſt ſie röthlich. Das Holz iſt weiß. Die Blätter ſind nur klein, wie bei den Cypreſſen oder dem Heidekraute, lang, rund und blaßgrün; ſie fallen jährlich im Herbſte ab, und kommen im Frühjahre ziemlich ſpät zum Vorſchein. Die Blumen ſtehen auf dünnen, nakten Stielchen, ſind büſchelweis geſtellt, klein, fünfblättrig und blaß purpurfarbig; die Früchte ſind wechſelsweiſe ſtehende, aufrechte, einfache Trauben, die längliche, ſpitzige Kapſeln hinterlaſſen, die ſich, wenn ſie reif ſind, in drei ſchmale lanzenförmige Schalenſtücke zertheilen, und ſehr kleine haarige Samen enthalten, wie in der Weide oder der Pappel, die leicht von dem Winde zerſtreut werden. Die Blütezeit iſt ſpät im Frühlinge oder zu Anfange des Sommers. Die Kultur dieſes Strauches ſoll nur ganz einfach ſeyn; er erfordert einen guten ſchwarzen Boden, dem es nicht

an Näſſe fehlt, und einen warmen Stand, das heißt, gegen die Sonne gekehrt, und an irgend einen Gegenſtand gelehnt, weil er Kälte und ſtrenge Luft nicht gut vertragen kann. Auch die Fortpflanzung geſchieht leicht. — Die Rinde dieſes Baumes, welche einen balſamiſch bittern und zuſammenziehenden Geſchmack hat, iſt beſonders bei den ältern Aerzten als ein ſicheres wider die Verſtopfungen der Milz dienliches Mittel berühmt. An einigen Orten gebraucht man ſowohl die Rinde, als auch die Zweige ſammt den Blättern zum Gerben; die Aſche, welche nach dem Verbrennen dieſer Theile zurückbleibt, ſoll eine beträchtliche Menge eines Glauber'ſchen Salzes enthalten.

2) Die Deutſche Tamariske, Tamarix Germanica, floribus decandris. Linn. Syst. veg. p. 244. Spec. plant. p. 387. Tamarix fruticosa, folio crassiore s. Germanica. C. Bauh. pin. p. 485. Myrica Pannonica. Clus. Pann. p. 27. Jc. 29. Tamarix Germanica floribus decandris, spicis terminalibus, foliis sessilibus lineari-lanceolatis. Pallas ross. t. 80. Sch. t. 85. Kerner t. 742. Fr. Tamaris, Tamarix d'Allemagne; Engl. German Tamarisk. Dieſer kleine Baum oder Strauch, der niedriger, als der vorhergehende wächſt, hat eine Wurzel von der Größe eines Schenkels, mit einer dikken und ſehr bittern Rinde bedeckt, die entweder einen oder viele röthliche Stengel treibt, entweder als Baum, oder als Strauch. Das äußere Anſehen des ganzen Gewächſes kommt übrigens mit dem vorhergehenden überein, nur ſind ſeine Blätter von einer etwas gröbern Struktur, ſtehen dichter, und haben eine meergrüne Farbe und einen zuſammenziehenden Geſchmack. Die fünfblättrigen Blumen ſtehen auf Stielchen, die mit langen Deckblättchen beſetzt ſind, und haben zehn wechſelsweiſe längere und kürzere, an der Baſis mit einander verwachſene Staubfäden, und ſind etwas größer, als

bei der vorhergehenden. Die Farbe der Blumen iſt blaß purpurroth. In allen übrigen Eigenſchaften, als Früchten, Samen ꝛc., iſt dieſes Gewächs dem vorigen, wie ſchon oben in dem Aeußern bemerkt worden, ganz gleich. Dieſer Tamariskenſtrauch liebt einen feuchten, fetten und ſteinigen Boden, und wird gemeiniglich an den Ufern der Flüſſe, Bäche und Seen angetroffen. Man findet ihn an ſumpfigen Stellen am Rhein, bei Straßburg, Landau, in der Schweiz, bei Genf, an der Donau im Oeſterreichiſchen, in Ungarn, dann in einigen Theilen von Deutſchland, und auch in den mittägigen Ländern von Europa; ferner auf den Gebirgen von Taurien und auf dem Caucaſus. Die Rinde dieſes Strauches wurde auf gleiche Weiſe, wie die des vorhergehenden, in der Medizin angewendet, beſonders gegen die Fehler der Milz. Dioscorides bediente ſich in dieſer Abſicht des Dekokts der Blätter, und Plinius des Saftes davon mit Wein vermiſcht; allein dieſe Kräfte auf die Milz haben ſich nicht beſtätiget. Ferner ſollte ein Dekokt der Tamariskenrinde oder des Holzes wider die Krankheiten der Haut vortrefflich ſeyn, als wider das Jucken, die Flechten und Schwinden, die Krätze und den Ausſatz; es ſoll die innern Feuchtigkeiten, welche dieſen Uebeln Nahrung geben, häufig durch den Urin abführen. Auch gegen die Siphilis oder die Veneriſchen Krankheiten wendet man dieſes Holz ſtatt des Franzoſenholzes an, und man will gute Wirkungen davon geſehen haben. In Norwegen gebrauchen die Einwohner einen Trank von ſeinen Zweigen wider die Räude, und thun ſolche auch zuweilen ſtatt des Hopfens unter das Bier. — Aus dem Holze dieſes Baumes machte man Taſſen, Becher und andere Geräthſchaften, bloß um dem Hineingegoſſenen von dem Holze die heilende Kraft anzueignen. Auch die Frucht dieſes Strauches wird von den Färbern anſtatt der Galläpfel zur ſchwarzen Farbe benutzt.

Tamariske (Deutsche), Tamarix Germanica, s. oben, S. 585.

— (Französische), Tamarix Gallica, s. daselbst, S. 583.

Tamatias, eine Benennung der Amerikanischen Bartvögel; s. Bartvogel, im Supplement.

Tambour, in der Kriegskunst, die Französische Benennung des Trommelschlägers oder Trommlers, bei der Infanterie, welcher die Trommel rührt oder schlägt, wofür Campe Fellraßler vorgeschlagen hat, welches Wort ohne Beifall geblieben, und daher nicht in Gebrauch gekommen ist, und solches um so weniger, da Trommelschläger schon ein Deutsches passendes Wort für Tambour ist. Bei der Preußischen Armee hat jede Kompagnie etatsmäßig vier Spielleute, drei Trommelschläger und einen Horniſten, der zugleich die Pfeife bläst. Die Füselier-Kompagnien haben dagegen nur einen Trommelschläger und drei Horniſten. Da diese Zahl nicht immer hinreichend ist, z. B. bei starken Wachtdiensten, bei Krankheiten Einzelner ꝛc., so ist höhern Orts nachgegeben worden, daß die Kompagnie aus der Zahl der Gemeinen noch einen Mann zum Spielmanne ausbilden, und als solchen gebrauchen könne. Nach dem Vorschlage des Herrn von Griesheim, in seinem Werke: Der Kompagnie-Dienst ꝛc. (Berlin, 1836), soll man zu Trommelschlägern Handwerker wählen, deren Geschäft ihnen eine größere Beweglichkeit der Handgelenke und Finger, wenn nicht erzeugte, doch erhielt; auch soll es ein Vorurtheil seyn, die kleinsten und schwächsten Subjekte zu Spielleuten zu nehmen, weil sie in vielen Fällen größere Anstrengungen ertragen müssen, als der Soldat im Gliede, und ihr Abgang, wenn auch momentan, soll bei ihrer geringen Anzahl viel fühlbarer seyn, da ihr Ersatz oft für den Augenblick unmöglich ist. Die Spielleute müssen daher kräftige und starke Menschen mittler Größe seyn, weil dieses in der Regel diejenigen sind, welche die mehsten *Anstrengungen* ertragen können; auch soll man

ihre Dienſtzeit ſehen, daß nicht alle von gleicher ſind, und man alſo nicht alle in einem Jahre zugleich durch Entlaſſung verliert. Die Ausbildung der Spielleute geſchieht unter direkter Aufſicht des Bataillons-Adjutanten durch den Bataillons-Trommelſchläger, der den Rang eines Unteroffiziers hat, und am beſten aus der Zahl derſelben gewählt werden ſoll. Sowohl die Trommelſchläger, als auch die Horniſten, ſtehen unter ſeinem Befehle, ſobald das Bataillon formirt iſt, und er kommandirt ſie zum Wachtdienſte, welches nicht gut kompagnieweiſe geſchehen kann, da dann bei der geringen Zahl das Ausfallen Eines oder Mehrerer ſogleich eine große Ungleichheit in dem zu leiſtenden Dienſte herbeiführen würde. Er iſt, wie ſchon bemerkt worden, der Lehrer der Spielleute, und daher iſt es auch nothwendig, daß er die Trommel ſchlagen, und das Signalhorn blaſen kann; auf dieſe Eigenſchaften, welche die weſentlichen ſind, ſoll ſchon mehr bei ſeiner Wahl zu ſehen ſeyn, als auf körperliche Größe und Schönheit. In jeder andern Beziehung ſtehen die Trommler und Horniſten unter dem Unteroffizier ihrer Korporalſchaft, in der ſie die innern Dienſte, ſo viel es die Umſtände erlauben, in gleicher Art mit den Gemeinen leiſten. Was die Beſtrafung der Trommler und Horniſten betrifft, ſo hat darüber weder der Bataillonsadjutant, noch der Bataillonstrommler etwas zu verfügen; ſie müſſen jede Vernachläſſigung ꝛc., die ſich, ihrer Anſicht nach, zur Beſtrafung eignet, dem Kompagniechef anzeigen. Ehemals hatten auch Artillerie und Pioniere Trommelſchläger, wofür ſie jetzt Horniſten erhalten haben. — Die Trommel, die im Franzöſiſchen auch Tambour heißt, iſt ein cylindriſches Inſtrument von Meſſing oder Holz mit zwei Reifen, welches auf zwei Seiten, das heißt, den beiden ſich zugekehrten Seiten, mit Kalbfell ſteif bezogen iſt. Das Trommelfell kann vermittelſt einiger Bindfaden geſpannt werden, das heißt, es wird vermittelſt der-

selben angezogen, so daß man es so straff haben kann, als man will. Ueber das untere Fell sind ein Paar Saiten gezogen, vermittelst welcher man die Trommel dämpfen kann. Die beiden schwarzgebeitzten Trommelstöcke zum Schlagen oder Rühren der Trommel sind von Holz, gehen cylinderförmig, jedoch nach unten etwas spitz zu, und haben daselbst jeder eine Eichel, womit die Trommel geschlagen wird. Das Kniefell ist weiß, röthlich oder schwarz, bei den beiden letztern Farben oft rauch, nachdem es bei den Regimentern eingeführt ist, weil alle Trommelschläger des Regiments gleiche Kniefelle haben müssen; es wird über die Hüfte um den Leib, um die linke Lende und das linke Knie gebunden. Bei Paraden wird der Untertrommelriemen an die vordere Seite der Trommel, und dicht über den untern Reifen um die Leinen geschlagen. Die Trommel wird über die rechte Schulter getragen, und darf nicht zu niedrig, sondern dem Soldaten bequem hängen, besonders auf Märschen, wo sie auch an dem Unterriemen über die Schulter oder auf dem Torniſter getragen werden kann. Der Tragriemen oder das Trommelbandelier, ist ein breiter, weißer oder schwarzer Riemen mit Haken, woran die Trommel gehängt wird. Die Trommelschläger tragen dieses Bandelier über das Säbelgehenk, so, daß Letzteres vorn davon bedeckt wird. Die Trommler der Grenadiere und Musketiere haben weiße Kniefelle, und weiße Bandeliere, und die der Füsiliere röthliche oder schwarze rauche Kniefelle und schwarze Bandeliere. Das Putzen der weißen Bandeliere geschieht mit weißem Thone, den man in Wasser dick auflösen läßt, und damit zuerst das Bandelier bestreicht, und wenn dieses trocken geworden und mit Bimsstein abgerieben ist, so überstreicht man das Bandelier ein paarmal mit Pergamentleim, welcher in Wasser gekocht worden, und nach dem jedesmaligen Trocknen des Anstriches reibt man ihn mit Bimsstein glatt. Zuletzt überzieht man den Anstrich mit feinge-

ſchabter, in Pergamentleimwaſſer aufgelöſeter, weißer Kreide, ſo lange, bis das Bandelier ganz weiß iſt. Man kann ſich zum Anſtriche auch des Talks bedienen, wozu man weißes Wachs und Spiritus nimmt. Das Wachs wird fein geſchabt, wie der Talk, und Beides in Spiritus in einer Flaſche aufgelöſet, welches entweder im Sommer an der Sonne geſchieht, oder beſſer auf einer heißen Stelle auf dem Kochherde oder Ofen, das heißt, ſo heiß, als es die Flaſche vertragen kann. Dieſe Miſchung trägt man über das Bandelier ſtatt des Kreideüberzuges. Man muß dieſen Anſtrich mit einem Stücke trocknen weißen Wachſes abreiben, wodurch er Glanz erhält, oder der ſchon vorhandene Glanz noch erhöhet wird. Das auf dieſe Weiſe behandelte Lederzeug ſoll nicht abfärben, und der Trommler den Anſtrich erſt nach mehrmaligem Gebrauche zu erneuern brauchen. Beim ſchwarzen Bandeliere geſchieht der Anſtrich mit einem ſchwarzen Lederlacke, Eichbaumſcher Lack genannt, nach dem Erfinder, einem Schuhmacher, welcher in Berlin, Königsſtraße Nr. 24, wohnt; er iſt wohlfeil, beſitzt eine große Geſchmeidigkeit, conſervirt das Leder, und erfüllt ganz die Bedingungen, weshalb man ihn anwendet. Er kann durch Spiritus verdünnt werden, wenn er zu dick ſeyn ſollte. Es verſteht ſich, daß das neue Leder erſt eine Grundirung von Eiſenſchwärze erhalten haben muß. — Auch mit der Trommel werden Signale gegeben, wie mit dem Signalhorne, wie z. B. zum Verſammeln, zum Marſch, zum Angriff ꝛc.; dann ſchlägt der Trommler alle Abend um neun Uhr den Zapfenſtreich, indem er eine Viertelſtunde vorher vor der Wache lockt, das heißt, einige Male die Trommel anſchlägt oder rührt. Bei dem Zapfenſtreiche begleitet ihn zuweilen vom Wachthauſe aus ein Pfeifer, beſonders bei großen Wachen, auf dem bezeichneten Wege. In den Lagern, ſowohl Uebungslagern, als auch im Felde, wird der Zapfenſtreich zu der jedesmal näher be-

stimmten Zeit des Abends, von allen Tambours geschlagen, wobei das rechte Flügelbataillon anfängt. Mit Tagesanbruch wird die Reveille geschlagen, und auch vorher gelockt. Dann schlägt der Tambour Alarm und Feuerlärm. Beim Exercieren eines Bataillons oder Regiments, werden beim Herausmarschiren desselben auf den Uebungsplatz von den Trommlern eines jeden Bataillons Märsche, auch andere beliebte Musikstücke auf der Trommel geschlagen, wobei die Pfeifer die Trommeln mit ihrem Pfeifen begleiten. Beim Parademarsche tragen die Tambours, so wie überhaupt bei angefaßtem Gewehre, die Trommel vor der linken Lende, die Stöcke auf derselben zum Schlagen gekreuzt; die linke Hand ruht auf dem Rande. Wird das Gewehr übergenommen, so nehmen die Tambours beide Stöcke in die rechte Hand, und fassen mit der linken Hand den Untertrommelriem, so daß die Trommel dann horizontal vor der linken Lende hängt. Die den Trommlern zur Seite gehenden Pfeifer tragen die Pfeife bei Paraden und bei jedem Vorbeimarsche in der linken Hand, und diese ruht mit dem Handgelenke fest am Leibe vor dem untersten Montirungsknopfe. Auf den Wink des Bataillons-Tambours schlagen die Tambours die Trommel, und die Pfeifer setzen die Pfeifen an den Mund und blasen, und nehmen auf das Abwinken wieder die vorige Stellung mit der Trommel und der Pfeife ein, und die rechte Hand der Pfeifer geht wieder an die rechte Lende. Bei allen andern Gelegenheiten wird die Pfeife, so lange sie nicht geblasen wird, in der rechten Hand, senkrecht an der Lende herunterhängend, getragen. Beim Abholen und Zurückbringen der Fahnen von und nach ihrem Standquartiere wird der Fahnenmarsch von den Tambours geschlagen. — Auch in bürgerlichen Verhältnissen wird der Trommelschlag angewendet, wozu das schon oben angeführte Feuerlärmschlagen gehört; dann das sogenannte Aus-

trommeln, wo die Aufmerkſamkeit des Sprechenden durch Trommelſchlag angedeutet wird, das heißt, um dem Publikum wichtige Dinge mitzutheilen; ferner das Trommeln am Neujahrstage von den Bürgerſchützen, der Schützengilde ꝛc. ꝛc.

In der Kriegsbaukunſt iſt Tambour ein Werk von Palliſaden, welches man errichtet, um eine Schanze hinten zu ſchließen, oder um den Eingang eines Dorfes oder einer auf kurze Zeit befeſtigten Stadt zu vertheidigen. Die Palliſaden ſind zu dieſer Abſicht 12 Fuß lang, 10 bis 12 Zoll dick; ſie werden hart an einander 3 bis 4 Fuß in die Erde geſetzt, nachdem vorher zwiſchen zwei und zwei Palliſaden ein Schießloch in der Höhe von 6 Fuß von der Erde eingeſchnitten iſt. In Figur 9080 ſieht man in a e einen ſolchen Tambour im Profil, und in b b ſieht man denſelben von vorn. Die Schießlöcher ſind inwendig 8 und auswendig 4 Zoll groß; bei e iſt eine Bank, damit man bequem durch die Schießlöcher feuern kann; auch umgiebt man wohl den Tambour noch mit einem Graben. Man bedient ſich der Tambours auch in den Feſtungen, wo ſie zu den retirirten Werken derſelben gerechnet werden können, und legt ſie in den aus- oder eingehenden Waffenplätzen, oder im Innern eines andern Werks in dem Ravelin an. Bei den Feſtungen werden ſie oft aufgemauert; auch verſieht man ſie hier mit einem Schutzdache gegen Steine und Granaten.

Tambourin, Tambour de Basque, eine Handpauke, die bei den Griechen τυμπανον, bei den Lateinern Tympanum, bei den Arabern Duf, und bei den Spaniern Adufe genannt wird; ſ. unter Pauke, Th. 108, S. 172. Die Handpauke ſcheint eins der älteſten Inſtrumente zu ſeyn, denn man findet ſie ſchon bei dem Triumpfgeſange des Moſes erwähnt, nach dem glücklichen Durchzuge durch das rothe Meer; da heißt es: „Miriam, die Prophetin, Aarons Schweſter, nahm

eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken und Gesang.“ Auch die heilige Schrift erzählt uns, daß, als der unglückliche Jephta zurückkehrte, und seine Tochter Seila ihm tanzend entgegen zog, sie und ihre Begleiterinnen helltönende Handpauken dazu schlugen. Ueberall, wo der Israelitischen Musikchöre Erwähnung geschieht, findet man auch die Handpauken genannt. So heißt es von David, als er mit der Harfe vor der Bundeslade herzog, begleitete ihn das ganze Haus Israel mit Harfen und Psaltern, Pauken, Schellen und Cymbeln. Besonders wurde diese Handpauke bei den Israeliten von den Frauenzimmern zum Lobe Gottes gebraucht, und hat sich auch bei denselben lange erhalten. Auch aus 1. Sam. 18, 6, Psalm 68, 25, Jerem. 31, 4, 1. Chron. 13, 8, ersieht man dieses sehr deutlich; indessen scheint doch aus 1. Sam. 10, 5 hervorzugehen, daß sich auch Männer der Handtrommel bedient haben. Auch ist die Handpauke jetzt noch bei den Morgenländischen Frauenzimmern geblieben; denn auch die Indianerinnen bedienen sich derselben. Auch der Diff, den D. Russel erwähnt, ist dieses Instrument. Nach jenem Berichte besteht es aus einem Reifen, über den ein Stück Pergament gespannt ist, und an den Reif sind Stücke tönenden Erzes befestiget. Dieses Instrument schlägt man mit den Fingern und der geschlossenen Hand; es soll das wahre Tympanum der Alten seyn. Es dient zum Accompagnement des Gesanges, wie die Guitarre, und so glaubt man denn auch, daß es in Israel dazu diente, die Stimme der Jungfrauen in Ordnung zu erhalten. Da die Handtrommel genau mit dem Römischen Tympanum übereinkommt, wie man solches aus den alten Reliefs ersehen kann, so weiset uns eine Stelle aus dem Jouvenal darauf hin, daß die Römer ihr Tympanum aus Syrien erhalten haben, und folglich sieht dieses Syrische Instrument noch immer so aus, wie vor siebzehn oder acht-

chens dient, das durch das Zeug durchgestochen, und womit der Faden in die Höhe gehoben wird. Das Heft ist wie ein Etuis hohl, damit darin verschiedene Häkchen, grobe und feine, aufgehoben werden können, und die Schraube schließt diese Höhlung zu. Ueber das in die Schraube eingesetzte Häkchen wird ein Futter geschraubt, wenn jenes nicht mehr geschraubt werden soll, damit sich solches nicht beschädige.

Tametten, eine Art Ostindischer baumwollener Schnupftücher, welche zu Botton verfertiget werden. Man hält sie auf den Molukkischen und andern in dem Indianischen Meere gelegenen Eylanden sehr hoch, daher sie auch größtentheils dahin gehen, und nur wenige davon zu uns nach Europa kommen.

Tamis, Damis, Tammy, ein Name des geglätteten Etamins, eines dünnen wollenen auf Leinwandsart gewebten Zeuges, der ehemals häufig in den Handel kam, und zu Unterfutter unter leichte Mannskleider, zu Frauenskleidern, Schürzen, Vorhängen ꝛc. diente. Den besten Tamis lieferte ehemals England und Sachsen, und die vorzüglichsten kamen aus den Fabriken zu Leeds. Sie waren $\frac{5}{4}$ Leipziger Elle breit und 30 Yards lang. Auch Berlin lieferte Tamis in Menge, der dicker, als der Englische ausfiel, nur seine Appretur war nicht so schön. Die Breite der Berliner Waare war $\frac{5}{8}$ oder $\frac{3}{4}$, die Länge 50 Ellen. Linz in Oesterreich, Wunsiedel im Bayreuthschen und Naujedein in Böhmen lieferten ebenfalls viel Tamis. Die Böhmische Waare war $\frac{15}{16}$ Wiener Elle breit und 38 Ellen lang. Jetzt kommt diese Waare unter dem genannten Namen nicht mehr vor; denn statt derselben hat man Bombasin, Merino ꝛc.

Tammy, s. Tamis.

Tanagras, Tanagrae, eine Art Merlen, welche in Amerika vorkommen, und von denen sich mehrere Gattungen, wegen des schönen Gefieders, auszeichnen. Sie verheeren in Amerika oft ganze Getreidefelder, und gleichen an Gestalt, Farbe [illegible] Finken.

ſtruments tönen, indem ſie auf einer Saite laufen, und ſo leicht gegen einander ſchlagen. An einer mit Elfenbein ausgelegten Stelle iſt der Reif durchbohrt, durch die Oeffnung ſteckt man den Daumen der linken Hand, auf welchem dann beim Spielen das Inſtrument ruhet und ſich in künſtlichen Wendungen um denſelben drehet, während der Spieler mit der rechten Hand über das ſtraff geſpannte und geglättete Fell hinfährt; auch den Daumen etwas mit Speichel näßt, und dann mit demſelben mit Schnelligkeit darüber in allen Richtungen hinfährt, und dem Felle Läufer, Paſſagen, Triller ꝛc. entlockt, welches vermittelſt des Druckes geſchieht, der beim darauf Umherfahren angewendet wird, wodurch helle und dumpfe Töne entſtehen, Tenor- und Baßtöne, die dann mit den Diskanttönen der Schellen abwechſeln. Oft hat das Tambourin auch einen gedrechſelten Stiel oder Handgriff; dann fällt das Daumenloch fort; denn dieſes iſt nur darum angebracht, wenn der Tambourinſpieler mit dem Inſtrumente alle nur mögliche künſtliche Wendungen auf dem Daumen machen will, es gleich einem Rade darauf herumdrehet, wodurch die Schellen laut tönen. Die andern Bewegungen darauf, wie z. B. mit der Fauſt und dem Ellenbogen, ſind außer dem Spiele und ſollen nur die Fertigkeit des Spielenden zeigen, den ganzen Arm dabei in Bewegung zu bringen. Zum Spielen des Inſtrumentes gehören dieſe Bewegungen darauf nicht, obgleich ſie bei einem Frauenzimmer die verſchiedenen graciöſen Wendungen und Biegungen der Arme und des Körpers zeigen. Man hat ein großes und ein kleines Tambourin. In neueſter Zeit hat der Kapellmeiſter Steibelt viele originelle Muſikſtücke für das Pianoforte mit Begleitung des Tambourins geſchrieben, die er Bachanales nennt, in denſelben iſt die Stimme für das Tambourin mit Noten geſchrieben. Madame Steibelt, die Gattin dieſes Komponiſten, eine geborene Engländerin, war die Erſte, welche dieſes

lerkrämer, Tändlermann, daselbst ein Trödler, Trödelmann, der Tändelmarkt, Trödelmarkt.

Tande, ein nur in einigen gemeinen Mundarten übliches Wort, eine Klaue oder einen Haken zu bezeichnen. So werden die Klauen oder einem Haken ähnlichen Schaufeln an den Dreganken daselbst Tanden genannt. Das Wort ist mit Zahn, Niedersächs. Tän, Bretag. Dant, Lat. Dens, nahe verwandt.

Tändeler, oder Tändler, eine Person, welche tändelt, welche Neigung und Fertigkeit zum Tändeln besitzt; zuweilen auch eine Person, welche aus dieser Neigung in ernsthaften Verrichtungen zaudert oder zögert. Im Oberdeutschen bedeutet es auch einen Trödler. S. unter Tand.

Tändeley, 1, unnütze, bloß zum Zeitvertreibe oder zum Vergnügen vorgenommene Bewegungen, und in weiterer Bedeutung jede Beschäftigung dieser Art mit unerheblichen Kleinigkeiten oder unnützen Dingen, und die Neigung dazu, in diesem letztern Falle ohne Mehrzahl, das Getändel. Eine Nation ist mehr zur Tändeley geneigt, als die andere. Das sind Tändeleyen. 2. Ohne Mehrheit wird es im gemeinen Leben auch wohl für das Zaudern gebraucht, vermuthlich nur, in sofern solches durch die Beschäftigung mit unnützen oder unerheblichen Dingen verursacht wird.

Tändelhaft, Bei- und Nebenwort, Neigung und Fertigkeit zum Tändeln besitzend, und darin gegründet. Ein tändelhafter Mensch. Tändelhafte Handlungen, daher die Tändelhaftigkeit.

Tändelig oder tändelich, in der vorigen Bedeutung, ein tändeliger Mensch.

Tändeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben. 1. Eigentlich. Leichte Bewegungen bloß zum Vergnügen oder Zeitvertreibe machen, in welcher Bedeutung es jetzt mit der folgenden weitern zusammengeflossen ist. Ein Kind auf dem Schoße tanzen lassen, heißt in diesem eigentlichen Ver-

ſchafft, und die in Deutſchland zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch einen Herrn du Poir eingeführt worden iſt. Es iſt eine Art von Kettelſtichen, wie man ſie in der ſogenannten weißen Dresdner genäheten Arbeit findet. Wenn man dieſe Stickerey machen will, ſo nimmt die Stickerin die Tambourinſtickernadel gerade wie eine Schreibfeder in die rechte Hand, welche oben auf den Rahmen zu liegen kommt, doch ſo, daß ſie auf den Stoff, in welchem geſtickt werden ſoll, perpendiculär fällt. Die Seide, welche allemal gezwirnt ſeyn muß, legt die Stickerin, nachdem erſt ein Knoten am Ende gemacht iſt, in Form einer Schlinge auf den Spitzfinger der linken Hand, und ſetzt ſich hierauf an den Stickerrahmen ganz ohne Zwang, ſo, daß ſie ſich mit ihrer Nadel nach der Richtung des Riſſes mit Leichtigkeit wenden kann, ſticht gerade durch den Taffet durch, und hängt die gedachte Schlinge vom Spitzfinger der linken Hand unter den Rahmen an das Häckchen der Nadel an, ſo wie man eine Schlinge an ihren Heftel hängt; die rechte Hand zieht dann ſogleich wieder auf, und entledigt ſich dieſer angehängten Schlinge in einer kleinern Entfernung von ihrem Urſprunge, ſticht mit der ledigen Nadel in der Mitte dieſer Schlinge wieder durch den Taffet, und nun hängt der erwähnte Finger der linken Hand die andere gemachte Schlinge abermals an das Häckchen, welches die rechte Hand wieder nach ſich zieht, und die neuere Schlinge über jene alte hinweglegt, gerade in der nämlichen Entfernung, wie die Erſtere ꝛc. Man muß aber dabei Acht haben, daß wenn man genöthiget iſt, entweder mit der Farbe oder mit der ganzen Arbeit aufzuhören, man die letzte Schlinge wohl durchziehe und auf der linken Seite befeſtige.

Tambourinſtickernadel, beim Sticker, ein kleines Werkzeug, womit die Tambourinſtickerey ausgeführt wird. Es beſteht aus einem Hefte von Elfenbein oder Knochen, welches an dem einen Ende eine Schraube hat, die zur Befeſtigung eines kleinen ſtählernen Häk-

chens dient, das durch das Zeug durchgestochen, und womit der Faden in die Höhe gehoben wird. Das Heft ist wie ein Etuis hohl, damit darin verschiedene Häkchen, grobe und feine, aufgehoben werden können, und die Schraube schließt diese Höhlung zu. Ueber das in die Schraube eingesetzte Häkchen wird ein Futter geschraubt, wenn jenes nicht mehr geschraubt werden soll, damit sich solches nicht beschädige.

Tametten, eine Art Ostindischer baumwollener Schnupftücher, welche zu Botton verfertiget werden. Man hält sie auf den Molukkischen und andern in dem Indianischen Meere gelegenen Eylanden sehr hoch, daher sie auch größtentheils dahin gehen, und nur wenige davon zu uns nach Europa kommen.

Tamis, Damis, Tammy, ein Name des geglätteten Etamins, eines dünnen wollenen auf Leinwandsart gewebten Zeuges, der ehemals häufig in den Handel kam, und zu Unterfutter unter leichte Mannskleider, zu Frauenskleidern, Schürzen, Vorhängen ꝛc. diente. Den besten Tamis lieferte ehemals England und Sachsen, und die vorzüglichsten kamen aus den Fabriken zu Leeds. Sie waren $\frac{5}{4}$ Leipziger Elle breit und 30 Yards lang. Auch Berlin lieferte Tamis in Menge, der dicker, als der Englische ausfiel, nur seine Appretur war nicht so schön. Die Breite der Berliner Waare war $\frac{5}{8}$ oder $\frac{3}{4}$, die Länge 50 Ellen. Linz in Oesterreich, Wunsiedel im Bayreuthschen und Naujedein in Böhmen lieferten ebenfalls viel Tamis. Die Böhmische Waare war $\frac{15}{16}$ Wiener Elle breit und 38 Ellen lang. Jetzt kommt diese Waare unter dem genannten Namen nicht mehr vor; denn statt derselben hat man Bombasin, Merino ꝛc.

Tammy, s. Tamis.

Tanagras, Tanagrae, eine Art Merlen, welche in Amerika vorkommen, und von denen sich mehrere Gattungen, wegen des schönen Gefieders, auszeichnen. Sie verheeren in Amerika oft ganze Getreidefelder, und gleichen an Gestalt, Färbung und Lebensart den Finken.

ſtande noch im Niederſächſiſchen dändeln, demken, im Engliſchen dandle, in Schleſien tillazzeln. 2. In weiterem Verſtande ſich zum Zeitvertreibe oder zur Beluſtigung mit unweſentlichen Kleinigkeiten oder unnützen Dingen beſchäftigen, ſpielen. Das heißt nur getändelt. Mit einem Kinde tändeln. Er tändelt gern. Den ganzen Tag mit Tändeln zubringen. Mit einem Frauenzimmer tändeln, in einigen gemeinen Mundarten dahlen. 3. Zaudern, zögern, in einer Sache mit unweiſer Langſamkeit verfahren, vermuthlich zunächſt, ſofern dieſe Langſamkeit von unwichtiger Beſchäftigung mit Kleinigkeiten herrührt, im gemeinen Leben, in Niederdeutſchland tünteln. So auch das Tändeln. Anmerkung: im Engliſchen dandle, im Franzöſiſchen dandiner. Bei dem Horneck lautet dieſes Wort mit der ausländiſchen Endung — iren, tändeliren. Es iſt übrigens wahrſcheinlich, daß eine leichte, ſpielhafte Bewegung der herrſchende Begriff in dieſem Worte iſt, ſo daß es von tanzen, denken, in ſeiner urſprünglichen Bedeutung, und dem Schwediſchen danka, herumſchweifen, nur im Suffixo verſchieden iſt. Das Suffixum — eln bedeutet theils eine Wiederholung, theils auch eine Verkleinerung. Für tändeln in der zweiten Bedeutung brauchen die Niederſachſen auch dammeln, draueln, daueln, fenteln ꝛc.

Tändelschürze, beim Frauenzimmer, eine kleine Schürze von Kattun, Gingham, Merino, auch Seidenzeug, die mehr zum Putz, als zum eigentlichen Zwecke einer Schürze dient; ſie iſt ungefähr ¾ Elle lang und über 1 Elle breit, und wird von den Frauen und Jungfrauen auch beim Ausgehen getragen, beſonders wenn ſie Randverzierungen, eine Kante ꝛc., hat. Man wählt ſie nach dem Anzuge von einer beliebigen Farbe, bei den einfarbigen Zeugen und bei den bedruckten, gemuſchelten, gegitterten und mannigfaltig façonnirten gewebten nach Belieben. Da man dieſe Schürzen in Ge-

Inſtrument kunſtmäßig zu behandeln verſtand, ſo daß ſie ſich einen allgemeinen Beifall durch ihr kunſtgerechtes Spiel erwarb. Für die Wichtigkeit dieſes Inſtruments ſpricht auch die Muſe der Tanzkunſt, die man gewöhnlich mit dieſem Inſtrumente in der Hand abgebildet findet. — Zu den Zeiten der Troubadours und Ménétriers findet man dieſes alte Inſtrument auch erwähnt; man nannte es im Mittelalter bei dieſen Minneſängern Tabour und Cloquette; es gehörte zu jedem vollſtimmigen Concerte, obgleich es unter den Inſtrumenten der Janitſcharenmuſik beim Militair fehlt. Auch zur Begleitung der Drehorgel auf den Straßen in großen Städten, Reſidenzſtädten, wird es gebraucht. Die ſchönſten und eleganteſten Tambours de Basque kauft man bei Erard in Paris. — Auch in Italien, beſonders in Iſchia, fand der Graf Fr. Leop. zu Stolberg*) das Tambourin von Frauen und Jungfrauen geſchlagen. Er ſagt darüber: „Die Iſchieſiſchen Mädchen haben viel angeborene Grazie. In dem Hofe des Hauſes, welches wir bewohnten, tanzten einige Mädchen faſt alle Abend zum Tambourin den Tanz, welcher, weil er aus Tarent dahingekommen, die Taratella genannt wird. Zwei Perſonen tanzen mit einander, niemals zwei Männer, ſelten ein Mann und ein Weib, mehrentheils zwei Weiber oder Jungfrauen. So wird auch das Tambourin immer von einer weiblichen Hand geſchlagen. Dieſes Inſtrument iſt ein breiter Reif, auf der einen Seite mit einem Trommelfelle beſpannt. Im Reife ſind flache Schellen, welche an einander ſtoßend zugleich mit Glöcklein, die kreuzweis über der hohlen Seite des Reifs geſpannt ſind, die trommelnde Muſik begleiten. Der ſpielenden Jungfrauen Geſang beſeelt die Muſik ꝛc.

Tambourinſticken, beim Sticker, eine Stickerey, die in gewiſſen Arbeiten Leichtigkeit und Richtigkeit ver-

*) Deſſen Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Königsberg und Leipzig, 1794. Th. 4, S. 279.

schafft, und die in Deutschland zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch einen Herrn du Poir eingeführt worden ist. Es ist eine Art von Kettelstichen, wie man sie in der sogenannten weißen Dresdner genäheten Arbeit findet. Wenn man diese Stickerey machen will, so nimmt die Stickerin die Tambourinstickernadel gerade wie eine Schreibfeder in die rechte Hand, welche oben auf den Rahmen zu liegen kommt, doch so, daß sie auf den Stoff, in welchem gestickt werden soll, perpendiculär fällt. Die Seide, welche allemal gezwirnt seyn muß, legt die Stickerin, nachdem erst ein Knoten am Ende gemacht ist, in Form einer Schlinge auf den Spitzfinger der linken Hand, und setzt sich hierauf an den Stickerrahmen ganz ohne Zwang, so, daß sie sich mit ihrer Nadel nach der Richtung des Risses mit Leichtigkeit wenden kann, sticht gerade durch den Taffet durch, und hängt die gedachte Schlinge vom Spitzfinger der linken Hand unter den Rahmen an das Häckchen der Nadel an, so wie man eine Schlinge an ihren Heftel hängt; die rechte Hand zieht dann sogleich wieder auf, und entledigt sich dieser angehängten Schlinge in einer kleinern Entfernung von ihrem Ursprunge, sticht mit der ledigen Nadel in der Mitte dieser Schlinge wieder durch den Taffet, und nun hängt der erwähnte Finger der linken Hand die andere gemachte Schlinge abermals an das Häckchen, welches die rechte Hand wieder nach sich zieht, und die neuere Schlinge über jene alte hinweglegt, gerade in der nämlichen Entfernung, wie die Erstere ꝛc. Man muß aber dabei Acht haben, daß wenn man genöthiget ist, entweder mit der Farbe oder mit der ganzen Arbeit aufzuhören, man die letzte Schlinge wohl durchziehe und auf der linken Seite befestige.

Tambourinstickernadel, beim Sticker, ein kleines Werkzeug, womit die Tambourinstickerey ausgeführt wird. Es besteht aus einem Hefte von Elfenbein oder Knochen, welches an dem einen Ende eine Schraube hat, die zur Befestigung eines kleinen stählernen Häk-

chens dient, das durch das Zeug durchgeſtochen, und womit der Faden in die Höhe gehoben wird. Das Heft iſt wie ein Etuis hohl, damit darin verſchiedene Häkchen, grobe und feine, aufgehoben werden können, und die Schraube ſchließt dieſe Höhlung zu. Ueber das in die Schraube eingeſetzte Häkchen wird ein Futter geſchraubt, wenn jenes nicht mehr geſchraubt werden ſoll, damit ſich ſolches nicht beſchädige.

Tametten, eine Art Oſtindiſcher baumwollener Schnupftücher, welche zu Botton verfertiget werden. Man hält ſie auf den Molukkiſchen und andern in dem Indianiſchen Meere gelegenen Eylanden ſehr hoch, daher ſie auch größtentheils dahin gehen, und nur wenige davon zu uns nach Europa kommen.

Tamis, Damis, Tammy, ein Name des geglätteten Etamins, eines dünnen wollenen auf Leinwandsart gewebten Zeuges, der ehemals häufig in den Handel kam, und zu Unterfutter unter leichte Mannskleider, zu Frauenskleidern, Schürzen, Vorhängen ꝛc. diente. Den beſten Tamis lieferte ehemals England und Sachſen, und die vorzüglichſten kamen aus den Fabriken zu Leeds. Sie waren $\frac{5}{4}$ Leipziger Elle breit und 30 Yards lang. Auch Berlin lieferte Tamis in Menge, der dicker, als der Engliſche ausfiel, nur ſeine Appretur war nicht ſo ſchön. Die Breite der Berliner Waare war $\frac{5}{8}$ oder $\frac{3}{4}$, die Länge 50 Ellen. Linz in Oeſterreich, Wunſiedel im Bayreuthſchen und Naujedein in Böhmen lieferten ebenfalls viel Tamis. Die Böhmiſche Waare war $\frac{15}{16}$ Wiener Elle breit und 38 Ellen lang. Jetzt kommt dieſe Waare unter dem genannten Namen nicht mehr vor; denn ſtatt derſelben hat man Bombaſin, Merino ꝛc.

Tammy, ſ. Tamis.

Tanagras, Tanagrae, eine Art Merlen, welche in Amerika vorkommen, und von denen ſich mehrere Gattungen, wegen des ſchönen Gefieders, auszeichnen. Sie verheeren in Amerika oft ganze Getreidefelder, und gleichen an Geſtalt, Färbung und Lebensart den Finken.

Tand, ein Geſchwätz, eine grundloſe Rede. Alter Weiber Tand (Pict.). Bei andern Oberdeutſchen Schriftſtellern kommt Tandmähre in eben dieſer Bedeutung vor. 2. Eitle unnütze Dinge, als ein Collectivum. Menſchentand, leere menſchliche Erdichtungen, wo aber auch die vorige Bedeutung ſtatt findet. Narrentand, Narrenpoſſen, Kindertand, Kinderpoſſen, Kindereyen. Das iſt weiter nichts als Tand. Mein Geiſt ſoll ſich dem Tand der Erde kühn entſchwingen. (Kleiſt.) — Tand, Nürnberger Tand, Zankeiſen, ein Spiel mit eiſernen Ringen an einer Zange, welches man auch Grillenſpiel nennt; es kommt wahrſcheinlich von Kurzweil, Zeitvertreib her, wenigſtens liegen dieſe zum Grunde; denn hier iſt Tand, Spielwerk, Kleinigkeitskram. Die Beſchreibung dieſes Spiels ſehe man unter Spiel (ſinnreiches), Th. 158, S. 107 u. f., nach. Anmerkung. Im Niederſächſiſchen gleichfalls Tant, und daſelbſt im gemeinen Leben, mit der auch in andern Fällen nicht ungewöhnlichen Verdoppelung Tanterlantant, im Schwediſchen Dant. Wachter leitet es von dem Arabiſchen und Italieniſchen Dad, ein Würfel, her. Pelletier in ſeinem Bretagniſchen Wörterbuche, von Dant, ein Zahn, Dens, Friſch von tanti her, welche letztere Ableitung Adelung für die ſonderbarſte hält. Die erſte Bedeutung des Geſchwätzes hat noch in manchen gemeinen Mundarten ihre Verwandten, wo danten, Niederſ. tantern, ſchwatzen, Fr. dandiner, Tander, ein Schwätzer, und Tanderey, Geſchwätz iſt. Es ſcheint in dieſer Bedeutung ein Onomatopöie des Schwatzens zu ſeyn, und mit zu Ton, tönen zu gehören. Adelung iſt der Meinung, daß wenn die zweite Bedeutung keine Figur der erſten iſt, wie ſie es auch nicht zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie wieder eine eigene Onomatopöie der ſpielenden Bewegung, und in dieſem Falle ein Verwandter von tanzen. Im Oberdeutſchen bedeutet Tand auch alte Kleider und Hausrath, Tändlerey, Tändelkram, daher iſt Tändler, Tand-

lerkrämer, Tändlermann, daselbst ein Trödler, Trödelmann, der Tändelmarkt, Trödelmarkt.

Tande, ein nur in einigen gemeinen Mundarten übliches Wort, eine Klaue oder einen Haken zu bezeichnen. So werden die Klauen oder einem Haken ähnlichen Schaufeln an den Dregankern daselbst Tanden genannt. Das Wort ist mit Zahn, Niedersächs. Tän, Bretag. Dant, Lat. Dens, nahe verwandt.

Tändeler, oder Tändler, eine Person, welche tändelt, welche Neigung und Fertigkeit zum Tändeln besitzt; zuweilen auch eine Person, welche aus dieser Neigung in ernsthaften Verrichtungen zaudert oder zögert. Im Oberdeutschen bedeutet es auch einen Trödler. S. unter Tand.

Tändeley, 1, unnütze, bloß zum Zeitvertreibe oder zum Vergnügen vorgenommene Bewegungen, und in weiterer Bedeutung jede Beschäftigung dieser Art mit unerheblichen Kleinigkeiten oder unnützen Dingen, und die Neigung dazu, in diesem letztern Falle ohne Mehrzahl, das Getändel. Eine Nation ist mehr zur Tändeley geneigt, als die andere. Das sind Tändeleyen. 2. Ohne Mehrheit wird es im gemeinen Leben auch wohl für das Zaudern gebraucht, vermuthlich nur, in sofern solches durch die Beschäftigung mit unnützen oder unerheblichen Dingen verursacht wird.

Tändelhaft, Bei- und Nebenwort, Neigung und Fertigkeit zum Tändeln besitzend, und darin gegründet. Ein tändelhafter Mensch. Tändelhafte Handlungen, daher die Tändelhaftigkeit.

Tändelig oder tändelich, in der vorigen Bedeutung, ein tändeliger Mensch.

Tändeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben. 1. Eigentlich. Leichte Bewegungen bloß zum Vergnügen oder Zeitvertreibe machen, in welcher Bedeutung es jetzt mit der folgenden weitern zusammengeflossen ist. Ein Kind auf dem Schoße tanzen lassen, heißt in diesem eigentlichen Ver-

stande noch im Niedersächsischen dändeln, demken, im Englischen dandle, in Schlesien tillazzeln. 2. In weiterem Verstande sich zum Zeitvertreibe oder zur Belustigung mit unwesentlichen Kleinigkeiten oder unnützen Dingen beschäftigen, spielen. Das heißt nur getändelt. Mit einem Kinde tändeln. Er tändelt gern. Den ganzen Tag mit Tändeln zubringen. Mit einem Frauenzimmer tändeln, in einigen gemeinen Mundarten dahlen. 3. Zaudern, zögern, in einer Sache mit unweiser Langsamkeit verfahren, vermuthlich zunächst, sofern diese Langsamkeit von unwichtiger Beschäftigung mit Kleinigkeiten herrührt, im gemeinen Leben, in Niederdeutschland tünteln. So auch das Tändeln. Anmerkung: im Englischen dandle, im Französischen dandiner. Bei dem Horneck lautet dieses Wort mit der ausländischen Endung — iren, tändeliren. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß eine leichte, spielhafte Bewegung der herrschende Begriff in diesem Worte ist, so daß es von tanzen, denken, in seiner ursprünglichen Bedeutung, und dem Schwedischen danka, herumschweifen, nur im Suffixo verschieden ist. Das Suffixum — eln bedeutet theils eine Wiederholung, theils auch eine Verkleinerung. Für tändeln in der zweiten Bedeutung brauchen die Niedersachsen auch dammeln, draueln, daueln, fenteln ꝛc.

Tändelschürze, beim Frauenzimmer, eine kleine Schürze von Kattun, Gingham, Merino, auch Seidenzeug, die mehr zum Putz, als zum eigentlichen Zwecke einer Schürze dient; sie ist ungefähr ¾ Elle lang und über 1 Elle breit, und wird von den Frauen und Jungfrauen auch beim Ausgehen getragen, besonders wenn sie Randverzierungen, eine Kante ꝛc., hat. Man wählt sie nach dem Anzuge von einer beliebigen Farbe, bei den einfarbigen Zeugen und bei den bedruckten, gemuschelten, gegitterten und mannigfaltig façonnirten gewebten nach Belieben. Da man diese Schürzen in Ge-

Tangenten mit den Hämmern stecken gemeinschaftlich an einem Gewinde, welches aus einem langen Stücke Messing besteht, in welchem so viele Kerben ausgefeilt sind, als die Spieluhr Hammer und Tangenten hat. In jedem Kerbe steckt ein Tangent, und ein gemeinschaftlicher Draht oder Stift befestiget sie dergestalt in dem Gewinde, daß sie sich darin frei bewegen können. Damit sie aber auch bei der Bewegung nicht schwanken, so ist noch ein stählerner Rechen angebracht, der dem Gewinde ziemlich gleicht. An diesem Rechen wird zugleich die Harfenuhr mit Haken befestiget.

Tangoul, eine Art Kupfererz, die von Salee auf der Barbarischen Küste in glatten Broden von etwa zehn Pfund am Gewichte, nach London, Marseille ꝛc. gebracht wird. Es sind von demselben immer zwei Stücke zusammen. Der Artikel wird von den Kupferschmieden und Königlichen Artilleriegießereyen verarbeitet.

Tangsode, s. Soda aus Seetang, unter Soda, Th. 155, S. 137.

Tani, Tanny, Tany, die feinste Gattung der Ostindischen, Bengalischen und besonders der Sinaseide, welche die Engländer, Holländer und Franzosen in den Handel bringen. Die Tannyseide wird in verschiedenen Sorten getheilt, welche zum Zeichen die Buchstaben ST, und die Zahlen 1 bis 5 führen. Wenn sich daneben noch ein A befindet, so ist solches ein Merkmal, daß die Waare etwas feiner, als die gewöhnliche Sorte ausfällt, und dann ist gewöhnlich das Pfund um ½ Thaler theurer. Diese Seide ist alle roh und ungefärbt. Man verkauft diesen Artikel sowohl bei der Holländischen, als auch bei der Französischen Kompagnie nach Amsterdamer Gewicht, und giebt 2 Prozent Scouto. Die Kavelingen sind von zwei Ballen, jeder von 240 bis 250 Pfd. Das Verhältniß der Nummern bei der Französischen Gesellschaft ist gegen die Holländische, wie hier folgt. Nr. 1 von der Französischen gleicht der Sorte, welche

auf die zuerſt angeführte reduciren, welches die richtigſte zu ſeyn ſcheint.

Tang, Tangebs, Tansjebs oder Tanjebs; eine Gattung feiner Neſſeltücher, die von den Engländern, Holländern, Franzoſen und Dänen aus Oſtindien gebracht werden, und von denen es mehrere Arten giebt: glatte, doppelte, geblümte oder geſtickte ꝛc. Die Holländer liefern Tangebs Daatpour, von gemeiner Art, acht Viertel bis neun Viertel Cobitos breit, und 40 Cobitos lang, und feine von Decca funfzehn Achtel, acht Viertel bis neun Viertel Cobitos breit, und neununddreißig bis vierzig Cobitos lang. — Die Dänen liefern Tangebs Titbaddy, von ſuperfeiner Art, achtundzwanzig bis neunundzwanzig Ellen lang, und einundzwanzig Sechzehntel bis fünf Achtel breit; feine Tangebs Jungle, von gleicher Länge als die vorigen, aber eilf Achtel bis ſieben Sechzehntel in der Breite; dergleichen von dreizehn Achtel bis eilf Sechzehntel breit; Cuſſidah Tangebs, nur dreizehn bis vierzehn Ellen lang, und fünfundzwanzig Sechzehntel bis dreizehn Achtel breit; Tangebs, ſechs Viertel breit, und ſechsundzwanzig Ellen lang; dergleichen neunundzwanzig Ellen in der Länge haltend, und ſiebenundzwanzig Sechzehntel in der Breite; dergleichen ſechs Viertel, auch wohl nur dreiundzwanzig Sechzehntel breit, und ſiebenundzwanzig bis achtundzwanzig Ellen lang; ferner brodirte Tangebs, mit goldenen Leiſten, dreizehn eine halbe, bis vierzehn Ellen lang, und fünf Viertel bis eilf Achtel breit. — Die Franzoſen bringen zum Handel: Tangebs Daka oder brodirte Sorte, und Tangebs Caligan, oder glatte; jene ſind drei Viertel, dieſe aber nur ſieben Achtel Stab breit, und beide ſechzehn Stab lang. — Die Franzoſen bringen von allen den genannten Sorten das meiſte in den Handel. — Dann heißt man in Frankreich auch noch Tangebs genähete baumwollene Tücher, die aus Bengalen kommen, und in der Breite drei

tönt, und ohne Mühe in das weiche Holz des Klavis eingeſchlagen werden kann, weil der Klavis eines Klaviers nur einen Tangenten hat, dagegen iſt der Tangent des Flügels von Holz, und jeder Klavis deſſelben hat zwei dergleichen Tangenten. Beide ruhen unbefeſtiget auf dem hintern Ende des Tangenten, und da zu jedem Klavis zwei Saiten gehören, ſo wird jede Saite beim Spielen von einem einzigen Tangenten berührt. Derjenige Tangent eines Flügels, der, wenn man vor demſelben ſteht, die Saite zur rechten Hand anſchlägt, ſteckt gewöhnlich in der vordern Scheide, der Tangent der linken Seite aber in der hintern Scheide. Auf dem hintern Ende des Klavis ruht der Tangent unbefeſtiget, weil er durch das Loch der Scheide erhalten wird, worin derſelbe im Gleichgewichte ſenkrecht bleibt; auch läßt er ſich in dem Loche der Scheide ſehr gut in die Höhe ſtoßen. Indem er in die Höhe ſteigt, ſtößt der darin angebrachte Kiel, der vor der Bewegung unter der Saite ſteht, gegen die Saite, und durch ſeine eigene Schwere fällt er wieder herab. Jeder Tangent wird von hartem Birnbaumholze gemacht, damit er ſich nicht verwerfe oder zerbreche. Er iſt einen halben Zoll breit und willkührlich dick. An dem obern Ende erhält er mit einem Nuthhobel oder mit einer kleinen Säge einen Ausſchnitt, und in dieſen Ausſchnitt wird eine hölzerne Zunge eingeſetzt, welche ſo groß iſt, als der gedachte Ausſchnitt, eben ſo dick, als der Tangent, und daher genau in den Ausſchnitt paßt. In ihrer Mitte wird dieſe Zunge mit einem eiſernen Nieth in den Tangenten befeſtiget, doch ſo, daß ſie ſich wie eine Klappe darin bewegen läßt. In der Mitte der Zunge wird ein Loch gebohrt, worein man einen kleinen, geſchnittenen zugeſpitzten Kiel von einer Rabenſpule ſteckt. Wenn nun der bewegte Klavis den Tangenten in die Höhe treibt, und der Kiel ſich gegen die Saite lehnt, ſo biegt ſich die klappenartige Zunge und zugleich auch der Kiel zurück, und dieſer kann da-

der ungehindert über die Saite treten. Fällt aber der Tangent durch seine eigene Schwere wieder herab, und der Kiel stößt wiederum von oben gegen die Saite, so tritt die Zunge durch den Druck des Kiels auf die Saite von neuem zurück, und der Kiel kann wieder ungehindert über die Saite treten. Da es aber leicht möglich seyn könnte, daß die Zunge zurückgeneigt stehen bliebe, und daß der Kiel nicht unter, sondern neben die Saite zu stehen käme, folglich bei dem folgenden Drucke des Klaviers keine Wirkung thun würde, so bringt man an dem Tangenten unter der Zunge eine kleine Feder an, die sich gegen das Untere der Zunge anlehnt, und diese wieder in ihre erforderliche Lage zurücktreibt. Diese Feder besteht aus einem kleinen Stücke Meſſingdraht, welches an dem Tangenten befestiget wird. Vor diesem vertrat eine angebrachte Schweinsborste die Stelle der Feder, die aber bald schlaff und unbrauchbar wurde. Zuletzt enthält der Tangent noch die Hauptdämpfung, damit das Nachtönen der Saiten verhindert werde. — In den Flötenuhren beim Uhrmacher sind die Tangenten diejenigen gebogenen Haken, Eisen oder Hammer, die in einer solchen Uhr von einer Spitze oder einem Stifte der Walze ergriffen werden, und die Uhr spielend machen; sie werden durch die Spitze aufgehoben, und sobald sich der bewegliche und mit einem Gewinde versehene Theil des Tangenten aufhebt, so drückt der Stecher hinab, öffnet das Ventil in der Windlade des Flötenwerks, und die Pfeife giebt ihren Ton an; eben so ist es auch mit den Tangenten einer Harfenuhr, welches gleichfalls eiserne Hammer sind, die nach der Walze zu gebogen werden. Sobald eine Spitze des Stifts in der Walze einen solchen Tangenten aufhebt, so wird dadurch der eigentliche Hammer gegen die Saite der Harfe gepreßt, und dieser schlägt gegen die Saite der Harfe, wodurch die Harmonie der Harfe entsteht (s. beide Arten von Uhren, unter Uhr in U). Alle

Tangenten mit den Hämmern ſtecken gemeinſchaftlich an einem Gewinde, welches aus einem langen Stücke Meſſing beſteht, in welchem ſo viele Kerben ausgefeilt ſind, als die Spieluhr Hammer und Tangenten hat. In jedem Kerbe ſteckt ein Tangent, und ein gemeinſchaftlicher Draht oder Stift befeſtiget ſie dergeſtalt in dem Gewinde, daß ſie ſich darin frei bewegen können. Damit ſie aber auch bei der Bewegung nicht ſchwanken, ſo iſt noch ein ſtählerner Rechen angebracht, der dem Gewinde ziemlich gleicht. An dieſem Rechen wird zugleich die Harfenuhr mit Haken befeſtiget.

Tangoul, eine Art Kupfererz, die von Salee auf der Barbariſchen Küſte in glatten Broden von etwa zehn Pfund am Gewichte, nach London, Marſeille ꝛc. gebracht wird. Es ſind von demſelben immer zwei Stücke zuſammen. Der Artikel wird von den Kupferſchmieden und Königlichen Artilleriegießereyen verarbeitet.

Tangſode, ſ. Soda aus Seetang, unter Soda, Th. 155, S. 137.

Tani, Tanny, Tany, die feinſte Gattung der Oſtindiſchen, Bengaliſchen und beſonders der Sinaſeide, welche die Engländer, Holländer und Franzoſen in den Handel bringen. Die Tannyſeide wird in verſchiedenen Sorten getheilt, welche zum Zeichen die Buchſtaben ST, und die Zahlen 1 bis 5 führen. Wenn ſich daneben noch ein A befindet, ſo iſt ſolches ein Merkmal, daß die Waare etwas feiner, als die gewöhnliche Sorte ausfällt, und dann iſt gewöhnlich das Pfund um ½ Thaler theurer. Dieſe Seide iſt alle roh und ungefärbt. Man verkauft dieſen Artikel ſowohl bei der Holländiſchen, als auch bei der Franzöſiſchen Kompagnie nach Amſterdamer Gewicht, und giebt 2 Prozent Sconto. Die Kavelingen ſind von zwei Ballen, jeder von 240 bis 250 Pfd. Das Verhältniß der Nummern bei der Franzöſiſchen Geſellſchaft iſt gegen die Holländiſche, wie hier folgt. Nr. 1 von der Franzöſiſchen gleicht der Sorte, welche

in Holland mit E bezeichnet ist. Nr. 2 der mit D, Nr. 3 der mit C, Nr. 4 der mit B, und endlich Nr. 5 der Holländischen A Sorte. Man giebt beim Handel stets der Französischen Ostindischen Seide den Vorzug vor der Holländischen Kompagnie-Waare, weil die Erstere einen bessern Glanz hat, und nicht so viel Abgang beim Verarbeiten leidet, als die andere. Tanna-banna ist eine andere Sorte Seide aus Bengalen, welche die Engländer zum Verkaufe bringen.

Tanjebs, s. Tang.

Tank, s. Tange.

Tanlake, eine Benennung der Aalmutter, s. unter Schleimfische, Th. 145, S. 448.

Tanne, Tannenbaum, Pinus Abies, Fr. Sapin, ein Nadelholzbaum, welcher in die neunte Ordnung der ein und zwanzigsten Klasse (Monoecia Monadelphia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und dessen Arten schon unter Abies, Th. 1, S. 58 u. f., und unter Kiefer, Th. 37, S. 266 u. f., beschrieben worden. Daß die Tannen auch im steinigen Boden sehr gut fortkommen, beweisen diejenigen Tannen in den gebirgigen Gegenden des Schottischen Hochlandes; denn sie wachsen daselbst in Thälern und auf Hügeln, die größtentheils gegen Norden liegen, und einen harten steinigen Boden haben; ihr geflügelter Same wird vom Winde haufenweise aus den Zapfen, die sich im April und Mai öffnen, zerstreuet. Die jungen Schößlinge wachsen anfangs sehr dicht bei einander auf, wodurch sie einen geraden Wuchs erhalten, und frei von Unterzweigen bleiben. Sie wachsen zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß auf, ehe sie einen Fuß im Durchmesser erhalten, und selbst ihr Wuchs in die Höhe, geht wegen des schlechten Erdreichs und ihrer großen Menge nur langsam von Statten, bis endlich die größern Bäume die kleinern völlig niederdrücken. In dieser engen Stellung werden sie häufig vom Winde aneinander ge-

fängt, oder auch von Tangel, Nadel, wegen der ſpitzigen Blätter, oder auch von andern Umſtänden herſtammen.

Tanne (Balſam-), Gileadiſche Tanne (Abies Balsamea), ſ. unter Abies, Th. 1, S. 62 und 66, und unter Kiefer, Th. 37, S. 306 u. f.

— (Edel-), Silbertanne, taxblättrige Tanne, Weißtanne, weiße Tanne, gemeine Tanne, Pinus Abies, ſ. unter Abies, Th. 1, S. 61, und unter Kiefer, Th. 37, S. 300 u. f.

— (Gileadiſche), Gileadiſche Balſamtanne, ſ. Tanne (Balſam-).

— (gemeine), ſ. Tanne (Edel-).

— (Harz-), Pechtanne, ſchwarze Tanne, rothe Tanne, Norwegiſche Tanne, Pinus Picea, ſ. unter Abies, Th. 1, S. 60, 63, und unter Kiefer, Th. 37, S. 267 u. f.

— (Meer-), eine Art Korallinen, Sertularia abietena, ſ. Th. 44, S. 417; auch eine Art Hornkoralle, Gorgonia elongata, ſ. Th. 44, S 325 u. f.

— (Norwegiſche), ſ. Tanne (Harz-).

— (Pech-), ſ. daſelbſt.

— (rothe), Rothtanne, ſ. daſ.

— (Schierlings-), ſ. unter Abies, Th. 1, S. 63, und unter Kiefer, Th. 37, S. 309 u. f.

— (ſchwarze), ſ. unter Abies, Th. 1, S. 60.

— (Silber-), ſ. Tanne (Edel-).

— (taxblättrige), ſ. daſelbſt.

— (Weiß-), weiße Tanne, ſ. daſ.

Tannen, Bei- und Nebenwort, aus dem Holze der Tannen bereitet. Tannene Bretter. In der Deutſchen Bibel lautet es tännen, welche Form aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt.

Tannenapfel, ſ. Tannenzapfen.

Tannenaſtmoos, ſ. unter Mos, Th. 94, S. 491 und 498.

Tannenbaum, s. Tanne, oben, S. 609.

Tannenbaumhacker, s. Tannenhacker.

Tannenblatter, kleine Blattern oder Bäulen unter der Rinde der Tannen, welche, wenn man sie ritzt, das weiße oder gelbliche, durchsichtige und fast wie Citronenschalen riechende Tannenharz geben.

Tanneneiche, Stieleiche, s. unter Eiche, Th. 10, S. 208.

Tannenelster, s. unter Krähe, Th. 46, S. 520.

Tannenfichte, Pinus strobus, s. unter Fichte, Th. 13, S. 268, und unter Kiefer, Th. 37, S. 267.

Tannenfink, Bergfink, Schneefink, Waldfink, Queck, Queckfink, Quäcker, Gägler, Gegler, Gögler, Zehrling, Goldfink, Quetschfink, Laubfink, Rothfink, Kothfink, Mistfink, Zetscher, Pienken, in Oesterreich **Ni-kowitz, Nikeviz, Nikaviz, Nikabiz, Rowert**; Fringilla montana, Montifringilla, Fringilla hyberna, nivalis. Fringilla (Montifringilla) alarum basi subtus flavissima. Linn. Fauna Suec. 233. Syst. nat. ed. XII, p. 318. Ital. Finco montano, Frenguello montanino; Griech. Ορεινιζη, Χρυσομητρις; Fr. le Montain ou le Pinson montain, Pinson des Ardennes, Pichot montain ou Pichot de mer, Ebourgeonneau ou Pinson d'Artois, le Tioguet, le Quincon de montagne, l'Ardenet; Engl. The Bramling or Bramble, the Mountain Finch, the Brierfinch, the Brambling or Bramlay; Holl. Keep, Bergvink; Dän. Quaker, Bogfinkens, Hoer-Unge. Dieser Fink, der Th. 13, unter Fink, S. 419, bloß erwähnt worden, ist fast in allen Gegenden Europas bekannt, und hat viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen oder Buchfinken, nur ist er größer. Das Männchen ist am Kopfe schwarz, jedoch mehr Schwarzes haben die Alten, als die Jungen; im Frühlinge werden sie am Kopfe glänzend schwarz, welche Farbe sich über den Hals hinunter

in Frankreich aufhalten, so fliegen sie mit den gemeinen Finken, und verstecken sich, wie diese, unter die Blätter. Zu gewissen Jahren hat man sie im Winter in Burgund in zahlreichen Scharen gesehen, und eben so große Scharen auch im Würtembergischen. Hier zogen sie alle Abend nach einem Thale am Ufer des Rheins, um daselbst ihr Nachtlager zu machen, von wo sie dann in der Morgendämmerung wegflogen, und die Erde ganz mit ihrem Miste bedeckt ließen. In den Tannenwäldern, vier bis fünf Meilen von Sarburg, sind sie oft in solcher Menge im Winter wahrgenommen worden, daß man sich nicht die Mühe gab, sie zu schießen, sondern man tödtete sie mit Stangen, und dennoch wurden sie dadurch nicht verscheucht. Jede Nacht soll man von diesen Vögeln über 600 Dutzend getödtet haben. In den Rhein- und Maingegenden und an der Donau erscheint dieser Vogel im Herbste, bald nach Michaelis, jedoch nicht immer in gleicher Anzahl. Um diese Zeit hört man daselbst die Ersten, die noch unter den gemeinen Finken gehen, und mit diesen auf den Vogelherden einzeln oder in geringer Anzahl von den Vogelstellern gefangen werden. Um die Mitte des Oktobers kommen sie aber in Haufen angezogen, in einer Gegend mehr, als in der andern, und suchen ihr Futter auf den Feldern in allerlei Sämereyen; wenn es Bucheckern giebt, so lagern sie sich in die Buchwälder, und bleiben den Winter über da liegen. Wenn der Schnee Alles bedeckt, so ziehen sie zwar hinweg, allein sobald er verschwunden ist, sind sie gleich wieder da. Im März fangen sie an sich auf den Rückzug nach dem Norden zu begeben, und am Ende dieses Monats, auch im April, je nachdem sich der Frühling anläßt, sind sie sämmtlich verschwunden, und wahrscheinlich schon an den Orten, wo sie brüten und den Sommer über sich aufhalten. In den Wäldern von Weissenburg, wo viele Buchen stehen, deren Samen sie gern fressen, sollen sie immer regelmäßig zurückkehren.

Von diesem Gesäme sollen sie Tag und Nacht fressen. Auf den Feldern im Pappenheimischen sah man sie oft im Herbste in großen Scharen, sobald aber Schnee einfiel, der eine gewisse Dauer versprach, so entfernten sie sich, sie kamen aber in eben so großen Haufen wieder zurück, als der Schnee geschmolzen war. Die Vogelsteller verkauften daselbst das Dutzend für 1 Gr., und dennoch löseten diese Vogelsteller den Herbst über dafür 10 Gulden und darüber. In Sachsen und Thüringen kommen sie spät im Herbste an und bleiben den Winter über daselbst, kehren aber im Frühlinge wieder nach ihrer Heimath zurück, um daselbst zu brüten, welches sie in den Gegenden, wo sie sich nur den Winter über aufhalten, nicht thun, woraus hervorgeht, daß sowohl dieser Vogel, als auch der Krammetsvogel, die Rothdrossel, der Seidenschwanz, die Ringamsel ꝛc., nicht aus Mangel des Futters im Frühlinge weggehen, weil sie dieses in dieser Jahreszeit und im Sommer eben so reichlich finden würden, als sie es im Herbste und Winter gefunden haben; man kann also daraus schließen, daß ihnen ein mehr kaltes, als heißes Klima zuträglich ist, und daß sie, um unserer Sonnenhitze auszuweichen, sich wieder von uns in diejenigen nördlichen Gegenden begeben, aus welcher sie im Winter durch eine zu starke Kälte, zu großer Entfernung der Sonne, und einen tiefen Schnee vertrieben werden, und welche sie dann nicht kälter wieder finden, als bei uns der Winter zur Zeit ihres Aufenthaltes war. Auch in Italien kommen sie vor. Nach Willughby hat man sehr viele in der Gegend um Venedig gesehen, nur in Sardinien hat Cetti ihn nicht gefunden; auch in England soll er sich nur selten sehen lassen. Ein Jäger will im Luxemburgischen die Beobachtung gemacht haben, daß der Bergfink daselbst nistе, und sein Nest ziemlich hoch auf der ästigen Tanne baue; daß er solches mit dem Ende des Aprils zu bauen anfange, dazu auswendig langes Tannenmoos,

inwendig aber Haare, Wolle und Federn gebrauche. Das Weibchen lege vier bis fünf gelblichgefleckte Eyer, und die Jungen begönnen am Ende des Mayes von einem Aſte zum andern zu fliegen. — Der Tannenfink iſt ein muthiger Vogel, der ſich mit ſeinem Schnabel bis auf den letzten Athemzug vertheidiget, obgleich er von ſanfterer Natur, als der gemeine oder Buchfink iſt, und leicht in die ihm geſtellten Schlingen geht; denn ſie folgen der Locke begierig, und fallen gern auf die Herde ab, wenn ſie Hanfſamen finden, und wenn ſie gleich einige Male aufſtehen, ſo ſetzen ſie doch wieder ein. Wer gute Lockvögel haben will, ſoll ſich nach ſolchen Männchen bemühen, die unter dem Quäcken auch rätſchen oder krähen, wie die Vogelfänger reden; denn auf dieſe fliegen die Fremden gern zu. Im Weiſſenburgiſchen macht man auf eine eigene Art Jagd auf ſie. Man verſammelt ſich deshalb in der kleinen Stadt Bergzabern, und wenn der Tag feſtgeſetzt iſt, ſchickt man Wachten, oder Kundſchafter aus, die Bäume zu bemerken, auf welche ſie ſich des Abends zu ſetzen pflegen, welches gewöhnlich auf kleine Tannen und andere immergrüne Bäume geſchieht. Dieſe Kundſchafter dienen dann als Anführer der Geſellſchaft. Man zieht nun des Abends mit Fackeln und Blasröhren aus. Die Fackeln dienen nicht allein dazu, den Jägern zu leuchten, ſondern auch die Finken zu verblenden, und mit den Blasröhren tödtet man ſie mit kleinen Kugeln von getrockneter Erde. Da dieſes Schießen ohne Geräuſch geſchieht, ſo werden ſie nicht ſo leicht aufgeſchreckt. Man ſchießt ſie daher auch ſehr nahe, um nicht zu fehlen; denn wenn nur ein Vogel blos verwundet würde, ſo würde er durch ſein Geſchrei die andern in Unruhe verſetzen; ſie würden dann ſogleich davon fliegen, und die Jagd hätte ein Ende. Das Fleiſch dieſer Vögel ſchmeckt etwas bitter, wie man zu ſagen pflegt wild, aber doch wohlſchmeckender und beſſer, als das von dem gemeinen Finken, und wenn man nach ih-

rem bunten und sammetartigen Gefieder gehen sollte, so müßte man auch eine schöne Stimme von ihnen erwarten, aber ihr Gesang steht weit unter dem des gemeinen Finken; man vergleicht ihre Stimme mit dem Eulen- und Katzengeschrei. Sie haben zweierley Geschrei, das eine ist eine Art von Gekrächze, das andere, welches sie hören lassen, wenn sie sich auf die Erde setzen, kommt dem Geschreie eines Steinschmätzers (Motacilla Rubetra) nahe, ist aber nicht so stark und nicht so deutlich. Nach Einigen soll ihr Gesang dem der Staare gleich kommen, nach Andern soll derselbe sehr verworren seyn, doch etwas von dem des gemeinen Finken enthalten; indessen glaubt man, daß sie zur Brütezeit besser singen, wo ihre Liebesgesänge ertönen, überhaupt jeder Vogel seinen wahren Gesang hören läßt, wozu ihn die Liebe reizt. Auch soll ihr Gesang sich sehr verbessern, wenn man sie im Käfiche zu andern Vögeln mit einem angenehmen Gesange hängt, vorzüglich zu den Kanarienvögeln, Stieglitzen und Hänflingen; ihr rauher Gesang wird dann weit angenehmer und sanfter, ja mehr dem ähnlich, den sie von den andern Vögeln, zu denen sie gehängt werden, hören. Die Bergleute bringen Tannenfinken vom Harze nach Göttingen unter dem uneigentlichen Namen von Bergnachtigallen, da doch ihr Gesang mit diesen auch nicht die geringste Aehnlichkeit hat. — Das vorzüglichste Futter für diese Vögel, wenn man sie im Bauer hält, besteht in Hirse, Hanf, Bucheckern ꝛc. Nach Andern soll ihnen der Hanf und Dotter nicht zuträglich seyn, wenigstens nicht, wenn man sie im Ueberflusse damit füttert; dagegen sollen sie sich an Kleye mit Milch gewöhnen. Die eingesperrten Männchen werden zahmer, als die gemeinen Finken, und sollen sich über fünf Jahre im Käfiche halten; wie lange sie im Freien leben, ist nicht bekannt. Auch soll man sie eher, als die gemeinen Finken, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen können, und mit einem Finken-

männchen gute Baſtarde von ihnen ziehen. Im Freien ſind dieſe Finken nicht ſo wild, als die gemeinen oder Buchfinken. Wenn ſie ankommen, fliegen ſie dicht zuſammen, ſetzen und heben ſich zugleich, und laſſen ſich ſo nahe kommen, daß ein ſicherer Schuß mit einer guten Vogelflinte, mit Vogelſchroot oder Dunſt geladen, wohl zwölf bis funfzehn mit einem Schuſſe tödten kann. Wenn ſie auf den Feldern ihre Nahrung ſuchen, machen ſie faſt eben ſolche Bewegungen, als die Tauben; von Zeit zu Zeit begeben ſich einige voraus, welchen ſogleich die ganze Schaar folgt. Sie ziehen nach den Beobachtungen mehrerer Naturforſcher ſtrichweiſe, und daher beſuchen ſie nicht immer eine und dieſelbe Gegend, wenn auch gleich Ueberfluß an Samen vorhanden iſt, den ſie vorzüglich lieben; daher kann derſelbe ſie auch nicht in ein ihnen bekanntes Land ziehen. So hat man in mehreren Gegenden am Rhein dieſe Finken in einigen Jahren nicht geſehen, obgleich ein Ueberfluß an Bucheckern vorhanden war, ſondern ſie nahmen einen andern Weg. Wenn gleich dieſe Vögel hauptſächlich in Europa bekannt ſind, ſo ſchränken ſie ſich doch nicht allein darauf ein; denn man hat ſie auch unter dem Namen der Schneevögel an der Hudſonsbay bemerkt, und Leute, die dieſes Land beſuchten, wollen die Bemerkung gemacht haben, daß ſie die Erſten ſind, welche jedes Jahr zu Anfange des Frühlings, noch ehe der Schnee geſchmolzen ſey, daſelbſt ankämen, und ſo hat man ſie auch in andern Gegenden bemerkt. Der Spiza des Ariſtoteles ſoll der Tannenfink, und ſein Oroſpiza unſer gewöhnlicher Fink, Buchfink, ſeyn.

Der große Tannen- oder Bergfink, der Lappländiſche Fink, der ſchwarzköpfige Gelb- oder Goldammer, Fringilla Lapponica, capite nigro, corpore griseo nigroque, superciliis albis, rectricibus extimiis, macula alba cuneiformi. Linn. Syst. Nat. ed. XII. p. 317 n. 1. Fringilla Montana.

Briss. ornithol. ed. in 8. tom. 1. p. 350 n. 38. Fringilla capite nigricante maculato, macula alba pone oculos. Carduelis Lapponica. Rudbeck. Emberiza capite nigro, luteis maculis vario. Klein. Ordo avium p. 92. n. 10. Fr. le grand Pinson de montagne, le Rousselan, le grand Montain; Engl. the greater Brambling. Dieser Tannenfink ist so groß, als eine Lerche, und der größte unter den Europäischen Finkengattungen. Man findet ihn in Lappland in der Gegend von Torno. Der Kopf ist schwärzlich, dabei orangenfarbig bunt, an jeder Seite mit einem weißen Streifen, der an dem Auge entspringt, und längs dem Halse herunterläuft, geziert. Der Hals, die Kehle, und die Brust sind hellrothgelb und braunbunt; die Flügel schwarz mit hellgelber und grünlicher Einfassung, und einem weißen Querstreifen. Der Schwanz ist gespalten, und die zwölf Schwanzfedern haben eine gelbliche Einfassung. Der hornfarbige Schnabel ist gegen die Spitze dunkler; die Füße sind schwarz. Die ganze Länge des Vogels beträgt $6\frac{1}{2}$ Zoll; der Schnabel 7 Linien, so auch die Füße und der mittlere Zehe. Die Flügelbreite beträgt $11\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll; er ist 10 Linien länger, als die Flügel. — Nach dem Linné ist der Kopf des Lappländischen Finken schwarz, der Leib grau und schwarz, die Augenbraunen weiß, und die äußern Schwanzfedern haben einen keilförmigen weißen Flecken; oder deutlicher, Kopf, Kehle, Gurgel und Brust sind schwarz, der Bauch ist weiß, so auch die Augenbraunen und der Steiß; der Hals ist oben rostbraun, und der Leib oben pommeranzenfarbig oder hell rothgelblich und schwarzbunt; die erste Schwungfeder ist am äußern Rande weiß. Nach Fabricius soll die Linnéische Beschreibung nach einem Männchen sehr gut entworfen seyn; nur die zunächst auf den Flügeln liegenden Deckfedern hätten, außer den rostfarbigen Strichen Spitzen; die folgenden Deckfedern hätten kei

bigen, ſondern weiße Ränder, woher gleichſam zwei weiße Streifen auf den zuſammengeſchlagenen Flügeln entſtänden. Er ſetzt noch hinzu, daß der Kopf von dichten Federn aufgeſchwollen ſey; der Ring in den Augen ſey beinahe braun; die Naſenlöcher ſeyen klein, eyförmig, halb offen, nakt; die Füße ſchwärzlich: der hintere Zehe am längſten. Der geſpaltene Schwanz habe zwölf Ruderfedern. Das Weibchen hat nicht ſo lebhafte Farben, als das Männchen. Der Scheitel fällt braun, wegen der hellen Federränder; der Hals iſt oben hellbraun; die Augenbraunen, der Steiß, die Kehle und der Bauch ſind blaß, und die Bruſt grau. Uebrigens iſt es dem Männchen ähnlich. Sie halten ſich auf den Feldern der innern Meerbuſen auf, und kommen nicht oft vor; ſie ſind, wie die Schneeammer, Zugvögel, kommen aber ſpäter in Grönland an, und ziehen eher von dort weg. Ihre Nahrung beſteht in Samen des Graſes und verſchiedener anderer Feldpflanzen, beſonders von den Sandweiden, der myrthenähnlichen und der Krautartigen (Salices arenariae, myrtill. et herbaceae). Im Junius legt das Weibchen im Felde an ſumpfigen Hügeln fünf bis ſechs längliche Eyer, welche faſt die Farbe der Trippelerde, nur von etwas dunklerer Miſchung haben. Das Neſt iſt ohne Kunſt aus Gras und Moos gemacht, und auf dem Boden liegen einige Federn. Er ſoll vorzüglich angenehm ſingen, dabei aber nicht auf der Erde oder auf einem Zweige ſitzen, ſondern in der Luft, wie die Lerche fliegen. Wenn gleich dieſer Vogel in Grönland in großer Menge vorhanden iſt, ſo ziehen die Grönländer doch nur einen geringen ökonomiſchen Nutzen von demſelben. Er wird auch ſelten gefangen. — Ueber die Tannenfinken ſehe man die ſchon oft in der Encyklopädie bei den einzeln beſchriebenen Vögeln erwähnten und bekannten ornithologiſchen Schriften nach.

Tannenhacker, ſ. den folgenden Artikel.

Tannenhäher, Tannenbaumhacker, Tannenhak-

ker, Tannenkrähe, Nußkrähe, Corvus caryocatactes, Fr. le Casse-noix; ſ. unter Krähe, Th. 46, S. 520.

Tannenhain, ein mit Tannen bewachſener Hain, ein Wort, welches in der höhern Schreibart gangbar iſt, alſo ein Tannenwald, ein mit ſchönen Tannen beſetzter großer Wald.

Tannenharz, ein Harz, welches aus dem Tannenbaume fließt, und nicht allein aus der eigentlichen Tanne, Pinus Abies, oder Abies picea, ſondern auch aus der Fichte oder Rothtanne, Pinus Picea, aus der Kiefer und aus andern Nadelhölzern. Das vorzüglichſte Harz fließt aber aus der Tanne, und nicht allein von ſelbſt, ſondern auch durchs Reißen; es iſt ſchön weiß, oder doch nur bleichgelb. Das Harz, welches von den übrigen Nadelbäumen gewonnen wird, iſt gelb oder braun; ſ. auch unter Kiefer, Th. 37, S. 291, 306 ꝛc. und den Art. Harz, Th. 22, S. 49 u. f.

Tannenheide, ein großer mit Tannenholze wild bewachſener Wald; ſ. unter Heide, Th. 22, S. 711. Dann eine Art Heide oder Heidekraut, welches unter Heidekraut, Th. 22, übergangen worden. Die Tannenheide, tannenförmige Heide, Heide mit dem Wachholderblatte, Erica abietina, antheris aristatis, corollis grossis, stylo incluso, foliis quaternis, floribus sessilibus Linn. et Berg. Da die Blätter dieſer Art eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den Tannenblättern haben, ſo hat man derſelben den oben angeführten Namen gegeben. Die Zweige zertheilen ſich immer nach einer beſtimmten Richtung; die Blätter ſind länglich, pfriemenförmig, glatt, mit einer Rinne verſehen; ſie haben einen haarigen Rand, und ſitzen zu vier bei einander. Die Blumen ſtehen auf einzelnen Stielen an den Seiten des Stengels und der Aeſte, wo ſie aus den Winkeln der Aeſte hervorkommen. Die Blumenkelche beſtehen aus eyrunden purpurrothen Blätt-

chen; die Blumenkronen sind von derselben Farbe, lang, walzenförmig, glatt, etwas bauchig und stumpf. Die Staubbeutel sind zerspalten und eingeschlossen. Man findet diese Heide auf dem Kap.

Tannenhirsch, Damhirsch, Tannhirsch, s. Th. 8, S. 658 u. f.

Tannenholz, das Holz von den Tannen, welches jährlich aus den Tannenwäldern geschlagen wird, s. unter Holz, Th. 24, und den Art. Tannennutzholz.

Tannenkäfer, Curculio Anchorago, eine Art Rüsselkäfer, welcher sich auf den Tannen aufzuhalten pflegt.

Tannenkoralline, Sertularia abietina, s. Koralle, Th. 44.

Tannenkrähe, s. Tannenhäher.

Tannenmarder, eine Art Marder, welche sich in den Kieferwäldern aufhält, und auch Fichtenmarder genannt wird; s. unter Marder, Th. 84, S. 316 u. f.

Tannenmeise, s. unter Meise, Th. 88, S. 22 u. f.

Tannenmoos, s. unter Mos, Th. 94, S. 498.

Tannenmotte, s. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 120.

Tannennadeln, Tangeln, s. unter Nadel, Th. 100, S. 442, und Nadelholz, daselbst, S. 561 u. f.; dann Nadelharken und Nadelstreu, daselbst, S. 561, und S. 571.

Tannennager, Tenthredo abietis, eine Art Sägewespen, welche sich an den Tannen aufhält; s. Wespe, unter W.

Tannennutzholz, bei den Holzarbeitern, das von der Tanne nach ihrem Auswuchse gefällte Holz zum Gebrauche in den Künsten und Handwerken, wozu sie wenigstens ein Alter von 70 bis 80 Jahren haben muß, da sie 120 Jahre zu ihrem vollkommenen Auswuchse bedarf. Man gebraucht die Tannenstämme zum Schiffs- und Häuserbaue; zum letzteren Gebrauche wählt man sie zu Balken, da sie zäher und elastischer als anderes Holz sind. Das mittlere Tannenholz benutzt man zu

Röhren, Dachrinnen, Brettern, Riegeln, Sparren, Bändern, Dachstühlen ꝛc.; dann dienen die ausgeschnittenen Bretter, wegen ihrer Leichtigkeit, auch zu Bodendielen, Thüren, Läden, Thorwegen ꝛc.; zu Schreiner-, Drechsler- und Faßbinderarbeit, so wie man es auch zu Brenn- und Kohlenholz gebraucht; und da dieses Holz leicht, biegsam, und besonders von feinen und zarten Fasern ist, so wird es zur Verfertigung musikalischer Instrumente, zu Schachteln und Siebrändern gebraucht. Außerdem hat dieses Holz noch den Vorzug, daß es in der Länge weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit merklich verändert wird, daher man es am besten zu Brettern für Thermometer und Barometer und andere dergleichen Werkzeuge wählt. Die Blasen oder Blattern auf der Rinde der Tanne enthalten den gemeinen Terpentin, den man hauptsächlich in der Schweiz zu sammeln pflegt, und ihn, außer jenen Blattern, auch aus den Zapfen erhält; s. auch oben, Tannenblatter. — Die Reiser vom Tannenholze, mit Weiden zusammengebunden, dienen im Deichbaue zum Tannenbusche. Wenn ein solcher Busch frisch ist, und die Nadeln noch grün sind, so kann man ihn zur Stackarbeit sehr gut gebrauchen, besonders auch zum Schölbusche. Trocken taugt er nicht. — Das junge Tannenholz, die jungen Tannenbäume, welches gerade aufschlägt, nennt man im Deichbaue Tannenspieren. Man gebraucht dieses gerade aufgeschossene Holz zu Eisbrechern, Lagerhölzern ꝛc.

Tannenöl, s. unter Kiefer, Th. 37, S. 306, und den Art. Terpentinöl. — Beim Theerschweelen gewinnt man auch ein Tannenöl, welches mit dem Theerwasser aus dem Ofen fließt; es ist leicht fließend, klar, rothbraun, bisweilen gelblichbraun, riecht nicht mehr nach Theer, sondern nach Harz, hat einen bittern Harzgeschmack, vermischt sich nicht mit Wasser, ist feuerfangend, besonders wenn es warm wird, friert nicht in der

chen; die Blumenkronen sind von derselben Farbe, lang, walzenförmig, glatt, etwas bauchig und stumpf. Die Staubbeutel sind zerspalten und eingeschlossen. Man findet diese Heide auf dem Kap.

Tannenhirsch, Damhirsch, Tannhirsch, s. Th. 8, S. 658 u. f.

Tannenholz, das Holz von den Tannen, welches jährlich aus den Tannenwäldern geschlagen wird, s. unter Holz, Th. 24, und den Art. Tannennutzholz.

Tannenkäfer, Curculio Anchorago, eine Art Rüsselkäfer, welcher sich auf den Tannen aufzuhalten pflegt.

Tannenkoralline, Sertularia abietina, s. Koralle, Th. 44.

Tannenkrähe, s. Tannenhäher.

Tannenmarder, eine Art Marder, welche sich in den Kieferwäldern aufhält, und auch Fichtenmarder genannt wird; s. unter Marder, Th. 84, S. 316 u. f.

Tannenmeise, s. unter Meise, Th. 88, S. 22 u. f.

Tannenmoos, s. unter Mos, Th. 94, S. 498.

Tannenmotte, s. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 120.

Tannennadeln, Tangeln, s. unter Nadel, Th. 100, S. 442, und Nadelholz, daselbst, S. 561 u. f.; dann Nadelharken und Nadelstreu, daselbst, S. 561, und S. 571.

Tannennager, Tenthredo abietis, eine Art Sägewespen, welche sich an den Tannen aufhält; s. Wespe, unter W.

Tannennutzholz, bei den Holzarbeitern, das von der Tanne nach ihrem Auswuchse gefällte Holz zum Gebrauche in den Künsten und Handwerken, wozu sie wenigstens ein Alter von 70 bis 80 Jahren haben muß, da sie 120 Jahre zu ihrem vollkommenen Auswuchse bedarf. Man gebraucht die Tannenstämme zum Schiffs- und Häuserbaue; zum letzteren Gebrauche wählt man sie zu Balken, da sie zäher und elastischer als anderes Holz sind. Das mittlere Tannenholz benutzt man zu

sparsam aufgeht. Die erste Saat soll die beste seyn, und der dazu bestimmte verangerte Grund vier bis fünf Zoll tief gepflügt und beegt, bei einem bevorstehenden Regen aber noch keinen halben Zoll tief besäet werden. Auch andere Forstmänner halten es für gut, daß der Tannensamen zur gehörigen Einwurzelung einen tiefer aufgelockerten Boden nöthig hat, als andere Nadelholzarten, der Same selbst soll aber, um nicht durch ein zu tiefes Einfallen an seiner Hervorkeimung verhindert zu werden, nur ganz gelinde untergebracht werden.

Tannensauger, Chermes abietis, eine Art der Blattflöhe, s. unter Kiefer, Th. 37, S. 285.

Tannenschwamm, Tannenschwämme, s. unter Schwamm, Th. 150.

Tannenspieren, s. unter Tannennutzholz.

Tannensprossenbier, s. unter Tannenzapfen.

Tannenterpentin, s. unter Terpentin.

Tannenvogel, s. Tannenpapagey.

Tannenwald, ein mit Tannen besetzter Wald, oder ein aus Tannen bestehender Wald; s. auch Tannenhain und Tannenheide.

Tannenwanze, Cimex abietis, s. unter Wanze, in W.

Tannenweiser, s. unter Weiser, in W.

Tannenwespe, Ichneumon Strobitellae, s. unter Wespe, in W.

Tannenwild, Tannwild, s. Tannenhirsch.

Tannenwinde, s. unter Winde, in W.

Tannenwurm, s. unter Wurm, in W.

Tannenzapfen, Tannzapfen, das aus dachziegelförmig gelagerten holzigen Schuppen bestehende Samengehäuse der Tannen, welches die Gestalt eines Zapfens oder auch eines ovalspitzigen Apfels hat, daher es auch Tannenapfel, Tannapfel genannt wird. Tannzapfen, Fichtenapfel und Kienapfel werden eben so oft verwechselt, als Tanne, Fichte und Kienbaum. In einigen Gegenden heißt der Tannzapfen

Kälte, verdunſtet, obgleich langſam, in offenem Gefäße, durch das ſaure Waſſer, welches öfters beim Theerſchwelen darunter kommt, und wird dann zu Harz reduciert, welches den Namen Burgunderharz führt. Dieſes Oel wird auch Terpentin, dicker Terpentin, und auch Franzöſiſcher Terpentin genannt.

Tannenpalme, Elate Linn., eine Pflanzengattung, welche Linné zu den Palmen zählt. Die männlichen Blumen haben eine zweiklappige Scheide und einen äſtigen Kolben. Die Krone beſteht aus drei rundförmigen Blättern; die drei an einander gewachſenen Staubbeutel ſitzen auf drei einfachen Trägern. Die weiblichen Blumen ſtehen auf eben dem Kolben, und in eben derſelben Scheide; ihre Krone hat ebenfalls drei rundliche fortdauernde Blätter. Der Stengel beſteht aus einem rundlichen Fruchtknoten, einem pfriemenförmigen Griffel, und einer ſpitzen Narbe. Auf die Blüte folgt eine eyrunde zugeſpitzte Dattel, mit einem eyförmigen Kerne, der mit einer Furche bezeichnet iſt. Die einzige bekannte Gattung führt den Namen Tannenpalme, Elate sylvestris Linn. Katou indel Rheed. Mal. 3. p. 15. t. 22—25. Sie wächſt in Oſtindien, und hat kleine Blätter, welche den Pflaumenblättern ſehr ähnlich ſind.

Tannenpapagey, Tannenvogel, in einigen Gegenden, ein Name des Kreuzſchnabels, Loxia curvirostra Linn., ſ. Kreuzvogel, Th. 49, S. 267 u. f.

Tannenpfeilſchwanz, ſ. unter Nadelholz, Th. 100, S. 566.

Tannenporſt, Ledum palustre, ſ. unter Porſch, Th. 115, S. 171.

Tannenreiſer, zum Deichbaue, ſ. unter Tannennutzholz.

Tannenſamen, ſ. unter Kiefer, Th. 37, S. 302 u. f. Nach dem Profeſſor Gleditſch ſoll man den Samen beim Ausmachen oder Ausſtäuben aus den Zapfen nicht erhitzen, indem er ſonſt zu langſam aufkeimt und zu

mehr gefärbt haben will, die Hefen nebst 5 oder 6 Maaß Wein darin zurück. Wenn der Liquor noch laulich ist, zerläßt man einen Nößel oder eine Chopine Hefen von starkem Biere darin, um sich mit dem Liquor innigst zu vermischen. Nachher füllt man das Faß bis an das Spundloch voll, und läßt Letzteres offen. Der Liquor gährt nun, und wirft vielen Unrath aus. Man hält das Faß beständig voll, indem man von eben dergleichen Liquor, den man in einem hölzernen Gefäße besonders aufbehält, nachfüllt. Macht man nach vier und zwanzig Stunden das Spundloch zu, oder zieht nach einigen Tagen das Bier auf Bouteillen, so bleibt es so scharf wie der Obstwein. Will man es aber süßer trinken, so verspundet man das Faß nicht eher, als bis die Gährung völlig vorbei ist. Man füllt das Faß zweimal des Tages auf. — In der Artillerie hatte man Tannenzapfen-Kartätschen, eine ältere Art der Traubenkartätschen. Man verfertigte sie, indem man eine Kugel mit Pech auf einen hölzernen Spiegel kittete, und rings um dieselbe mehrere andere kleinere Kugeln mit Pech befestigte, bis eine tannenzapfenförmige Pyramide entstand, die mit einem Sacke von Drillich überzogen, und mit Bindfaden oder ausgeglühetem Drahte überstrickt wurde. Man findet sie auch auf folgende Weise beschrieben. Man macht diese Kartätschen aus einem Stücke Eisen, das wie ein Kegel gestaltet ist, unten den Durchmesser von dem Kaliber der Kugel hat, und hernach spitzig zugeht. Die Länge ist 1½ Kaliber. Diesen Zapfen taucht man in zerlassenes Pech, und wälzt ihn in bleyernen Kugeln, und wenn es sich nicht genug angehängt hat, so wird es noch einmal eingetaucht. Hierauf wird dieser Zapfen nebst den Kugeln mit Leinwand überzogen, und mit Bindfaden befestiget, so ist die Kartätsche fertig. Beim Laden wird das breite Ende auf das Pulver gebracht.

Tannenzapfenbier, s. den vorhergehenden Artikel.

Tange, in Schlesien Schurke, in andern Provinzen Puselke, Putzelkühe. Butsche. Daß schon Th. 162, S. 160, erwähnte Sprucebier, auch Tannenbier, Tannensprossenbier, Fr. Sapinette, Epinette, Espinette, Holl. Sprucebeer genannt, ist ein Getränk, welches in Canada und Isle Royale aus der Tanne, Abies Picea, gebrauet wird, und dieses sowohl aus den Tannzapfen, als auch aus den Aesten und Zweigen. Wenn man von diesem Biere ungefähr so viel, als in unsere gewöhnlichen Biertonnen geht, brauen will, so füllt man einen Kessel, worein wenigstens noch ein Viertel mehr hineingeht, mit Wasser, und wirft, sobald dieses warm zu werden anfängt, ein Bund Aeste oder Zweige von der erwähnten Tanne, die so klein zerschnitten werden müssen, daß sie in den Kessel gehen, oder auch Tannenzapfen, hinein. Dieses Bund oder Gebünde muß ungefähr 21 Zoll im Umfange beim Bande haben. Man erhält das Wasser so lange im Kochen, bis die Haut von der ganzen Länge der Aeste abgeht. Während des Kochens läßt man einen Scheffel Hafer auf etliche Male in einer großen eisernen Pfanne rösten oder brennen; auch nimmt man eine Mandel Schiffszwiebacke, oder, in deren Ermangelung, 12 bis 15 Pfund klein zerschnittenes Brod, und läßt es gleichfalls durchbrennen. Wenn alle diese Materien auf solche Art geröstet sind, wirft man sie in den Kessel, und läßt sie so lange darin liegen, bis das Tannenreisig recht gekocht hat. Dann nimmt man alles Reisig aus dem Kessel heraus und löscht das Feuer aus. Der Hafer und das Brod setzen sich dann zu Boden; die Tannennadeln schwimmen oben auf, und werden mit einer Schaumkelle abgeschöpft. Zuletzt läßt man in diesem Liquor 6 Maaß (Pinten) groben Zuckersyrup, oder in dessen Ermangelung 12 bis 15 Pfund ungeläuterten Zucker zergehen. Diesen Liquor zieht man sogleich auf ein von rothem Weine frisch entleertes Faß, und läßt auch wohl, wenn man denselben

mehr gefärbt haben will, die Hefen nebst 5 oder 6 Maaß Wein darin zurück. Wenn der Liquor noch laulich ist, zerläßt man einen Nößel oder eine Chopine Hefen von starkem Biere darin, um sich mit dem Liquor innigst zu vermischen. Nachher füllt man das Faß bis an das Spundloch voll, und läßt Letzteres offen. Der Liquor gährt nun, und wirft vielen Unrath aus. Man hält das Faß beständig voll, indem man von eben dergleichen Liquor, den man in einem hölzernen Gefäße besonders aufbehält, nachfüllt. Macht man nach vier und zwanzig Stunden das Spundloch zu, oder zieht nach einigen Tagen das Bier auf Bouteillen, so bleibt es so scharf wie der Obstwein. Will man es aber süßer trinken, so verspundet man das Faß nicht eher, als bis die Gährung völlig vorbei ist. Man füllt das Faß zweimal des Tages auf.—In der Artillerie hatte man Tannenzapfen-Kartätschen, eine ältere Art der Traubenkartätschen. Man verfertigte sie, indem man eine Kugel mit Pech auf einen hölzernen Spiegel kittete, und rings um dieselbe mehrere andere kleinere Kugeln mit Pech befestigte, bis eine tannenzapfenförmige Pyramide entstand, die mit einem Sacke von Drillich überzogen, und mit Bindfaden oder ausgeglühetem Drahte überstrickt wurde. Man findet sie auch auf folgende Weise beschrieben. Man macht diese Kartätschen aus einem Stücke Eisen, das wie ein Kegel gestaltet ist, unten den Durchmesser von dem Kaliber der Kugel hat, und hernach spitzig zugeht. Die Länge ist 1¼ Kaliber. Diesen Zapfen taucht man in zerlassenes Pech, und wälzt ihn in bleyernen Kugeln, und wenn es sich nicht genug angehängt hat, so wird es noch einmal eingetaucht. Hierauf wird dieser Zapfen nebst den Kugeln mit Leinwand überzogen, und mit Bindfaden befestiget, so ist die Kartätsche fertig. Beim Laden wird das breite Ende auf das Pulver gebracht.

Tannenzapfenbier, s. den vorhergehenden Artikel.

Tannenzapfeneyer, Tannzapfeneyer, in der Baukunst, eine Verzierung von Bildhauer- oder Stuckaturarbeit, an den Gliedern der Gesimse, Balken und Kapitäle der Säulenordnungen. Sie haben die Gestalt wirklicher Tannzapfen, in Ansehung der Einschnitte oder der dachziegelförmigen Lagerung, ihr Umfang ist aber einem Eye gleich.

Tannenzapfenkartätsche, s. unter Tannenzapfen.

Tannenzapfenmotte, Phalaena Tinea Strobitella Linn., eine Art Motten oder Nachtfalter, welche sich auf den Tannenzapfen aufhalten; s. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 120.

Tannenzapfenstein, Graptolithus Strobiloides Linn., ein gemalter Stein, welcher in Schweden und bei Ilmenau in Franken in den Schiefergruben vorkommt. Der Schwedische ist ein brauner, dichter Thonschiefer, rund wie ein Ey; mitten durch diesen Schiefer läuft der Länge nach eine Linie, die aus weißen glänzenden Schüppchen besteht, und von dieser laufen zu beiden Seiten eine Menge Streifen aus, die sich nach dem andern Ende zu krümmen.

Tannhirsch, s. Tannenhirsch.

Tännling, in einigen Gegenden ein Name derjenigen Schwämme, welche an den Tannenbäumen wachsen, und auch Tannenschwämme genannt werden, s. diese.

Tannwild, s. Tannenwild.

Tannzapfen, s. Tannenzapfen.

Tannzapfenstein, s. Tannenzapfenstein.

Tansa, eine Tartarische Silbermünze in Großbuchara und Chorassim, am Werthe zehn Kaisergroschen; sie sind rund, und haben auf einer Seite den Namen des Chans, auf der andern aber ihre und des Landes Jahrzahl.

Tansjebs, s. Tang.

Tantalus, in der Mythologie, ein Sohn des Jupiters und König zu Sipylus in Phrygien. Nach der

alten Sage war er ein Günstling der Götter, die öfters bei ihm einkehrten, wodurch er so übermüthig wurde, daß er sie auf die Probe stellte, ob sie wirklich göttliche Eigenschaften und göttliche Kräfte besäßen. Als sie einmal wieder bei ihm einkehrten, ließ er seinen Sohn Pelops schlachten, dann in Stücke zerhauen, und diese unter das andere Fleisch mischen, zubereiten und auftragen. Die Götter entdeckten sogleich diesen grausamen Betrug, rührten das Essen nicht an, außer der Ceres, die in Gedanken die linke Schulter aß. Jupiter erweckte den Pelops wieder, und gab ihm für die aufgezehrte Schulter eine andere von Elfenbein. Nach Andern soll er den Jupiter durch Verrath beleidiget, bald wieder den Göttern heimlich Nectar und Ambrosia entwendet haben. Auch seine Strafe wird verschieden angegeben, die er in der Unterwelt dafür erleiden mußte; so soll ihn Jupiter zu einem übernatürlichen starken und unaufhörlichen Hunger und Durst verdammt haben. Er wurde in einem See angefesselt, wo ihm das Wasser bis an das Kinn ging, so oft er sich aber zum Trinken bückte, so wich das Wasser zurück. Ein mit Früchten beladener Ast von einem Baume hing bis an seinen Mund, wenn er aber zugreifen wollte, so zog sich der Ast in die Höhe. Dann stellt man ihn vor, wie ein großer Stein über seinem Haupte hängt, der ihn jeden Augenblick zu zerschmettern droht, und den er nicht entfernen kann. — Auch der Ibis führt den Lateinischen Namen Tantalus, s. Th. 29, S. 286.

Tantes, eine Benennung der Rechenpfennige und anderer Zeichen oder Marken, die man beim Kartenspiele gebraucht.

Tanz und Tanzkunst, Fr. Danse, Ital. Danza, Engl. Dance, in sprachlicher Beziehung ist Tanz, Tänzchen, Tänzlein, eine Reihe an einander hängender Bewegungen des Leibes, so fern sie ein Ausbruch der Freude oder des Vergnügens sind, und nach einem ge-

wissen Zeitmaaße bestimmt werden. Einen Tanz, ein Tänzchen mit Jemanden machen. Eine Person zum Tanze aufziehen, auffordern. Den Tanz aufführen, führen. Jemanden den Tanz versagen. Mit an den Tanz müssen, figürlich, mit daran müssen. An den Tanz treten. So auch das Tanzen, als eine Handlung ohne Mehrzahl. Zum Tanze gehen. Er ging zum Sonntagstanze. Einen Tanz halten, anstellen; so auch das musikalische Stück, nach welchem getanzt wird. Einen Tanz spielen. In der untersten Bedeutung wird es im gemeinen Leben noch zuweilen, obgleich nur im Scherze, von jeder heftigen Bewegung gebraucht. Das war ein Tanz! — Der Tanz ist die Kunst, sich nach abgemessener Bewegung (Rhythmus) hüpfend nach der Musik mit dem Körper zu drehen oder zu wenden, ein abgemessener, mit Ausdruck verbundener hüpfender Gang, wobei also die Füße und die Arme in Bewegung sind, die Ersteren sich kunstmäßig fortbewegen, und die Letzteren diese Kunst durch zierliche Bewegungen erhöhen. Der Tanz ist sehr alt, schon bei den ältesten Völkern, welche die Geschichte erwähnt, finden wir ihn, obgleich er hier sehr von unsern Tänzen abweicht; denn bei ihnen scheinen die Bewegungen zwar taktmäßig zu geschehen, aber nicht in Wendungen oder Drehungen des Körpers, sondern in einem raschen Gange, in abgemessenen schnellen Schritten, gleichsam wie die Märsche unserer Soldaten, wenn sie nach den Trommeln, den Hörnern, Trompeten, und der Janitscharenmusik marschiren, wenigstens lassen sich die Stellen in der heiligen Schrift nur so erklären. So nahm Miriam, die Prophetin, Aarons Schwester, eine Pauke in die Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken und Gesang; sie führte daher den Tanz an, und die Andern ahmten ihre Schritte nach, und dieses nicht nach einer gelernten steifen und gezwungenen Art,

sondern gleichsam aus dem Stegereife leicht und ohne Zwang, jedoch immer nach dem Takte der Musik, oder des Gesanges. So tanzte David nicht allein vor dem Herrn, als die Bundeslade zurückgebracht wurde, sondern er führte den Tanz an, und die Andern folgten ihm nach; die Morgenländischen Tänze sollen noch jetzt auf eine ähnliche Art geschehen, wie aus der Stelle eines Briefes der Lady Montague hervorgeht. Sie sagt nämlich darin: „Ihre Art zu tanzen ist dem von dem Dichter besungenen Tanze der Diana an den Ufern des Eurotas vollkommen ähnlich. Das größte Mädchen führt den Tanz an, welcher ein Chor junger Mädchen nachfolgt, die ihre Schritte nachahmen, und, wenn sie singt, das Chor ausmachen. Die Töne sind sehr munter und lebhaft, sie haben aber doch dabei etwas wundersam Sanftes. Die Schritte werden nach dem Belieben derjenigen, welche den Tanz anführt, verändert; doch geschieht Alles sehr genau nach dem Takte, und ist, wenigstens meiner Meinung nach, weit angenehmer, als unsere Tänze. Ich mache bisweilen einen Tanz mit, aber einen anzuführen war ich nicht im Stande. Von dieser Beschaffenheit sind die Griechischen Tänze, die Türkischen aber sind davon verschieden." — Auch hieraus ersieht man, daß die ersten Tänze nur in geschwinden Schritten nach dem Takte der Musik oder des Gesanges bestanden, und daß sich hieraus nach und nach der künstliche Tanz mit seinen mannigfaltigen Verzierungen gebildet und vervollkommnet habe. Frohe oder freudige Gefühle, eine heitere Stimmung des Gemüths, treiben den Menschen am ersten und unwiderstehlichsten zur Bewegung des Körpers an, welche mit Rhythmus und Gesang verbunden, den ersten natürlichen Tanz abgaben. Diese schon oben erwähnte rhythmische Bewegungen des Körpers, wodurch irgend eine Gemüthsstimmung ausgedrückt wird, sind dasjenige, was wir Tanz nennen; denn da Töne vorzüglich geeignet sind, den

Rhythmus fühlbar zu machen, so sind schon deshalb bloße rhythmische, wenn gleich unmelodische und untermischte Töne eine fast nothwendige Begleitung des Tanzes. So tanzen die noch rohen kulturlosen Völker nach dem Schalle der Trommel, oder geben sich selbst durch Fußstampfen ꝛc. eine Art von rhythmischer Begleitung. Kommen nun noch Melodie und Harmonie mit ihrem Zauber hinzu, so geben diese dem Tanze ein neues Leben, einen unwiderstehlichen Reiz, daher hat der Tanz ohnē Gesang und Musik wenig Anziehendes für den ruhigen Anschauer oder Beobachter, durch die Musik wird er aber anziehend, so daß gleichsam die Musik die Seele des Tanzes ist; auch belebt das einfachste Instrument, bloß Gesang, bloß das Pfeifen mit dem Munde, den Tanz oder rhythmischen Gang. Tanz und Musik sind daher genau verbunden, beide erwecken Empfindungen, welche die Natur in unser Gemüth legte, und beide sind auch in einem hohen Grade fähig, Empfindungen darzustellen und zu erwecken; beide haben daher eine große Macht über den Menschen, und Eines unterstützt die Wirkung des Andern. Der Tanz zeigt aber nicht bloß den Ausdruck froher Gefühle, eine heitere Stimmung der Seele an, die sich freilich bei dem natürlichen Tanze immer findet, sondern jede Gemüthslage kann durch Stellungen und Bewegungen sich äußern; indessen gehört dieser Ausdruck anderer oder fröhlicher Empfindungen schon zu einer höhern Stufe der Kunst. Die Darstellung trauriger, ernsthafter, erhabener Gefühle und Charaktere erfordert mehr Feinheit, mehr Behutsamkeit, mehr Studium, um richtig diese Zeichnung zu treffen, als die unzweideutigen Aeußerungen der Freude, die auch in den kunstlosesten Bewegungen, im Stampfen mit den Füßen nicht mißverstanden werden können; daher ist sowohl bei gebildeten, als ungebildeten Völkern der Tanz nur gewöhnlicherweise bei solchen Gelegenheiten üblich, wo man Freude bezeugen, oder sich zur Freude er-

wecken will; es sind aber auch Beispiele genug vorhanden, selbst unter rohen Völkern, wo der Tanz bei ernsthaften und traurigen Veranlassungen angewendet wird. Dieses war auch die Ursache, daß schon in den entferntesten Zeiten der Tanz die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf sich zog. Griechen und Römer brauchten ihn nicht bloß zum gesellschaftlichen Ergötzen, sondern auch bei ihrem Gottesdienste und allen öffentlichen Feierlichkeiten, eben so auch die Juden, besonders am Laubhüttenfeste; nur dehnten die Alten den Begriff des Tanzes weiter aus; denn sie rechneten auch Leibesübungen, die unserer Fechtkunst gleich kamen, überhaupt das, was wir in unsern Tagen beim Schauspiele stummes Spiel, Pantomime, nennen, hinzu, woraus die große Mannigfaltigkeit der Tänze hervorgeht, und auch ihre Wichtigkeit, indem sie allen wichtigen öffentlichen und häuslichen Festen, ernster oder fröhlicher Gattung, nicht fehlen durften, und selbst bei den rohesten Völkern, die gleichfalls ihre Empfindungen in ihren Tänzen ausdrücken; und da der Tanz zur Erweckung und Verstärkung jeder Empfindung tüchtig ist, so hatte man auch Kriegs- und Friedenstänze, Vermählungstänze, Spott- und Liebestänze, theatralische Tänze, in welchen man besonders durch Mienen, Stellungen und Bewegungen jede Empfindung ausdrückte, ꝛc.; s. weiter unten: die Tänze der verschiedenen Völker. Schon in den ältesten Zeiten unterschied man zweierley Arten von Tänzen, nämlich Tänze bei religiösen, und Tänze bei öffentlichen Feierlichkeiten. Die Egyptier, Juden, Griechen und Römer tanzten bei ihren Opfern und bei andern öffentlichen Festlichkeiten; auch thaten es späterhin die Christen (s. weiter unten), nur die Gallier, und ihre Besieger, die Franken, thaten es nicht. Anfangs war der öffentliche christliche Gottesdienst in Gallien ganz prunklos, jede Spur von heidnischer Pracht war verwischt; nur erst späterhin fing man an in großen Städten und bei feierlichen Gelegen-

heiten immer mehr Gepränge mit den Prozessionen zu verbinden; aber den Tanz erlaubte man hier nicht, weil man glaubte, er vertrage sich nicht mit der Strenge der christlichen Sitten. Man sah bei der Prozession nicht einmal auf einen ordentlichen regelmäßigen Gang. Wagte man nun gar bei feierlichen Gelegenheiten einen Tanz aufzuführen, so schrie gleich die Geistlichkeit gegen die Profanirung der Ceremonie durch den Tanz, und so wurde jede Empfindung der Freude, die sich ganz natürlich äußerte, unterdrückt. Die Decrete der Concilien, die Päbstlichen Bullen, die Ausschreiben der Könige, und die Aussprüche der Justizcollegien, verboten ihn als Ueberreste des heidnischen Aberglaubens und als Unanständigkeiten, die nicht zu dulden seyen. Man war beinahe eben so strenge gegen die profanen Tänze. Man verkannte die großen Wirkungen der Musik; die anständigen und ernsthaften Tänze waren langweilig und plump, und die lustigen dagegen frech und unanständig. Die Landesherren vernachlässigten daher die Ersten, und verboten die Andern. — In Italien, dem Lande der Künste, fing der Tanz im funfzehnten Jahrhunderte sich wieder an zu heben; er bekam mit den übrigen Künsten, die sich daselbst zu einem neuen Glanze erhoben, wie die Dichtkunst, Musik, Malerey, Bildhauerkunst, Gravierkunst und Baukunst, eine neue Gestalt. Große theatralische Vorstellungen wurden wieder zu Ehren auf- und angenommen, wobei man den Tanz zuließ, und die ersten Balletts gab. Um diese Zeit schlossen sich die Bälle an die Vergnügungen der Höfe an, und man hielt sie bald für das schönste Relief großer Feste. Zwei merkwürdige Beispiele bestätigen dieses. In den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts war Ludwig der Zwölfte zu Mayland, wo man ihm einen großen Ball gab. Es waren zwei Kardinäle gegenwärtig. Man nöthigte sie mit den vornehmsten Damen der Stadt zu tanzen; sie konnten es nicht abschlagen, und erhielten großen Bei-

fall, da sie ihre Sache gut machten. Philipp der Zweite, König von Spanien, kam im Jahre 1562 nach Trient, wo unter dem Vorsitze des Kardinals Herkules von Mantua, die allgemeine Kirchenversammlung gehalten wurde. Man brachte ein großes Fest in Vorschlag, wobei tapfer getanzt werden sollte. Es wurde daher ein prachtvoller Ball veranstaltet, auf welchem der König, die Kardinäle und die übrigen Prälaten mit den Prinzessinnen und den Italienischen und Deutschen Damen, die sich daselbst in großer Anzahl eingefunden hatten, tanzten. Dieses wird nicht sehr auffallen, wenn man bedenkt, daß die damaligen und bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts üblichen Italienischen Tänze so gravitätisch waren, daß sie sich mit der Königlichen Gravität, der Spanischen Ernsthaftigkeit, mit der Kardinalswürde, und der den vornehmen Italienischen und Spanischen Damen vorgeschriebenen Sittsamkeit sehr gut vertrugen, welches aus dem Werke des berühmten Mayländischen Tanzmeisters Cäsar Negri, in Italienischer Sprache geschrieben, bewiesen werden kann, welches Werk im Jahre 1603, in Folio gedruckt, in Mayland herauskam, und die Geschichte der Tanzkunst in Italien von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an bis zu Ende desselben liefert. Man findet darin die Aufzählung aller großen Balletts, die man in dieser Zeit gegeben hat, und aller Ehrenbälle in Italien, bei welchen die Könige Philipp der Zweite von Spanien, Heinrich der Zweite und der Dritte von Frankreich, mehrere Prinzen, und vornehme Italiener, Spanier, Franzosen und Deutsche gegenwärtig waren; das Namenverzeichniß aller Ballett- und Tanzmeister von Profession, welche die Hauptpersonen bei jenen lustigen Tänzen und Maskeraden waren. Der oben genannte Verfasser des Werks war selbst einer der berühmtesten unter jenen Tänzern. Die regierenden Fürsten, die übrigen Herren und Damen tanzten nur ernsthafte

und würdevolle Tänze, die man Danses basses nannte. In dem genannten Werke des Negri werden nicht allein ihre Namen angeführt, sondern dasselbe ist auch mit ihren Bildnissen in Lebensgröße geschmückt; sie sind darin tanzend vorgestellt, jedoch mit einer so ernsthaften Stellung, daß man daraus den Tanz erkennt, und man überzeugt sich noch mehr von der Gravität dieser Tänze, wenn man die mit der Musik derselben verbundenen häufigen Anweisungen liest, wie die Tänze ausgeführt werden sollen. Die Kleidung der jungen Tänzer von Stande ist sehr prächtig; allein auch hieraus fällt in die Augen, daß sie in einem solchen Ballanzuge keine lustigen Tänze machen konnten; denn alle Herren tragen Mäntel, die unter dem linken Arme zugebunden sind, und einen großen Degen an der Seite; ihre runden Hüte tragen sie in der einen Hand, und die andere reichen sie ihrer Dame. Die Damen tragen lange Kleider, die von dikkem Stoffe zu seyn scheinen, überladen von Stickereyen und Juwelen. Diese Kleider gehen bis zum Halse hinauf, der mit einer Krause geschmückt ist, und so tief herab, daß sie auf allen Seiten so sehr nachschleppen, daß von den Schuhen und Strümpfen gar nichts zu sehen ist. Diesen Abbildungen von Herren und Damen zur Seite, findet man die berühmtesten Namen, unter welchen aber wenig Franzosen und Deutsche sind. Dieses mag über das Buch des Negri hinreichend seyn, um zu beweisen, daß der Tanz in der damaligen Zeit an den Italienischen Höfen sehr viel Anstand und Gravität hatte, und auf diesem Fuße kam er unter den Regierungen der Könige Franz des Ersten und Heinrichs des Zweiten, und der Königinnen Leonore von Oesterreich und Katharina von Medicis nach Frankreich. Als die Letztere Regentin von Frankreich wurde, unterließ sie kein Mittel, die jungen vornehmen Franzosen an sich zu ziehen, und ihre Feinde einzuschläfern, um sie desto sicherer zu schlagen. Schauspiele und

Bälle waren daher die Anziehungsmittel, welche sie veranstaltete, und diese bezogen sich hauptsächlich auf heroische, galante, allegorische und komische Balletts, die alle sehr prachtvoll waren. Ihre Hofdamen mußten dabei in Galla erscheinen, und deshalb mehrere Rollen spielen, die zwar nur pantomimisch waren, ihnen aber Gelegenheit gaben, sich weit verführerischer zu kleiden, und ihre Reize weit mehr zu zeigen, als es die Altfranzösische Tracht, oder die Spanische und die Italienische Kleidung erlaubte, die man damals am Französischen Hofe trug. Sie gab Bälle, und ließ unvermerkt die gesitteten und ernsthaften Italienischen Tänze mit lustigern abwechseln. Die jungen Herren erlaubten sich allerley Luftsprünge, welche, weil man sie als Possen ansah, sich nur Tänzer von Profession erlaubten. So erlaubte auch diese Königin den Französischen Damen und Mädchen kürzere Röcke zu tragen, damit man sehen könne, ob sie gute Tanzschritte machten; man war folglich im Stande, die Kleinheit der Füße und deren Bekleidung zu beurtheilen. Margaretha von Valois, Tochter der Katharina von Medicis, erste Gemahlin Heinrichs des Vierten, besaß alle Vollkommenheiten des Körpers, welche auf Bällen und öffentlichen Festen Aufmerksamkeit erregen können; sie erschien mit Pracht und Geschmack, setzte sich über alle Schwierigkeiten hinweg, und wurde für die Jugend beiderlei Geschlechts Muster der Nachahmung; dadurch wurden auch bald die Bälle am Französischen Hofe wirkliche Vergnügungen, anstatt sie vorher nur traurige Ceremonien waren. Der Königin Katharina von Medicis gebührt noch die Ehre, daß sie die maskirten Bälle erfunden hat. Man kannte zwar schon die Maskeraden; sie waren aber noch nicht mit Ball und Tanz verbunden. Durch diese Erfindung wurde die Summe von Volkslustbarkeiten vergrößert. Katharina von Medicis hat nie mehr Pracht gezeigt, nie mehr bewiesen, wie hoch sie den Luxus am

Franzöſiſchen Hofe getrieben hatte, als bei dem Empfange ihrer älteſten Tochter, der Königin Eliſabeth von Spanien zu Bayonne. Sie hielt es für gut, ihren Sohn, den König Karl den Neunten, nach dem unglücklichen Tode ihres Gemahls, Heinrichs des Zweiten, eine Reiſe durch die Provinzen ſeines Landes machen zu laſſen, und ihn auf derſelben zu begleiten, deshalb ließ ſie ihrer Tochter eine Zuſammenkunft an den Grenzen vorſchlagen, die auch wirklich zu Bayonne Statt hatte. Eliſabeth kam daſelbſt unter der Begleitung des Herzogs von Alba, und vieler Spaniſchen Herren und Damen an, und hatte die Freude, ihre Mutter, ihre drei Brüder, und ihre jüngere Schweſter, Margaretha von Valois, wieder zu ſehen. Die Herzöge von Lothringen und Savoyen, und die vornehmſten Perſonen beiderlei Geſchlechts machten das Gefolge Karls des Neunten und Katharinas aus. Sie blieben einige Tage zu Bayonne. Die Morgenſtunden wurden, wie man ſagt, in politiſchen und geheimen Unterredungen zugebracht. Die Nachmittage zeichneten ſich durch allerlei Feſte aus. Eines derſelben war ſo vorzüglich, daß Katharina dadurch die Bewunderung und Eiferſucht ſelbſt der Spanier erweckte. Der Schauplatz dieſes Feſtes war eine mitten im Fluſſe Adour gelegene Inſel, die ganz mit hochſtämmigem Holze eingefaßt war, das Katharina ſo ausſchneiden und anordnen ließ, daß es verſchiedene Luſtwäldchen ausmachte. Im Mittelpunkte der Inſel war ein großer Platz leer gelaſſen, auf welchen zwölf Laubengänge ſtießen; mitten auf dem Platze war ein großer prächtiger Saal gebaut, auf welchem ein Abendeſſen und Ball gegeben wurde. Die Tafel des Königs und der Königinnen hatte nur zwölf Gedecke, und wurde von Katharinas Ehrendamen bedient, die mit vieler Auswahl als Waldnymphen und Najaden gekleidet waren; ſie trugen das Eſſen auf und reichten die Pokale herum; ſie hatten aber nicht

nöthig, weit darnach zu gehen, weil sie selbst, wie die Geschichte erzählt, von Hofjunkern bedient wurden, die als Satyre verkleidet waren, und die ihnen Alles, was sie auftragen sollten, an den Ausgängen des Gehölzes entgegen brachten. In den verschiedenen Lustgebüschen waren für die übigen Hofleute mehrere Tafeln gedeckt. Nach aufgehobener Tafel wurde der Saal mit einer feenmäßigen Geschwindigkeit zum Balle eingerichtet, und weil die Nacht schon eingebrochen war, so wurde nicht allein der Saal und der ganze Bezirk, dessen Mittelpunkt er ausmachte, sondern auch alle Gänge im Gehölze mit Laternen erleuchtet, welche mit Guirlanden von einem Baume zum andern befestiget waren. Die Bezauberung wurde dadurch auf den höchsten Punkt geführt, da man die Musik hörte, und nicht sah. Der Ball nahm nach einigen Ceremonien mit gravitätischen Tänzen, die man nur am Spanischen Hofe kannte, die aber auch in Frankreich unter den früheren Regierungen gebräuchlich waren, seinen Anfang; aber man ging bald zu lustigen Tänzen über. Es kamen verschiedene Parthien Tänzer und Tänzerinnen vor, die als Landleute und Schäfer gekleidet waren, und Bewohner aus allen Provinzen Frankreichs vorstellten. Jeder dieser kleinen Haufen tanzte nach der Weise seines Landes, und diese Verschiedenheit der Tänze that eine so große Wirkung, daß man sie von dieser Zeit an auf allen Bällen einführte. Die jungen Leute von Stande, welche aus den Provinzen, wo sie getanzt wurden, gebürtig waren, nahmen sie in Schutz, und beeiferten sich, sie besser auszuführen, als Andere, deshalb entstand ein reger Wetteifer, der diese Bälle um so lebhafter machte. In den Denkwürdigkeiten der Margaretha von Valois findet man die Beschreibung dieses Festes, und es würde demselben keine Vollkommenheit gefehlt haben, wenn nicht ein plötzliches Ungewitter es unterbrochen hätte, welches die ganze Insel überschwemmte, und beide Höfe zur ei-

zogen nackend auf, sangen Päane zu Ehren Apolls, und stellten durch die Saltation eine Art von Kampf oder Pancratium vor. Die Anführer waren mit Kränzen von Palmenlaub geschmückt. — Die Gymnopädie gehörte daher zu den kriegerischen Tänzen, welche auch unter dem allgemeinen Namen Pyrrhische Tänze begriffen werden. Richtiger aber ist es wohl, die letztere Benennung einer schwereren Art des Kriegestanzes zuzueignen, weil Gymnopädie und Pyrrhische ausdrücklich unterschieden werden, jene als ein leichterer, dieses als ein schwererer Tanz. — Der Hormus, Ὅρμος, war ein Reihentanz, welcher, wie Lucian sich ausdrückt, Aehnlichkeit mit einer Halsschnur hatte. Knaben und Mädchen tanzten ihn in bunter Reihe. Dieser Tanz war auch den Lacedämoniern eigen. Die Knaben drückten durch kriegerische Stellungen und Bewegungen Muth und Herzhaftigkeit, die Mädchen dagegen durch sanfte Geberden, Bescheidenheit und Sittlichkeit aus. — Der Geranos, Γέρανος, welches Wort im Deutschen einen Kranich bedeutet, war gleichfalls ein Reihentanz, den Knaben und Mädchen mit in einander geschlungenen Händen tanzten. Vermuthlich hatte dieser Tanz seinen Namen daher, weil er im Frühlinge getanzt wurde, wo die Kraniche fortzogen. Man feierte die Rückkehr des Frühlings auf einer Wiese, und ahmte das Fortziehen der Kraniche, welches ein Vorbote des ankommenden Frühlings war, durch diesen Tanz nach. Ein anderer Reihentanz, der die Krümmungen labyrinthischer Gänge nachahmte, hatte seinen Ursprung dem Dädalus zu danken, der ihn für die Ariadne erfand. Homer*) beschreibt ihn bei Gele-

*) Nach der Uebersetzung von Stollberg (Iliade XVIII. v. 590—605) V. 587—601:

„Einen Reigen bildete der hinkende Hochberühmte,
Jenem ähnlich, welchen vordem in der großen Knossos

Nils und in den Städten gehalten wurden, vorzüglich zu der Zeit, wenn sie ihren wiedergefundenen Apis feierlich einführten. Von den heiligen Tänzen der Israeliten und Juden ist schon oben Erwähnung geschehen. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Egyptier die Tänze von ihnen, oder sie die ihrigen von den Egyptiern angenommen haben. Der Tanz um das goldene Kalb wurde wahrscheinlich durch die Gebräuche veranlaßt, die in Egypten bei dem heiligen Ochsen üblich waren. Nach dem Durchgange durch das rothe Meer wurde ein festlicher Tanz angeordnet. Von den jährlichen Festen, bei welchen getanzt wurde, findet man ebenfalls Beispiele; denn so heißt es: Buch der Richter, 21, 22 u. f.: „Siehe es ist ein Jahresfest zu Silo .... Gehet hin und lauert in den Weinbergen. Wenn ihr dann schaut, daß die Töchter Silo mit Ringen zum Tanze gehen, so fahret hervor aus den Weinbergen, und nehme jeglicher ihm ein Weib von den Töchtern Silo." Auch in den Psalmen findet man allenthalben Spuren von der Einführung der Chöre von Sängern und Tänzern. So fand man diese Tänze auch bei andern Völkern der frühesten uns durch die Geschichte bekannten Zeit, wenn auch nur höchst unvollkommen; denn ein Volk lernte immer von dem andern. — Bei den Griechen findet schon eine andere Eintheilung der Tänze Statt; denn hier theilen sie sich in heilige und weltliche. So theilt Plato die Tänze in zwei Klassen ab, in Orchestik und Palästrik; jene Art war gelassen, sanft und voll musikalischer Harmonie, und ward bei Hochzeiten, Gastmahlen und beim Gottesdienste gebraucht; diese dagegen heftig, gewaltsam und mühsam, und man gebrauchte sie auf der Schaubühne und in der Rennbahn. Die Orchestik der Griechen umfaßte aber nicht bloß den eigentlichen Tanz, sondern man dehnte bei diesem Volke die Bedeutung des Wortes weiter aus; es bezeichnete bei ihnen auch das ganze Geberdenspiel u. s. w.

der Tänzer drückten Schrecken, Mitleid, und ähnliche Gemüthsbewegungen aus; in den Stellungen und Bewegungen herrschte Würde und Anstand. Diese Gattung des Tanzes ward deshalb auch vom Plato in seinen Büchern „Von den Gesetzen" gelobt. — Der Kordax oder Kordakismos, Κόρδαξ oder Κορδακισμός, war ein übel berüchtigter Tanz, dem vorigen gerade entgegen gesetzt. Trunkene Lustigkeit, unanständige und freche Geberden machten das Charakteristische desselben aus, daher er auch von keinem Griechen von guten Sitten und Geschmack geschätzt, viel weniger getanzt wurde, sondern den burlesken Scenen auf dem Theater angehörte, woran sich das gemeine Volk vergnügte. — Der Konisalos, Κονισαλος, war ebenfalls ein unanständiger mit frechen Bewegungen verbundener Tanz. Dergleichen Tänze waren noch der Kolabrismos, Κολαβρισμός und der Kolia, Κολια. — Der Cobas, Sobas, war ein Tanz, der dem satyrischen Drama angemessen war. — Der Sicinnis war ein satyrischer Tanz, der sich durch schnelle ungekünstelte Bewegungen auszeichnete; er wurde von Satyren und Silenen auf dem Theater aufgeführt. — Der Pyrrhiche oder der Pyrrhichische, auch Pyrrhische Tanz, wird in mehr als einer Bedeutung genommen, und der Name auf verschiedene Art abgeleitet. In der weitläuftigern Bedeutung bezeichnet man dadurch alle Kriegestänze der Griechen, in der engern Bedeutung eine besondere Art derselben. Ob die Benennung von Pyrrhus, oder von Pyrrhichus, die man als Erfinder dieses Tanzes angiebt, oder von πυρ, Feuer, herzuleiten sey, weil es ein feuriger lebhafter Tanz war, ist ziemlich gleichgültig. Die eigentlich sogenannte Pyrrhiche war eine rhythmische Kriegsübung; völlig bewaffnet ahmte man alle Bewegungen und Verrichtungen nach, welche in einer Schlacht vorkommen. Die Spartanischen Knaben lernten diesen Tanz in ihrem funfzehnten Jahre. Die Cretenser sollen die

welche Plato macht. Um die Leichtigkeit und Geschicklichkeit des Körpers zu befördern, und zu den nachahmenden Tänzen vorzubereiten, lehrte man die Cheironomie, das heißt, die geschickte Bewegung der Hände. Diese war sehr nothwendig zur nachahmenden Tanzkunst, wo die Hände mehr, als die Füße gebraucht wurden. Ovid erwähnt nicht einmal der Füße, sondern nur der biegsamen Arme als Erforderniß zum guten Tanz." „Si vox est, canta, si mollia brachia, salta." Dieser Tanz der Hände bestand in mannigfaltigen regelmäßigen Biegungen, Wendungen und Bewegungen der Arme, der Hände und der Finger*), und wenn man unter Χειρονομία, in allgemeiner Bedeutung, jede Art von Geschicklichkeit der Hände verstehen will, so gehört auch das schnelle Trenchiren dazu, welches Juvenal erwähnt (Sat. 5, v. 120). Es scheint, daß man die Bewegungen der Füße nicht so systematisch gelehrt, sondern mehr der Natur, dem Zufalle und der Willkühr eines Jeden überlassen habe. In der That sind auch, wo es auf Ausdruck und Nachahmung ankommt, die Füße nur Nebensache. Die Zahl der nachahmenden Tänze bei den Griechen war sehr groß. Auf dem Theater, bei festlichen Mahlzeiten, bei religiösen Ceremonien, bei jeder feierlichen Gelegenheit wurden solche Tänze als eine Hauptsache betrachtet. Folgende verdienen hier besonders erwähnt zu werden; von vielen weiß man wenig mehr, als den Namen. — Γυμνοπαιδία, Gümnopaidia, nur ein bei den Lacedämoniern üblicher Tanz, womit man ein gewisses, dem Apoll geweihetes Fest feierte, welches auch durch eben die Benennung bezeichnet und ungefähr um die acht und funfzigste Olympiade gestiftet wurde, zum Andenken an einen über die Archiven erfochtenen Sieg. Zwei Chöre von Männern und Knaben

*) Ordinatae manuum motiones, connexio, consertio, compectinatio, distentio, complexus, alternatio. (Mercur.)

zogen nackend auf, sangen Päane zu Ehren Apolls, und stellten durch die Saltation eine Art von Kampf oder Pancratium vor. Die Anführer waren mit Kränzen von Palmenlaub geschmückt. — Die Gymnopädie gehörte daher zu den kriegerischen Tänzen, welche auch unter dem allgemeinen Namen Pyrrhische Tänze begriffen werden. Richtiger aber ist es wohl, die letztere Benennung einer schwereren Art des Kriegestanzes zuzueignen, weil Gymnopädie und Pyrrhische ausdrücklich unterschieden werden, jene als ein leichterer, dieses als ein schwererer Tanz. — Der Hormus, Ὅρμος, war ein Reihentanz, welcher, wie Lucian sich ausdrückt, Aehnlichkeit mit einer Halsschnur hatte. Knaben und Mädchen tanzten ihn in bunter Reihe. Dieser Tanz war auch den Lacedämoniern eigen. Die Knaben drückten durch kriegerische Stellungen und Bewegungen Muth und Herzhaftigkeit, die Mädchen dagegen durch sanfte Geberden, Bescheidenheit und Sittlichkeit aus. — Der Geranos, Γέρανος, welches Wort im Deutschen einen Kranich bedeutet, war gleichfalls ein Reihentanz, den Knaben und Mädchen mit in einander geschlungenen Händen tanzten. Vermuthlich hatte dieser Tanz seinen Namen daher, weil er im Frühlinge getanzt wurde, wo die Kraniche fortzogen. Man feierte die Rückkehr des Frühlings auf einer Wiese, und ahmte das Fortziehen der Kraniche, welches ein Vorbote des ankommenden Frühlings war, durch diesen Tanz nach. Ein anderer Reihentanz, der die Krümmungen labyrinthischer Gänge nachahmte, hatte seinen Ursprung dem Dädalus zu danken, der ihn für die Ariadne erfand. Homer*) beschreibt ihn bei Gele-

*) Nach der Uebersetzung von Stollberg (Iliade XVIII. v. 590—605) V. 587—601:

„Einen Reigen bildete der hinkende Hochberühmte,
Jenem ähnlich, welchen vordem in der großen Knossas

genheit des Schildes des Achilles, worauf Vulkan einen solchen Reihentanz abbildete. — Epilenios, Ἐπιλήνιος, nannte man einen Tanz, der zur Zeit der Weinlese getanzt wurde, und worin man die Verrichtungen dieser frohen Erndte nachahmte. Die Lieder, welche gesungen wurden, hießen eben so. Anfangs sangen immer die Tänzer selbst bei ihren Tänzen; in der Folge stellte man andere dazu an, welche den Tanz mit Musik begleiten mußten, vielleicht weil bei künstlichern Tänzen beides zugleich zu schwer und zu ermüdend war. — Die religiösen Tänze, Hyporchemata (Ὑπόρχημα) genannt, welche man anstellte, wenn den Göttern Opfer gebracht wurden. Auf der Insel Delos wurde z. B. dem Apoll zu Ehren das Hyporchema getanzt. Ein Vortänzer führte das Ganze an, und machte alle Bewegungen vor, und die Andern folgten ihm darin nach. Aristophanes brachte diese religiösen Tänze auf das Theater, weil er fand, daß sie fähig waren, die Lachlust zu erregen. — Emmeleia, Ἐμμέλεια, war ein theatralischer Tanz von ernsthaftem und tragischem Charakter. Die Geberden

---

Daidalos für Ariadnä erfand, die lieblich gelockte.
Sieh' es tanzten Jünglinge hier und schöne Jungfraun,
Bei den Händen sich haltend; in feinen Gewanden von Leinwand
Waren die Jungfraun gekleidet; ein feiner schließender Leibrock,
Welcher glänzte von Oel, bedeckte der Jünglinge Leiber.
Schöne Kränze schmückten die Jungfraun; goldene Schwerter,
Hangend an silbernen Riemen, zierten der Jünglinge Hüften.
Kreisend liefen sie bald einher mit schwebenden Füßen,
Schnell wie die kreisende Scheib' in den drehenden Händen des Töpfers.
Bald auch liefen sie reihenweise gegeneinander,
Dichte Haufen des Volkes umstanden den lieblichen Reigen
Hochergötzt; zween wackere Tänzer waren darunter,
Die den Gesang anstimmten, und durch die Reihen sich drehten."

oder sich darin zu zeigen*), sie ließen sich aber durch Tänzer und Tänzerinnen bei ihren festlichen Gastgelagen unterhalten, wie die Griechen. Die Römer kultivirten besonders den theatralischen Tanz, und brachten es sehr weit in der Kunst, durch bloße Geberden, fast wie durch Worte zu sprechen. — Lucian erzählt in seinem Gespräche über die Tanzkunst eine Anekdote, die hier als ein merkwürdiger Beweis angeführt wird. „Als der Cyniker Demetrius auf die Tanzkunst geschmält und gesagt hatte: der Tänzer sey ein entbehrliches Nebenwerk zu den Flöten und Pfeifen, und trage zur Vorstellung des Schauspiels nichts bei ꝛc., so bat ihn ein damals berühmter Tänzer, er möchte ihm nur einmal zusehen, und versprach, sich ohne Flöte und Gesang vor ihm sehen zu lassen; und so geschah es wirklich. Er befahl den Harfenisten, den Flötenbläsern, und selbst dem Chore der Sänger, sie sollten gänzlich still schweigen; er aber tanzte für sich allein die Liebesbegebenheit des Mars mit der Venus, und wie die Sonne es verrieth, wie Vulkan listige Anstalten machte, und Beide, die Venus und den Mars, in feste Bande verwickelte, wie jede Gottheit hinzutrat, und diese Beide beschauete, wie Venus sich schämte, und Mars voll Furcht gute Worte gab ꝛc. Demetrius gerieth über diese Vorstellung in Entzücken, und gab dem Tänzer das beste Lob, indem er ausrief: O Mann! ich höre was du thust, ich sehe es nicht bloß, sondern du scheinst mir mit den Händen zu reden. Ein Fürst aus den Pontischen Landen bat sich diesen Tänzer von dem Nero aus, um ihn als Dollmetscher zu gebrauchen.“ So erzählt diese Anekdote Lucian. Ein Erklärer dieses Schriftstellers setzt hinzu: daß die Geschichte des Mars und der Venus keine der

*) Scimus enim, musicen nostris moribus abesse a principis persona; saltare vero etiam in vitiis poni: quae omnia apud Graecos et grata, et laude digna ducuntur.

Cornel. Epam. c. I.

Nils und in den Städten gehalten wurden, vorzüglich zu der Zeit, wenn sie ihren wiedergefundenen Apis feierlich einführten. Von den heiligen Tänzen der Israeliten und Juden ist schon oben Erwähnung geschehen. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Egyptier die Tänze von ihnen, oder sie die ihrigen von den Egyptiern angenommen haben. Der Tanz um das goldene Kalb wurde wahrscheinlich durch die Gebräuche veranlaßt, die in Egypten bei dem heiligen Ochsen üblich waren. Nach dem Durchgange durch das rothe Meer wurde ein festlicher Tanz angeordnet. Von den jährlichen Festen, bei welchen getanzt wurde, findet man ebenfalls Beispiele; denn so heißt es: Buch der Richter, 21, 22 u. f.: „Siehe es ist ein Jahresfest zu Silo .... Gehet hin und lauert in den Weinbergen. Wenn ihr dann schaut, daß die Töchter Silo mit Ringen zum Tanze gehen, so fahret hervor aus den Weinbergen, und nehme jeglicher ihm ein Weib von den Töchtern Silo." Auch in den Psalmen findet man allenthalben Spuren von der Einführung der Chöre von Sängern und Tänzern. So fand man diese Tänze auch bei andern Völkern der frühesten uns durch die Geschichte bekannten Zeit, wenn auch nur höchst unvollkommen; denn ein Volk lernte immer von dem andern. — Bei den Griechen findet schon eine andere Eintheilung der Tänze Statt; denn hier theilen sie sich in heilige und weltliche. So theilt Plato die Tänze in zwei Klassen ab, in Orchestik und Palästrik; jene Art war gelassen, sanft und voll musikalischer Harmonie, und ward bei Hochzeiten, Gastmahlen und beim Gottesdienste gebraucht; diese dagegen heftig, gewaltsam und mühsam, und man gebrauchte sie auf der Schaubühne und in der Rennbahn. Die Orchestik der Griechen umfaßte aber nicht bloß den eigentlichen Tanz, sondern man dehnte bei diesem Volke die Bedeutung des Wortes weiter aus; es bezeichnete bei ihnen auch das ganze Geberdenspiel u. s. w.

ter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 515. Die Klassifikation der Tänze, welche man in verschiedenen Schriftstellern findet, stimmen so wenig mit einander überein, daß es schwer wird, sie durch eine Normaleintheilung zu vereinigen, daher kann man bald diesen, bald jenen Eintheilungsgrund (fundamentum divissionis) annehmen. Man kann die Tänze der Griechen eintheilen in theatralische, und in nicht-theatralische, in ernsthafte und lustige, in anständige und unanständige, in Friedens- und Kriegestänze, in religiöse, und nicht religiöse. Die Ersteren wurden bei einigen Opfern ausgeführt, und galten für gottesdienstliche Tänze. Man kann sie nach dem Lande, oder nach der Stadt benennen; daher hatte man Lacedemonische, Cretensische, Jonische, Mantineische ꝛc. Tänze; dann hatte man nach ihren Erfindern Pyrrhichische oder Telesische Tänze; dann Drehetänze, bei denen man sich im Kreise herumdrehete ꝛc. — Die Tanzkunst wurde bei den Griechen als eines der wichtigsten Stücke der Erziehung angesehen; sie war gleichsam das Mittel zwischen Gymnastik und Musik, welche Letztere ebenfalls eine weitläuftigere Bedeutung hatte, als heutiges Tages. Plato redet von der Orchestik, als von einem wichtigen Gegenstande in seinem Werke von den Gesetzen, und sein Lehrer Sokrates tanzte noch in seinem Alter. Lucian giebt der Orchestik den Vorzug vor der Palästrik, weil jene im höhern Grade das Angenehme mit dem Nützlichen verbinde (Lucian de Saltatione). Alle Feste wurden mit Tänzen gefeiert; so bestanden z. B. diejenigen, welche dem Bacchus zu Ehren gefeiert wurden, fast bloß aus Tänzen. Da das Wesentliche der alten Orchestik hauptsächlich in Nachahmung bestand, so war sie sehr geschickt zu einer religiösen und mysteriösen Anwendung. Die Eintheilung der Orchestik, wie sie weiter unten vorkommen wird, kommt mit derjenigen überein,

welche Plato macht. Um die Leichtigkeit und Geschicklichkeit des Körpers zu befördern, und zu den nachahmenden Tänzen vorzubereiten, lehrte man die Cheironomie, das heißt, die geschickte Bewegung der Hände. Diese war sehr nothwendig zur nachahmenden Tanzkunst, wo die Hände mehr, als die Füße gebraucht wurden. Ovid erwähnt nicht einmal der Füße, sondern nur der biegsamen Arme als Erforderniß zum guten Tanz." „Si vox est, canta, si mollia brachia, salta." Dieser Tanz der Hände bestand in mannigfaltigen regelmäßigen Biegungen, Wendungen und Bewegungen der Arme, der Hände und der Finger*), und wenn man unter Χειρονομικ, in allgemeiner Bedeutung, jede Art von Geschicklichkeit der Hände verstehen will, so gehört auch das schnelle Trenchiren dazu, welches Juvenal erwähnt (Sat. 5, v. 120). Es scheint, daß man die Bewegungen der Füße nicht so systematisch gelehrt, sondern mehr der Natur, dem Zufalle und der Willkühr eines Jeden überlassen habe. In der That sind auch, wo es auf Ausdruck und Nachahmung ankommt, die Füße nur Nebensache. Die Zahl der nachahmenden Tänze bei den Griechen war sehr groß. Auf dem Theater, bei festlichen Mahlzeiten, bei religiösen Ceremonien, bei jeder feierlichen Gelegenheit wurden solche Tänze als eine Hauptsache betrachtet. Folgende verdienen hier besonders erwähnt zu werden; von vielen weiß man wenig mehr, als den Namen. — Γυμνοπαιδια, Gümnopaidia, nur ein bei den Lacedämoniern üblicher Tanz, womit man ein gewisses, dem Apoll geweihetes Fest feierte, welches auch durch eben die Benennung bezeichnet und ungefähr um die acht und funfzigste Olympiade gestiftet wurde, zum Andenken an einen über die Archiven erfochtenen Sieg. Zwei Chöre von Männern und Knaben

*) Ordinatae manuum motiones, connexio, consertio, conpectinatio, distentio, complexus, alternatio. (Mercur.)

zogen nackend auf, ſangen Päane zu Ehren Apolls, und ſtellten durch die Saltation eine Art von Kampf oder Pancratium vor. Die Anführer waren mit Kränzen von Palmenlaub geſchmückt. — Die Gymnopädie gehörte daher zu den kriegeriſchen Tänzen, welche auch unter dem allgemeinen Namen Pyrrhiſche Tänze begriffen werden. Richtiger aber iſt es wohl, die letztere Benennung einer ſchwereren Art des Kriegestanzes zuzueignen, weil Gymnopädie und Pyrrhiſche ausdrücklich unterſchieden werden, jene als ein leichterer, dieſes als ein ſchwererer Tanz. — Der Hormus, Ὅρμος, war ein Reihentanz, welcher, wie Lucian ſich ausdrückt, Aehnlichkeit mit einer Halsſchnur hatte. Knaben und Mädchen tanzten ihn in bunter Reihe. Dieſer Tanz war auch den Lacedämoniern eigen. Die Knaben drückten durch kriegeriſche Stellungen und Bewegungen Muth und Herzhaftigkeit, die Mädchen dagegen durch ſanfte Geberden, Beſcheidenheit und Sittlichkeit aus. — Der Geranos, Γέρανος, welches Wort im Deutſchen einen Kranich bedeutet, war gleichfalls ein Reihentanz, den Knaben und Mädchen mit in einander geſchlungenen Händen tanzten. Vermuthlich hatte dieſer Tanz ſeinen Namen daher, weil er im Frühlinge getanzt wurde, wo die Kraniche fortzogen. Man feierte die Rückkehr des Frühlings auf einer Wieſe, und ahmte das Fortziehen der Kraniche, welches ein Vorbote des ankommenden Frühlings war, durch dieſen Tanz nach. Ein anderer Reihentanz, der die Krümmungen labyrinthiſcher Gänge nachahmte, hatte ſeinen Urſprung dem Dädalus zu danken, der ihn für die Ariadne erfand. Homer*) beſchreibt ihn bei Gele-

*) Nach der Ueberſetzung von Stollberg (Iliade XVIII. v. 590—605) B. 587—601:

„Einen Reigen bildete der hinkende Hochberühmte,
Jenem ähnlich, welchen vordem in der großen Knoſſos

genheit des Schildes des Achilles, worauf Vulkan einen solchen Reihentanz abbildete. — Epilenios, Ἐπιλήνιος, nannte man einen Tanz, der zur Zeit der Weinlese getanzt wurde, und worin man die Verrichtungen dieser frohen Erndte nachahmte. Die Lieder, welche gesungen wurden, hießen eben so. Anfangs sangen immer die Tänzer selbst bei ihren Tänzen; in der Folge stellte man andere dazu an, welche den Tanz mit Musik begleiten mußten, vielleicht weil bei künstlichern Tänzen beides zugleich zu schwer und zu ermüdend war. — Die religiösen Tänze, Hyporchemata (Ὑπόρχημα) genannt, welche man anstellte, wenn den Göttern Opfer gebracht wurden. Auf der Insel Delos wurde z. B. dem Apoll zu Ehren das Hyporchema getanzt. Ein Vortänzer führte das Ganze an, und machte alle Bewegungen vor, und die Andern folgten ihm darin nach. Aristophanes brachte diese religiösen Tänze auf das Theater, weil er fand, daß sie fähig waren, die Lachlust zu erregen. — Emmeleia, Ἐμμέλεια, war ein theatralischer Tanz von ernsthaftem und tragischem Charakter. Die Geberden

---

Daidalos für Ariadnä erfand, die lieblich gelockte.
Sieh' es tanzten Jünglinge hier und schöne Jungfraun,
Bei den Händen sich haltend; in feinen Gewanden von Leinwand
Waren die Jungfraun gekleidet; ein feiner schließender Leibrock,
Welcher glänzte von Oel, bedeckte der Jünglinge Leiber.
Schöne Kränze schmückten die Jungfraun; goldene Schwerter,
Hangend an silbernen Riemen, zierten der Jünglinge Hüften.
Kreisend liefen sie bald einher mit schwebenden Füßen,
Schnell wie die kreisende Scheib' in den drehenden Händen des Töpfers.
Bald auch liefen sie reihenweise gegeneinander,
Dichte Haufen des Volkes umstanden den lieblichen Reigen
Hochergötzt; zween wackere Tänzer waren darunter,
Die den Gesang anstimmten, und durch die Reihen sich drehten."

der Tänzer drückten Schrecken, Mitleid, und ähnliche Gemüthsbewegungen aus; in den Stellungen und Bewegungen herrſchte Würde und Anſtand. Dieſe Gattung des Tanzes ward deshalb auch vom Plato in ſeinen Büchern „Von den Geſetzen" gelobt. — Der Kordax oder Kordakismos, Κόρδαξ oder Κορδακισμὸς, war ein übel berüchtigter Tanz, dem vorigen gerade entgegen geſetzt. Trunkene Luſtigkeit, unanſtändige und freche Geberden machten das Charakteriſtiſche deſſelben aus, daher er auch von keinem Griechen von guten Sitten und Geſchmack geſchätzt, viel weniger getanzt wurde, ſondern den burlesken Scenen auf dem Theater angehörte, woran ſich das gemeine Volk vergnügte. — Der Koniſalos, Κονισαλος, war ebenfalls ein unanſtändiger mit frechen Bewegungen verbundener Tanz. Dergleichen Tänze waren noch der Kolabrismos, Κολαβρισμὸς und der Kolia, Κολια. — Der Cobas, Sobas, war ein Tanz, der dem ſatyriſchen Drama angemeſſen war. — Der Sicinnis war ein ſatyriſcher Tanz, der ſich durch ſchnelle ungekünſtelte Bewegungen auszeichnete; er wurde von Satyren und Silenen auf dem Theater aufgeführt. — Der Pyrrhiche oder der Pyrrhichiſche, auch Pyrrhiſche Tanz, wird in mehr als einer Bedeutung genommen, und der Name auf verſchiedene Art abgeleitet. In der weitläuftigern Bedeutung bezeichnet man dadurch alle Kriegestänze der Griechen, in der engern Bedeutung eine beſondere Art derſelben. Ob die Benennung von Pyrrhus, oder von Pyrrhichus, die man als Erfinder dieſes Tanzes angiebt, oder von πῦρ, Feuer, herzuleiten ſey, weil es ein feuriger lebhafter Tanz war, iſt ziemlich gleichgültig. Die eigentlich ſogenannte Pyrrhiche war eine rhythmiſche Kriegsübung; völlig bewaffnet ahmte man alle Bewegungen und Verrichtungen nach, welche in einer Schlacht vorkommen. Die Spartaniſchen Knaben lernten dieſen Tanz in ihrem funfzehnten Jahre. Die Cretenſer ſollen die

kriegerischen Tänze überhaupt am frühesten unter sich eingeführt haben. — Ziphismos, Podismos, Komasike, Telesia (Ζιφισμος, Ποδισμος, Καμασικη, Τελεσια), waren auch Gattungen kriegerischer Tänze, von welchen man aber nicht viel mehr als die Namen kennt. Man führt an, daß nicht bloß besondere Tänze, sondern nur besondere Wendungen in einem Tanze durch diese und manche andere Wörter bezeichnet wurden, die beim Pollux und Meursius vorkommen, welche aber hier übergangen werden müssen. Erwähnt müssen hier aber noch werden: der Skiamachia, Σκιαμαχια, welcher eine Vorübung zu den Pyrrhichischen Tänzen gewesen zu seyn scheint, bestand darin, daß man mit den Waffen Bewegungen vornahm, als wenn man einen wirklichen Feind vor sich hätte. Zur Tanzkunst kann man sie also nur beiläufig rechnen, weil es eigentlich eine palästrische Uebung war. Den Karpaia, Καρπαια, tanzten die Magnesier, wie Xenophon solches de expedit. Cyri L. VI. c. 1. beschreibt. Einer der Tänzer machte die Rolle eines Ackermanns, trieb den Pflug, säete ꝛc.; Andere stellten Räuber vor, gegen welche sich jener mit den Waffen, die er bei sich hatte, vertheidigte. Die Mysier hatten ebenfalls ihre Kriegstänze, wobei sie bewaffnet mit Schilden und Lanzen herumsprangen. Viele dieser Tänze finden sich bis jetzt noch unter den Bewohnern Griechenlands. So findet man noch den oben beschriebenen Tanz, wovon Homer redet, wie Ariadne ihrem Theseus die verwickelten Gänge lehrt, die er im Labyrinthe durchirren muß, wie auch einen Pyrrhichischen Tanz, den man, mit Schilden und kurzen Säbeln bewaffnet, aufführte, nach dem Klange der Pfeifen Streiche austheilt, und ihnen ausweicht, welches auch die Türken mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und Schnelligkeit ausüben. So findet man auch noch Spuren des Pyrrhichischen Tanzes zu Misitra, und der ehemaligen unzüchtigen Jonischen Tänze in Kleinasien.

Besonders künstliche Arten der Tänze findet man beim Xenophon, Herodot und Homer erwähnt, obgleich man sie nur uneigentlich zur Tanzkunst rechnen kann, da sie mehr in Sprüngen und equilibristischen Kunststücken bestehen. So wird in Xenophons Gastmahl einer Tänzerin erwähnt, die eine große Fertigkeit im Springen hatte, und über bloße Degen hinwegsprang, ohne sich zu verletzen, so wie man es noch in neuer und neuester Zeit von den equilibristischen Künstlern bei uns gesehen hat. So nannte man auch eine Art von heftigem und ungestümen Tanze Σίκιννις. Die Tänzer thaten dabei hohe Sprünge, wobei sie vielerley künstliche Bewegungen mit den Füßen machten, ehe sie die Erde wieder berührten, wie es auch noch bei unsern Balletten von den Solotänzern geschieht. Hierin waren die Phäacier sehr geschickt. Homer beschreibt ihre Tänze, womit sie den Ulysses unterhielten, der ihre Sprünge und Wendungen nach Gebühr bewunderte. Sie spielten während des Tanzes auch mit einem rothen Balle, daher denn die Sphäristik von Einigen als ein Theil der Orchestik angesehen wird. Noch sonderbarer ist eine Art des Tanzes, die Mercurialis mit dem Namen Cubistica bezeichnet, aber darüber weiter keine Erklärung giebt, weil er, nach seiner Angabe, keine Nachrichten davon gefunden hat; der Name Κυβιστικη zeigt indessen schon an, daß es die Kunst gewesen sey, auf dem Kopfe zu tanzen, oder wohl besser auf den Händen, mit dem Kopfe gegen die Erde gekehrt. So tanzte Hippoclides von Athen vor dem Klisthenes, Regenten von Sicyon, dessen Tochter er zu heirathen wünschte. Erst tanzte er auf gewöhnliche Art; dann ließ er sich einen Tisch hinstellen, und tanzte auf demselben lakonisch und attisch; endlich stellte er sich mit dem Kopfe auf den Tisch, und machte mit den Füßen ähnliche Bewegungen, wie vorhin mit den Händen. Diese Kunst fand aber keinen Beifall vor dem Klysthenes, der diese Art des Tanzes für

unanständig hielt, und ihm seine Tochter deshalb versagte. Hippoclides soll sich aber diese Sache nicht sehr zu Herzen genommen haben. — Als Stifter der heiligen Tänze der Griechen, die sie bei den Opfern ꝛc. tanzten, wird Orpheus angeführt, der Egypten deshalb durchreiset hatte, um sich in den Geheimnissen der Isis einweihen zu lassen. Die wirklichen Tänzer bei den Griechen waren die Cinäden oder Cinaedi, und die Pantomimen oder Pantomimi. Die Ersteren führten verschiedene zuchtlose oder schamlose Tänze auf, die sie durch Bewegungen mannigfaltiger Art ausdrückten. Sie bekam den Namen von κινέω, moveo, und αἰδεῖα, pudenda. Sie ließen sich erst auf der Bühne oder dem Theater sehen, hernach aber brauchte man sie auch bei den Gelagen, und zählte sie zu den Pantomimern oder Nachahmern der Geberden anderer Personen, ohne die Sprache zu gebrauchen oder zu sprechen. Außer diesen öffentlichen Tänzern tanzten auch junge Leute und Jungfrauen zum Vergnügen, auch andere Individuen zu ihrer Gesundheit nach der Vorschrift der Aerzte. — Obgleich die Griechen große Liebhaber von der Tanzkunst waren, und sich vornehme Personen nicht des Tanzes schämten, so hielten sie doch nicht viel auf die öffentlichen Tänzer, sondern brachten sie nach dem Homer mit den Lügnern und Beutelschneidern auf eine Bank. Für den ersten Tänzer hielt man bei ihnen den Andronikus von Catanea, einen Pfeifer, der zum Blasen der Pfeife sich auch zugleich mit dem Körper bewegte, und die theatralischen Tänze aufgebracht haben soll; auch will man den Apoll für einen Tänzer gehalten haben, und eignet ihm die Erfindung der übrigen Tänze zu. — Bei den Römern war die Tanzkunst zwar auch beliebt, indem sie hierin, wie in vielen andern Stücken, die Griechen nachahmten, aber die Großen und Vornehmen im Volke schämten sich als Tänzer aufzutreten,

oder sich darin zu zeigen*), sie ließen sich aber durch Tänzer und Tänzerinnen bei ihren festlichen Gastgelagen unterhalten, wie die Griechen. Die Römer kultivirten besonders den theatralischen Tanz, und brachten es sehr weit in der Kunst, durch bloße Geberden, fast wie durch Worte zu sprechen. — Lucian erzählt in seinem Gespräche über die Tanzkunst eine Anekdote, die hier als ein merkwürdiger Beweis angeführt wird. „Als der Cyniker Demetrius auf die Tanzkunst geschmält und gesagt hatte: der Tänzer sey ein entbehrliches Nebenwerk zu den Flöten und Pfeifen, und trage zur Vorstellung des Schauspiels nichts bei ꝛc., so bat ihn ein damals berühmter Tänzer, er möchte ihm nur einmal zusehen, und versprach, sich ohne Flöte und Gesang vor ihm sehen zu lassen; und so geschah es wirklich. Er befahl den Harfenisten, den Flötenbläsern, und selbst dem Chore der Sänger, sie sollten gänzlich still schweigen; er aber tanzte für sich allein die Liebesbegebenheit des Mars mit der Venus, und wie die Sonne es verrieth, wie Vulkan listige Anstalten machte, und Beide, die Venus und den Mars, in feste Bande verwickelte, wie jede Gottheit hinzutrat, und diese Beide beschauete, wie Venus sich schämte, und Mars voll Furcht gute Worte gab ꝛc. Demetrius gerieth über diese Vorstellung in Entzücken, und gab dem Tänzer das beste Lob, indem er ausrief: O Mann! ich höre was du thust, ich sehe es nicht bloß, sondern du scheinst mir mit den Händen zu reden. Ein Fürst aus den Pontischen Landen bat sich diesen Tänzer von dem Nero aus, um ihn als Dollmetscher zu gebrauchen.“ So erzählt diese Anekdote Lucian. Ein Erklärer dieses Schriftstellers setzt hinzu: daß die Geschichte des Mars und der Venus keine der

*) Scimus enim, musicen nostris moribus abesse a principis persona; saltare vero etiam in vitiis poni: quae omnia apud Graecos et grata, et laude digna ducuntur.

Cornel Epam. c. I.

nannte; ob nun unter dieser Benennung Tänzer, Seiltänzer, oder bloße Possenreißer und Hofnarren zu verstehen sind, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Erst späterhin kommen bei ihnen religiöse und profane Tänze, die sich in Italien und auch in Frankreich zeigen, wie auch schon oben angeführt worden, vor. Die Turniere, die bald mit der Jagd gemeinschaftlich die vornehme Welt beschäftigten, waren der Tanzkunst auch nicht günstig; sie kamen in dem Mittelalter auf, und beschäftigten die Männer und die Frauen. Erstere mit dem Lanzenbrechen, und Letztere mit dem Austheilen der Preise, und die Nebenvergnügungen waren die Tafel und der Pokal, dem wacker zugesprochen wurde, mithin kamen Tanzvergnügungen nur selten vor, und geschah dieses, wie es auch hin und wieder der Fall war, daß ein Ball das Turnier beschloß, so waren die Tänze sämmtlich abgemessen, gravitätisch, aber weniger kunstvoll. Gewöhnlich tanzte man dabei den Fackeltanz. In Deutschland tanzte ihn zuerst der Kaiser; es tanzten ihm zwei Grafen mit Windlichtern vor, diesen folgten andere vier Grafen, und auf diese wiederum vier Grafen mit Windlichtern, auf welche dann der Kaiser folgte, und nach demselben kamen noch vier Grafen mit Windlichtern. Ein jeder that einen Vortanz mit derjenigen Dame (Frau oder Jungfrau) die ihm einen Dank gegeben. In einem Gedichte von Hans Sachs, welches von den Turnieren handelt, kommt auch vor, daß man nach dem Turniere am Abende zum Tanze ging, und sich dazu zierlich rüstete. Diese Turnierübungen oder Kampfspiele erstreckten sich beinahe durch das ganze Mittelalter hindurch, sowohl bei den Spaniern, Franzosen und Engländern, als auch bei den Deutschen, bis in die neuere Zeit; allein zu Hans Sachs Zeiten, der vom Jahre 1514 bis 1567 seine geistlichen und weltlichen Gedichte schrieb, wurden die Turniere schon seltener, und hörten zuletzt ganz auf, und wo sie noch als Belustigung einmal

Nur sie ist es, welche die natürlichen Fehler des Körpers verbessert, und die bösen Gewohnheiten verscheucht; sie ist es, welche diese leichte Art sich zu bewegen und diese Grazie verbreitet, die in alle ihren Handlungen so viel Annehmlichkeiten bringt; sie ist es, welche diejenigen, die sie betreiben, die Kunst lehrt, angenehm in jeder Gesellschaft zu erscheinen, und diesen ersten und schnellen Beifall zu erlangen, welcher oftmals der Gründer ihres Glückes wurde, immer aber ihrer Freude und derjenigen der Zuschauer; sie ist es, welche lehrt, sich mit Anstand und ohne Unordnung aus den verworrensten Oertern zu wickeln; sie ist es, welche geeigneter macht dem Fürsten zu dienen, und ihm in seinen Belustigungen zu gefallen ꝛc."— Die Kunst Tänze durch schriftliche Zeichen darzustellen, wozu Toinot Arbeau durch seine im Jahre 1588 herausgegebene Orchesographie den Grund gelegt hatte, wurde jetzt von Feuillet verbessert, oder vielmehr als neuerfunden unter dem Namen Choregraphie bekannt gemacht, wovon jedoch Beauchamp, dem Decrete des Pariser Parlaments zufolge, der eigentliche Erfinder war, woraus auch zugleich hervorgeht, mit welcher Wichtigkeit man damals die Tanzkunst behandelte, indem man einen Streit zwischen Feuillet und Beauchamp durch ein förmliches Parlamentsdecret entschied, welches Beauchamp öffentlich für den Verfasser des Werkes: Art d'écrire la danse par Feuillet à Paris 1701, erklärte. Beauchamp trug übrigens viel zur Verbesserung dieser Kunst bei, und man soll ihn gewissermaßen den Schöpfer der neueren Tanzkunst nennen können. So stand die Tanzkunst unter dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, und zu Anfange Ludwigs des Funfzehnten in Frankreich. — Bei den Spaniern tragen die Tänze das Gepräge von dem Charakter dieser Nation; sie beziehen sich größtentheils auf Liebe, und da dieses Volk immer einen hohen Werth auf seine Nationalität legte, so gab

mußte; auch griff dies die Lungen an, und erzeugte Krankheiten. Ein gewisser Andronikus wird als besonders geschickt in der Pantomime gerühmt; er war ein Grieche, und Diener bei dem Senator Livius Salinator, dessen Kinder er unterrichtete. Wegen seiner Geschicklichkeit wurde er frei gelassen und erhielt den Namen Livius Andronikus. Er komponirte verschiedene Fabeln und stellte sie durch Geberden vor, welche Art der Vorstellung so gefiel, daß er viele Nachahmer fand, welche diese Art der Tanzkunst immer mehr ausbildeten. Zu des Kaisers Augustus Zeiten war der Pantomime Pylades berühmt, der auch ein Buch de Saltatione Italica geschrieben haben soll, das aber verloren gegangen ist. Bathyllus, der Freigelassene und Liebling des Mäcenas wetteiferte mit jenem. Nero bemühete sich selbst, um in der Tanzkunst den Preis davon zu tragen; auch Caligula war, wie Nero, ein Freund des Tanzes und des Gesanges, und hielt sich selbst für sehr geschickt in diesen Uebungen. Die Senatoren mußten des Nachts, wenn es ihm einfiel, seine Tänze zusehen. In dem Lucian de Saltatione findet man noch mehr über die Tanzkunst der Alten erwähnt, welches Alles hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde; nur der Todtentanz der Archimimen verdient hier noch eine Stelle. Ein Tänzer, der darin geübt war, den Gang und die Geberden eines Andern nachzuahmen, ging bei den Leichenbegängnissen vor dem Sarge her, und stellte den Verstorbenen vor, dessen Gesichtsbildung durch eine Larve nachgeahmt wurde, und dessen merkwürdige Handlungen und Gewohnheiten der Archimime mit der größten Wahrheit den Augen der Zuschauer darstellte. Diese Gewohnheit, die von den Etruriern hergerührt haben soll, hatte einen ähnlichen Zweck, wie das Todtengericht der Egyptier. Wenn der Archimime unpartheiisch schilderte, so konnte dieses einem Lebenden ein starker Antrieb seyn, sich vor Thorheiten und Lächerlichkeiten zu hüten.

— Die ganze Orchestik der alten Deutschen und zugleich ihr ganzes Schauspiel bestand in einer Art von Pyrrhiche oder in einem Kriegestanze. Jünglinge tanzten in mancherlei Sprüngen und Wendungen zwischen Schwertern und Spießen herum, deren Spitzen auf sie gerichtet waren, und nach den Zeugnisse des Tacitus hatten sie es durch Uebung zu einem gewissen Grade der Kunst darin gebracht, und ihre Bewegungen sollen Anstand und Zierlichkeit gehabt haben*). Man darf übrigens Griechische Grazie und Kunst bei den alten Deutschen nicht suchen; denn sie verachteten Griechische und Römische Tänzer; denn es ließen sich einst dergleichen Leute an dem Hofe eines Celtischen Fürsten sehen, allein die tapferen Krieger zogen weg, und verachteten diese Kunsttänzer, die ihren Begriffen nach wie unsinnige und rasende Menschen herumsprangen**). Die Tänze, die sie daher aufführten, waren bloß Kriegestänze, die also auf eine ganz andere Art aufgeführt werden mußten.—

Mit dem Verfalle des Römischen Reichs hatte die Tanzkunst mit den andern Künsten ein gleiches Schicksal; denn die Eroberer Roms waren rohe kriegerische Völker, welche die Künste noch zu wenig schätzen konnten, um sich um deren Erhaltung zu bekümmern. Die Freiheiten der Kunst gingen daher gänzlich verloren; sowohl der Tanz, so wie die Baukunst nahmen den Charakter jener finstern Zeit an, wo alles Wissen sich auf die Gelehrsamkeit der Geistlichen beschränkte, besonders auf die Mönche in den Klöstern. Die ersten Christen hatten

*) Schmidt (Geschichte der Deutschen I, p. 31) führt folgende Stelle aus dem Julian an: „Saltatores, cum artem suam exhibuissent in aula, statim eos deseruerunt, spreveruntque viri fortissimi, quod furentibus et fanaticis similes viderentur.

**) Genus spectaculorum unum, atque in omni coetu idem. Nudi juvenes, quibus id ludicrum est inter gladios se, atque infestas frameas, saltu jaciunt. Exercitatio artem paravit, ars decorem: non in quaestum tamen aut mercedem: quamvis audacis lasciviae pretium est voluptas spectantium. Tacitus Germ. c. 24.

schon frühzeitig die heiligen Tänze der Heiden und Juden in ihren gottesdienstlichen Versammlungen nachgeahmt. Der Name Präsul kommt nach Scaligers Bemerkung von dem Gebrauche des Tanzens her, und bedeutet ursprünglich nichts anders, als einen Vortänzer (a praesiliendo), der den übrigen Geistlichen mit seinem Beispiele vorging, so wie bei unsern weltlichen oder profanen Tänzen der Anführer einer Polonaise. Der Theil der Kirche, welchen man den Chor nennt, diente in den ersten Zeiten zum Tanzplatze, woher der Name Chor abzuleiten seyn soll. Theodosius (Hist. Eccles. c. 27) meldet von den ersten Christen zu Antiochia, daß sie öfters in der Kirche und bei den Gräbern der Märtyrer getanzt hätten. In den Vigilien der großen Feste versammelten sie sich des Nachts vor den Kirchthüren, um daselbst Gesänge und Tänze zu halten, deren Inhalt das Geheimniß war, welches den folgenden Tag gefeiert wurde. Diese Kirchentänze, welche, wie die Landesmähler, anfangs in einer lobenswerthen Absicht gehalten wurden, arteten bald so sehr aus, daß es der Kirche zur Schande gereichte; denn nicht bloß, daß dieselben, wie leicht zu erachten ist, sehr geschmacklos und plump ausfielen, da sie von Leuten getanzt wurden, die nichts weniger als feine Bildung hatten, so wurden sie auch zu den frechsten Ausschweifungen gemißbraucht, welches veranlaßte, daß auf mehreren Kirchenversammlungen die Abschaffung derselben betrieben wurde. Schon der Pabst Zacharias gab im Jahre 744 ein Decret dagegen; im sechzehnten Jahrhunderte kamen sie fast gänzlich ab; einzelne Spuren davon abgerechnet, die man noch später findet. Der Kardinal Ximenes stellte in der Kathedralkirche zu Toledo den alten Gebrauch bei den Messen der Mozaraber wieder her, während welcher man im Chore tanzte (Cahusac, traité historique de la Danse I, 10). Musard, in seinem Werke von den Kirchenceremonien, die aus dem Heidenthume in die christliche Kirche über-

vorkamen, da waren es nur noch Erinnerungen an eine längst entschwundene Zeit; es war bei großen ausgezeichneten Festen an Höfen eine Nachahmung jener Spiele, jedoch ohne jene Geschicklichkeit und Gewandtheit, die nur eine vieljährige Uebung geben konnte, und ohne jenen Geist, den das Ritterthum damaliger Zeit einflößte; s. den Art. Turnier. — Die Tanzkunst stand daher diesen Spielen nach, bestand mehr in gravitätischen Schritten und Wendungen, als in künstlichen Drehungen und leichtem Schwingen der Füße nach dem Takte der Musik. Der schon oben erwähnte Fackeltanz blieb bei den Vermählungen hoher Personen nicht außer Gebrauch, und hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten. Er ist auch sehr passend zu einer solchen Feierlichkeit. Die weißen Windlichter, die dem Brautpaare ceremonisch vor- und nachgetragen werden, der Glanz von Edelsteinen und reichen Kleidungen, die abgemessene Bewegung nach einer ernsthaften Musik, alles dieses giebt ein sehr anziehendes Schauspiel. Die brennenden Fackeln findet man bei den Hochzeitsgebräuchen vieler Völker alter und neuer Zeiten. Ein solcher Feiertanz ist selbst in mehreren Gegenden von Westphalen bei Bauerhochzeiten noch üblich; es wird bei Feuerbränden nach der Küche um den Herd herumgetanzt, und die Brände werden hier ausgelöscht. Dieser Tanz, so wie das Ausgießen des Küchenfeuers, das Zerbrechen der Töpfe ꝛc., sind symbolische Handlungen, die sich aus den ältesten Zeiten herschreiben, deren Erörterung hier aber übergangen werden muß, da es zu dem hier vorgesteckten Zwecke nicht gehört. — Die profanen oder weltlichen Tänze im mittleren Zeitalter, waren, wie die Kirchentänze, anstandsvoll und ernsthaft, aber ohne Geschmack, ohne jene Annehmlichkeit, die ein schön gebildeter Körper durch kunstvollen Anstand und Grazie giebt. Erst im funfzehnten Jahrhunderte wurden die alten pantomimischen Tänze in Italien zuerst wieder auf dem Theater einge-

führt. Das erste Ballett, von dem man Nachricht findet, wurde bei der Vermählung des Herzogs Galeazzo von Mayland gehalten. Das erste in Frankreich im Jahre 1581. Damals tanzten aber bloß Mannspersonen auf dem Theater; denn erst im Jahre 1681 traten Frauenspersonen als Tänzerinnen auf. Von den Bällen, überhaupt von der Tanzkunst außer dem Theater an den Höfen, sowohl in Italien, als auch in Frankreich, findet man oben, S. 636 u. f., Nachricht. Unter den Tänzen, die damals vorkamen, waren die beliebtesten: der Kreistanz (branle), vielleicht der älteste und ehemals gangbarste Französische Tanz, mit ihm fingen alle Bälle an. Das Charakteristische dieses Tanzes bestand darin, daß die Tänzer sich alle an die Hand faßten, und dann entweder in der Runde tanzten, oder in der Reihe, die Hände schwenkend, eine gewisse Anzahl Schritte vorwärts, und eben so viele zurücktanzten. Die Cabriole ist eigentlich kein Tanz, sondern eine Bewegung, ein Sprung des Tänzers. Er kam am Hofe Catharinas von Medicis auf, worauf ihn nicht bloß Tänzer von Profession, sondern auch vornehme junge Leute, die sich einbildeten schön und leicht zu tanzen, nachahmten. Endlich wagten es auch Damen (Frauen und Fräulein) Cabrioten zu tanzen, und solches zum großen Aergerniß aller gravitätischen Personen vom alten Hofe, und man eiferte so sehr über diese am Französischen Hofe eingerissene Freiheit, daß man dem Worte Cabriole allerlei boshafte Bedeutungen gab, um so mehr, da das Wort von dem Lateinischen Capreolus oder vom Französischen Cabri herkommt, welches einen Rehbock oder eine junge Ziege anzeigt. Man hat diesen Ausdruck in der Reitkunst eben so früh gebraucht, als in der Tanzkunst. Man sagt von einem Pferde, daß es kabriolirt, wenn es im Sprunge mit allen Vieren ausschlägt; schlägt es nur mit den beiden Hinterfüßen aus, so wird diese Bewegung eine Runde genannt. Toinot Ar-

Nur ſie iſt es, welche die natürlichen Fehler des Körpers verbeſſert, und die böſen Gewohnheiten verſcheucht; ſie iſt es, welche dieſe leichte Art ſich zu bewegen und dieſe Grazie verbreitet, die in alle ihren Handlungen ſo viel Annehmlichkeiten bringt; ſie iſt es, welche diejenigen, die ſie betreiben, die Kunſt lehrt, angenehm in jeder Geſellſchaft zu erſcheinen, und dieſen erſten und ſchnellen Beifall zu erlangen, welcher oftmals der Gründer ihres Glückes wurde, immer aber ihrer Freude und derjenigen der Zuſchauer; ſie iſt es, welche lehrt, ſich mit Anſtand und ohne Unordnung aus den verworrenſten Oertern zu wickeln; ſie iſt es, welche geeigneter macht dem Fürſten zu dienen, und ihm in ſeinen Beluſtigungen zu gefallen ꝛc." — Die Kunſt Tänze durch ſchriftliche Zeichen darzuſtellen, wozu Toinot Arbeau durch ſeine im Jahre 1588 herausgegebene Orcheſographie den Grund gelegt hatte, wurde jetzt von Feuillet verbeſſert, oder vielmehr als neuerfunden unter dem Namen Choregraphie bekannt gemacht, wovon jedoch Beauchamp, dem Decrete des Pariſer Parlaments zufolge, der eigentliche Erfinder war, woraus auch zugleich hervorgeht, mit welcher Wichtigkeit man damals die Tanzkunſt behandelte, indem man einen Streit zwiſchen Feuillet und Beauchamp durch ein förmliches Parlamentsdecret entſchied, welches Beauchamp öffentlich für den Verfaſſer des Werkes: Art d'écrire la danse par Feuillet à Paris 1701, erklärte. Beauchamp trug übrigens viel zur Verbeſſerung dieſer Kunſt bei, und man ſoll ihn gewiſſermaßen den Schöpfer der neueren Tanzkunſt nennen können. So ſtand die Tanzkunſt unter dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, und zu Anfange Ludwigs des Funfzehnten in Frankreich. — Bei den Spaniern tragen die Tänze das Gepräge von dem Charakter dieſer Nation; ſie beziehen ſich größtentheils auf Liebe, und da dieſes Volk immer einen hohen Werth auf ſeine Nationalität legte, ſo gab

es auch seinen Nationaltänzen den Vorzug, ob sie gleich auch von den Franzosen und Engländern Tänze, und in neuerer Zeit auch den Deutschen Walzer angenommen haben, besonders seit der Zeit, als die Bourbons auf den Spanischen Thron kamen. Die beiden Nationaltänze, die Seguedilla und der Fandango, werden bei ihnen für das Vorzüglichste, welches die Tanzkunst giebt, gehalten. Die Seguedilla wird, wie eine Quadrille, zu acht Personen getanzt. Die Bestandtheile des Tanzes sind immer jene verführerischen Touren des Fandango. Man bedient sich dabei der Castagnetten, und markirt den Takt mit den Absätzen. Liebe spricht aus jeder Wendung, und theilt sich dem Herzen oder wohl noch mehr den Sinnen der Tänzer und Zuschauer mit; eben dieses gilt im höhern Grade von dem Fandango, diesem berühmten und berüchtigten Lieblingstanze der Spanier und Spanierinnen; er ist der sonderbarste und verführerischste Tanz, den es nur geben kann. Wenn je ein Tanz der Venus geweihet war, so soll es dieser seyn; denn nur in diesem soll man der Liebesgöttin auf dem sinnlichsten Wege die Opfer bringen, die ihr gebühren. Es soll die Pantomime der Wollust seyn, so weit sie ohne grobe Beleidigung des Wohlstandes Statt finden kann. Man beschuldigte den Deutschen Walzer, daß er der Keuschheit gefährlich sey, weil der Tänzer und die Tänzerin in der größten Nähe, Brust an Brust, Knie an Knie sich berühren, und die Arme sich vertraulich um den Körper der Andern schlingen; allein bei dem Fandango berühren sich nicht einmal die Fingerspitzen, nach dessen Beschreibung von Augenzeugen, und dennoch bringt er alle Sinne in Aufruhr, gießt elektrisches Feuer durch die Adern des Jünglings und des Mädchens, macht das Herz des Mannes stärker pochen, theilt selbst der Kälte des Greises Wärme mit, und reißt alle Zuschauer in Taumel hin. Der Fandango schildert den

Kampf zwiſchen glühender Liebe und weiblicher Zurückhaltung, zwiſchen Sehnſucht nach Genuß und Sittſamkeit, obgleich die Letztere nicht immer die Hauptrolle ſpielt. Alle Reize der Geſtalt und der Stellung werden hier aufs Höchſte entwickelt. Man nähert ſich mit tauſend verführeriſchen Wendungen, und flieht ſich wieder; bald ſcheint die ſchmachtende Schöne ſich dem ſiegenden Jünglinge hinzugeben, bald entſchlüpft ſie ihm wieder, und flieht vor ihrem zärtlichen Verfolger. Man will behaupten, daß ſie zuweilen wirklich vom Tanzplatze, oder vielmehr vom Kampfplatze, da man es doch als einen Liebeskampf betrachten kann, entfliehen, und die Scene in einem Nebenzimmer ausſpielen. Den Fandango tanzt man auf verſchiedene Art, anſtändig und unanſtändig. Die Touren der beiden von einander abgeſonderten Tänze ſind unabhängiger, als bei andern Tänzen, und laſſen jenen die Freiheit die Scenen mehr oder weniger auszumalen, den Roman länger oder kürzer zu ſpielen. Alle öffentlichen Bälle werden gewöhnlich mit dem Fandango beſchloſſen; auch wird er nicht ſelten auf dem Theater nach Beendigung des Stückes getanzt, und iſt oft mehr werth, als das ganze vorhergehende Drama. Twiſſ ſah mehrere Hunderte von Perſonen auf einem großen Balle den Fandango tanzen; man tanzte ihn aber immer nur paarweiſe, ſo daß jedes Paar von dem andern unabhängig iſt. Die Zuſchauer, die vorher vom Tanzplatze entfernt waren, ſtrömten von allen Seiten hinzu, ſobald die Muſik dieſes Zaubertanzes ſich hören ließ, das Entzücken theilte ſich der ganzen Verſammlung mit, und Perſonen von Alter, Stand und Gravität konnten ſich kaum enthalten mit zu tanzen. Bourgoing erzählt eine Anekdote, die, wenn ſie wahr iſt, merkwürdig genug iſt, um hier eine Stelle bei der Tanzkunſt der Spanier zu verdienen. Der Römiſche Hof, unwillig, daß der gottloſe Fandango noch in einem, wegen Reinigkeit des Glaubens ſo bekannten

Lande, wie Spanien, nicht abgeschafft sey, beschloß ihn förmlich in den Bann zu thun. Ein Consistorium versammelte sich deshalb, der Proceß wegen des Fandango wird in den Weg Rechtens eingeleitet, und schon ist es so weit, daß ihm der Bannfluch zuerkannt werden soll, als Einer von den Richtern die vernünftige Bemerkung macht: man müsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Diese Bemerkung wird vom Kollegium gebilliget. Ein Spanisches Tänzerpaar erscheint, und entwickelt vor den versammelten Richtern die Grazien des Fandango. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus; ihre finstern Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sitzen auf; ihre Knie und Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder, der Saal des Consistoriums wird ein Tanzsaal, Alles tanzt mit, und der Fandango wird losgesprochen. Auch bei den Spaniern gehört der Tanz zu den nothwendigen Stücken einer guten Erziehung; ja man lernt auf ihren Bällen die Galanterie in ihrer ganzen Größe kennen; denn die Männer bedienen ihre Schönen auf den Knien, und setzen sich dann zu ihren Füßen auf die Matten nieder, und man soll sich mitten in Arkadien versetzt zu seyn glauben. — Bei den Engländern ist die Tanzkunst auch nicht hintenan gesetzt worden; denn ihre gesellschaftlichen Tänze haben mehr natürliche Grazie und weniger künstliche Schritte, als die Französischen. Dieses, nebst dem Umstande, daß eine große Anzahl Tänzer und Tänzerinnen daran zugleich Theil nehmen können, hat die Englischen Country-dances sehr beliebt und allgemein gemacht, welches nicht von den theatralischen Tänzen gilt; denn das Englische Solo soll bei einem Anscheine von Leichtigkeit und Nachlässigkeit, viel Schwierigkeit in Setzung und Wendung der Füße, und in Haltung des Gleichgewichts haben. Die Country-dances (ländliche Tänze) der Engländer haben die Franzosen in Contredanse verwandelt. Die Engländer sind mit der Tanz-

kunſt in faſt gleichem Grade fortgeſchritten, wie die Franzoſen, Italiener und Deutſchen; auch ſie haben die Tänze der Franzoſen angenommen, und ſie nach ihrem Charakter herausgebildet. — Was die Tanzkunſt bei den Nordiſchen Europäiſchen Völkern, den Schweden, Norwegern, Dänen ꝛc. anbetrifft, ſo kommt unter ihren Nationaltänzen der Schwerttanz und der Reiftanz noch bis zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts vor. Der Schwerttanz beſteht darin, daß ſich die Jünglinge zwiſchen gezogenen Schwertern und ſcharfen Spießen im Tanzen üben. Die Jünglinge lernten dieſen Kriegstanz nach der Weiſe und Gewohnheit der Fechter, welche, in dieſem Tanze und in der Fechtkunſt erfahren, ſie allmählich und ſingend darin unterrichteten. Sie ſtellten dieſes Spiel vorzüglich um Faſtnachtszeit an. Vor dieſer Zeit übten ſich die Jünglinge acht Tage lang mit beſtändigem Tanzen und Springen. Ihr Tanz wurde folgendermaßen ausgeführt: Sie hoben ihre Schwerter, in der Scheide ſteckend, in die Höhe, bis an die dritte Umdrehung; dann zogen ſie die Schwerter heraus, hielten ſie in die Höhe, und indem ſie mit denſelben auf einander ſtachen, ſprangen ſie mit Anſtand herum, und packten Einer des Andern Klinge oder Gefäß; dann, ihre Ordnung verändernd, bildeten ſie eine ſechseckige Figur, welche ſie eine Roſe nannten. Schnell aber, indem ſie ihre Schwerter nach ſich zogen, und aufhoben, wurde jene Figur wieder gebrochen, und ihre Schwerter ſo gehalten, daß über eines jeden Haupt eine viereckige Roſe kam. Endlich ſchlugen ſie mit großer Gewalt die Flächen der Schwerter gegen einander, und, plötzlich zurück ſpringend, endigen ſie dieſes Spiel, welches mit Flöten, oder mit Geſang, auch wohl mit beiden zugleich, begleitet wurde, und wobei ſie zuerſt gemäßigt, dann heftiger, und endlich am heftigſten ſprangen. Man ſoll ſich nach dem Olaüs, der dieſes Spiel im ſechzehnten Jahrhunderte

beschreibt, keine Vorstellung, ohne es gesehen zu haben, von diesem Spiele machen können, wie angenehm und voll Würde es sey, und wie durch die Unterweisung eines Einzigen eine ganze gewaffnete Menge mit fröhlichem Sinne zum Streite angeleitet wird. Auch den Geistlichen gab man Erlaubniß, dieses Spiel mitzumachen, weil lauter anständige Bewegungen es begleiten. Der zweite Tanz, der Reiftanz, wurde auch von Jünglingen ausgeführt, so daß sie nach gewissen Regeln den Tanz anfingen und endigten. Dieser Tanz ging beinahe eben so, wie der Tanz von den Schwerttänzern, außer daß sie hier andere Geräthschaften gebrauchten; denn sie hielten hier gespannte Reifen in den Händen, womit sie, bei einem anständigen Gesange, der die Thaten der Helden zum Gegenstande hatte, oder durch Flöten und Trommeln ermuntert, den Tanz anfingen, indem sie sich nach der Stimme des Anführers, der König genannt wurde, richteten. Hierauf entspannen sie die Reifen, die Bewegungen wurden heftiger, und durch gegenseitige Zusammenfügung bildeten sie, obgleich anders, als mit Schwertern, eine Rose, und stellten eine sechseckige Figur dar. Um dieses angenehmer und mit Geräusch zu machen, so hatten sie an ihren Knien Schellen oder kleine Glöckchen befestiget. — Die Gothen hatten nun noch andere Tänze, die aber alle auf ähnliche Art hinausliefen, immer waren dergleichen Aufgaben, wie die mit Schwertern und Reifen, damit verbunden, wohin auch der Feuertanz gehörte, der in den Zeiten großer Kälte ausgeführt wurde, und solches vor den Höfen der Nordischen Könige und Fürsten, vor denen sehr breite Feuer gemacht wurden, besonders von Tannenbäumen, die daselbst in großer Anzahl wachsen, und deren Brand ein solches Gerassel und Lärmen machte, daß es von Ferne sich anhörte, als wenn die Balken und Dächer einstürzten. Diejenigen, welche rund um das Feuer herumsaßen, sprangen sogleich auf, als wären sie durch Trommeln

angefeuert worden, und Alle, ſelbſt die tapferſten Männer, fingen an zu tanzen und zu ſpringen. Dabei drängten ſie ſich einander, immer fortſpringend, mit ſolcher Gewalt, daß der Hinterſte nothwendig ins Feuer fallen mußte, welcher aber eben ſo ſchnell wieder herausſprang, und dann unter dem Gejauchze der Tänzer in den höchſten Stuhl geſetzt, und daſelbſt, zur Strafe für die Verletzung des Königlichen Feuers, ein oder zwei Gefäße, die eben nicht klein waren, voll ſtarken Biers austrinken mußte. Durch dieſen friſchen Trank wieder mit neuem Muthe und Kräften verſehen, kehrte er geſchwind zu ſeinen Mittänzern zurück, die auch durch die heftige Bewegung, durch das Feuer, und durch den Durſt bewogen, ſich nicht unwillig zur geſetzten Strafe ſchleppen ließen. Einige hatten ſich in dieſem Tanze ſo geübt, daß ſie nicht mehr ins Feuer geſtoßen werden konnten; ihnen wurde dafür die Ehre angethan, daß ſie ein größeres Maaß auszutrinken bekamen. Die Andern wurden beinahe Alle, Einer nach dem Andern, ins Feuer geworfen, und der Tanz dauerte, mit einſtimmiger Fröhlichkeit, bis tief in die Nacht hinein. Durch dieſes Mittel erhielten die Lehrlinge des Krieges eine große Kraft und Unerſchrockenheit, und wurden gegen Hitze und Kälte und harte Stöße abgehärtet. — Was die Tänze der übrigen Nationen anbetrifft, ſo wird davon noch weiter unten ſo viel vorkommen, als es nöthig iſt. Nur ſo viel kann hier noch zur Geſchichte der Tanzkunſt angeführt werden, da es unmöglich iſt, ſie hier noch weiter auszudehnen, um nicht dem Zwecke einer Encyklopädie entgegen zu ſeyn, daß dieſe Kunſt zu Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhunderte ihre höchſte Ausbildung erhalten hat, ſowohl auf dem Theater, als auf öffentlichen Bällen und in den Privatkreiſen. — Um den theatraliſchen Tanz haben ſich Hilverding in Wien, und Naverre ſehr verdient gemacht; denn dieſe Meiſter ihrer Kunſt ſahen die Tanzkunſt aus

dem Gesichtspunkte an, wo sie sich in ihrer edelsten Gestalt zeigt; bis dahin hatte die Kunst des Tanzens mehr in schönen Pas und Stellungen bestanden; sie drangen aber auf Richtigkeit der Darstellung, auf Wahrheit des Ausdrucks der Affekten, und lehrten die Komponisten weniger symmetrische Gruppen und Figuren, hingegen mehr Natur in die Ballette bringen. Ungeachtet nun dadurch und durch die Bemühungen Einiger ihrer Nachfolger der Tanz in eine geschmackvollere und seiner würdigere Gestalt gebracht worden ist, so ist immer noch Manches darin zu thun übrig geblieben, welches die Nachfolger dieser Männer zu verbessern übernommen haben, obgleich in neuester Zeit die Tänze lange nicht mehr den Adel besitzen, als im verwichenen, achtzehnten, Jahrhunderte; sie haben zwar an Lebendigkeit, ja Wildheit, zugenommen, aber nicht an Anstand und Würde, die sie nur beliebt machen können.

Was nun den Tanz oder die Tanzkunst als Kunst selbst betrifft, um solche zu erlernen und auszuüben, so kommt dabei erst in Betrachtung, in welchem Alter man mit dem Unterrichte im Tanzen bei Kindern anfangen soll. Es ist bekannt, wie viel die ersten Eindrücke, die wir in unserer Kindheit erhalten haben, oft das ganze Leben hindurch auf uns machen oder wirken; es ist daher auch nöthig, die größte Sorgfalt auf die erste Erziehung der Kinder zu verwenden, sowohl um deren Verstand auszubilden, ihr Herz gut und folgsam zu machen, ihnen eine solche Bildung zu geben, die sie beliebt und angenehm macht. Die Eltern thun daher wohl, für ihre Zöglinge gut geprüfte, geschickte, gewissenhafte und gesittete Lehrer zu wählen, weil diese den Grund zu dem ganzen Erziehungsgeschäfte legen müssen. Wenn Kinder in der ersten Erziehung eine gute Richtung erhalten haben, so läßt sich von der ganzen Ausbildung derselben der beste Fortgang erwarten; denn ihre angefachte Wißbegierde wird ihnen die Lehrstunden

angenehm machen, ihre Folgſamkeit und artiges Betragen wird die Bemühungen ihrer Lehrer verdoppeln, da im entgegengeſetzten Falle die geduldigſten und geſchickteſten Lehrer nichts ausrichten können, und zuletzt über die Unart und Unbiegſamkeit der Lernenden ermüden. Bildung des Verſtandes und des Herzens, das wichtigſte Geſchäft der Erziehung, gehört zwar hauptſächlich für die Eltern und ſolche Lehrer, welche die Kinder am meiſten unter Augen haben, indeſſen muß jeder Lehrer durch die Art ſeines Unterrichts, und vorzüglich durch ſein Beiſpiel, das Seinige hierzu beitragen; kurz, es müſſen Alle, die an der Erziehung des Kindes arbeiten, ſich nothwendig Einer dem Andern die Hand bieten, ſonſt reißt der Eine nieder, was der Andere gebauet hat. Der Unterricht in dem Anſtande des Körpers und in den äußern Manieren gehört hauptſächlich für den Tanzmeiſter, da die Tanzkunſt zur Ausbildung des Körpers die geſchickteſte iſt, wenn ſie nach den eigenthümlichen Regeln, die auf die Natur und den Mechanismus des menſchlichen Körpers gegründet ſind, gelehrt wird; ſie lehrt den Körper ſo tragen und bewegen, wie es dem Baue deſſelben am angemeſſenſten iſt, das heißt, leicht, ungezwungen und frei von allen Geberden. In dieſer Beziehung wird der Unterricht im Tanzen als ein weſentlicher Gegenſtand der Erziehung, hauptſächlich bei Perſonen von Stande und Anſehen, betrachtet. Andere körperliche und ritterliche Uebungen, als Reiten und Fechten, geben durch eine fortgeſetzte Uebung dem Körper zwar eine vortheilhafte Feſtigkeit und Stärke, ſie gewöhnen ihn aber auch zu einer nachtheiligen Härte in ſeinen Stellungen und Bewegungen. Dieſe Künſte ſind ſich aber keinesweges in der Ausübung, und noch weniger in der Bildung des Körpers zuwider, vielmehr erleichtert die eine die Erlernung der andern, und alle dienen dazu, den Körper geſchickter und vollkommener zu machen. Der Stallmeiſter fordert von ſeinen Schülern zu Pferde, die näm-

liche Linie des Körpers, von den Hüften auf, die der Tanzmeister von den seinigen verlangt, Beide sowohl, als der Fechtmeister, lehren, wo der Centralpunkt und das Gleichgewicht von jeder in ihrer Kunst vorkommenden Stellung des Körpers liegt, ohne welche sich ihre Schüler in keiner geschickt erhalten würden; aber nur dann leisten sich diese Künste untereinander wechselseitige Hülfe, und werden für die Ausbildung des Körpers vortheilhaft, wenn jede zur rechten Zeit und in gehöriger Ordnung erlernt wird. Wenn eine noch unerwachsene Person reiten lernt, ehe sie im Tanzen unterrichtet ist, oder bei dem Reiten sich nicht zugleich in solchen Schritten und Bewegungen üben läßt, die ihren Hüften und Knien eine gute natürliche Biegsamkeit und Wendung geben, so wird sie immer in ihrem Gange etwas Hartes und Schweres zeigen, und das Feine und Leichte im Tanze niemals erlernen. Die sanfteren Bewegungen, welche die Tanzkunst lehrt, vermehren in den Gliedern des Körpers die natürliche Biegsamkeit; sie machen solche stark ohne Zwang, und mildern die Härte, die durch Anstrengung bei andern ritterlichen Leibesübungen entstehen kann. Daher muß eine junge Person, die sich mit gutem Anstande tragen und bewegen soll, zuerst Tanzen lernen, und dieses neben andern Leibesübungen fortsetzen, welches auch bei jeder regelrechten vornehmen Erziehung geschieht. Wenn bei dem Unterrichte im Tanzen nicht bloß das eigentliche Tanzen, sondern vielmehr die Bildung des Körpers und der äußeren guten Sitten zum Zwecke gemacht wird, so kann er Kindern nicht früh genug gegeben werden. Es ist sehr zu empfehlen, sie frühzeitig anzuhalten, sich nach bestimmten Regeln zu bewegen und zu tanzen; sie wachsen dann fort ohne schiefe Stellungen und widernatürliche Geberden, die sie sehr geneigt sind anzunehmen, und die ihnen, wenn sie vernachläßiget worden, sehr schwer, und oft gar nicht abzugewöhnen sind. Locke, in seinem Werke, Th. 3, S. 81,

das gut gewickelt, gut getragen, und gut geführt worden, kurz, das ſich keinen auffallenden Fehler in ſeiner Stellung und in ſeinen Bewegungen angewöhnt hat, bedarf, bis zum zehnten, zwölften Jahre, mehr einer ſorgfältigen Aufſicht, einer gut gewählten und gut gemachten Kleidung, als der Hülfe des Tanzmeiſters, beſonders wenn ſeine Spiele ſo eingerichtet werden, daß es Vortheile für ſeine körperliche Bildung daraus ziehen kann. Man kann hierbei, vornämlich den jungen Frauenzimmern, denen es ohnehin an ſolchen Spielen, die ihren Körper ſtärken und Bewegung verſchaffen, mangelt, das bekannte Volanten- oder Federballſchlagen empfehlen. Dieſes übt den Arm; der Kopf richtet ſich dabei auf, um mit den Augen dem Federballe folgen zu können. Lehrt man nun die Kinder mit dem rechten und linken Arm ſchlagen, und hält ſie dabei zu einer guten Stellung an, ſo wird es für ihre körperliche Bildung von großem Nutzen ſeyn. Nichts verdirbt den guten Wuchs der Kinder mehr, als wenn ihnen oft zugelaſſen wird, mit gebogenem Rücken und eingeſenkter Bruſt zu ſitzen, welches größtentheils beim Leſen und Schreiben geſchieht. Die hieraus entſtehenden Fehler ſind nicht nur dem guten körperlichen Anſtande nachtheilig, ſondern ſelbſt der Geſundheit, welches ſchon Viele, die ihre Geſchäfte am Schreibtiſche verrichten müſſen, empfunden haben. Es iſt daher von nicht geringer Wichtigkeit, die Kinder, bei jeder Gelegenheit, ſorgfältig anzuhalten, mit gut geſtrecktem Rükken zu ſitzen, und überhaupt auf ihr Tragen des Körpers genaue Aufſicht zu führen. Geſchieht dieſes, ſo iſt es, was das Tanzen betrifft, zeitig genug, wenn junge Perſonen ſolches erſt, nachdem ſie das zehnte, zwölfte ꝛc. Jahr erreicht haben, zu lernen anfangen; hauptſächlich da der Unterricht der Kinder im eigentlichen Tanzen unter dieſen Jahren mit vieler Vorſicht geſchehen muß, wenn er nicht, anſtatt des Nutzens, nachtheilige Folgen haben ſoll. Schon Andry führt dieſes in ſeiner Orthopedie

an. Dieser berühmte Arzt und Zergliederer lehrt überhaupt, wie viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei der Erziehung in Ansehung des Körpers eines Kindes erfordert wird. Er sagt nämlich*): „Es ist für Töchter sehr nachtheilig, wenn man sie eine Verbeugung machen läßt, ehe sie das fünfte Jahr erreicht haben. Der Körper des Kindes hat kein Verhältniß mit dem Körper eines Erwachsenen; die Beine und Schenkel sind kürzer, als dessen Oberleib, daher dürfen Kinder zu solchen Bewegungen im Tanzen, als man erwachsene Personen machen läßt, nicht angehalten werden. Die Kinder können sogar durch bloßes Schreiten und Gehen um die Gesundheit kommen, wie viel mehr muß dieses durch ein unvorsichtiges Tanzen geschehen können." Hieraus folgt, daß man von Kindern unter dem zwölften Jahre noch nicht verlangen müsse, fertig Tanzen zu lernen; es fehlt ihnen bis zu diesem Alter noch immer an den nöthigen Kräften und körperlichen Fähigkeiten dazu. Indessen geschieht es häufig, daß Eltern, die hierüber nicht nachgedacht haben, ihren Kindern, wenn sie etwa acht bis neun Jahre alt sind, ein halbes, oder wenn es hoch kommt, ein ganzes Jahr, wöchentlich einige Lektionen im Tanzen geben lassen, indem sie glauben, dieser Unterricht sey hinreichend genug, um sie durch ihr ganzes Leben als geschickte Tänzer auftreten zu lassen. Wenn die Kinder mit vieler Mühe durch diesen Unterricht so weit gebracht worden sind, daß sie anfangen, sich gut zu tragen und gut zu bewegen, so läßt man sie bei jeder Gelegenheit in Gesellschaft erwachsener Personen alle Tänze, die sie gelernt haben, mittanzen, und freut sich herzlich, daß die kleinen artigen Puppen schon in der Gesellschaft tanzend erscheinen können, ohne zu bedenken, wie schädlich dieses für die körperliche Bildung, für

*) Orthopédie ou l'Art de prevenir et corriger dans les enfans les difformités du corps. Tom. I. p. 250.

den Wachsthum und für die Geſundheit der guten Kinder werden kann, da ſie hier mit den Erwachſenen Schritt halten, ſich alſo eben ſo anſtrengen müſſen, als dieſe, die eine weit größere Summe von Lebenskräften beſitzen, und deren Körper zu allen Bewegungen ausgewachſen iſt. Sachverſtändige Tanzmeiſter können ſich in ihren Lehrſtunden neben andern Mitteln zur Bildung des Körpers auch der üblichen Tänze bedienen, um den Kindern viele und mancherlei regelmäßige Bewegungen zu verſchaffen, ihr Tragen des Körpers dabei gut zu ordnen, und ihnen die Lehrſtunden angenehm zu machen, weil dieſe den Maaßſtab der Touren und Schritte, nach den Kräften der Kinder zu verkürzen und zu verlängern, und das Zeitmaaß der Muſik nach ihrer Fertigkeit einzurichten wiſſen. Ganz anders verhält ſich dieſes im geſellſchaftlichen Tanze auf Bällen; da kann keine Rückſicht auf Kinder genommen werden, jede Tour erhält ihre durch die Kunſt ein für allemal beſtimmte Länge und Zahl der Schritte, welche nur auf erwachſene Perſonen eingerichtet ſind. Sollen nun dieſe die Kinder, deren Glieder noch nicht die gehörige Größe dazu haben, mitmachen, ſo müſſen ſie ſich nothwendig angreifen, um ihre Schritte über das natürliche Maaß zu vergrößern, woraus denn, beſonders wenn es ihnen oft zugelaſſen wird, nicht nur alle Arten von Grimaſſen und übel anſtehenden Geberden, ſondern auch alle die nachtheiligen Folgen für die Geſundheit der Kinder, die von zu heftigen Bewegungen zu fürchten ſind, entſtehen können. Wenn dieſe jungen Tänzer weiter keinen Unterricht erhalten, ſo wird ihr Gang gewöhnlich ungeſchickt, ihre Bewegungen werden ſchwankend, ihr Körper verliert das gehörige Gleichgewicht, kurz ſie machen mehrentheils eine eckige ſchiefe Figur, die nicht ſelten zur Verachtung Gelegenheit giebt. Man gewahrt oft von Natur ſehr gut gewachſene junge Perſonen, von denen geſagt wird, daß ſie Tanzen gelernt hätten, die

sich so schief und eckig tragen, daß man befürchten muß, sie fallen vorwärts nieder, wenn sie einen Fuß bewegen, welches bei Vielen die unzeitige und schlechte Anwendung des Tanzens veranlaßt. Es ist bekannt, daß die unschuldigsten und nützlichsten Dinge durch eine zweckwidrige und falsche Anwendung nachtheilig und schädlich werden können. Hiervon ist die Tanzkunst nicht ausgenommen. Geburt, Stand, Erziehung, Bestimmung der Lebensart, Zeit, Alter, Temperament, Neigung, Talent, Glücks- und Vermögensumstände ꝛc., alles dieses sind Dinge, die bei dem Lehren, Lernen, und bei der Ausübung dieser Kunst wohl erwogen werden müssen, weil solche darin eine große Verschiedenheit machen, und in dieser Rücksicht dem Einen etwas sehr überflüssig und sogar nachtheilig werden kann, was dem Andern nothwendig und nützlich ist. Die Kunst an und für sich bleibt in allen Fällen unschuldig, nur der Mißbrauch im Lehren, Lernen und in der Ausübung derselben, kann schädliche und nachtheilige Folgen bewirken, weshalb sie aber nicht verachtet oder gar verworfen zu werden verdient. Alle diejenigen, welche die Tanzkunst nicht als etwas ganz Gleichgültiges, sondern als einen Artikel der Erziehung betrachten, wodurch junge Personen zu einem guten körperlichen Anstande, und ihre äußerlichen Sitten angenehm und gefällig gebildet werden sollen, mithin von dem Unterrichte in dieser Kunst mehr verlangen, als bloß auf vorkommende Fälle mittanzen zu können, diese müssen vor allen Dingen den Mann wohl prüfen, der diese Kunst lehren soll. Es giebt unter keiner Art von Künstlern mehr unwissende, ungeschickte, und selbst für die guten Sitten oft gefährliche Leute, als unter denen, die sich Tanzmeister nennen. Viele Individuen, wenn sie auf keine andere Weise fortkommen können, und in ihrer Jugend etwas Tanzen gelernt haben, geben sich als Tanzmeister aus, besonders bei angesehenen und reichen Familien auf dem Lande,

und wenn ſie ihre Füße mehr auswärts ſetzen können, als ein anderer ehrlicher Deutſcher, ſo werden ſie auch von Vielen dafür gehalten, weil es noch ſehr in manchen Gegenden Deutſchlands an richtigen Begriffen fehlt, an dem, was zu der Kunſt im Tanzen zu unterrichten gehört; denn ein großer Theil des Publikums verhält ſich gegen dieſe Leute und die geſchickteſten Lehrer der Tanzkunſt, wie der große Haufe gegen Charlatane und wahre Aerzte. Dieſes geſchieht theils aus Mangel der Kenntniſſe, ſie zu beurtheilen, theils aus Intereſſe, weil ſolche angebliche Tanzmeiſter oft für ihren nothdürftigen Unterhalt ganze Familien einige Zeit tanzen lehren. Der ſchlechte Unterricht, den ſolche Leute geben, und die üblen Eindrücke, die ſie oft durch ihre ſchlechten Sitten und ſchlechte Aufführung auf junge Perſonen machen, können dieſelben phyſiſch und moraliſch verderben. — Wie ſoll man nun aber einen Lehrer der Tanzkunſt prüfen, um nicht durch falſche Urtheile ſich ſelbſt zu hintergehen, oder von Andern hintergangen zu werden? — Wenn man von den guten Sitten und der guten Aufführung eines Mannes, der die ſogenannte niedere oder ſchöne Tanzkunſt lehrt, verſichert iſt, ſo muß man, um auch die Kunſt und Geſchicklichkeit zu erfahren, ihn in ſeinen Lehrſtunden beobachten. Aus der Art des Unterrichts wird ſich dann leicht entdecken laſſen, ob er ein Mann iſt, der ſeine Kunſt nur mechaniſch verſteht, oder ob er dieſelbe ſtudiert hat, und auf jeden Fall richtig anzuwenden weiß; ob er den Mechanismus des menſchlichen Körpers kennt, ob er die Fehler in den Stellungen und Bewegungen einſieht; ob er weiß, woher dieſe entſtehen, und wie ſie zu vermeiden ſind; und überhaupt ob ſein Unterricht methodiſch und faßlich iſt, oder ob er nur im Vormachen tanzender Schritte und Bewegungen beſteht. Einen Lehrer der Tanzkunſt für geſchickt oder ungeſchickt nach dem Ausſpruche incompetenter Richter zu erklären, iſt lächerlich, und im letztern Falle eine

Verläumdung. Wer ihn darum tadeln will, daß er etwa diesen oder jenen Tanz nicht zu lehren wisse, verräth, daß er in der eigentlichen Kunst ganz unwissend ist. Es verhält sich eben so, als wenn man einem vortrefflichen Musiker seine Geschicklichkeit darum absprechen wollte, weil er eine gewisse Arie, die einiges Aufsehen erregt hat, nicht auswendig spielen kann. Die Kunst bleibt in ihren Grundsätzen, welche die körperliche Bildung, und auch die tanzenden Bewegungen betreffen, unveränderlich, da sie auf den Mechanismus des menschlichen Körpers gegründet sind. Ein Jeder, der sich diese eigen gemacht, und natürliche Fähigkeiten zum Tanzen hat, wird dann jede besondere Tanzart in wenigen Lektionen lernen können. Einen Tanzmeister nach seinen Schülern zu beurtheilen, ist oftmals auch trüglich. Es kann zwar niemals ein ungeschickter Tanzmeister geschickte Schüler ziehen; denn wenn auch dieselben, vermittelst ihres natürlichen guten Wuchses und ihrer natürlichen Geschicklichkeit zum Tanzen, viele Fertigkeit darin erlangen, so werden sie doch allemal in dem geschärften Auge eines Kenners viel Gemeines und Gezwungenes verrathen. Oft kann auch der geschickteste Mann viele ungeschickte Schüler haben, wovon aber, bei einer genauen Untersuchung, die Ursache niemals in dem Lehrer, sondern jederzeit in dem Lernenden, oder in andern Nebenumständen gefunden wird. Noch weniger läßt sich von dem Tanzen des Lehrers auf seinen Unterricht darin mit Gewißheit schließen. Es kann Jemand ein sehr guter Tänzer seyn, ohne die Kunst, die zum Unterricht im Tanzen und zur Bildung des Körpers erfordert wird, zu verstehen. Es bleibt daher die Beurtheilung eines Tanzmeisters nach seinem Unterrichte, welchen man selbst untersucht hat, immer die zuverlässigste und beste. Kein Selbstdenker verläßt sich in irgend einer Sache von Erheblichkeit, auf das Urtheil Anderer, so lange er selbst Untersuchungen darüber anstellen kann, oder, wenn er

nicht von der Competenz jener Urtheile überzeugt ist. Wer dieses bei der Prüfung eines Tanzmeisters in Erwägung zieht, wird sich niemals durch die schiefen, nebenabsichtlichen und ungegründeten Urtheile, welche oft über rechtschaffene und geschickte Lehrer der Tanzkunst gefällt werden, hintergehen lassen, noch Geld und Zeit auf eine unnütze und oft schädliche Weise an ungeschickte angebliche Tanzmeister verwenden.

Wenn man den Zweck des Tanzens berücksichtiget, so scheint dieser dreifach zu seyn, oder auf eine dreifache Weise sich in der Wirkung zu zeigen: 1) als gesunde Bewegung, verbunden mit gesellschaftlicher Unterhaltung; 2) als Feyer merkwürdiger Begebenheiten, und 3) als Schilderung der Leidenschaften und Charaktere. Das Erste giebt den gesellschaftlichen Tanz, das Zweite die festlichen Tänze, und das Dritte den theatralischen Tanz. Die Grenzen sind eben nicht so genau gesteckt, daß bei jeder dieser drei Arten nur ausschließlich einer der angegebenen Zwecke Statt finden sollte. So wird der gesellschaftliche Tanz manchmal von feyerlichen Begebenheiten veranlaßt, und Ausdruck von Leidenschaften muß oder sollte billig auch bei ihm zu finden seyn, und wird auch gefunden, wenn der Tänzer leidenschaftlich für den Tanz eingenommen ist. Der theatralische Tanz, dessen hauptsächliches Geschäft es ist, Leidenschaften und Charaktere zu malen, wird oft bloß als ein Mittel gebraucht, die Fertigkeit und Stärke der Tänzer den bewundernden Zuschauern zu zeigen. Die festlichen Tänze haben in neuester Zeit sehr abgenommen. Bei den Griechen und andern Nationen waren sie sehr häufig, und fast alle ihre gesellschaftlichen Tänze waren zugleich Feyer und Anspielung auf irgend eine merkwürdige Begebenheit, aus ihrer wirklichen oder fabelhaften Geschichte. Unsere jetzigen Tänze können füglich in zwei Hauptklassen abgetheilt werden: in gesellschaftliche und in theatralische

Tänze. Jene, welche weniger Schwierigkeit haben, und als ein Stück der guten Erziehung von den Menschen in der Jugend erlernt werden, sind der Gegenstand der gemeinen Tanzkunst; diese, welche mehr Uebung und Studium voraussetzen, sind das eigene Geschäft von Personen, welche sich der höhern Tanzkunst widmen. — Vor allen Arten von Leibesübungen gebührt der Tanzkunst der Vorrang, wenn auch einige der übrigen Uebungen zu diesem oder jenem Zwecke zuträglicher sind. Kommt es z. B. darauf an, dem Körper Biegsamkeit und Stärke, nicht bloß in den Beinen, sondern auch in dem Rumpfe und in den Armen zu geben, so ist das Voltigiren hierzu die vorzüglichste Uebung; kommt es darauf an, dem Menschen Unerschrockenheit und Vertrauen auf seine Kraft einzuflößen, und ihn zur Vertheidigung gegen Angriffe geschickt zu machen, so dient dazu das Fechten und andere militairische Uebungen; allein dessen ungeachtet ragt die Tanzkunst über alle Leibesübungen als Königin hervor. Den Vorzug einer gesunden körperlichen Bewegung hat sie immer mit andern Uebungen gemein, aber Ausdruck und Empfindungen, die sich in den Tänzen offenbaren, giebt keine andere Leibesübung, wie wir dieses hauptsächlich bei den Tänzen der westlichen Europäischen Nationen sehen, der Spanier, Italiener und Franzosen, die so zu sagen zum Tanze geboren sind; sie drücken dadurch die schönsten Geheimnisse der Sinnlichkeit aus, wie dieses schon oben, S. 665, bei dem Tanze der Spanier gesagt worden ist. Es sey hier erlaubt, noch dasjenige, was Fischer in seinem „Gemälde von Madrid" über den Tanz der Spanier sagt, wie er Leidenschaften anfacht, und alle sehnsüchtigen Gefühle in Anspruch nimmt, anzuführen: „Wir sind im Theater, die Gruppen dehnen sich aus, überall werden die Guitarren gestimmt. — Bald ertönt die sanfte Seguedilla im schmachtenden Sehnen der Zärtlichkeit. Der Tänzer

läßt ſeine Wünſche errathen, während ihm die Tänzerin mit Entzücken entgegen kommt. Plötzlich aber geht die ſanfte Melodie in das raſche Leben des Volero über. Ihre Arme breiten ſich aus, ihre durſtigen Lippen treffen ſich; ſchon begegnen ſich ihre Küſſe, ſchon berühren ſich ihre Gewänder — ach umſonſt — unentſchloſſen, verſchämt weichen ſie beide zurück. — Eine Pauſe hält ſie bewegungslos, bis die Muſik ihre Schritte von Neuem fortreißt. Zärtlicher ſchwebt ſie ihm entgegen, feuriger fliegt er auf die Geliebte zu; ihre Blicke werden begeiſtert, ihre Bewegungen heftiger, jede Muskel zittert vor Leidenſchaft. Schon klopfen ihre Herzen zuſammen, ſchon ſcheinen ſich ihre Augen vor ſüßem Entzücken zu ſchließen, — ach vergebens! — Noch einmal weicht ſie mit holder Schaam zurück. Eine zweite Pauſe hält ihre Empfindungen auf, bis ſie der Wonnerauſch plötzlich von Neuem ergreift. Schneller erhebt ſich die Muſik, ſtürmiſcher rauſchen die Saiten, und beflügelter folgen ihre Schritte nach. — Entflammte Blicke — Bewegungen, die die Wolluſt rufen; — Lippe an Lippe, Bruſt an Bruſt gepreßt! — Aus allen Tönen, aus allen Bewegungen ſpricht der Wonnerauſch, der ſie vereiniget hat. Jede Muſik drängt ſich zum Genuſſe, jeder Augenblick fliegt dem ſüßeſten zu. Aber jetzt, jetzt! — Eine hinſterbende Pauſe kündiget den Augenblick des höchſten Entzückens an. Das Orcheſter verſtummt, der Vorhang ſenkt ſich herunter, das ſchöne Paar verſchwindet in ſüßer Ermattung, und ein rauſchendes Getümmel feiert den Sieg der Zärtlichkeit.“ — Das Tanzen bringt ſanfte und heftige Erſchütterungen zu Wege, je nachdem man dieſe oder jene Art von Tänzen wählt; man hat es alſo in ſeiner Gewalt, die Bewegungen ſeiner Conſtitution und ſeinen Kräften anzupaſſen. Die Bewegung des Tänzers wird durch die Muſik belebt; die Wirkung iſt bekanntlich oft zum Erſtaunen. Perſonen, die ſonſt vielleicht vor einem

Spaziergange von einer Stunde zurückgebebt wären, die ihren Kräften kaum zutrauten, von einem Hause zum andern in der Stadt zu Fuße zu gehen, werden, wenn sie auf den Tanzplatz kommen, mehrere Stunden nach einander beliebte Tänze tanzen, wozu eine beträchtliche Anstrengung gehört. Der Tanz kann also dazu dienen, auch solche Menschen in Bewegung zu setzen, die sonst wegen Hypochondrie, Hysterie oder vermeinter Schwäche nicht dazu zu bringen sind. Dieses gilt besonders von manchen Damen der höheren Klassen. Der Tanz setzt den ganzen Körper in Thätigkeit, und dieses gilt besonders von den Muskeln der unteren Gliedmaßen, insbesondere der Beine und Füße, die dadurch zwar sehr angestrengt, aber auch sehr gestärkt werden. Bei keiner andern Leibesübung wird so methodisch darauf hingearbeitet, dem Körper Annehmlichkeit der Stellung, und Leichtigkeit und Zierlichkeit in seinen Bewegungen zu geben; bei keiner andern werden Kopf, Rumpf und Gliedmaßen so regelmäßig gerichtet; kurz keine andere verdient schon in dieser niedern Bedeutung den Namen einer schönen Kunst so sehr, als das Tanzen. Alles zweckt hier auf Schönheit und Grazie ab. Der Lehrer dieser Kunst schafft gleichsam den Körper seines Zöglings um, das heißt, der wirkliche Tanzmeister, der seine Kunst ganz inne hat, sie ganz versteht, von denen man, wie ein Schriftsteller sagt, unter hundert vielleicht nicht zehn findet. Die Wirkungen eines solchen Mannes auf den Körper sind außerordentlich. So kommt ein Zögling links und ungeschickt, mit sinkenden Knien, einwärts gehenden Füßen, hervorstehendem Bauche, schlotternden Armen, hohen Schultern, hängendem Kopfe unter seine Hände, und nach mehreren Monaten stellte er sich mit geradem Körper in annehmlicher Stellung der Gesellschaft dar, weiß alle seine Bewegungen mit Leichtigkeit auszuführen, und figurirt mit Anstand und Beifall in den Zirkeln der feinen Welt. Der Zauberstab dieser Ver-

wandlung ruht daher in den Händen des Tanzmeiſters, der ihn zu ſchwingen verſtand. Dergleichen Männer, die ſolche Wunderdinge hervorbringen, ſind, wie ſchon geſagt, etwas ſelten. — Viele Tanzmeiſter fangen die Bildung des Körpers ſehr verkehrt an, indem ſie zu gewaltſamen Biegungen, ſelbſt zu Maſchinen ihre Zuflucht nahmen, da doch nur eine allmählige Uebung wirken ſoll, und ſo hat der Zögling von Glück zu ſagen, wenn er mit unverdreheten Gliedern und unverrenkten Gelenken aus dieſer grauſamen Schule entkommt. Es iſt ganz verkehrt, wenn z. B. die Füße der Zöglings völlig auswärts gedrehet in das Fußbrett eingeklemmt werden, wodurch man zwar erlangt, daß ſie endlich auswärts ſtehen, aber in der Fußwurzel verdrehet; denn Knie und Schenkel können jener Drehung nicht nachkommen, und ſtehen gerade nach vorn, indem die Füße zur Seite ſtehen. Hieraus wird man nun gewahren, daß eine ſolche Stellung nur unnatürlich und widrig ſeyn kann; denn nicht einmal Grazie, viel weniger Sicherheit und Feſtigkeit der Stellung und des Ganges findet hier Statt. Die Richtung des Fußes muß ſich nach der Richtung des Oberſchenkels richten; denn das Knie iſt gar keiner, und das Fußgelenk nur einer geringen Drehung fähig, dagegen kann ſich der Kopf des Oberſchenkels, weil er kugelförmig iſt, in der Pfanne drehen, und hier giebt es Muskeln, die ihn auswärts ziehen. Dieſe Muskeln müſſen nur nach und nach in Thätigkeit geſetzt werden, ſo ergiebt ſich die verlangte Richtung von ſelbſt. Eine andere Maſchine, die dazu dienen ſoll, den Oberſchenkel auswärts zu drehen, iſt unter dem Namen Hüftdreher (tourne-hanche) bekannt; allein ſie verdient eben ſo wenig Beifall. Indeſſen darf man doch nicht zu weit gehen, und die künſtlichen Mittel ganz verwerfen; denn mit Behutſamkeit angewendet, thun ſie gute Dienſte, und können Fehler in den Gelenken verbeſſern. Dieſe Fälle gehören aber eigentlich für den Arzt, der anatomiſche

Kenntnisse genug besitzt, um hierüber zu entscheiden, was nützlich ist. Die schon oben, S. 674, erwähnten gezierten Stellungen und Manieren, die mancher Tanzmeister seinen Zöglingen beibringt, sind oftmals zu verwerfen, weil dazu auch Gewandheit und Biegsamkeit des Körpers von Natur gehört; denn eine gebrechselte Stellung des Körpers, ohne die gehörige Biegsamkeit in allen Formen, ist schlechter, als Rohheit und Ungeschicklichkeit. Gegen die Kunst selbst kann aber hieraus eben so wenig ein Vorwurf genommen werden, als daraus, daß sich manche Leute Krankheit und Tod durchs Tanzen zuziehen. — Unter den Vorzügen des Tanzes ist einer der wichtigsten der, daß er sehr geschickt ist, gesellschaftliches Vergnügen zu befördern, so daß auch das schöne Geschlecht mit Anstand daran Theil nehmen kann, welches bei fast allen übrigen körperlichen Uebungen nicht Statt findet. Es ist wohl bekannt genug, welchen unwiderstehlichen Reiz ein Ball, besonders für junge Personen, hat; Musik, Tanz, Erleuchtung, Alles vereiniget sich zu einer Art von Zauber, der das Herz allen frohen Empfindungen öffnet, selbst bis zu einem gefährlichen Grade, wenn man nicht über sich selbst wacht; und was zuletzt der Tanzkunst den ersten Rang unter allen körperlichen Uebungen entschieden zusichert, ist ihr ästhetischer Werth, indem sie der größten Verfeinerung fähig ist, und Empfindungen jeder Art malt; sie stellt komische und tragische Scenen dar, schildert Charaktere, und wirkt daher mit eben so viel oder mit noch mehr Gewalt auf das Herz, als irgend eine andere unter den schönen Künsten. Man wird aber selten den ganzen Einfluß dieser Kunst gewahr, auch hat man sie in ästhetischer Hinsicht noch nicht zu dem Grade der Vollkommenheit erhoben, deren sie fähig ist. Die theatralischen Tänze lassen es noch sehr an dem Ausdrucke der Empfindungen durch Stellung und Bewegung fehlen, und suchen solche nicht zu erreichen, dagegen suchen sie durch künstliche Ver-

ſetzungen der Füße und ſchwere Sprünge den Effekt heraus zu bringen, der zwar das Auge unterhält, auch Beifall und Bewunderung erwirbt, wobei aber das Herz kalt bleibt. Bei den geſellſchaftlichen Tänzen wird noch weniger auf die Feinheiten der Kunſt, und auf Ausdruck Rückſicht genommen; denn ſie beſtehen aus Touren ohne Bedeutung, die überdies oft mehr gelaufen, als getanzt werden, ſelbſt zuweilen ohne ſorgfältige Beobachtung des Anſtandes. Hierauf hat nun ein guter Tanzmeiſter in der Ausbildung ſeiner Zöglinge zu ſehen, ſowohl bei denen, die von der Tanzkunſt einmal Profeſſion machen wollen, als auch bei denen, die ſie bloß zur Bildung des Körpers und zum Vergnügen üben, nur mit dem Unterſchiede, was jede dieſer Abtheilungen als Zweck bedarf, damit er nicht bei der Einen, dasjenige unterläßt, was ſie zur höchſten Kunſt auf der Bühne bildet, und bei der Andern dagegen wieder in der Ausbildung zu weit hinauf geht, was ihr nicht nützt, obgleich, wie Sulzer ſehr richtig in ſeiner Theorie der ſchönen Künſte im Artikel Tanz angiebt, man auch bei dieſer nicht zu weit gehen kann. Er ſagt: da nicht daran zu zweifeln iſt, daß durch Mienen, Stellung und Bewegung jede Empfindung auszudrücken iſt, ſo iſt auch nicht abzuſehen, warum nicht Tänze ſollten verfertiget werden können, die zur Erweckung und Verſtärkung jeder gegebenen Empfindung tüchtig ſeyn ſollten. Wenn wir dieſe vorausſetzen, ſo müſſen wir es auch für möglich halten, daß ſowohl für die Jugend, als für das reifere Alter, Tänze von allerhand Art zu erfinden wären, die in der Ausübung, als wirkliche Uebungen in edlen Empfindungen anzuſehen wären. Warum ſollen nicht Tänze möglich ſeyn, in denen z. B. die Jugend ehrfurchtsvolle Liebe gegen die Eltern an den Tag legte, oder ſolche, die Beſcheidenheit und Mäßigung, Standhaftigkeit bei Widerwärtigkeiten, Muth in Gefahren und dergleichen ausdrückten, und wodurch alſo

die Tänzer sich in dergleichen Empfindungen übten." — So viel nun über das Wesen der Tanzkunst als Lehrgegenstand und den Lehrer derselben, in so weit seine Pflicht geht, die Jugend darin auszubilden; jetzt also zur Kunst selbst, auf welche Weise sie gelehrt wird, wie man ihre Uebungen beginnt, und bis zu den erhabensten Tänzen fortsetzt.

Bei dem Elementarunterrichte in der niedern Tanzkunst (belle danse) kommt es auf die Stellung und auf die Bewegung an. Diese zwei Stücke sind aber einer so unendlichen Mannigfaltigkeit fähig, daß es kaum möglich seyn würde, die unzähligen Verschiedenheiten und Combinationen derselben genau zu beschreiben; auch ist hier ein Unterschied zwischen dem menschlichen und andern thierischen Körpern; die Anzahl der Stellungen und Bewegungen, deren die Letztern fähig sind, ist in Vergleichung mit jenen sehr eingeschränkt. Was nun I. die Stellung betrifft, als Element des Tanzes, so kann die Absicht hier nicht seyn, mancherlei Stellungen, die im gesellschaftlichen, noch weit mehr aber im hohen Tanze vorkommen, ausführlich aufzuzählen, sondern hier kann bloß von denen geredet werden, womit der Anfang im Unterrichte der Tanzkunst gemacht wird, nämlich von der geraden Stellung des Leibes und der damit verbundenen Stellung der Füße, wodurch noch kein besonderer Ausdruck irgend einer Gemüthslage beabsichtiget wird, sondern worin sich der Körper bloß ruhig mit Anstand darstellt. In Rücksicht des obern Theils des Körpers giebt die Kunst hier folgende Regeln, wobei aber bemerkt werden muß, daß wenn eine Sache in die Kunstform gebracht ist, auch gewöhnlich in den einzelnen Regeln manche Pedanterey mit unter läuft; indessen muß dieses übersehen werden; denn dem Künstler, der seine Kunst anatomirt oder zergliedert, ist Manches wichtig, was Andern kleinlich vorkommt. Der Kopf wird gerade gehalten, so daß eine

Linie von der Stirn bis zum Kinn herunter ziemlich senkrecht falle. Diese Haltung des Kopfes muß auch schon durch den senkrecht gehaltenen Nacken mit bewirkt werden, weil ein vorgestreckter Hals, wenn gleich mit senkrecht gehaltenem Kopfe, einen großen Uebelstand verursachen würde. Die Neigung des Hauptes auf die eine oder die andere Seite, oder vorwärts oder rückwärts, kann im höheren Tanze zum Ausdrucke der Liebe, der Sehnsucht, der Betrübniß, der Bewunderung, des Schreckens sehr wesentlich seyn, welches aber den Elementarunterricht nicht angeht, und überhaupt mehr dem augenblicklichen Gefühle des Tänzers überlassen werden muß, als daß es durch Vorschriften bestimmt werden sollte. — Die Brust wird herausgehalten, oder, wie sich die Tanzmeister ausdrücken, breit gemacht. Der Bauch aber etwas zurückgezogen, welches beides durch Aufrichtung des Rückgrades, der eher etwas hohl, als convex gehalten werden darf, und durch Zusammenziehung der Schulterblätter begünstiget wird. Anfänger pflegen dabei leicht in den Fehler zu verfallen, das Kreuz hinten aus zu halten, welches bei Zeiten verhütet werden muß. Man läßt sie, um diesen Zweck zu erreichen, an einer senkrechten Wand sich aufstellen, so daß das Hinterhaupt, die Schulterblätter, das Kreuz, und die Absätze dieselbe berühren. Der Tanzmeister muß hier seinen Lehrling, wie der einsichtsvolle Exerciermeister seinen Rekruten auf dem Uebungsplatze behandeln. — Die Arme kommen durch die hinterwärts heruntergezogenen Schultern von selbst in die gehörige Lage, da diese von der Lage der Schulterblätter und des Schlüsselbeins abhängig ist; senkrecht herunter gehalten, fallen die Hände an die Seite des Oberschenkels, und zwar der Rücken der Hand nach außen hin. — Was nun die untern Gliedmaßen angeht, auf deren Stellung in unserm Tanzen vorzüglich Rücksicht genommen wird: so müssen die Füße auswärts gehalten werden, obgleich eine sehr

auswärts gerichtete Stellung dem Menschen nicht natürlich ist, auch kann er nur durch anhaltende Uebung dahin gelangen, diese zu unserem heutigen Tanze sehr nothwendige Stellung ungezwungen zu beobachten; sie ist aber nothwendig nach der jetzigen Gestalt der Tanzkunst, welches sogleich einleuchtet, wenn man bedenkt, daß unser Tanz, besonders der niedere, sich wenig mit den Armen, und überhaupt mit den oberen Theilen beschäftiget, sondern bloß in Versetzung der Füße besteht. Man stelle sich nun den Tänzer en face oder von vorne vor, so werden alle Bewegungen seiner Hüften, Knie und Füße in einer Ebene mit dem Auge des Zuschauers geschehen, sobald er mit gerade vorwärts gehaltenen Füßen und Knien tanzt. Diese Theile werden sich bei jeder Biegung in der Verkürzung darstellen, der Zuschauer wird folglich die Bewegungen kaum gewahr werden, und diese werden wiederum keine Wirkung thun. Ferner kann bei einer solchen Stellung der Tänzer nur vor- und rückwärts Schritte machen; denn zur Seite würden alle sehr unsicher und ungelenkig ausfallen. Die meisten Schritte geschehen aber seitwärts; nur diese können auf das Auge des Zuschauers wirken, wenn sich der Tänzer en face darstellt, und auf sie ist die meiste Zierlichkeit berechnet; denn die Stellung en face, wo das Gesicht, die Brust, die Arme und beide Schenkel dem Auge des Zuschauers zugekehrt sind, ist diejenige, wobei der Körper seine ganze Grazie entwickeln kann. Um diese Schritte ungehindert zu machen, um bloß terre à terre einen Fuß seitwärts hinter, oder vor den andern vorbei zu setzen, ist es schlechterdings nothwendig, daß man beide Füße auswärts halte, weil man sonst mit der Spitze des hintern an den Absatz des vordern Fußes anstoßen würde, oder einen Umweg machen müßte, der dem Schritte alle Leichtigkeit und Geschwindigkeit benähme. Noverre, Einer der größten Meister seiner Kunst, urtheilt folgendermaßen über diese Stellung: „Nichts ist so nothwendig, um gut

zu tanzen, als die Drehung der Schenkel nach außen, und nichts ist wieder den Menschen so natürlich, als die entgegengesetzte Stellung. Wir werden mit derselben geboren, und daher ist es unnütz, um Jeden von dieser Wahrheit zu überzeugen, hier Beispiele der Morgenländer, der Afrikaner und aller der Völker anzuführen, welche tanzen, oder vielmehr springen, und sich ohne Grundsätze bewegen. Ohne einmal so weit zu gehen, darf man nur die Kinder betrachten, und die Augen auf die Landleute werfen, um zu sehen, daß alle einwärts gehen; die entgegengesetzte Stellung ist also eine bloße oder reine conventionelle, und kein zweideutiger Beweis, daß dieser Fehler nur in der Einbildung bestehe. So würde ein Maler eben so oft gegen die Natur, als gegen die Regeln der Kunst fehlen, wenn er sein Vorbild mit ausgedreheten Füßen, wie diejenigen eines Tänzers, aufstellen wollte, um sie zu kopiren. Man wird also hieraus ersehen, daß, um mit Zierlichkeit zu tanzen, mit Anstand zu gehen, und sich mit Adel darzustellen, man durchaus die Ordnung der Dinge umkehren, und die Theile durch eine eben so lange, als mühsame Uebung zwingen muß, eine ganz andere Stellung anzunehmen, als diejenige, welche sie ursprünglich erhalten haben." — Bei seitwärts gehenden Bewegungen, ist auch, des Gleichgewichts halber, schon unumgänglich nothwendig, daß die Fußspitzen zur Seite gerichtet seyen. Es würde sehr unzweckmäßig seyn, wenn ein Bote, oder Einer, der eine große Fußreise machte, die Füße stark auswärts setzen wollte, da seine Bewegungen gerade vorwärts gehen, und er dem Körper dahin eine Neigung geben muß; er muß daher auch seine Füße dem gemäß mehr vorwärts, als seitwärts stellen; dann werden die Schritte auch durch das Auswärtssetzen verkürzt, mithin ist dieses dem geraden Laufe auch nicht günstig. Beim Tanze ist es dagegen beinahe gerade umgekehrt. Das Mittel, die Füße auswärts zu bringen, ist eine öftere Uebung, den

Oberschenkel, folglich das ganze Bein, vermöge der Gesäßmuskeln auswärts zu drehen. Hierzu muß nun der Lehrer die Zöglinge anhalten, statt sie durch Fußbretter (boites) und Hüftdreher (tourne-hanches) zu quälen.—Die moderne Tanzkunst nimmt fünf Stellungen der Füße (Positionen) an, oder eigentlich zehn, fünf gute, und fünf schlechte. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß dieses eine sehr willkührliche Bestimmung Französischer Tanzmeister (unsere jetzige Tanzkunst ist Französisch) ist, und daß übrigens eine weit größere Anzahl von Stellungen möglich ist; denn man könnte zwanzig und mehrere Positionen aufzählen, allein es würde sehr nutzlos seyn, die Menge dieser Bestimmungen noch zu vergrößern, da schon von den bisher gewöhnlichen ein großer Meister urtheilt: daß sie gut zu wissen, und noch besser zu vergessen sind, und daß es zur Kunst eines großen Tänzers gehöre, sich auf eine gute Art davon zu entfernen, um nicht hierin pedantisch, also gezwungen, zu erscheinen. Noverre sagt hier: „Alle Positionen, durch welche der Körper fest und vortrefflich gezeichnet erscheint, sind gut, und es giebt nur schlechte, wenn der Körper schlecht gruppirt ist, schwankt, und die Beine ihn nicht unterstützen können. Diejenigen Tanzmeister, die sich an das Alphabet ihrer Kunst hängen, werden mich als Neurer und Fanatiker betrachten, ich werde sie aber in die Bildhauer- und Malerschule schikken, und sie fragen: ob sie die Stellung eines Gladiators, oder diejenige des Herkules billigen oder verdammen? ꝛc.“ Hier wird es nun nöthig seyn, auf die choregraphischen Zeichen aufmerksam zu machen, die man, ohne einen großen Werth darauf zu legen, doch nicht ganz verwerfen, sondern oft nützlich anwenden kann, und wenigstens historisch kennen muß. Es soll der Choregraphie hier keine eigene Abhandlung gewidmet, sondern die Zeichen derselben nur da angewendet und erklärt werden, wo sie im Verfolge der Abhandlung des

Tanzens gebraucht werden, wobei es jedoch nöthig iſt, noch vorher einige Worte über dieſe Kunſt im Allgemeinen hier zu ſagen, da ſie unter C in der Encyklopädie übergangen worden iſt. — Die Choregraphie ſoll die Kunſt ſeyn, den Tanz zu zeichnen; ſie muß daher Stellung und Bewegung durch ſchriftliche Zeichen vorſtellen. In Anſehung der Stellung muß ſie bemerken, wohin das Geſicht gekehrt iſt, wie die Füße ſtehen, und wie die Arme gehalten werden. In Anſehung der Bewegung ſind die Forderungen noch ſchwieriger; ſie muß andeuten, erſtlich: die Bewegung der Füße und Hände, welche der Tänzer machen ſoll, ohne von ſeiner Stellung zu rücken; zweitens: den Weg, den er machen muß, wenn er von der Stelle rückt, welches die Figur oder Tour des Tanzes genannt wird; drittens: das Verhältniß der Schritte, ſowohl ihrer Größe, als Menge nach, zu den Abſchnitten der Muſik. Man gewahrt hieraus, wie viel es verlangt iſt, dieſe Menge unendlich abwechſelnder Dinge auf der Ebene des Papiers, und zwar ohne Verwirrung und leſerlich auszudrücken. Stellung der Füße und der Weg, den ſie nehmen ſollen, liegen in der Ebene des Bodens, und laſſen ſich daher durch natürliche Zeichen auf die Ebene des Papiers bringen, wie der Grundriß eines Gebäudes; aber Beugung und Streckung der Knie, Bewegung der Arme, und hundert andere Dinge, geſchehen theils in vertikalen, theils in andern Ebenen. Um dieſe auf dem Papiere darzuſtellen, muß man ſich willkührlicher Zeichen bedienen, die um ſo beſſer ſind, je einfacher und leichter ſie im Gedächtniſſe behalten werden können. Seit Beauchamps und Feuillets Zeiten ſind keine erhebliche Verbeſſerungen mit dieſen Zeichen vorgenommen worden. Feuillets Schrift iſt in Tauberts rechtſchaffenen Tanzmeiſter in extenſo eingerückt, aus welchem hier die hauptſächlichſten Figuren entlehnt werden ſollen. Die vielen Combinationen, welche Feuillet angiebt, hier anzufüh-

ren, würde aber ganz zwecklos seyn. Kehren wir daher wieder zu unsern Positionen zurück. Fig. 9086, I. dient zuerst, um anzudeuten, wohin die vordere Seite des Tänzers hingekehrt sey; die gerade Linie zeigt nämlich die vordere Seite des Körpers, die krumme, die hintere Seite desselben an. Um den Tänzer von der Tänzerin zu unterscheiden, kann man entweder für Letztere das Zeichen mit rother Farbe geben, oder auch das Zeichen 2 gebrauchen, welches sich von dem vorhergehenden durch einen innern kleinern Halbzirkel unterscheidet. Die Richtung, in welcher der Fuß steht, wird durch das Zeichen 3 angedeutet, wo der Kreis den Absatz anzeigt. Die erste Position 4 ist diejenige, wo beide mit den Absätzen dicht an einander, und die Spitzen auswärts stehen, so daß die Füße ungefähr einen rechten, oder auch etwas stumpfen Winkel machen. Eine zu sehr auswärts gerichtete Stellung bleibt immer unnatürlich. Die Beine müssen ihrer ganzen Länge nach wohl geschlossen seyn, so daß sich Waden, Knie und Oberschenkel berühren. In der Tanzkunst führt diese Stellung den Namen Assemblée. Das Zusammenhalten der Beine ist für solche Personen schwer, deren Beine krumm gewachsen sind, sich krumm biegen, so daß die inwendige Seite concav ist. Wenn diese sich selbst überlassen in der ersten Position stehen, so ist zwischen ihren Knien ein beträchtlicher Raum, obgleich ihre Absätze einander berühren. Dieser Fehler der Bildung, wenn man es so nennen will, kann einigermaßen dadurch verborgen werden, daß sie immer mit stark gestreckten Knien und gut auswärts stehen. In der Jugend, wo alle Gelenke noch biegsam sind, läßt sich dieser Fehler noch verbessern, im Alter ist es jedoch zu spät. Die Franzosen drücken die Beschaffenheit der untern Gliedmaßen durch das Wort arqué aus, und Noverre bemerkt, daß die obern Gliedmaßen gewöhnlich eine ähnliche Bildung haben, und daß Tänzer dieser Art meistens weniger Grazie, aber mehr

Stärke und Brillantes hätten, als Andere. Der entgegengeſetzte Fehler beſteht darin, daß die Knie einwärts gebogen ſind, ſo daß ſie ſchon einander berühren, wenn die Füße noch in einiger Entfernung von einander ſtehen. Dieſer Fehler, welcher durch das Wort jarreté ausgedrückt wird, iſt unangenehmer, und Tänzer dieſer Art müſſen ſich bemühen, immer eine leichte Biegung in den Knien beizubehalten, ſo daß dieſe geſtreckt erſcheinen, ob ſie es gleicht nicht ſind. Wenn die falſche Richtung der Beine nicht zu ſtark und auffallend iſt, ſo pflegen dergleichen Tänzer mit vieler Grazie zu tanzen, und gut auf den Zehen zu ſeyn. Für die beſte Bildung der untern Gliedmaßen hält man diejenige, wo in der erſten Poſition die Knie von ſelbſt geſchloſſen ſind. — Die zweite Poſition 5 (ouvert à côté) entſteht, wenn man aus der erſten Poſition den einen Fuß etwa 1 Fuß weit zur Seite rückt. Daß ſowohl die Knie, als der ganze Körper dabei gerade geſtreckt ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Für die Bogenfüßigen iſt es eine ſehr gute Uebung, die Füße aus der zweiten Poſition in die erſte auf dem Boden hinzuſchleifen, weil durch dieſes Aneinanderziehen der Abſätze die Knie ſehr geſtreckt werden. Die zweite Poſition iſt dem Menſchen ſehr natürlich, und giebt einen feſten Stand. — Bei der dritten Poſition 6 (emboëté) ſteht der Abſatz des vordern Fußes dicht an der innern Seite des hintern Fußes, und zwar ungefähr in der Mitte derſelben, wo die Linie von der Ferſe zum Ballen ſich einwärts krümmt. Dieſe Stellung wird für die zierlichſte gehalten. Beide Beine können ſelbſt von den Bogenfüßlern in dieſer Stellung geſchloſſen gehalten werden, und da die Füße ſo von einander ſtehen, daß der untere Theil des vordern Beines den untern Theil des hintern dem Auge des Zuſchauers verdeckt, ſo erſcheint die Figur des Menſchen auf der kleinſten Baſis, die ſie ſich geben kann, und erhält gerade dadurch das Anſehen von Leichtigkeit

und Zierlichkeit. — Die vierte Position 7 (ouvert en avant) entsteht, wenn der vordere Fuß aus der dritten Position etwa um 1 Fuß weit gerade vorwärts gedrückt wird. Eine gute, natürliche, zum festen Stande sehr geschickte Stellung. — Die fünfte Position 8 (croisé) entsteht, wenn der vordere Fuß aus der dritten Position weiter an der innern Seite des hintern Fußes, bis an dessen Ballen fortgerückt wird. Eine etwas gekünstelte Stellung, die nur im Tanzen selbst anwendbar ist. — Dieses sind die fünf guten Positionen. Von diesen unterscheiden die Tanzmeister noch die fünf schlechten, die in den Figuren 9, 10, 11, 12 und 13 dargestellt worden sind, die aber keiner Erklärung bedürfen. Sie können in der niedern Gattung komischer Tänze angebracht werden, sonst sind sie aus dem Tanze verbannt. Dieses wird von der Stellung in dem ersten Stücke der Elemente des Tanzes hinreichend seyn. — II. Die Bewegung, von welcher man zwei Gattungen unterscheiden kann: die Bewegung ohne Fortrücken, und die Bewegung mit Fortrücken des ganzen Körpers. — Erste Art. Bewegung ohne Fortrücken. Es ist hier nur von der Bewegung der untern Gliedmaßen die Rede, worin die Anfänger der Tanzkunst, nachdem ihnen die Stellungen gezeigt worden sind, geübt werden müssen. Diese Elementarbewegungen sind folgende: Die Drehung des Schenkels nach außen herum, welche sehr zu üben ist, um dem Anfänger das Auswärtsstellen der Füße geläufiger und natürlicher zu machen. Die Fußspitze wird abwechselnd nach außen und nach innen gedreht. Wenn der Anfänger dieses durch eigene Kraft thut, so kann er es nicht anders, als durch Hülfe der Muskeln des Oberschenkels, so daß die Drehung schon von der Hüfte anfängt. Eine auch sehr nützliche Uebung für die Hüften ist es, wenn der Anfänger sich hinter einen Stuhl oder dergleichen stellt, und indem er auf einem Beine ruhet, das andere, so weit er kann, seitwärts

in die Höhe hebt, und dann bald vor, bald hinter dem ruhenden Fuße wieder auf den Boden ſchlägt. Der Lehrer der Tanzkunſt muß wiſſen, an welchem Theile es dem Schüler fehlt, und an dieſem Theile das Spiel der Muskeln recht oft befördern. Die ſo eben angeführte Uebung iſt ſehr zweckmäßig für ſolche, welche ungelenkig in den Hüften ſind, um dieſe Theile zu lebhaften Bewegungen zu bringen. Das Biegen und Strecken der Knie iſt eine der nothwendigſten Vorübungen des Tanzes. Der Lehrer nimmt ſeinen Schüler vor ſich, faßt ihn leiſe bei den Händen, und läßt ihn mit ſo viel als möglich, auswärts geſtellten Füßen die Knie recht ſtark und langſam biegen, und zwar ſo, daß die Knie ſelbſt nicht vorwärts, ſondern zur Seite gerichtet bleiben, welches der Lehrer durch Gegenhaltung ſeiner eigenen Knie einigermaßen zu befördern ſucht. Dieſes iſt die Beugung (Plié); die Hebung (Elevé) geſchieht gleichfalls langſam, und ohne Wanken des Knies; beſonders aber iſt ſowohl beim Plié, als beim Elevé dahin zu ſehen, daß der Schüler nicht das Kreuz hinten ausſtrecke, ſondern den Rücken und Kopf ſenkrecht halte. Für das Plié iſt das Zeichen 14, und ſo bedeutet 15 ein Plié mit beiden Knien in der erſten Poſition; und für das Elevé hat man das Zeichen 16. So bedeutet z. B. 17 ein Elevé der zweiten Poſition mit beiden Beinen. Es ſcheint, daß man dieſe Zeichen wohl beſſer hätte einrichten können, da durch kleine Nachläſſigkeit der Hand leicht Eines für das Andere geſetzt werden kann. Fig. 18 bezeichnet ein Plié und Elevé in der dritten Poſition. Das abwechſelnde Plié und Elevé nennen die Tanzmeiſter le mouvement oder die Bewegung. — Was hier vom Plié und Elevé geſagt worden, betrifft eigentlich nur das Knie. Die Streckung des Fußes, welche das zum ſchönen Tanze ſo nothwendige Erheben auf die Zehen bewirkt, muß nicht minder häufig geübt werden; denn ohne gut oder feſt auf den Zehen zu ſeyn, iſt keine

Leichtigkeit in dem Schritte möglich. Man hat dafür kein besonderes Zeichen gewählt, sondern das Zeichen des Elevé, nämlich den senkrechten Strich, beides Hebung vermittelst der Knie und der Zehen bedeuten läßt, da doch Eines ohne das Andere Statt finden kann. Das Beugen und Heben wird in allen fünf Positionen, sowohl auf dem platten Fuße, als auf den Zehen stehend, fleißig geübt. Kann der Anfänger diese Elementarbewegungen mit Leichtigkeit machen, so geht ihm auch alles Uebrige gut von Statten; dagegen bringt die Vernachlässigung derselben unfehlbar einen schlechten Tänzer hervor. Ehe nun zu der folgenden Gattung der Elementarbewegungen fortgeschritten werden soll, können Anfänger sich noch mit folgenden choregraphischen Zeichen bekannt machen. So bedeutet nämlich Fig. 19 den Absatz auf den Boden setzen; 20 die Fußspitze auf den Boden setzen; 21 den platten Fuß auf den Boden setzen; 22 zuerst die Fußspitze, dann den Absatz niedersetzen; 23 erst den Absatz, dann die Fußspitze niedersetzen; 24 den Fuß in der Luft schwebend erhalten; 25 mit der Fußspiße auf den Boden stoßen; 26 dasselbe mit dem Absatze; 27 dasselbe mit dem ganzen Fuße; 28 sich auf dem rechten Fuße in einem Halbkreise rechts herum drehen; 29 dasselbe links; 30 sich auf dem rechten Fuße in einem Viertelskreise rechts herum drehen; 31 dasselbe links; 32 die rechte Hand reichen; 33 dieselbe loslassen; 34 mit der rechten Hand in die vorgehaltene Hand des Andern schlagen; 35 mit beiden Händen zusammenschlagen. Um Zeit und Raum zu sparen, sollen hier die Zeichen nicht vervielfältiget werden; denn Jeder wird leicht errathen, wie diese Dinge mit beiden Füßen, oder wie Wiederholungen des Stampfens und Händeschlagens durch mehrere Striche abzubilden sind; auch werden hier noch mehrere Zeichen zu erläutern vorkommen, für die ebenfalls noch Raum bleiben muß. — Zweite Art. Bewegung mit Fortrücken, sowohl des ganzen Kör-

vers, als auch jeden Fußes, wobei nur die Verſchiedenheiten in Rückſicht der Figur des Körpers betrachtet. Zeit und Raum dagegen von der Muſik, und von der Natur des Tanzſtückes abhängt, in welchem die Bewegungen vorkommen. Von dem Wege, durch den der ganze Körper im Tanzen fortrückt, kann hier weiter nichts geſagt werden, als daß er entweder gerade oder krummlinig iſt. Dieſer Weg macht die Touren des Tanzes aus, wovon bei einzelnen Tanzarten, oder Gattungen der Tänze die Rede iſt. Der Weg, den der Fuß beſchreibt, iſt gleichfalls entweder gerade oder krummlinig, und aus den Verſchiedenheiten, die hier Statt finden, ſind von den Tanzmeiſtern folgende fünf Elementarſchritte hergeleitet. 1) Der gerade Schritt (pas droit), entweder vorwärts, rückwärts, oder ſeitwärts. Den vorwärts gehenden geraden Schritt ſtellt Fig. 36 dar. Der Anfang des Schrittes wird hier, wie künftig immer, durch einen ſtarken Punkt, wie eine muſikaliſche Note, angedeutet. Der Haken am Ende bedeutet die Richtung, die der Fuß am Ende des Schrittes hat. — 2) Der geſchlagene Schritt (pas battu), entweder von vorn, oder von hinten, oder von der Seite; der von der Seite iſt ſchon hinreichend, wie ihn Fig. 37 giebt. Der rechte Fuß, welcher anfangs in einiger Entfernung von dem linken gehalten wurde, ſchlägt gegen den linken Fuß an, und entfernt ſich wieder von demſelben, ſo daß die beiden Linien, welche er beſchreibt, am linken Fuße einen Winkel bilden. — 3) Der offene Schritt (pas ouvert). So nennt man den ſeitwärts gehenden geraden Schritt. — Andere bezeichnen dadurch denjenigen Schritt, welcher Fig. 38 abgebildet iſt, da nämlich der Fuß ſich ſeitwärts von dem andern entfernt, und entweder vorwärts, wie in der Figur, oder auch rückwärts einen Bogen beſchreibt. — 4) Der gedrehete Schritt (pas tortillé), da der Fuß, indem er fortſchreitet, eine Schlangenlinie beſchreibt, Fig. 39, und ſolches ebenfalls

vorwärts, rückwärts und seitwärts. — 5) Der runde Schritt (pas rond), da der Fuß ungefähr in der Mitte des Schrittes einen Kreis beschreibt, Fig. 40, wie die obigen nach allen Seiten. — III. Von den vorzüglichsten Pas. Nach der Erklärung der ersten Elemente des Tanzes: der fünf Positionen, der Uebung des Beugens und Hebens, und der fünf Elementarstriche, ist es nöthig, zu der Beschreibung der übrigen vornehmsten Schritte, welche in der Tanzkunst vorkommen, überzugehen. Das Wort Schritt (Pas) wird in der Tanzkunst in einer ziemlich weitläufigen Bedeutung genommen, indem jede Bewegung der untern Gliedmaßen im Tanzen so genannt wird. Man kann diese Schritte auf mancherley Art eintheilen. In Hinsicht der Tänze, worin die eine oder die andere Art gebraucht wird, hat man Menuetschritte, Courantschritte ꝛc. Man unterscheidet Schritte, die auf einer Stelle gemacht werden, wobei die Füße bloß einige Figuren machen, ohne den Körper fortzutragen (pas marqués), und solche, wodurch der Körper fortgetragen wird (pas marchés); ferner unterscheidet man einfache und zusammengesetzte Schritte (pas simples et pas composés). Diese letztere Eintheilung soll eine der brauchbarsten seyn, um ein System der Tanzschritte darauf zu gründen, wenn nämlich die Meister der Kunst es genau bestimmten und darüber einig wären, welche Schritte zu den einfachen, und welche zu den zusammengesetzten gehören, und wenn man nicht zuweilen zwei Pas trennen müßte, die übrigens genau mit einander verwandt sind, und deren Erklärung, der Natur der Sache nach, am natürlichsten unmittelbar auf einander folgen müssen. Unter einfachen Schritten versteht man diejenigen, welche mit einem Fuße auf einmal gemacht werden können, wozu man folgende sechs rechnet: 1) Den gemeinen Schritt (pas ordinaire); 2) den gestrichenen Schritt (pas glissé); 3) den gebo-

nen oder gehobenen Schritt (pas plié et elevé); ferner drei aus dieſen abſtammende, nämlich: 4) den halbgebrochenen Schritt (pas demi-coupé); 5) den gebrochenen Schritt (pas coupé), und 6) den Pas grave oder Pas de Courante. Blos das Plié und Elevé kann man als eine Vorübung zu den übrigen Schritten betrachten, daher auch ſchon oben davon gehandelt worden. — Der gemeine Schritt kann eigentlich nicht zu den Tanzſchritten gezählt werden, obgleich der Tanzmeiſter anfangs ſorgfältig dahin zu ſehen hat, daß der Zögling einen feſten und guten Gang bekomme, ehe er ihn tanzen lehrt. Führt man ferner den Pas glissé unter die einfachen Schritte auf, ſo iſt nicht einzuſehen, warum man nicht auch andere, z. B. le Pied en l'air etc. dazu zählt. Zuletzt der gebrochene Schritt, der offenbar ein zuſammengeſetzter iſt, und dasjenige zeigt, was ſchon vorher geſagt worden, daß man ihn nämlich nicht gut von dem Demi-coupé trennen kann. Zuſammengeſetzte Schritte ſind ſolche, die nicht auf einem Fuße auf einmal ausgeführt werden können, wohin die Tanzmeiſter folgende drei rechnen: 1) Den Courantſchritt (Pas de courante, Pas grave); 2) den Menuetſchritt (Pas de Menuet), und 3) den Bourréeſchritt (Pas de Bourrée ou Fleuret). Hieraus gewahrt man aber, wie wenig Ordnung darin iſt, indem der Courantſchritt ſchon unter den einfachen Schritten vorkam, und hier wieder zu den zuſammengeſetzten gerechnet wird. Dann gehören zu der letzteren Gattung noch eine große Menge anderer. Dieſes unſyſtematiſche Syſtem muß hier verlaſſen werden, weil es zur Unterweiſung wenig frommt, dagegen ſollen hier die vornehmſten Tanzſchritte nach folgender Ordnung beſchrieben werden. — Zuerſt die eigentlichen Schritte, worunter diejenigen verſtanden werden, die man an der Erde ausführt, ſo daß der Körper nicht ganz vom Boden gehoben wird, ſondern beide, oder wenig-

stens ein Fuß in Berührung mit dem Boden bleibt. — Zweitens die Sprünge oder gesprungenen Schritte (pas sautés), das heißt, solche, wobei der Körper höher oder tiefer, längere oder kürzere Zeit ganz in die Luft gehoben wird, und beide Füße den Boden verlassen. — Erste Klasse. Schritte an der Erde, welche in der niederen Tanzkunst die gewöhnlichen sind. Es sind hier folgende auszuzeichnen, da es unmöglich ist, sich auf eine unendliche Menge von Combinationen einzulassen, deren Beschreibung hier nicht zweckmäßig seyn würde. 1. Pas glissé, worin der gestrichene oder geschleifte Schritt besteht. Hierbei wird die Fußspitze oder die Ferse, oder der platte Fuß auf den Boden hingeschleift. Die Zeichen nach eben dieser Ordnung sind Fig. 41, 42, 43. Dieser Schritt kann nach allen geraden und krummen Linien fortgeführt werden. — 2. Der Pas demi-coupé. Das Allgemeine dieses Schrittes besteht darin, daß beide Knie zuerst das Plié machen, und während des Elevés der eine Fuß fortgesetzt wird. Dieser Schritt kann auf mancherlei Art gemacht werden, vorwärts, rückwärts, seitwärts, gerade geöffnet, rund, mit battiren, wenden ꝛc. Alle diese Abänderungen lassen sich nicht ausführlich mit Worten beschreiben, daher wird es hinlänglich seyn, einige in folgenden Figuren abzubilden, wonach sie Jeder leicht entziffern und üben kann, der die choregraphischen Zeichen versteht, die oben erklärt worden sind. Fig. 44. Demi-coupé en avant, und solches mit dem linken Fuße. Dieser Schritt kann nicht ganz gerade seyn, wenn der hintere Fuß aus der dritten Position, um den vordern Fuß herumgeführt werden muß. — Fig. 45. Demi-coupé en arrière mit dem rechten Fuße. — Fig. 46. Demi-coupé à côté, mit dem rechten Fuße nach der rechten Seite. — Fig. 47. Demi-coupé battu à coté en ouvert. — Fig. 48. Demi-coupé ouvert en arrière. — Fig. 49. Demi-coup avec un rond de jambe à côté. — Fig. 50. Demi

coupé en tournant. Dieſes wird von den Demi-coupés genug ſeyn. Jede Art iſt nur für einen Fuß abgebildet; man wird aber leicht gewahren, wie die Abbildung für den andern Fuß ausfallen würde. Feuillet hat ſechs und funfzig Abänderungen. — 3. Pas coupé; der eine Fuß macht das demi-coupé, und der andere wird im Heben nachgezogen. Folgende Figuren werden dieſes zeigen und der Mühe überheben, einige der vorzüglichſten Abänderungen ausführlich zu beſchreiben. — Fig. 51. Coupé en avant. Der linke, anfangs hinten ſtehende Fuß coupirt bei dem rechten vorbei, und dieſer wird dann durch ein Pas glissé wieder vor jenen gebracht. Fig. 52. Ebenfalls ein Coupé vorwärts, wobei der zweite zuletzt in der Luft bleibt. — Fig. 53. Ein Aehnliches, nur mit einem rond de jambe. Fig 54. Coupé battu en arrière. — Fig. 55. Ein Coupé zur Seite, wie in den gewöhnlichen Seitenpas der Menuet vorkommen. — Fig. 56. Der rechte, anfangs hintenſtehende Fuß coupirt über den linken, nach der linken Seite hin, und Letzterer wird nachgezogen, ſo daß ſie in der erſten Poſition zu ſtehen kommen (Croisé par devant, allant de côté, le second assemblé). So viel hiervon, wer etwas Ausführlicheres darüber zu wiſſen wünſcht, der ſchlage Feuillets Choregraphie nach, wo über hundert Abänderungen abgebildet und beſchrieben werden. Noch iſt zu bemerken, daß, wie einige Tanzmeiſter wollen, das ganze Coupé ſich von dem halben auch noch durch ein ſtärkeres Heben unterſcheiden ſolle. — 4. Pas grave oder Pas de Courante. Hier wird der vorwärtsgehende beſchrieben. Die Füße ſtehen in der dritten Poſition; beide Knie gebogen, den hintern Fuß neben den vordern gebracht, gehoben, ſchleifend fortgeſetzt. Fig. 57. ſtellt das ſo eben Beſchriebene mit dem linken Fuße vorwärts dar (pas grave en avant). — Fig. 58. Pas grave en avant et tournant. — Fig. 59. Pas grave de côté ouvert. — Fig. 60. Pas grave de coté croisé par devant.

Der hintere, in der Figur der rechte Fuß, tritt seitwärts vor dem linken vorbei. — Fig. 61. Pas grave rückwärts mit einer Wendung des Körpers ꝛc. — 5. Pas gaillard, ein leichter munterer Schritt, oft mit einer halben Wendung verbunden. Fig. 62. und 63. stellen ein Paar Beispiele dar; nämlich: 62. Dritte Position, der linke Fuß vor, mit dem rechten gebogen seitwärts weggetreten, und sobald der linke nachgesetzt ist, noch weiter weggetreten; und 63. dritte Position; der rechte Fuß vor, mit dem linken vorwärts weggetreten, zugleich den Körper gewendet, und den rechten Fuß in der in der Figur angezeigten Stellung nachgesetzt; dann noch mit dem linken weiter weggetreten. — 6. Pas balancé oder balancement wird gemacht, indem man auf dem einen Fuße ruht, und den andern gegen den Knöchel des Erstern anzieht, oder kunstmäßiger zu reden, indem man mit dem ersten Fuße ein demi-coupé ouvert de côté, und mit dem andern ein demi-coupé battu de coté, macht. Das Balancé ist eine sehr angenehme Bewegung für das Auge des Zuschauers, wenn es gut ausgeführt wird, der Fuß, auf dem man das à plomb macht, nur auf der Spitze steht, und der Körper sich mit Leichtigkeit von einem auf dem andern wiegt. Sonst waren die Balancés bei figurirten Menuetten ꝛc. sehr Mode, jetzt sind sie ziemlich abgekommen, so wie überhaupt der gesellschaftliche Tanz, wie auch schon oben erwähnt worden, seit einiger Zeit an Zierlichkeit und Anstand sehr abgenommen hat. — 7. Pirouette und Tourné. Einige nehmen beide Ausdrücke für gleichbedeutend, Andere unterscheiden sie, und brauchen den Erstern für die Umdrehungen des Körpers, welche sonst auf beiden Füßen mit geschlossenen Schenkeln geschehen; den Letztern für schnelle Umdrehungen auf einem Fuße. Die Pirouetten werden entweder hinter dem Fuße oder über den Fuß gemacht, und man dreht sich entweder um ein Viertel oder um die Hälfte, oder um drei Viertel des Krei-

ſes, oder ganz herum. — Fig. 64 ſtellt die Pirouetten hinter dem Fuße dar. Der anfangs etwa in der dritten Poſition ſtehende rechte Fuß wird mit einer mäßigen Eröffnung des Schenkels hinter den linken zurückgeſetzt, und man dreht ſich dann, auf den Zehen ſtehend, nach der rechten Seite herum. — Fig. 65. Die Pirouetten über dem Fuße. Der anfangs in der dritten Poſition hinten ſtehende linke Fuß wird vor den vordern geſetzt ꝛc. Es iſt kaum nöthig, zu bemerken, daß beide Arten, ſo wie überhaupt alle Pas, auch umgekehrt mit dem andern Fuße geübt werden. Allerlei Verzierungen werden hier übergangen. Das Tourné auf einem Beine läßt noch mehr Veränderungen zu, als die Pirouette. — Fig. 66 ſtellt ein ganz einfaches Tourné mit dem rechten Fuße dar; man nennt es in der Kunſtſprache Pirouette ouverte, demi tour en dehors. — Fig. 67. Ein Tourné, wobei man ſich ganz herum dreht. — Fig. 68. Ein Tourné, wobei man ſich zweimal herumdreht. Die Tournés werden beſonders durch Battiren verziert, und ein ſolches verziertes Tourné ſtellt Fig. 69 dar. Bei Feuillet findet man an vierzig Veränderungen. — 8. Fleuret, auch Pas coulant und Pas de Bourrée genannt, iſt ein zuſammengeſetzter Schritt, der aus drei einfachen beſteht, wovon der erſte ein demi-coupé, die beiden folgenden ſteife Schritte ſind. Alle drei werden hoch auf den Zehen gemacht, der zweite Schritt jagt gleichſam den Fuß, der das demi-coupé machte, noch weiter fort, und iſt alſo ein Chassé sans sauter. — Fig. 70. Ein einfaches Fleuret vorwärts. — Fig. 71. Ein desgleichen rückwärts. — Fig. 72. Ein desgleichen ſeitwärts. Einige Verzierungen, die ſich bei dieſen Schritten anbringen laſſen, ſtellen die Figuren 73, 74 und 75 verſtändlich genug dar. — Fig. 76 iſt ebenfalls ein Fleuret, welches oft gebraucht wird. Die Chassés in Engliſchen Tänzen beſtehen aus ſolchen zuſammengeſetzten Fleurets. Uebrigens gehört

aber beſſer, beide Gattungen durch verſchiedene Benennungen zu unterſcheiden. Das choregraphiſche Zeichen dieſer Sprünge iſt das dreifache Zeichen des Elevé. Einige der vielen Abänderungen ſtellen folgende Figuren dar. Fig. 95. Eine Capriole auf der Stelle. Beim Herunterfallen bleibt der rechte Fuß in der Luft (Capriole en aile de pigeon). Fig. 96. Eine Capriole vorwärts. Fig. 97. Eine dergleichen rückwärts. Fig. 98. Eine Capriole mit Pas de Sissonne verbunden. Fig. 99. Eine Capriole vorwärts mit halber Wendung. — 6. Entrechat oder Kreuzſprung. Den Namen Entrechat leiten Einige, z. B. Menetrier, von Chas (Bleyloth) her, und ſchreiben deshalb Entrechas, vermuthlich weil ſie es für unanſtändig halten, die zierlichen Sprünge der Menſchen, wie Capriolen und Entrechas, von jungen Ziegenböcken und Katzen zu benennen. Das Entrechat iſt ein Sprung, wobei die Füße ſich ein oder mehrere Male in der Luft kreuzen. Sowohl bei der vorigen, als auch bei dieſer Gattung, beſteht die Kunſt nicht nur in hohen Sätzen, ſondern darin, daß man ohne große Erhebung über den Boden oft und ſchnell hintereinander mit wohlgeſtreckten Knien battirt und kreuzt. Tournés werden häufig mit dieſen hohen Pas verbunden. Die Entrechats werden wie die Capriolen gerade in die Höhe, vorwärts, rückwärts, ſeitwärts, und im Kreiſe herum gemacht. In Anſehung deſſen, wie oft man kreuzt, giebt es Entrechats à deux, à trois, à quatre, à cinq, à six. Wenige bringen es weiter. Ein Entrechat à huit will viel ſagen. Die Figuren, die Feuillet in ſeiner Tabelle von den Entrechats giebt, ſind nicht deutlich genug, daher müſſen ſie hier übergangen werden. Dieſes ſind die vorzüglichſten Pas, ſowohl niedrige, als hohe. Die Letzteren werden zwar weniger in der niedern, als in der hohen theatraliſchen Tanzkunſt gebraucht; indeſſen ſind ſie, des Zuſammenhanges wegen, gleich hier mitgenommen, welches um ſo eher zu

deres iſt, als ein mit beiden Füßen zugleich ausgeführtes Gliſſé. — Pas frotté und friſé braucht man nicht als beſondere Schritte aufzuzählen, da es blos Verzierungen ſind; frotter le plancher bedeutet, mit der Fußſpitze hin und wieder auf den Boden reiben. Friſer, heißt, ſchnell hinter einander mit dem einen Fuße gegen den andern battiren. Für manche Pas giebt es keine beſtimmte Benennungen, oder ſie ſind wenigſtens nicht allgemein bekannt, wie z. B. für die, wo die gekreuzten auf die äußerſte Spitze geſtellten Füße im Fußgelenke hin und her gebogen werden, indem man wenig oder gar nicht fortrückt, ſo wie für mehrere andere, die beſonders in einigen Nationaltänzen und Solos vorkommen.

Zweite Klaſſe. Sprünge (Sautés), welche zur Veränderung und Auszierung auch im geſellſchaftlichen Tanze angebracht werden. Vormals pflegte man ſelbſt Tänze von ſanftem Charakter, z. B. die Menuet, durch Sprünge zu variiren, welches aber jetzt wenig oder gar nicht mehr Mode iſt. Dem theatraliſchen Tanze ſind aber dieſe Sprünge eigen, und er kann ihrer nicht gut entbehren, obgleich unläugbar viel Uebertreibung dabei Statt findet, indem oft Sprünge gemacht werden, wo die Natur der Rolle und der Situation keine verlangt. Dem guten Geſchmacke im Tanze iſt es gewiß nachtheilig, wenn man dem Tänzer um ſo mehr Beifall zollt, je weiter er die Schenkel öffnet, und je öfter er das Entrechat battiren kann. Man pflegt gewöhnlich ſechs Gattungen von Sautés anzugeben, nämlich: Jetté, Chaſſé, Contretems, Siſſonne, Capriole, Entrechat. — 1. Jetté iſt die einfachſte Art zu ſpringen, da man nämlich mit dem einen Fuße A abſtößt, ſich in die Luft ſchnellt, den andern B vorwärts, ſeitwärts oder rückwärts wirft, A nachzieht, und auf B niederſpringt. Der Weg, den die Füße dabei in der Luft nehmen, iſt entweder geradlinig oder bogenförmig; beim Niederſprunge können die Füße in dieſe oder jene Poſition geſetzt werden; der Fuß A

kann am Ende entweder in irgend einer Position neben B auf der Erde stehen, oder auch in der Luft gehalten werden. Alles dieses giebt eine große Menge von Abänderungen, wovon hier jedoch nur einige als Beispiel bemerkt werden sollen, wie es schon oben geschehen ist. — Vorläufig sey hier angeführt, daß das choregraphische Zeichen des Sauté das verdoppelte Zeichen des Elevé ist. So zeigt z. B. Fig. 80 an, daß man aus der ersten Position (Assemblé) mit beiden Füßen zugleich aufspringen soll. Man wird hier leicht folgende Figuren entziffern. — Fig. 81. Jetté en avant. — Fig. 82. Jetté en arrière. — Fig. 83. Jetté ouvert en arrière, le second ouvert le pied en l'air. — Fig. 84. Ein ähnliches seitwärts. — Fig. 85. Croisé par devant le second assemblé. Der linke Fuß springt seitwärts vor dem andern vorbei ꝛc. ꝛc. — Fig. 86. Ouvert à coté le second emboëtté. — Fig. 87. Auf beiden Füßen herumgesprungen, so daß sich der Körper einmal in der Luft ganz herumdreht. — Fig. 88. Tournant par derrière, le second ouvert en dehors. Wenn man im Jetté mit einem Fuße gegen den andern schlägt, so heit es Jetté battu. Eine Menge anderer Veränderungen müssen hier übergangen werden. — 2. Chassé, nennt man diejenigen Pas, wo der eine Fuß den andern gleichsam in die Flucht jagt. Fig. 89. Chassé en avant. — Fig. 90. Chassé en arrière. — Fig. 91. Chassé à côté. Sie lassen sich mit Tournés und mit Battus verbinden. Das Chassé battu nennt man auch Chassé de Gique. — 3. Contretems, welche sich von den übrigen Sautés dadurch unterscheiden, daß man auf demselben Fuße niederfällt, mit welchem man sich den Abstoß gab, und den andern, der die Figur anfing, in der Luft erhält. Diese Pas können auf mancherlei Art gemacht werden: vorwärts, rückwärts, seitwärts, mit Tournes, Balancés, Battus, Fleurets ꝛc. verbunden. Hier werden keine Figuren bei-

selbst Nationaltänze haben durch Einmischung Französischer Pas oftmals ein fremdartiges Ansehen bekommen; deshalb ist es auch nöthig, mit den Französischen Tänzen den Anfang zu machen. — 1. Die Menuet, ehemals der erste Tanz, auf den man einen vorzüglichen Werth legte, und der gleichsam die Basis von allen andern Tänzen war, ist in neuester Zeit fast ganz aus den gesellschaftlichen Tänzen verdrängt worden, weil man ihn für zu steif, zu abgemessen hält. Was über diesen schönen Tanz hier gesagt werden könnte, ist schon unter Menuet, Th. 89, S. 44 u. f. gesagt worden. — 2. Die Courante ist auch ein schon längst aus unsern Gesellschaftskreisen verschwundener Tanz; er kommt weder auf Tanzböden, noch auf Bällen vor. In der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts wurde er noch getanzt. Nach Matthison soll ihr Charakter der Ausdruck eines hoffnungsvollen Verlangens seyn. Einige ältere Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts erinnern sich Couranten auf Hochzeiten tanzen gesehen zu haben; indessen wurde sie doch schon zu Tauberts Zeiten, um das Jahr 1717, seltener; denn dieser Tanzmeister eifert dagegen, daß man diesen Tanz vernachläßige, der der geschickteste sey, um den Anfang im Tanzen zu machen. Eben so urtheilen andere ältere Schriftsteller, wie z. B. Wagenseil in seinem Werke: „Von der Erziehung eines jungen Prinzen," und Bonin, der die Courante als den Schlüssel zu allen übrigen Tänzen ansieht, in seiner galanten und theatralischen Tanzkunst, c. 25., p. 142. — Die Musik zur Courante ist im $\frac{6}{4}$ Takt, und hat bei jedem Takte ziemlich merkliche Einschnitte, so daß die Cadence sehr leicht zu finden ist. Die Pas sind: Coupés, Glissés, Pas graves und steife Elevés. Fabies, ein Pariser Tanzmeister, schreibt folgende Ordnung vor. 1. Ein steifer Pas mit dem linken Fuße; 2. Pas grave mit dem rechten; 3. Demi-coupé mit dem linken; 4. Coupé mit

aber beſſer, beide Gattungen durch verſchiedene Benennungen zu unterſcheiden. Das choregraphiſche Zeichen dieſer Sprünge iſt das dreifache Zeichen des Elevé. Einige der vielen Abänderungen ſtellen folgende Figuren dar. Fig. 95. Eine Capriole auf der Stelle. Beim Herunterfallen bleibt der rechte Fuß in der Luft (Capriole en aile de pigeon). Fig. 96. Eine Capriole vorwärts. Fig. 97. Eine dergleichen rückwärts. Fig. 98. Eine Capriole mit Pas de Sissonne verbunden. Fig. 99. Eine Capriole vorwärts mit halber Wendung. — 6. Entrechat oder Kreuzſprung. Den Namen Entrechat leiten Einige, z. B. Menetrier, von Chas (Bleyloth) her, und ſchreiben deshalb Entrechas, vermuthlich weil ſie es für unanſtändig halten, die zierlichen Sprünge der Menſchen, wie Capriolen und Entrechas, von jungen Ziegenböcken und Katzen zu benennen. Das Entrechat iſt ein Sprung, wobei die Füße ſich ein oder mehrere Male in der Luft kreuzen. Sowohl bei der vorigen, als auch bei dieſer Gattung, beſteht die Kunſt nicht nur in hohen Sätzen, ſondern darin, daß man ohne große Erhebung über den Boden oft und ſchnell hintereinander mit wohlgeſtreckten Knien battirt und kreuzt. Tournés werden häufig mit dieſen hohen Pas verbunden. Die Entrechats werden wie die Capriolen gerade in die Höhe, vorwärts, rückwärts, ſeitwärts, und im Kreiſe herum gemacht. In Anſehung deſſen, wie oft man kreuzt, giebt es Entrechats à deux, à trois, à quatre, à cinq, à six. Wenige bringen es weiter. Ein Entrechat à huit will viel ſagen. Die Figuren, die Feuillet in ſeiner Tabelle von den Entrechats giebt, ſind nicht deutlich genug, daher müſſen ſie hier übergangen werden. Dieſes ſind die vorzüglichſten Pas, ſowohl niedrige, als hohe. Die Letzteren werden zwar weniger in der niedern, als in der hohen theatraliſchen Tanzkunſt gebraucht; indeſſen ſind ſie, des Zuſammenhanges wegen, gleich hier mitgenommen, welches um ſo eher zu

rechtfertigen ist, da es erstlich auch dem Zöglinge, dessen Zweck der theatralische Tanz gerade nicht ist, dennoch von großem Nutzen seyn wird, sich in den hohen Lektionen über der Erde zu üben, weil die Glieder dadurch weit mehr ausgebreitet werden, als durch die niedrigen Pas, und da zweitens, wie schon erwähnt worden, die hohen Sprünge nicht das Wesentliche der höhern Tanzkunst ausmachen. Die Beschreibung der Tanzschritte ist schon darum hier nöthig, da die Tanzkunst auch zugleich als Leibesübung, also von der gymnastischen Seite betrachtet werden sollte, nicht blos als schöne Kunst, aus dem Gesichtspunkte der Aesthetik. Der Gebrauch der choregraphischen Zeichen ist daher in beiden Absichten zweckmäßig, obgleich man es thöricht nennen könnte, das Wesentliche der Tanzkunst in diese Figuren zu setzen, so können sie dessen ungeachtet für Lehrer und Zöglinge nützlich seyn, um so mehr, da die Kenntniß derselben ziemlich selten zu werden anfängt. Es giebt viele Tanzmeister, denen die choregraphischen Figuren, so gut wie Arabische Schriftzüge, also ganz unbekannt sind. Was allenfalls noch verstanden wird, ist die Choregraphie der Touren, welche leichter ist, als die Choregraphie der Pas und des Porte-bras, und welches zu unsern jetzigen Ball- und Redoutentänzen, die meistens mehr gelaufen, als getanzt werden, noch nothwendig ist; dagegen man die Letztere leicht entbehren zu können glaubt, weil man auf Regelmäßigkeit der Pas wenig, auf Porte-bras gar nicht mehr sieht.

Was nun die Tänze selbst betrifft, das heißt, die Gesellschaftstänze, welche auch gemeine Tänze oder Kammertänze genannt werden, zum Unterschiede von den höheren Tänzen des Theaters, den Balletten, so haben diese das Vergnügen der tanzenden Personen zum Zwecke, und bestehen in vorgeschriebenen Touren, die nach einer kurzen Melodie, so oft man Lust hat, wiederholt werden. Die Kürze dieser

Tanzstücke ist sehr zweckmäßig, da sie zur Unterhaltung bestimmt sind, um nach Belieben abbrechen zu können, obgleich diese letztere Freiheit durch die Balletiquette sehr beschränkt ist. Da mehrere Personen sie zugleich tanzen, so müssen sie nicht zu schwer in der Ausführung seyn, so daß man voraussetzen darf, daß in einer gemischten Gesellschaft, die nicht aus lauter vollkommenen Tänzern besteht, auch die weniger Geschickten Theil daran nehmen können. Gar zu verwickelte Touren sind daher, so wie schwere Pas, in solchen Tänzen nicht zweckmäßig. — Wenn diese Tänze nicht ganz ohne Geschmack seyn sollen, so müssen sie, sowohl was die Musik, als die Bewegung des Tanzes selbst betrifft, eine gewisse Empfindung richtig ausdrücken, und zwar, wenn, wie gewöhnlich, Viele Theil nehmen, eine solche Empfindung, welche bei vielen Personen zugleich vorausgesetzt werden kann, wie z. B. Fröhlichkeit in mancherlei Schattirungen. Diese Empfindung muß sich das ganze Stück hindurch gleich bleiben; denn bei der Kürze dieser Tanzstücke und bei ihren mehrmaligen Wiederholungen würde es unnatürlich seyn, von einer Empfindung auf eine andere ungleichartige überzuspringen. Die Tänze, wo dieses geschieht, wo z. B. jetzt wild gewalzt, oder geländert, oder galoppirt, und dann wieder langsam geschritten wird, sollen keinen Beifall verdienen. — Einige solcher Tänze könnten auch individuellere Gemüthslagen und bestimmtere Charaktere ausdrücken, welche dann schon an den theatralischen Tanz gränzten. Wie schon oben erwähnt worden, könnten einsichtsvolle Künstler durch Erfindung solcher Tänze sich ein Verdienst in der Tanzkunst erwerben, die Realisirung der Sulzer'schen Idee würde dann mehr Beifall verdienen, ob aber auch erhalten? ist freilich eine andere Frage, besonders in der jetzigen Zeit, wo Alles nur mit rauschenden Vergnügungen ohne großes Nachdenken beschäftiget ist. Der gesellschaftliche Tanz ist fast in ganz Europa von Französischer Abkunft,

Menuet d'Anjou, à la Reine, gentil, le Vainqueur etc. ergangen ist, womit sich unsere Großväter und Großmütter noch pflegten sehen zu lassen. Die Beschreibung dieser zum Theil noch nichterwähnten Tänze, muß hier unterbleiben, da die mehrsten ganz verschwunden sind; nur die Conrante und die Bourrée konnten deshalb hier nicht ganz übergangen werden, weil diese beiden Tänze, nebst der schon oben, S. 714, angeführten Menuet sonst für die drei Fundamentaltänze gehalten wurden, aus denen die übrigen entsprungen sind. — 4. Der Cotillon (Unterrock der Frauen), Française, ein Französischer Tanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist, und von Einigen der Französische Contretanz genannt wird, und solches darum, weil er eine Modificirung der Englischen Tänze seyn soll, welches aber noch unentschieden geblieben ist. Die Musik ist in den neuern Cotillons an keine einzelne Takten gebunden; man hat sie in $\frac{2}{4}$ und $\frac{6}{8}$ Takt; jeder Theil hat acht Takte, und die Melodie hat wirkliche Einschnitte von zwei zu zwei Takten, die in der Mitte jedes Theils am merklichsten seyn müssen. Die Pas im Cotillon sind hauptsächlich Pas de Bourrée und Pas de Rigaudon. Jene dienen zu den laufenden Touren, und diese zu den Pas marqués auf einer Stelle, obgleich zu den Letztern nicht immer Pas de Rigaudon, sondern auch Fleurets und andere Pas marqués genommen werden. Contretems, Chassés, Copriolen und Entrechats können auch sehr schicklich angebracht werden. Ueberhaupt hat der Cotillon etwas Balletartiges, jedoch sieht es nicht gut aus, wenn Einer sich von seinen Mittänzern durch zu viele Sprünge und Verzierungen auszeichnet; wenn aber Alle in den etwas künstlichen Pas geübt sind, und sie gleichzeitig und übereinstimmend ausführen, so kann der Cotillon dadurch sehr anziehend für den Tänzer, so wie für den Zuschauer werden. — Die Anzahl der Personen beim Cotillon ist nicht schlechterdings bestimmt, da

dem rechten; 5. Glissé mit dem linken; 6. Coupé mit dem linken; 7. Glissé mit dem rechten. Alle Pas bei der simplen oder einfachen Courante gehen vorwärts. Die Touren oder die Figur des Tanzes ist die einfachste, die man sich denken kann, nämlich ein längliches Rechteck, oder auch eine länglich runde Figur, die zweimal herumgetanzt wird; Anfang und Schluß mit den Verbeugungen, wie bei der Menuet. — Es giebt zwei Arten: die Courante an der Hand und von der Hand, die beide einfach und figurirt getanzt werden können. Bei der Ersteren führt der Tänzer die Tänzerin beständig an der Hand, da er sich dann in den Ecken der Figur etwas mit seinen Schritten einschränken muß, damit die Dame, die den äußeren Umfang durchläuft, nicht übereilt werde. Bei der Zweiten, der Courante von der Hand, trennen sich beide nach der Verbeugung. Der Herr geht links, die Dame rechts; hierauf wenden sich Beide und gehen einander parallel, unten begegnen sie sich, und wiederholen dasselbe noch einmal. Daß dieser Tanz aus der Mode gekommen ist, soll eben nicht auffallen, ungeachtet der Lobsprüche älterer Tanzmeister; denn er ist zu einfach und kurz, und es können nicht viele Paare daran Theil nehmen. — 3. Die Bourrée, welcher den Charakter der mäßigen Fröhlichkeit trägt, soll aus Spanien, und namentlich aus Biscaya herstammen; die Musik im $\frac{2}{4}$ Takt. Die Pas sind kurz und munter, die oben beschriebenen Fleurets, die fast in allen muntern Tänzen von gedachtem Takte gebraucht werden. Man tanzt sie auch einfach und figurirt; allein jetzt sind sowohl die einfachen Bourées: Bourée d'Achille, Bourée de Pecour *), Bourée de Versailles etc., von den Contretänzen und Cotillons verdrängt, so wie es auch der Passe-pieds,

*) Pecour und Le Tems waren zwei der berühmtesten Pariser Tanzmeister ihrer Zeit.

Menuet d'Anjou, à la Reine, gentil, le Vainqueur etc. ergangen iſt, womit ſich unſere Großväter und Großmütter noch pflegten ſehen zu laſſen. Die Beſchreibung dieſer zum Theil noch nichterwähnten Tänze, muß hier unterbleiben, da die mehrſten ganz verſchwunden ſind; nur die Conrante und die Bourrée konnten deshalb hier nicht ganz übergangen werden, weil dieſe beiden Tänze, nebſt der ſchon oben, S. 714, angeführten Menuet ſonſt für die drei Fundamentaltänze gehalten wurden, aus denen die übrigen entſprungen ſind. — 4. Der Cotillon (Unterrock der Frauen), Françaiſe, ein Franzöſiſcher Tanz, deſſen Charakter hüpfende Freude iſt, und von Einigen der Franzöſiſche Contretanz genannt wird, und ſolches darum, weil er eine Modificirung der Engliſchen Tänze ſeyn ſoll, welches aber noch unentſchieden geblieben iſt. Die Muſik iſt in den neuern Cotillons an keine einzelne Taktart gebunden; man hat ſie in $\frac{2}{4}$ und $\frac{6}{8}$ Takt; jeder Theil hat acht Takte, und die Melodie hat wirkliche Einſchnitte von zwei zu zwei Takten, die in der Mitte jedes Theils am merklichſten ſeyn müſſen. Die Pas im Cotillon ſind hauptſächlich Pas de Bourrée und Pas de Rigaudon. Jene dienen zu den laufenden Touren, und dieſe zu den Pas marqués auf einer Stelle, obgleich zu den Letztern nicht immer Pas de Rigaudon, ſondern auch Fleurets und andere Pas marqués genommen werden. Contretems, Chassés, Copriolen und Entrechats können auch ſehr ſchicklich angebracht werden. Ueberhaupt hat der Cotillon etwas Balletartiges, jedoch ſieht es nicht gut aus, wenn Einer ſich von ſeinen Mittänzern durch zu viele Sprünge und Verzierungen auszeichnet; wenn aber Alle in den etwas künſtlichen Pas geübt ſind, und ſie gleichzeitig und übereinſtimmend ausführen, ſo kann der Cotillon dadurch ſehr anziehend für den Tänzer, ſo wie für den Zuſchauer werden. — Die Anzahl der Perſonen beim Cotillon iſt nicht ſchlechterdings beſtimmt, da

wie über das Vordringen nach den erſten Plätzen, über das unordentliche Stehen in der Kolonne ꝛc. ſehr wenig ſagen. Zu den Eigenſchaften einer guten Anglaiſe gehört 1) daß die Muſik hebe, d. h., einen merklichen Rhythmus habe, und von munterer Melodie ſey. 2) Daß die Touren der Muſik gehörig angepaßt, nicht zu lang und nicht zu kurz ſeyen; 3) daß ſie gehörig in einander greifen, und die vorhergehende gleichſam die folgende vorbereite; 4) daß die Figuranten nicht ganz müßig ſtehen, ſondern ſoviel, als möglich, mit ins Spiel gezogen werden. In ältern Contretänzen, die auch Franzöſiſche genannt werden, tanzte der Herr an der Seite der Dame, und die Dame an der Seite des Herrn die Kolonne hinunter, ſo daß man mit allen übrigen Damen nach der Reihe, mit ſeiner Dame aber faſt gar nicht an den Tanz kam, welches man als ein ziemlich treffendes Bild der Franzöſiſchen Flatterhaftigkeit auslegte. In andern wird bei der Entrée die ganze Colonne in Bewegung geſetzt, welches dazu dient, die Aufmerkſamkeit der Figuranten zu erhalten. Es ſind ſowohl bei dem Contretanz, als bei dem Cotillon oder der Françaiſe, keine choregraphiſchen Abbildungen nöthig, weil ſie allenthalben bekannt genug ſind; denn ein Jeder weis, was Achte, Chaine, Aſſemblée, Moulinett, Chaſſé ꝛc. ꝛc. ſind, und wie ſie gezeichnet und getanzt werden. Die Anzahl der Tanzſchritte, die auf einer Tour Statt finden, können durch kleine Pfeilſtriche an der Linie des Weges angedeutet werden. — Hier einige Contretänze nach dem ſchon oben erwähnten Herrn Lauchery. — Erſter Contretanz, die Virgini, mit vier Paaren. Der erſte Herr tanzt mit ſeiner Dame, dieſe chassés, ietté assemblée links und rechts, und er erſt rechts, was man chasser croissé nennt. Das macht daſſelbe zu gleicher Zeit. Dann Herr mit ſeiner Dame und der dritte Dame halbe chaine. Hierauf macht

ſtehen. Der zweite Herr mit ſeiner Dame, und der dritte Herr mit ſeiner Dame bilden eine Ronde um das erſte Paar, und machen alle vier Balancer und Ballotter, und dann Ronde um das erſte Paar herum. Am Ende der Colonne wird keine Ronde zu vier gemacht, ſondern das aufführende Paar chaſſirt herauf und fällt ab. — Pigeon. Der erſte Herr und die zweite Dame machen chassés, jetté, assemblée gegen einander, dann Beide chassés, jetté, assemblée en tournant auf ihren Platz rechts herum. Die erſte Dame und der zweite Herr machen nun daſſelbe. Der erſte Herr macht nun mit ſeiner Dame chassés, jetté, assemblée zweimal herauf und wieder herunter; dann fangen ſie wieder mit dem andern Paare an. — 5. Der Contretanz (Anglaiſe, Countrydance, Engliſcher Tanz), hat gleichfalls einen luſtigen Charakter und iſt der unendlichen Abänderungen fähig. Die Muſik iſt bald im geraden, bald im Trippeltakt geſetzt, die von der letztern Art finden jetzt hauptſächlich Beifall. Jeder Theil hat acht Takte, wie beim Cotillon; ohne Trio paßt ſie zu vier Touren, mit Trio zu ſechs oder acht. Die Anzahl der Perſonen bei dieſem Tanze iſt gänzlich unbeſtimmt, und die Kolonne kann bis zum Ermüden groß werden. Herren und Damen rangiren oder ordnen ſich einander gegenüber en haye. Das erſte Paar fängt die Touren an, die ſo eingerichtet ſind, daß es nach Endigung des Tanzſtückes um eine Stelle in der Kolonne hinunter kommt, und endlich das letzte Paar wird. So wie die folgenden Paare herunter tanzen und die vorgemachten Touren nachahmen, rückt das erſte wieder hinauf, und kommt am Ende wieder oben, da es von der Colonne abtreten kann. Eher abzutreten iſt wider die Höflichkeit, weil dadurch die übrigen Paare einige Touren verlören; es iſt auch nicht mehr als billig, daß ich dem, der mir als Figurant zur Vollendung meiner Touren gedient hat, wieder als Figurant diene. Es läßt ſich hierüber, ſo

wie über das Vordringen nach den ersten Plätzen, über das unordentliche Stehen in der Kolonne ꝛc. sehr wenig sagen. Zu den Eigenschaften einer guten Anglaise gehört 1) daß die Musik hebe, d. h., einen merklichen Rhythmus habe, und von munterer Melodie sey. 2) Daß die Touren der Musik gehörig angepaßt, nicht zu lang und nicht zu kurz seyen; 3) daß sie gehörig in einander greifen, und die vorhergehende gleichsam die folgende vorbereite; 4) daß die Figuranten nicht ganz müßig stehen, sondern soviel, als möglich, mit ins Spiel gezogen werden. In ältern Contretänzen, die auch Französische genannt werden, tanzte der Herr an der Seite der Dame, und die Dame an der Seite des Herrn die Kolonne hinunter, so daß man mit allen übrigen Damen nach der Reihe, mit seiner Dame aber fast gar nicht an den Tanz kam, welches man als ein ziemlich treffendes Bild der Französischen Flatterhaftigkeit auslegte. In andern wird bei der Entrée die ganze Colonne in Bewegung gesetzt, welches dazu dient, die Aufmerksamkeit der Figuranten zu erhalten. Es sind sowohl bei dem Contretanz, als bei dem Cotillon oder der Française, keine choregraphischen Abbildungen nöthig, weil sie allenthalben bekannt genug sind; denn ein Jeder weis, was Achte, Chaine, Assemblée, Moulinett, Chassé ꝛc. ꝛc. sind, und wie sie gezeichnet und getanzt werden. Die Anzahl der Tanzschritte, die auf einer Tour Statt finden, können durch kleine Pfeilstriche an der Linie des Weges angedeutet werden. — Hier einige Contretänze nach dem schon oben erwähnten Herrn Lauchery. — Erster Contretanz, die Virgini, mit vier Paaren. Der erste Herr tanzt mit seiner Dame, diese chassés, jetté, assemblée links und rechts, und er erst rechts und links, was man chasser croissé nennt. Das dritte Paar macht dasselbe zu gleicher Zeit. Dann macht der erste Herr mit seiner Dame und der dritte Herr mit seiner Dame halbe chaine. Hierauf macht der erste Herr mit

der dritten Dame 3 chassés, jetté, assemblée, gehen einander vorbei, und kommen wieder auf ihre Plätze. Die erſte Dame und der dritte Herr machen daſſelbe, welches dos à dos genannt wird. Jetzt geht der erſte Herr mit ſeiner Dame vor und zurück mit chassés, jetté, assemblée, und der dritte Herr macht daſſelbe mit ſeiner Dame. Der erſte Herr mit ſeiner Dame und der dritte Herr mit der ſeinigen machen halbe Promenade an ihre Plätze, was man demi queu de chat nennt. Jetzt machen alle acht Tänzer chassés, jetté, assemblée rechts und links, nämlich alle Damen erſt links, und dann rechts, und gehen wieder vor ihre Herren. Die Herren gehen erſt rechts und dann links, welches man chasser croissé nennt. So wie eben erſt das erſte und dritte Paar die Touren gemacht haben, ſo machen ſie jetzt die beiden andern Paare, zwei und vier, nach.— Zweiter Contretanz, die Aglaja. Der erſte Herr macht chassés, jetté, assemblée vor und zurück, rechts und links; er kann auch nach Belieben andere Pas machen, wenn er die acht Takte damit ausfüllt. Die dritte Dame macht daſſelbe allein. Alle acht Tänzer und Tänzerinnen machen vier Pas de Basque oder andere Pas zu ihren Damen, Balancer aux Dames genannt; dann macht jeder Herr mit ſeiner Dame Ronde, welches man Tour de main nennt. Der erſte Herr führt nun ſeine Dame erſt vor, mit chassés, jetté, assemblée, desgleichen wieder zurück. Hierauf führt der erſte Herr ſeine Dame mit 3 chassés, jetté, assemblée zwiſchen das dritte Paar; dann chaſſirt der dritte Herr mit ſeiner Dame, und die erſte Dame vor und zurück ohne jetté und assemblée. Die Chassés werden zweimal gemacht, welches man auch Balancer aux Dames nennt. Hierauf macht der erſte Herr 3 chassés, jetté, assemblée en tournant zwiſchen beide Damen durch; die beiden Damen auch zu gleicher Zeit 3 chassés, jetté, assemblée en tournant auf die gegenüber-

stehenden Plätze. Zuletzt chassirt der dritte Herr zu seiner Dame, giebt ihr beide Hände und führt sie auf ihren Platz; nachher macht dieses der erste Herr mit seiner Dame. Die zwei andern Paare machen dieselben Touren, wie bei der Virginie. — Dritter Contretanz. Die Cephise. Alle vier Paare oder acht Tänzer und Tänzerinnen machen Ronde, erst rechts und dann links chasser. Der erste Herr mit der dritten Dame machen jetté, assemblée en tournant, wobei sie ihre Plätze wechseln; alsdann Beide chassés, jetté, assemblée rechts und links; sie kommen wieder auf ihre Plätze mit 3 chassés, jetté, assemblée en tournant, und wieder chassés rechts und links. Der dritte Herr und die erste Dame machen dasselbe. Dann alle Herren 4 Pas de Basque mit ihren Damen, oder ein anderes Pas, welches man Balancer aux Dames nennt. Jetzt machen alle Herren Ronde mit ihren Damen; nachher machen die zwei andern Paare dieselbe Touren. — Vierter Contretanz. Die Fany. Der erste Herr mit seiner Dame machen 3 chassés, jetté, assemblée gegen das zweite Paar, welches zu ihrer Rechten steht. Beide Paare machen nun wieder chassés, jetté und assemblée vor und zurück; dann machen alle vier halbe Chaine; dann halbe Promenade auf ihre Plätze. Jetzt kommen nun dieselben Touren, welche das dritte und vierte Paar machen; hierauf machen alle acht Tänzer und Tänzerinnen vier Pas de Basque, was man Balancer aux Dames nennt, und nach diesen machen die Herren Ronde mit ihren Damen, wie bei dem dritten Contretanz. — 6. Der Schottische Tanz (das Schottische Trio oder Trillo, oder auch wohl gar Triller), eine Art von Cotillon en trois oder unter drei Personen; zwei Herren und eine Dame oder zwei Damen und ein Herr fangen mit der Ronde an, welches die Entrée oder der Eingang ist; dann stellt sich Einer zwischen die beiden Andern, macht einige marquirte

Pas, welche dieſe gleichzeitig erwiedern, welches das Refrain iſt. Die Variationen beſtehen in durchgeſchlagenen Achten und Chaine. Die Muſik iſt ¼ Takt und ſehr munter. Daſſelbe findet auch bei den neuern Ecoſſaiſen Statt, die von vier Paaren getanzt werden. Hier giebt der erſte Herr ſeiner Dame die rechte Hand, ſie desgleichen; ſie chaſſiren eine ganze Tour herum, und dann giebt die erſte Dame dem zweiten Herrn die linke Hand, chaſſirt mit ihm herum; der erſte Herr macht daſſelbe mit der zweiten Dame; dann giebt der erſte Herr wieder ſeiner Dame die rechte Hand, chaſſirt eine halbe Tour mit ihr herum, und dann chaſſiren Beide herauf und herunter, und ſo machen es auch die beiden andern Paare. — 7. Die Allemande iſt ein mäßig munterer Tanz, von etwas hüpfender Bewegung. Die Muſik iſt ¼ Takt. Die Figur des Tanzes iſt ganz einfach, und beſteht bloß aus einer geraden Linie, welche die tanzenden Perſonen auf- und abtanzen, doch kann man auch nach Art der Courante im Rechteck oder im Oval herumgehen. Die Kunſt bei der Allemande beſteht weniger in den Bewegungen der Füße — den gewöhnlichen Pas de Bourrée — als in den Verſchlingungen der Arme des tanzenden Paars. Dieſe zu beſchreiben, iſt ohne große Weitläufigkeit nicht möglich. Man ſollte kaum glauben, daß mit zwei Paar Händen, die ſich beinahe immer angefaßt halten, ſo viele Wendungen, Verſchlingungen und Entwickelungen gemacht werden können. Wenn Alles mit Leichtigkeit und Grazie ausgeführt wird, ſo iſt dieſer Händetanz, ungeachtet ſeiner Einfachheit, auch für die Zuſchauer ſehr unterhaltend; auch kann ſich der ſchöne biegſame Arm einer Dame dabei in den vortheilhafteſten Lagen zeigen, und man kann jetzt eigentlich von der Allemande verſtehen, was der alte Lehrer der Coquetterie ſagt: — — si mollia brachia, salta. Die Allemande, die übrigens nur zwei Schritte hat, zeichnet ſich daher bloß durch ihre Wendungen und

Bewegungen des Körpers aus, welche durch das Händespiel entstehen, das oft ein eigenes Studium kostet, um sie vollkommen zu lernen. — Die Allemande ist einer von den Tänzen, die auch noch selten vorkommen. — 8. Die Quadrille ist ein figurirter Tanz, und daher ein eigentlicher Gesellschaftstanz, der die größten Abwechselungen zuläßt, und woran viele Paare Theil nehmen können. Der Name Quadrille rührt wahrscheinlich von den Figuren her, die er in den Touren macht, oder auch von der Quadrille in den Turnieren oder Ritterspielen. Die Musik ist $\frac{3}{8}$ Takt. Die Pas kommen mit denen des Cotillon ziemlich überein, so wie der Cotillon auch eigentlich zur Quadrille gehört, oder diese zu jenem. Der Unterschied, welcher hier Statt findet, kann bei der Quadrille nur in den mannigfaltigen Touren bestehen, wie sich aus Folgendem ergeben wird.

1. Tour. Ronde rechts und links zum Refrain. — 2. Tour. Der erste und zweite Herr geben ihren Damen die rechte Hand, chassiren mit ihnen herum; dann geben sich die beiden Herren die linke Hand, und bilden ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten. Der dritte und vierte Herr machen dieselbe halbe Tour, so, daß sie ein ganzes Kreuz bilden — die andern vier Takte. — 3. Tour. Große Chaine, acht Takte. — 4. Tour. Walztour. — 5. Tour. Ronde rechts jeder Herr mit seiner Dame, dann mit einer Hand herum chassirt; als Refrain, acht Takte. — 6. Tour. Der erste und dritte Herr wechseln ihre Damen, halbe Tour von vier Takten. Dann macht der zweite und vierte Herr dasselbe mit ihren Damen, als eine halbe Tour von vier Takten. — 7. Tour. Die vier Herren chassiren hinter den Damen herum, ein jeder zu seiner Dame, vier Takte, und führen sie auf ihren Platz, vier Takte. — 8. Tour. Walztour. — 9. Tour. Der erste und dritte Herr machen mit ihren Damen halbe Chaine als Refrain, vier Takte; dasselbe thun auch die Paare zwei und vier, vier Takte. — 10. Tour. Die Herren 1 und 3 geben ihren Damen die rechte Hand, und chas-

ſieren mit ihnen herum; beide Herren geben ſich dann die linke Hand, und bilden ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten. Dann chaſſirt der erſte Herr mit ſeiner Dame unter den Armen der beiden Herren durch, und die vierte Dame unter den Armen des erſten Paars, und der vierte Herr unter den Armen des dritten Paares, wozu vier Takte gebraucht werden. — 11. Tour. Die Paare zwei und vier chaſſiren wieder auf ihre Plätze; das Paar vier geht in der Mitte, und das Paar zwei ſeitwärts durch; dazu vier Takte. Nachher chaſſiren der erſte und dritte Herr wieder auf ihre Plätze, welches vier Takte und die ganze Tour ausmacht. — 12. Tour. Walztour. — 13. Tour. Alle vier Damen machen Ronde rechts und links als Refrain. — 14. Tour. Der erſte und dritte Herr nehmen ſich zwei Damen, chaſſiren gegen einander, gehen ſich vorbei, damit ſie ihre Plätze wechſeln, eine halbe Tour von vier Takten. Die Herren zwei und vier machen dieſelbe halbe Tour von vier Takten. — 15. Tour. Der erſte und dritte Herr geben ſich die rechte Hand und chaſſiren herum auf ihre Plätze, halbe Tour von vier Takten. Die Herren zwei und vier machen dieſelbe halbe Tour von vier Takten. — 16. Tour. Walztour. 17. Tour. Die vier Herren machen Ronde und Kreuz. — 18. Tour. Der erſte Herr mit ſeiner Dame machen Ronde mit dem zweiten Paare, eine halbe Tour von vier Takten; dann machen ſie ein Kreuz zu vier, eine halbe Tour von vier Takten. Das Paar drei und vier machen dieſelbe Tour zu gleicher Zeit mit dem erſten und zweiten Paare, welches zum Refrain dient, wozu im Ganzen acht Takte gebraucht werden. — 19. Tour. Dann macht das erſte Paar mit dem vierten Paare zweimal halbe Chaine, eine ganze Tour von acht Takten. Die vier Touren werden von allen Herren gemacht. — 20. Tour. Walztour. — 21. Tour. Das erſte Paar macht mit dem zweiten Paare Ronde, und das dritte Paar mit dem vierten desgleichen zu gleicher Zeit, welches einen halben Refrain macht; dann machen ſie ein Kreuz, welches den andern halben Refrain bildet; zu dieſen beiden Refrains werden acht Takte gebraucht. — 22. Tour. Der erſte Herr mit der zweiten Dame, und ſo umgekehrt; die erſte Dame mit dem zweiten Herrn machen

ein dos à dos, und der dritte und vierte Herr daſſelbe, jedes eine halbe Tour von vier Takten. — 23. Tour. Das erſte und zweite Paar machen zweimal halbe Chaine, das Paar drei und vier daſſelbe zu gleicher Zeit, in acht Takten. — 24. Tour. Die Paare eins und drei walzen dos à dos eine halbe Tour von vier Takten, und die Paare zwei und vier machen daſſelbe nach dem vorhergehenden Paare, welches die andere halbe Walztour von vier Takten ausmacht. — 25. Tour. Die vier Damen ſtehen mit den Rücken zuſammen, und ein jeder Herr ſteht vor ſeiner Dame, und giebt ſeiner Dame die rechte Hand, und die linke an die Dame, die ihm zur Linken ſteht. Dann gehen alle vier Paare auseinander, und bilden eine Ronde. Die Damen ſtehen vorgerückt, und chaſſiren auf ihre Plätze, wozu acht Takte gehören. — 26. Tour. Alle vier Paare große Chaine von acht Takten. — 27. Tour. Die Herren eins und drei chaſſiren mit ihren Damen vor und zurück, eine halbe Tour von vier Takten. Die Paare zwei und vier machen daſſelbe nachher, und chaſſiren eine halbe Tour von vier Takten. — 28. Tour. Walztour. — 29. Tour. Allemande rechts und links als Refrain; dazu acht Takte. — 30. Tour. Der erſte Herr chaſſirt mit ſeiner Dame herum, und kommt in die Mitte zu ſtehen. Der dritte Herr thut daſſelbe zu gleicher Zeit mit ſeiner Dame; ſie bilden ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten. Dann machen die Herren zwei und vier mit ihren Damen Ronde zu vier um die beiden Herren, welche in der Mitte ſtehen, herum; eine halbe Tour von vier Takten. — 31. Tour. Die Herren zwei und vier machen ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten; das erſte und dritte Paar chaſſiren um die beiden Herren herum, eine halbe Tour von vier Takten. — 32. Tour. Walztour. — 33. Tour. Der erſte Herr mit ſeiner Dame walzt zwei Touren herum zum Refrain, dazu acht Takte. — 34. Tour. Der erſte Herr mit ſeiner Dame, und der dritte Herr mit ſeiner Dame chaſſiren vor; der erſte Herr nimmt die dritte Dame, und ſo umgekehrt der dritte Herr die erſte Dame. Der erſte Herr chaſſirt mit der fremden Dame zwiſchen dem Paare zwei durch, und fallen ab nach ihren Plätzen.

der dritte Herr thut daſſelbe mit der fremden Dame zu gleicher Zeit, als es das erſte Paar macht, wozu vier Takte gehören. Nachher machen die Paare zwei und vier dieſelben Touren von vier Takten. — 35. Tour. Das erſte Paar giebt ſich die Hände, hält ſie hoch, und das Paar zwei chaſſirt unter den Armen durch; die Paare drei und vier machen daſſelbe zu gleicher Zeit, als es das erſte Paar macht, dazu vier Takte. Nachher macht das Paar zwei und Paar vier dieſelbe Tour, und die Paare eins und drei gehen unten durch, vier Takte. — 36. Tour. Walztour. — 37. Tour. Das erſte Paar macht Ronde zu vier auf allen vier Ecken zum Refrain, dazu acht Takte. — 38. Tour. Der erſte Herr mit ſeiner Dame chaſſiren eine halbe Tour herum, und bleiben in der Mitte ſtehen; das Paar vier folgt, und ſtellt ſich neben das erſte Paar, das dritte Paar folgt dem Paare vier, und ſtellt ſich neben das vierte Paar, das Paar zwei folgt dem Paare drei, und ſtellt ſich neben das dritte Paar. Alle Herren ſchwenken ihre Damen zur Linken, ſo, daß alle Damen vor ihnen ſtehen. — 39. Tour. Alle Damen geben ſich die Hände, chaſſiren vor, eine halbe Tour von vier Takten Dann chaſſiren die Herren den Damen nach, und ſtellen ſich zu ihrer Rechten, eine halbe Tour von vier Takten. — 40. Tour. Walztour. — 41. Tour. Alle acht Tänzer und Tänzerinnen geben ſich die Hände. Der erſte Herr chaſſirt mit ſeiner Dame durch das dritte Paar, und fallen ab nach ihren Plätzen, der Herr zur Rechten, und die Dame zur Linken. Alle laſſen die Hände nicht los, ſondern Alle folgen dem erſten Paare, welches einen halben Refrain ausmacht, dazu vier Takte. Das dritte Paar macht daſſelbe, chaſſirt durch das erſte Paar, dann das Paar zwei durch das Paar vier, eine halbe Tour. — 42. Tour. Alle Herren geben ihren Damen die rechte Hand, chaſſiren mit ihnen einmal herum, und nehmen dann ihre Damen unter den linken Arm, eine halbe Tour von vier Takten. Alle vier Herren geben ſich die rechte Hand, ſo daß es ein großes Kreuz bildet; ſo chaſſiren ſie eine Tour herum, wozu vier Takte gehören (eine halbe Tour). — 43. Tour. Dann ſchwenken die Herren ihre Damen links herum, und

die Damen geben sich alle die linke Hand, so, daß sie ein Kreuz bilden; dann chassiren sie wieder auf ihre Plätze. — 44. Tour. Walztour. — 45. Tour. Refrain: die vier Herren machen Ronde mit der Dame, die ihnen zur Linken steht; dann chassiren sie mit ihr herum, und geben ihr dabei die rechte Hand. Zu diesem Refrain werden acht Takte gebraucht. — 46. Tour. Nachher giebt der erste Herr seiner Dame die rechte Hand, die Dame die linke; der zweite Herr thut dasselbe mit seiner Dame; sie halten die Hände in die Höhe, chassiren herum, und das dritte und vierte Paar chassiren unter die Arme des ersten und zweiten Paars, das heißt, sie folgen sich hinter einander; dann bildet das Paar drei und das Paar vier dieselbe Figur, und die Paare eins und zwei chassiren unter den Armen durch. — 47. Tour. Der erste Herr giebt seiner Dame die rechte Hand, chassirt mit ihr herum, und stellt sich in die Mitte des Kreises; das dritte Paar folgt dem ersten Paare, so, daß sie ein halbes Kreuz bilden; eine halbe Tour von vier Takten. — 48. Tour. Das Paar zwei chassirt unter den Armen der beiden Herren durch, und der vierte Herr rechts bei dem ersten Paare durch. Die vierte Dame bei dem dritten Paare durch, vier Takte. — 49. Tour. Nachher chassiren sie wieder auf ihre Plätze zurück, ausgenommen, daß das Paar zwei seitwärts durchgeht, und das Paar vier in der Mitte durchgeht, vier Takte. — 50. Tour. Die Herren eins und drei chassiren wieder auf ihre Plätze mit ihren Damen, vier Takte. — 51. Tour. Walztour.

Durch diese Beschreibung einer Quadrille in allen ihren Touren wird man diesen Tanz kennen lernen, welcher Veränderungen derselbe fähig ist, und daß hierbei auch die Zahl der Personen gar nicht beschränkt ist, wenn es der Raum zuläßt. Eine Quadrille von acht Paaren nennt man eine Seise oder Sechzehn, von den sechzehn Personen, woraus sie besteht. Eine einfache Quadrille besteht gewöhnlich aus acht Touren, und so auch eine Seise. Bei der Quadrille eröff-

net die große Ronde den Tanz, welche die erſte und zweite Tour bildet. — Bei der dritten Tour (in zwei halben Touren, jede zu vier Takte oder vier Pas gerechnet) giebt der Herr ſeiner Dame die linke Hand, ſchwenkt ſie einmal herum, giebt dann der neben ihm ſtehenden Dame die rechte Hand, und macht mit ihr, in Allemandentour, Viertelspromenade. — Bei der vierten Tour macht jeder Herr dieſe Tour noch einmal mit der fremden Dame, und bekommt wieder eine andere. Dies iſt ebenfalls in zwei halben Touren zu vier und vier Pas eingetheilt. — Bei der fünften Tour fallen die vier Damen hinter dem Herren, wo ſie ſtehen, ab, geben ſich die linken Hände ins Kreuz, und chaſſiren um ihre Herren halb herum. — Bei der ſechſten Tour wird Chaine en huit gemacht. Eine Hand um die andere, nach ihren Plätzen, oder halbe große Chaine. — In der ſiebenten und achten Tour walzen alle vier Paare einmal herum. — Bei der Seiſe macht die erſte und die zweite Tour die große Ronde. — Bei der dritten Tour faßt das erſte Paar die achte Dame, das zweite Paar den dritten Herrn, das fünfte Paar die vierte Dame, das ſechſte Paar den ſiebenten Herrn an, und ziehen ſich in vier offene Ronden, während deſſen der vierte und achte Herr und die ſiebente und dritte Dame einmal Kreuz herum machen. — Bei der vierten Tour faſſen ſich die drei und drei Perſonen, welche ſich in offener Ronde in dieſe Figur gezogen haben, zu drei und drei Perſonen, die Hände übers Kreuz, an, und promeniren auf Viertelsplatz, während deſſen der vierte und achte Herr, die ſiebente und dritte Dame ganze Chaine machen. — Bei der fünften Tour machen alle ſechzehn Perſonen drei Ronden, doch ziehen ſich nur zwölf Perſonen halb auf den Stand der vierten Tour; die inwendig ſtehenden vier Perſonen machen ganze Ronde. — Bei der ſechſten Tour (in zwei halben) ziehen ſich die drei und drei Perſonen, welche Promenade gemacht

haben, nach ihrem ersten Stande in eine Linie, welches in vier Takten geschieht; dann machen drei und drei Personen Ronde auf ihre Plätze, während dessen die vier Personen, die in der Mitte stehen, chassiren. — In der siebenten und achten Tour walzen je zwei und zwei Paar an allen vier Ecken um einander herum, in zwei Touren. — 9) Die Polonaise, s. Th. 114, S. 603 u. f. Die Musik ist bei diesem Tanze gewöhnlich $\frac{3}{4}$ Takt, also etwas langsamer, als bei der Menuet, aber geschwinder, als die Deutsche Polonaise. In den Einschnitten und Cadenzen ist in der wahren Polonaise viel Eigenthümliches, was selten richtig von Ausländern nachgeahmt wird, worüber sich aber hier weiter nichts sagen läßt. Der Tanz ist feierlich, etwas gravitätisch; denn mehrere Paare führen sich im Kreise herum, und richten sich in ihren Bewegungen nach dem ersten Paare, welches den Tanz anführt. Der Schritt hat mehr Festigkeit und Nachdruck, als Leichtigkeit. „Es ist kein Tanz der Freude, der Liebe, der Galanterie, aber ein Tanz der Pracht und des edlen Stolzes." — 10) Der Walzer, der Nationalgesellschaftstanz der Deutschen, ein zu seiner Zeit, als er noch allein herrschte, und der Zweitritt, der Galopp, Schleifer, Länder ꝛc. noch nicht erfunden und in der Mode waren, oft laut verschriener, und doch immer noch sehr beliebter Tanz, der ursprünglich in Deutschland zu Hause ist, hat zur Musik den Trippeltakt. Die Tour besteht in einem Kreise, oder einer länglichrunden Figur, welche, so lange man Lust hat, durchgetanzt wird. Zuerst führt der Tänzer seine Dame in dieser Figur am Arme herum, bald aber umfassen sich beide, und setzen die Bewegung fort, indem sie sich um sich selbst herumdrehen. Bei diesem Tanze ist Alles kreisförmig-wirbelnde Bewegung, Alles dazu geschickt, Taumel zu erregen und die Sinne zu verführen oder zu berauschen. Es können viele Paare hintereinander herumwalzen, welches sich gut

ausnimmt, wenn Alle richtig in der Peripherie des Kreiſes bleiben, und Alle ſich nach dem erſten Paare richten, und zugleich führen oder walzen. Die Verſetzung der Füße beim Walzen hat einige Schwierigkeit. Die Pas des Tänzers und der Tänzerin müſſen in einander greifen, damit ſich ihre Beine nicht ſtoßen oder verwickeln. Aus einem anſtändigen Tanze kann der Walzer leicht in ein wildes Herumfliegen ausarten, wenn die Muſik zu geſchwind geht. Um ſich vor dem Schwindel zu bewahren, finden diejenigen, welche demſelben unterworfen ſind, es dienlich, immer ſeinen Mittänzer ins Geſicht und nicht auf die umliegenden Gegenſtände zu ſehen, die ſich alle im Kreiſe herumzudrehen ſcheinen.—Wie ſchon bemerkt worden, tadelte man im verwichenen Jahrhunderte die raſchen, und wie Einige wollen, nicht ganz ſittſamen Bewegungen dieſes Tanzes; man hielt ihn dem ernſthaften und keuſchen Charakter unſerer Vorfahren nicht angemeſſen. Was aber die raſchen Bewegungen betrifft, ſo muß man bedenken, daß der Tanz auf unſern Bällen viel wilder getanzt wurde und noch wird, als er eigentlich, dem gegebenen Tempo gemäß, getanzt werden ſollte, und ſolches trifft auch bei andern Tänzen ein. Wer nur einiges Gefühl für Rhythmus hat, der wird auf jedem Ball- und Tanzſaale ſogleich die übertriebene Geſchwindigkeit aller andern Tänze fühlen. „Es iſt zu verwundern, ſagt ein Schriftſteller, daß dieſer Geiſt der Uebereilung und Ueberſpannung in Tanz und Muſik ſo allgemein wird. Ein Adagio wird Andante, ein Andante wird Allegro, ein Allegro Preſto geſpielt, und Blaſe- und Seiteninſtrumente werden mehr und mehr in die Höhe geſtimmt.—Jenes wilde Herumſchleudern und hohe Springen liegt nicht in dem Charakter des Walzers, ſondern in dem Charakter unſerer leichten Herren und Damen. Uebrigens ſcheint es ſehr natürlich, daß Männer, deren ſtarke Nerven nur durch ſtarke Eindrücke in behaglichen Schwingungen geſetzt wurden, die im Ge-

tümmel der Schlacht oder des Turniers sich wohl befanden, und gern volle Humpen ausleerten, daß diese auch im Tanze an einer Art von Trunkenheit, an einem Taumel Geschmack fanden, der durch die drehende Bewegung des Walzers befördert wird." — Der rasche Gang des Walzers ist aber in neuester Zeit nichts gegen den Zweitritt oder Galopp, den Länder ꝛc., wo die Paare mit wildem Ungestüme im Saale umherfliegen, und die daher störend auf die Gesundheit einwirken. Diese letzteren Tänze hier näher zu beschreiben, wird überflüssig seyn, da sie überall bekannt sind. — Dieses sind die vorzüglichsten Tänze, die auf unsern Bällen vorkommen, einige andere, nicht so gewöhnliche sollen hier nur kurz erwähnt werden. Die ältern Tänze, die Aufsehen erregt haben, sind schon oben, S. 661, erwähnt worden. Die Pavane, dessen Benennung Einige von den Pfauen ableiten wollen, weil die tanzenden Personen gravitätisch wie Pfauen sich gegen einander brüsten, wollen Andere, vielleicht richtiger, von Padua ableiten, weil er aus dieser Provinz stammen soll, also von Paduane. Einige andere Tänze, wie die Sarabande ꝛc. sind übergangen worden, weil sie kein dauerndes Glück gemacht haben. — Die Nationaltänze: Masurisch, Hanakisch, Kosakisch ꝛc. haben zum Theil etwas Rohes in ihrem Charakter, ohne deshalb unangenehm zu seyn. Sie kommen auch in unserm gesellschaftlichen Tanze vor, besonders der Masurek, hauptsächlich aber auf der Bühne oder dem Theater. Fig. 100 stellt einen Hanakenpas dar*). In dem Kosakenpas wird das eine Bein stark gebogen und das andere ausgestreckt, so daß der Absatz den Boden berührt. Uebrigens lassen diese Tänze viele willkührliche Sprünge und Wendungen zu, die sich schwer beschreiben lassen, und die man sehen muß. — Die Hol-

*) Die Hannaken wohnen am Flusse Hanna in Mähren; sie haben viel Eigenes in Kleidung und Lebensart.

Auch soll man diesen Tanz, nach demselben Schriftsteller, des Nachts mit brennenden Laternen auf den Köpfen gehalten haben. Mit Reifen, welche mit Blumen und Laubwerk umwickelt sind, lassen sich auf dem Theater in Balletten sehr schöne Figuren machen. — Der Fahnentanz ist gleichfalls ein Gewerkstanz, der an Quartalumzügen ꝛc. von den Bäckern, Böttchern ꝛc., noch an vielen Orten von einem oder ein Paar Vortänzern aufgeführt wird, die auf der Straße dem Zuge vorantanzen, und mit der Fahne verschiedene Kunststücke machen, sie durch die Beine schlagen, in die Luft werfen, und wieder auffangen ꝛc. ꝛc. — Der Stöckertanz, Knüppeltanz, war auch eine Art Schwerttanz, den Taubert beschreibt, wo ein einziger Tänzer ein Solo mit zwei großen blanken Degen macht, oder auch mit zwei Bohnenstangen, wenn er keine Degen erhalten kann, und solches geschieht auf einem öffentlichen Platze nach der Pfeife oder sonst einem Instrumente, wobei sowohl mit den Degen als mit den Stangen verschiedene Kreuz- und Querhiebe gethan werden, und dieses mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man kaum merken kann, wo die Hiebe zugehen. Ein anderer ähnlicher Tanz, Solotanz, mit zwei gedrechselten Stöcken, ward gleichfalls mit diesen Stöcken getanzt, wobei der Tänzer auf den Fußboden hinter und vor sich schlägt, oder Luftstreiche macht.

Der Beschluß dieses Artikels im nächsten Theile.

Ende des Einhundert und neun und siebzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin.

072. S. 262.

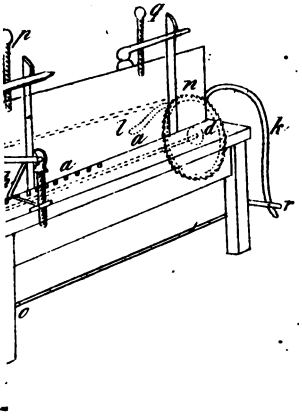
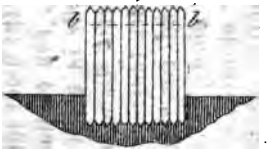


Fig. 9084. 180) S. 592.



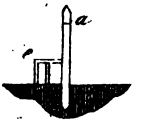
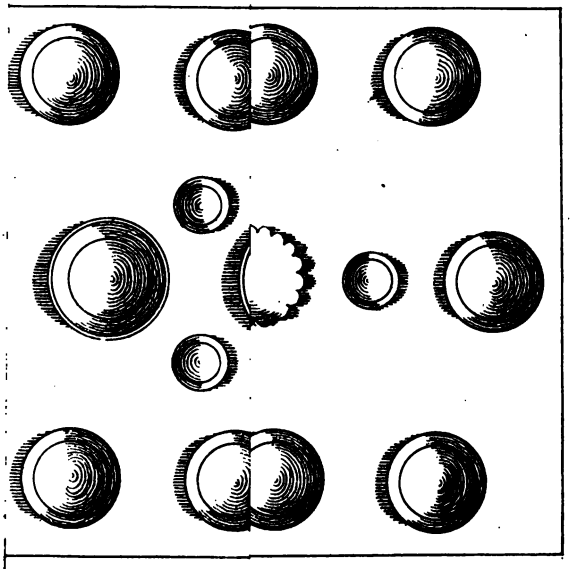
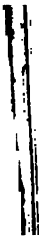


Fig. 908. Tab. III.



Tab. IV.
84.
90
91
99.



Stanford University Libraries
3 6105 014 896 976

AE
27
K8
v.179

STAC.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.